XIV. 6.
5.

KULTURPFLANZEN UND HAUSTHIERE

IN IHREM ÜBERGANG

AUS ASIEN NACH GRIECHENLAND UND ITALIEN

SOWIE

IN DAS ÜBRIGE EUROPA.

HISTORISCH-LINGUISTISCHE SKIZZEN

VON

VICTOR HEHN.

BERLIN, 1870.

GEBRÜDER BORNTRAEGER

ED. EGGERS.

Cas A 1308

Bibliotheca Casimiriana.

INHALT.

Seite.

Einleitung 1
Aussaugung durch Kultur 3
Urzeit 10
Weinstock 21
Feigenbaum 41
Oelbaum 44
Ansässigkeit, Baumzucht 60
Esel, Maulthier, Ziege 69
Bienenzucht 72
Steinbaukunst 73
Bier 79
Butter 91
Schluss 95
Flachs 97
Hanf 120
Lauch, Zwiebel 122
Kümmel 133
Senf 135
Linsen, Erbsen 137
Lorbeer, Myrte 143
Buchsbaum 151
Granatapfel 155
Quitte 161
Rose, Lilie 163
Viole 172
Safran 173
Dattelpalme 180
Cypresse 192
Platane 198
Pinie 205
Rohr 211
Papyrus 214
Cucurbitaceen (Kürbiss, Gurke, Melone) . . . 217
Haushahn 225
Taube 238

Pfau. 250
Perlhuhn. 260
Fasan. 263
Gans, Ente. 266
Zucht der Vögel. 269
Falkenjagd. 270
Pflaume. 275
Maulbeere. 278
Mandeln, Walnüsse, Kastanien. 283
Kirsche. 290
Arbutus, Medica, Cytisus. 294
Oleander. 300
Pistazie. 303
Terpentinbaum. 307
Mastixbaum. 309
Perükenbaum. 310
Sumach. 310
Styrax. 311
Pfirsich, Aprikose. 311
Obstzucht, Impfen und Propfen. 314
Agrumi (Citronen, Pomeranzen, Orangen). . . 321
Johannisbrodbaum. 334
Kaninchen. 337
Katze. 340
Ratte, Dachs, Hamster. 344
Büffel. 346
Rindvieh. 348
Hopfen. 349
Rückblick, Untergang des Alterthums. . 355
Neu-Europa. 366
Reis. 368
Mais. 375
Mohrhirse. 375
Buchweizen. 377
Araber. 380
Türken. 381
Tulpen, Blumen. 382
Amerika. 384
Cactus, Aloe. 385
Tabak. 386
Schluss. 387
Anmerkungen. 395

Dass die Thier- und Pflanzenwelt, also die ganze ökonomische und landschaftliche Physiognomie eines Landes im Laufe der Jahrhunderte unter der Hand des Menschen sich verändern kann, ist besonders seit der Entdeckung Amerikas ein unwidersprechlicher Erfahrungssatz geworden. Auf den neuentdeckten Inseln und in den von europäischen Ansiedlern besetzten Landstrichen der westlichen Hemisphäre ist während der letztverflossenen drei Jahrhunderte, also in ganz historischer Zeit, nach Erfindung der Buchdruckerkunst und gleichsam unter den Augen der gebildeten Welt, die einheimische Flora und Fauna durch die europäische oder eine aus allen Welttheilen zusammengebrachte verdrängt worden. So hat sich z. B. auf St. Helena die ursprüngliche wilde Vegetation auf den Bergstock im Innern der Insel zurückgeflüchtet, von einer neuen, ringförmig nachrückenden Flora umgeben, die im Gefolge des Europäers über den Ocean kam. [1]) Eine viel weitere auf zwei bis drei Jahrtausende sich erstreckende Uebersicht aber gewährt die Geschichte der organisirten Natur in Griechenland und Italien. Beide Länder sind in ihrem jetzigen Zustand das Resultat eines langen und mannichfachen Kulturprocesses und unendlich weit von dem Punkte entfernt, auf den sie in der Urzeit von der Natur allein gestellt waren. Fast Alles was den Reisenden, der von Norden über die Alpen steigt, wie eine neue Welt anmuthet, die Plastik und stille Schönheit der Vegetation, die Charakterformen der Landschaft, der Thierwelt, ja selbst der geologischen Structur, insofern diese erst später durch Umwandlung der organischen Decke hervortrat und dann die Einwirkungen des Lichtes und der atmosphärischen Agentien erfuhr, sind ein in langen Perioden durch vielfache Bildung und Umbildung vermitteltes Product der Civili-

sation. Jeder Blick aus der Höhe auf ein Stück Erde in Italien ist ein Blick auf frühere und spätere Jahrhunderte seiner Geschichte. Die Natur gab Polhöhe, Formation des Bodens, geographische Lage: das Uebrige ist ein Werk der bauenden, säenden, einführenden, ausrottenden, ordnenden, veredelnden Kultur. Die zwischen Festland und Insel die Mitte haltende Configuration des Landes, das gemässigte mittlere Klima, die Mannichfaltigkeit der historischen Verhältnisse, in der Urzeit die mehrmals wiederholte Einwanderung von Norden, der tyrische Seeverkehr, die griechischen Kolonien, die Nähe des gegenüberliegenden Afrika, die sich ausbreitende, alle Gaben und Künste des Orients hinüberleitende römische Weltherrschaft, dann die Völkerwanderung von Nordosten, die Herrschaft der Byzantiner und Araber, die Kreuzzüge, die Verbindung italienischer Seestädte mit der Levante, endlich nach Entdeckung Amerikas die enge politische Verbindung mit Spanien — aus diesen und andern Umständen und Schicksalen ist das Land hervorgegangen, wo im dunkeln Laub die Goldorangen glühn und die Myrte still und hoch der Lorbeer steht. Die Agave americana und der Opuntiencactus, diese blaugrünen Stachelpflanzen, die alle Ufer des Mittelmeers überziehen und so wunderbar zur südlichen Felsennatur und Gartenwirthschaft stimmen, sie sind erst seit dem sechszehnten Jahrhundert aus Amerika herübergekommen! Diese Cypresse neben dem Hause des Winzers, einsam und düster die ringsum verworren sich ausbreitende Fruchtfülle überragend, sie hat ihre Heimath auf den Gebirgen des heutigen Afghanistan, diese eigensinnig gewundenen, mit fliessendem grauem Laube bedeckten Oliven, sie stammen aus Palästina und Syrien, diese Dattelpalme im Hofe von San Giovanni e Paolo in Rom, ihr Vaterland ist Arabien oder die Oase am Rande der Sahara! So ächte Kinder hesperischen Bodens und Klimas diese und andere Kulturpflanzen uns jetzt scheinen, so sind sie doch erst im Laufe der Zeiten und in langen Zwischenräumen gekommen. Oft liegt ihre Geschichte mehr oder minder deutlich vor, oft aber muss sie aus zerstreuten und zweifelhaften Angaben zusammengelesen oder nach Analogien errathen werden.

Vielleicht aber wäre diese Umwandlung, so wie sie jetzt vorliegt, nichts als Verderbniss, Ausnutzung, versiegte Lebenskraft? Historische Mystiker haben nicht verfehlt, diese romantische d. h. kulturfeindliche Ansicht auszusprechen. Wie unser Geschlecht überhaupt von einem edlern Urzustand herabgekommen ist, wie wir die Werke Gottes nur zu vernichten verstehen, wie jedes Land und Volk seine Zeit hat, derselbe Process sich an Jedem der Reihe nach wiederholt, die Geschichte also nur ein immer wiederkehrender Naturvorgang ist, dem zuletzt durch die Wiederkunft des Herrn und das Gericht ein Ende gemacht wird, — so sind auch die klassischen Länder physisch abgelebt, ihre natürliche Ordnung zerstört, ihr Boden durch Aufsaugung der Kultur erschöpft und verbraucht. In Betreff Griechenlands hat diese Meinung auf den ersten Blick allerdings einigen Schein. E. Fraas erklärt in seiner Schrift: Klima und Pflanzenwelt in der Zeit, Landshut 1847, das jetzige Griechenland, welches in der Blüthezeit seiner Geschichte waldig, regnerisch, von wasserreichen Bächen und Flüssen durchströmt gewesen sei, für eine starre, in Folge der Ausrodung der Wälder wasserlose, der obern Erdschicht entkleidete, einem heissen Klima verfallene Wüste, für ein Land, das eines ergiebigen Ackerbaues und aller Industrie, zu der Holz erfordert wird, unfähig und folglich zum Wohnplatz einer ökonomisch entwickelten Gesellschaft ungeeignet sei. Diese Behauptung wird denn auch auf ganz Vorderasien ausgedehnt: Babylonien soll z. B. durch uralte Menschenkultur ausgenutzt und ohne Wiederkehr verdorben sein. Indess der Groll und manche getäuschte Hoffnung hat den mit Undank belohnten Baiern in jenem Urtheil offenbar zu weit geführt. Die Stellen der Alten sind einseitig ausgewählt; was dem Thema nicht dienen konnte, ist bei Seite gelassen, Manches im Eifer auch falsch gedeutet. Der Eingang des Vendidad z. B., wo über grosse Kälte geklagt wird, kann nicht beweisen, dass das Klima von Iran erst seit jener Zeit heiss geworden, da die Stelle entweder nur eine Erinnerung an die Urheimath des Zendvolkes d. h. an das Hochland am westlichen Rande Centralasiens enthält oder sich auf irgend eine der kalten Gebirgslandschaften bezieht, an denen es innerhalb des Gebietes der iranischen Stämme nicht fehlt. Der Umstand, dass zu Alexanders des Grossen Flotte auf dem Euphrat Cypressenholz genommen wurde, fällt gleichfalls nicht sehr ins Gewicht, denn erstens galt seit den ältesten Zeiten der phönizischen Seefahrt die Cypresse für ganz besonders zum

Schiffbau geeignet, zweitens — wer sagt uns, ob Babylonien jemals reich an schwerem festem Hochwald gewesen sei? — Dass Griechenland jetzt weniger belaubt ist, als zu Homers und vor Homers Zeit, ist sicher; dass aber z. B. der Peloponnesus in manchen Gebirgsgegenden jetzt dichtere Eichen- und Fichtenwälder trägt, als damals, wo das Land bevölkert und mit Städten besäet war, ebenso dass Attika schon zu Perikles und zu Alcibiades Zeit dürr war, wie heute — ist gleichfalls unleugbar. Der Ilissus heist bei Plato auch nur ein *ὑδάτιον* und erst durch Pisistratus sollte das bis dahin kahle baumlose Attika mit Oelbäumen bepflanzt worden sein (Dion. Chrysost. or. 25 p. 281 c.). Waldzerstörung ist eine Phase, aber nicht das letzte Wort der Kultur. Wenn auf einem jungfräulichen Boden eine Menschengesellschaft die ersten Schritte zur Bildung thut, da muss der Urwald dem nächsten Bedürfniss weichen, da wird an Wahl und Schonung nicht gedacht. Jeder schöpft nach Belieben aus dem unerschöpflichen Vorrath, der wie die Luft Allen gleich geschenkt ist. Ja, der Ausroder des Waldes erscheint auf dieser Stufe als ein Wohlthäter und hülfreicher Heros. In den Wald vorzudringen war in jenen Urzeiten in der That schwieriger, als man jetzt denkt, ein Werk, das fast übermenschliche Anstrengungen forderte. Theophrast (H. pl. 5, 8, 2.) erzählt von einem Versuch der Römer, auf der Insel Corsica eine Niederlassung zu gründen, der aber an der Undurchdringlichkeit des Waldes scheiterte: die Ankömmlinge wurden vom Dickicht so zu sagen zurückgeschlagen. Belehrend in dieser Hinsicht ist auch die Stelle des Strabo, 14, 6, 5: *φησὶ δ' Ἐρατοσθένης τὸ παλαιὸν ὑλομανούντων τῶν πεδίων, ὥστε κατέχεσθαι δρυμοῖς καὶ μὴ γεωργεῖσθαι, μικρὰ μὲν ἐπωφελεῖν πρὸς τοῦτο τὰ μέταλλα, δενδροτομούντων πρὸς τὴν καῦσιν τοῦ χάλκου καὶ τοῦ ἀργυροῦ, προςγενέσθαι δὲ καὶ τὴν ναυπηγίαν τῶν στόλων, ἤδη πλεομένης ἀδεῶς τῆς θαλάττης καὶ μετὰ δυναμέων· ὡς δ' οὐκ ἐξενίκων, ἐπιτρέψαι τοῖς βουλομένοις καὶ δυναμένοις ἐκκόπτειν καὶ ἔχειν ἰδιόκτητον καὶ ἀτελῆ τὴν διακαθαρθεῖσαν γῆν.* Eratosthenes also sagte (zunächst von der Insel Cypern, aber der Vorgang ist typisch), Wald habe vor Alters alle Ebenen bedeckt und den Anbau gehindert; der Bergbau habe ihn ein wenig gelichtet; dann sei die Schifffahrt gekommen, die gleichfalls viel Holz verbraucht habe; da aber auch damit die Wildniss nicht bezwungen worden, habe man Jedem erlaubt, niederzuhauen und sich anzusiedeln, wo er wolle, und ihm das also gewonnene Stück Land als sein steuerfreies Eigenthum zugesprochen. Und erst

diese letzte Massregel — setzen wir in seinem Sinne hinzu — schuf Licht und Kultur. Je weiter der Wald sich zurückzog, desto freundlicher wurde die Natur, desto mannichfaltiger ihre Gaben an Kräutern und Früchten, denn der ununterbrochene Urwald duldete auf dem mit Fichtennadeln oder gerbstoffhaltigen Blättern bedeckten ewig beschatteten Boden nur eine beschränkte und einförmige Vegetation. Erst lange nachher kehrt sich nach dem Gesetz der drei Momente dies Verhältniss um; der Mangel an Holz, an Schatten und Feuchtigkeit erweckt die Klage nach der entschwundenen Naturfrische; es regt sich gleichsam das Gewissen; jetzt wird mit bewusster Absicht dem Walde sein Bestehen innerhalb gewisser Grenzen gesichert oder, da wo er ganz fehlt, Anpflanzung unternommen, wie schon heute in mehreren europäischen Staaten geschieht. Ehe aber rationelle Wirthschaft wieder gut machen kann, was vorausgegangene Generationen unbefangen verdorben haben, tritt häufig aus andern historischen Gründen Verwilderung ein, so dass das Land theils als wie von der Kultur verbraucht, theils als der blinden menschenfeindlichen Natur anheimgefallen (z. B. durch Versumpfung) sich darstellt — auf welchem Punkte Griechenland jetzt steht. Zu keiner Zeit aber ist dies Land feucht und dunstig, wie England gewesen, immer lag es Afrika nahe und schon die Alten haben Ziegen gehalten, Cisternen angelegt und künstlich bewässert. — Von Fraas hat sich wohl auch E. Curtius imponiren lassen, wenn er in der Einleitung zu seiner Bereisung des Peloponnesus (I, 53—55) auf Griechenlands physische Natur so düster und hoffnungslos blickt. Dass sich bei den Philosophen, namentlich Plato, Stellen finden, nach denen die Erde und insbesondere Hellas als gealtert, als blosses einst bekleidetes Todtengebein erscheint — was will das sagen? Plato war seinem ganzen Charakter nach ein elegischer Idealist und Seneca, wenn er den Ausdruck: *loci senium* gebraucht, erscheint auch hierin als Vorläufer des Christenthums. Ist es nicht auch bei uns ein allgemein verbereitetes Gefühl und hört man nicht alle Tage sagen, dass das Klima sich verändert habe, dass in den Jugendtagen des Sprechenden die Menschen kräftiger und gesunder, der Boden ergiebiger u. s. w. war? Der alte Schiffer, mit dem Julius Fröbel (Aus Amerika, Theil 1.) die Ueberfahrt von New-York nach Chagres machte, behauptete sogar, die Passatwinde hätten während seiner Lebenszeit an Kraft und Regelmässigkeit eingebüsst. Aus der zunehmenden Schlechtigkeit der Welt hat

man unzählige Male das bevorstehende Ende aller Tage gefolgert. Lassaulz, ein anderer Münchener Romantiker, prophezeite vor nicht langer Zeit den Untergang der westeuropäischen Civilisation (der ihm einerlei war mit dem der Kirche) und setzte schon die Slaven als Erben ein. Solchen Stimmungen und Phantasien gegenüber giebt es jetzt Widerlegungsgründe, die den ältern Zeiten nicht zu Gebote standen, nämlich die Zahlen der Statistik und die Rechnungen der Naturwissenschaft. E. Curtius schliesst mit den Worten: »Ein Theil dieser Uebelstände (die durch Ausrodung der Wälder sich ergeben haben) kann wieder gehoben werden, wenn von Neuem die gestörte Ordnung der Natur hergestellt wird. Andere Schäden kann keine zweite Kultur ersetzen, so wenig wie im organischen Leben erstorbene Kräfte durch Kunst wieder erzeugt werden können.« Welches sollen dieses unersetzlichen Schäden sein? Humuserde kann im Terrassenbau auf die Berge geschafft, stockende Flüsse können gereinigt, versumpfte Ebenen durch Kanalbauten entwässert werden; die Wälder würden, wenn man sie gegen Ziegen und die Feuer der Hirten schützte, in diesem glücklichen Klima in nicht allzulanger Zeit wieder die Abhänge der Berge bedecken. Was wäre dem Capital hier unmöglich und welche Kräfte wären hier auf immer erstorben? Die allgemeinen Naturverhältnisse, deren der Mensch nicht Herr werden kann, bestanden im frühesten Alterthum, wie jetzt. Die Fluthen plötzlich einbrechender Gewitterstürme z. B. werden sich immer zerstörend ins Thal stürzen, Bäume und Felsen mit sich fortreissen, wie in Homers Zeit, und wenn sie abgeflossen, sogenannte Rheumata d. h. trockene Kiesgründe hinterlassen, Dinge die in den Ebenen Mitteleuropas, wo der Regen oft tagelang vom grauen Himmel träufelt, nicht zu befürchten sind. Was sich nordischen Reisenden, die ein ideales Griechenland in der Vorstellung mitbringen, als Verderbniss in der Zeit darstellt, ist zum Theil Charakter südlicher Länder und Klimata überhaupt. Die Mängel, über die geklagt wird, sind mit allem Zauber und Segen dieser der Sonne näher liegenden Gegenden unauflöslich verknüpft. Man überschätze auch nicht den Einfluss der Wälder auf das Klima. Es ist damit gegangen, wie oft mit neuen Gesichtspunkten: man pflegt sie allzu ausschliesslich geltend zu machen. In dem vorliegenden Falle kam noch das Interesse poetischer Gemüther und besonders das des feudalen Adels hinzu, der für grössere Besitzstücke kämpfte, sein Jagdrevier nicht wissen wollte und diesmal glücklich war, mit den neuen Lehren der Boden-

wirthschaft und Nationalökonomie Chorus machen zu können. In der That aber hängen die klimatischen und Witterungsverhältnisse der europäischen Länder im Grossen gar nicht von der Pflanzendecke des Bodens ab, sondern nächst der geographischen Breite von weitgreifenden meteorologischen Vorgängen, die von Afrika und dem atlantischen Ocean bis zum Aralsee und Sibirien reichen.

Umsichtiger als Fraas hat Professor Unger in Wien die Frage, ob der Orient von Seite seiner physischen Natur · einer Wiedergeburt fähig sei, mit Ja beantwortet (Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise in Griechenland und in den jonischen Inseln, Wien 1862, S. 187 ff.). Unger widersetzt sich auch der Annahme, als gebe es einen marasmus senilis der Natur und als grabe die Civilisation sich ihr eigenes Grab. Man bilde nur die Menschen um, die diesen Boden bewohnen: der Boden selbst hat von seiner schöpferischen Kraft nichts eingebüsst; er verlangt nur Schonung und Nachhülfe. Könnten z. B. nur die Ziegenheerden verringert oder zu Hause gefüttert werden, so würde sich die Strauchvegetation in kräftigen Wald verwandeln und die Xirowuna oder Trockenberge sich wenigstens mit Gestrüpp bekleiden, ohne irgend eine künstliche Pflanzung oder Terrassirung. Die Strandkiefer und *quercus aegilops* würden bald nicht mehr die einzigen Bäume sein, die dem Reisenden auf Ausflügen in Griechenland begegnen. Wie viel Menschenalter nöthig wären, den Orient wieder zu belauben, ist schwer zu bestimmen, doch ist unter diesem Himmel die Zeugungs- und Heilkraft der Natur erstaunlich. Und wie mit der Vegetation, steht es auch mit manchen andern Einbussen, die das Land seit dem Alterthum erlitten hat. Manche Häfen z. B., die die Alten benutzten, sind jetzt versandet, aber dafür giebt es andere, noch schönere, die der kleinen Schifffahrt der Alten zu gross und tief waren, aber den jetzigen Mitteln und Massstäben grade entsprechen. Man sieht, ob Griechenland, Kleinasien, Syrien, Palästina, diese jetzt so verwahrlosten Länder, einer neuen Blüthe sich erfreuen sollen, hängt allein von dem Gange der Welt- und Kulturgeschichte ab: die physische Natur würde kein unübersteigliches Hinderniss in den Weg stellen. Auch liegt dem Urtheil, dass diese Gegenden für immer ausgenutzt seien, keine wirthschaftliche oder naturwissenschaftliche Beobachtung, vielmehr nur falsche geschichtsphilosophische Theorie zu Grunde.

Von einem andern, aber gleich trüben Gesichtspunkt aus haben Jünger einer neuern Wissenschaft, der Agricultur- und Bodenchemie,

dem Orient und den Ländern um das Mittelmeer das Urtheil gesprochen und schon die Todtenklage angestimmt. Der Ackerbau, Jahrhunderte und Jahrtausende fortgesetzt, erschöpft den Boden und zwingt den Menschen, in ein frisches Land zu wandern. Die Stoffe, die zum Wachsthum der Pflanzen und zur Fruchtbildung nöthig sind, Alkalien, phosphorsaure Salze u. s. w., sind auf einer gegebenen Bodenfläche nur in einem gewissen begränzten Masse vorhanden: ist durch lange auf einander folgende Erndten dieser Vorrath verbraucht und dieses Mass erreicht, so trägt der Acker keine Frucht mehr, wie ein ausgebeutetes Bergwerk kein Metall mehr liefert. Durch die Brache gewinnen die im Boden enthaltenen Mineralien nur Gelegenheit zu verwittern, lösbar zu werden: die Zeit schliesst, so zu sagen, den Boden nur auf: aber weiter geht ihre Macht nicht und wo jene Mineralien ihm einmal genommen sind, da kann auch die Ruhe dem Acker nichts helfen. Die sorgfältigste Bearbeitung wirkt nur dahin, die chemischen Processe, die die Bestandtheile des Bodens erleiden müssen, um von der Pflanze ergriffen zu werden, zu erleichtern und zu beschleunigen, aber neue Bestandtheile der Art kann sie nicht schaffen. Durch Düngung geben wir dem Boden einen Theil dessen wieder, was wir von ihm empfangen, aber eben nur einen Theil, und im Laufe der Jahrhunderte muss diese Differenz sich so häufen, dass auch der einst reichste Acker die menschliche Arbeit nicht mehr belohnt. Jede Erndte, die ausser Landes geht, jedes Getreideschiff, das den Ertrag einer ackerbauenden Gegend über See entführt, ist eine direkte Schmälerung des im Boden liegenden Kapitals. Was die Städte verzehren, ist dem Lande entzogen und kommt ihm gar nicht oder in geringem Masse wieder zu. Der Abfall der Thiere und Menschen, das Laub der Bäume, der Verwesungsstaub des organischen Lebens wird von Stürmen verweht, von Strömen fortgerissen und von beiden endlich dem Ocean, dem letzten grossen Behälter, überliefert. Was London verbraucht, haben die Grafschaften hergeben müssen und wird durch die Themse in die Abgründe der Nordsee versenkt. Wie mit London, so war es einst mit Babylon, mit Rom, so mit den unzähligen städtischen Ansiedelungen des Alterthums; die umgebenden Landschaften liegen jetzt kraft- und hülflos da und es ist keine Hoffnung, dass sie je wieder aufleben könnten, da durch eine frühe begonnene und lange fortgesetzte Kultur alle der Umwandlung in Pflanzenleben fähigen Stoffe aufgesogen und entfernt worden sind. — Ist dieser Gedanken-

gang richtig, so steht der ganzen Erde dasselbe Geschick bevor, das die Länder des Alterthums bereits betroffen hat. Auch England wird keinen Weizen mehr tragen, wie einst auch sein Kohlen- und Eisenvorrath erschöpft sein wird; dann wird Mexico noch fruchtbar sein, für welches aber auch der Tag der ewigen Ruhe kommen wird; und so weiter durch alle Länder beider Hemisphären durch. Und was der Mensch durch seine Nutzung nur beschleunigt, das muss auch auf dem Wege des natürlichen Pflanzenlebens, auch wenn es nie einen Menschen gegeben hätte, als letzte Folge sich ergeben. Dann wird auch, setzen wir noch hinzu, alles Gebirge auf Erden durch die Kraft der Wasser und Winde und der Verwitterung geebnet sein und die Sonne, die immerfort Wärme abgiebt, ohne dass ihr die verlorene durch irgend Etwas, so viel wir wissen, ersetzt wird, todt und kalt sein und mit ihr die Erde und der Mensch. Glücklicher Weise können wir die Zeit, in der dies Alles sich vollziehen wird, auch nicht annähernd berechnen und haben unterdess Freiheit abzuwarten, ob in unserer Schlusskette sich nicht irgend ein Glied als unhaltbar erweist und damit die ganze Voraussage trügerisch und zur hypochondrischen Chimäre wird. Wie langsam der Process ist, wenn er wirklich so vor sich geht, bestätigen gerade die klassischen Länder. Was das Meer empfangen hat, das giebt es durch das Vehikel aufsteigender Dämpfe, die als Regen niederstürzen, dem Lande in irgend einem Masse wieder zurück, und wenn die Wasser mit dem Raube des Landes der Küste zueilen, so stürzen sie auf der entgegengesetzten Seite von der Höhe der Gebirge herab und schwemmen feste oder aufgelöste Erden der Berggegend, aus der sie kommen, auf die Aecker und Wiesen in der Tiefe nieder. Zwar, wenn die Campagna von Neapel fruchtbar ist, wie vor zwei oder dreitausend Jahren, so mag dies an der Unerschöpflichkeit vulkanischer Asche liegen; wenn der Boden Aegyptens noch heute den Fleiss des Menschen so überschwenglich lohnt, wie im grauesten Alterthum, so sind es die Gebirge und tropischen Einöden des Innern, die ihm durch die Quellarme des Nil jedes Jahr neue Kräfte zusenden, — aber auch abgesehen von solchen Ausnahmen giebt es, wie man dreist behaupten darf, im Gebiet der Länder des Mittelmeers keinen Punkt, auf dem nicht bei rationeller Arbeit der Erdboden denselben oder grössern Ertrag abwürfe, als zur Zeit der Alten. Die Klage über fortschreitende Minderung des letztern geht dort entweder aus jener Selbsttäuschung hervor, nach welcher wir die

unbefriedigten Wünsche der Gegenwart in die ideal gedachte Vergangenheit als Wirklichkeit zurückverlegen, oder sie erklärt sich, wenn sie begründet ist, aus der mangelhaften Wirthschaft, dem groben Raubsysteme, der Abwesenheit des Kapitals, der unrichtigen oder gar nicht berechneten Fruchtfolge, den elenden noch aus der Zeit der ersten Anfänge stammenden Ackerwerkzeugen, mit einem Wort der Unwissenheit und Armuth der Landbevölkerung. Sieht man, was in jenen Ländern noch wächst, wie üppig noch jetzt bei einigermassen vernünftiger Kultur die verlangte Frucht dem Boden entsteigt, den schon die ältesten Geschlechter nutzten, dann beruhigt man sich über die continuelle Verarmung der Erde, die uns nährt, und entschliesst sich leicht, den Zeitpunkt noch für fern zu halten, wo sie als todte Schlacke dem verzweifelnden Erben glücklicherer Ahnen zu Füssen liegen wird.

Dass übrigens die Balkan-Halbinsel im Vergleich mit der des Apennin so tief gesunken ist, erklärt sich durch denselben Umstand, der ihren frühzeitigen Eintritt in die Geschichte bewirkt hat, — die Nähe Asiens. Von dort kam in ältester Zeit Bildung aller Art, von dort aber auch später geistige Gefangenschaft, entnervende Knechtschaft, unedles Blut. Von Nordosten drangen mordbrennerische Horden vor, schiefäugige Reitervölker mit Filzdecken, Läusen und gesäuerter Pferdemilch, mit Lederpeitschen, grausamen Begräbnissen und Badstuben, in denen sie vor Wonne heulten. Byzanz war eine griechisch redende, aber in Regiment und Sitten asiatische Stadt, wie Rom nie gewesen ist und nie werden konnte. Griechenland ward von Slaven und Albanesen bevölkert, von turanischen Osmanen erobert und beherrscht. Italien hat keine germanischen Ortsnamen, Griechenland wimmelt von slavischen.

Als die grosse arische Wanderung den beiden Halbinseln, die nachher der Schauplatz der klassischen Bildung wurden, die ersten Bewohner höherer Race gab, von denen wir historisch wissen, da waren diese Länder — so dürfen wir uns die Sache denken — von einer dichten schwer zu durchdringenden Waldung düsterer Fichten und immergrüner oder laubabwerfender Eichen bedeckt, dazwischen in den Flussthälern mit offenen Weidestrecken, auf denen die Rinder der Ankömmlinge sich zerstreuten, reich an nackten und kräuterbewachsenen Felsabstürzen, an denen die

Schafe rupfend auf- und abkletterten und von deren Gipfel hin und wieder das öde unfruchtbare Meer sichtbar wurde. Das Schwein fand reichliche Eichelnahrung, der Hund hütete die Heerde, wilde Bienenstöcke lieferten Wachs und Honig, wilde Apfel-, Birn- und Cornelkirschenbäume boten saure harte Früchte zum Genuss, gegen den Hirsch und Eber, den wilden Stier und den raubgierigen Wolf ward der Pfeil vom Bogen geschnellt oder der mit scharfem Stein bewaffnete Speer geschwungen. Das Jagdthier und das Thier der Heerde gab Alles, sein Fell zur Kleidung, seine Hörner zu Trinkgefässen, seine Därme zu Bogensehnen, sein Geweih und seine Knochen zu Werkzeugen und den Handgriffen derselben; rohes Leder war der vorherrschende Stoff, die steinerne oder hörnerne Nadel diente zum Nähen und Befestigen desselben (*suere* ist das uralte Wort für Lederarbeit, man vergleiche *sutor*, der Schuster, *subula*, die Ahle, slav. *śilo*, Pfriemen, Stachel, gr. *κάσσυμα*, das Leder u. s. w.). Mit Leder war der auf dem Wasser schwimmende Kahn überzogen, mit Riemen das Zugthier vor dem Wagen angeschirrt und die Peitsche, die zum Antreiben diente, bewaffnet. Die Wolle der Schafe ward ausgerupft und zu Filzdecken und zu Filztüchern zusammengestampft, besonders zum Schutze des Hauptes (gr. *πῖλος*, deutsch mit der gewöhnlichen Erweiterung des Stammes: Filz, lat. *pileus*, der Hut, Hesiod. Op. et d. 545:

κεφαλῆφι δ' ὕπερθεν
πῖλον ἔχειν ἀσκητόν, ἵν' οὔατα μὴ καταδεύῃ).

Aus dem Bast der Bäume, besonders der Linde, und den Fasern mancher Pflanzenstengel, besonders der nesselartigen, **flochten** die Weiber (das Flechten ist eine sehr alte Kunst, die Vorstufe des Webens) gewebeartige Zeuge und Jagd- und Fischernetze. Milch und Fleisch war die Nahrung, das Salz ein begehrtes Gewürz, das aber oft schwer zu erlangen war und dem am Meeresufer, in der Pflanzenasche u. s. w. nachgegangen wurde.[2]) Auf dem Räderwagen, einer sehr frühe erfundenen Maschine (die Wörter *rota*, Rad, *axis*, die Achse, und *jugum*, das Gespann, gehen durch alle verwandten Sprachen vom Indus bis an den atlantischen Ocean), die ganz aus Holz zusammengefügt war und an welcher Holzpflöcke die Stelle der spätern eisernen Nägel vertraten, ward die Habe der Wanderer, ihre Melkgefässe, Felle u. s. w. mitgeführt. Zur Wohnung diente im Winter die natürliche oder, wo diese fehlte, eine unterirdische, künstlich gegrabene Höhle (die

von Xenophon beschriebenen *οἰκίαι κατάγειοι* der Armenier, die *demersae in humum sedes* und *specus aut subfossa* der Satarchen bei Pomponius Mela, die *defossi specus* der Scythen, die *subterranei specus* der Germanen, die gegen die Kälte von oben mit Mist bedeckt waren, alt- und mittelhochd. *tunc*, woher unser Dung, Dünger, *screona* in der lex Salica, altfranzösisch *escregne* u. s. w.), sonst aber kegel- oder cylinderförmige (*θολοειδεῖς*, Strab. 4, 4.) aus Holz und Flechtwerk (*ἐκ σανίδων καὶ γέρρων*) errichtete leichte Häuser (*domus*) oder Hütten (*καλύβαι*), die mit der Zeit bei grösserer Ansässigkeit sich zu offenen Weilern sammelten, wie ja auch die Wagen zu gemeinsamer Ruhe zusammengefahren werden (die Griechen wohnten nach Thucydides vor Alters *κατὰ κώμας*, dies Wort aber, eins mit gothisch *haims* und litauisch *kaimas*, bedeutet ursprünglich Lager, Ruhestätte). Je weiter nach Süden, desto leichter wurde es, das Vieh zu überwintern, das im höhern Norden während der rauhen Jahreszeit sich nur kümmerlich erhielt und unter ungünstigen Umständen massenhaft zu Grunde gehen musste — denn die Kunst des Heumachens ist eine späte und fand sich erst im Gefolge des ausgebildeten Ackerbaues ein. — Indess dauerte es lange, ehe der Strom der Einwanderung stille stand; neue Schaaren drängten nach, ein Stamm schob den andern auf verschiedenen Wegen weiter nach Süden oder seitwärts durch's Gebirge von Thal zu Thal, über steile Joche, längst dem Laufe der Stromrinnen. Dass bei einem viehschlachtenden Volke die Kriegssitte blutig war, die Gefangenen, wie bei den Cimbern, ja noch bei den Germanen des Tacitus, geschlachtet, die Sklaven zu grösserer Sicherheit verstümmelt oder, wie bei den Scythen, geblendet wurden; dass den Göttern auch Menschen zum Opfer fielen, wie noch in historischer Zeit, z. B. bei den Athamanen; dass die Nachrückenden immer wilder und kriegerischer waren, als die Vorausgegangenen und bereits in günstiger Landschaft Angesiedelten — dies Alles lag in der Natur der Sache. Zur Zeit, wo die erste Dämmerung der Geschichte über diesen Gegenden anbricht, lässt sich etwa Folgendes erkennen. Das Volk, welches später unter dem Namen der Hellenen die Welt mit seinem Ruhm erfüllen sollte, mag an der Ostseite des adriatischen Meeres durch Gebirge und Wälder bis Dodona in Epirus sich durchgekämpft haben, an welche Gegend die Nachkommen ihre ältesten Erinnerungen und Vorstellungen frühesten Gottesdienstes und primitiven Lebens knüpften. Hier war ein Haltepunkt; von

hier gingen die beiden nationalen Gesammtnamen aus, der der Hellenen, der später mehr im Westen Geltung gewann, und der der Griechen, *Γραικοί*, der im Osten der Halbinsel haftete und von da den gegenüberwohnenden Italern zukam, nachmals aber im Mutterlande wieder erlosch. Von Epirus ging der Einwanderungszug, ohne Zweifel wilden Drängern von Norden ausweichend, über schwierige Gebirge nach Thessalien, wo ein zweites sehr altes Dodona lag, und erfüllte von dort in weiterer Ausbreitung die angrenzenden Landschaften, die erreichbaren Inseln und die südlichste fast von allen Seiten vom Meer umflossene Halbinsel. Als in einer viel spätern Epoche der kleine Stamm der Dorer von seiner Heimath am Parnassus erobernd den Peloponnes überzogen hatte, da war die vorbereitende Zeit der Mischung und der unstäten Hin- und Herzüge geschlossen und die Bevölkerung der Halbinsel im Wesentlichen in den festen Sitzen angesessen, in denen sie uns seitdem die Geschichte zeigt. Ueberall wird der eigentlich griechischen Zeit die der Pelasger als vorausgehend gedacht, ein Name, in dem entweder nur die Vorwelt und ältere Kulturform als solche personificirt (Pelasger am wahrscheinlichsten so viel als Altvordern, die Altersgrauen),[3] oder die Erinnerung an einen bei der Einwanderung den eigentlichen Griechen vorausgegangenen und allmählig von diesen absorbirten Zweig desselben Volkes erhalten worden ist. Wie mit den Pelasgern verhält es sich mit den frühzeitig verschwindenden Stämmen, die wir unter dem Namen der Leleger (wohl so viel als *Selecti*, Erlesene, in anderer Form Lokrer) zusammenfassen können und die sich als zerstreute Trümmer von Westgriechenland über die Inseln bis an einzelne Punkte der kleinasiatischen Küste verfolgen lassen. Sie gehörten wie die Pelasger zu den Ersten des grossen Einwanderungszuges und wurden von nachrückenden Haufen zersprengt oder unterjocht oder über das Meer gejagt; ihr Ausgangspunkt war, so viel wir sehen können, Akarnanien nebst den davor liegenden Inseln.[4]) In dieser ältesten Zeit ist die Völkerscheidung noch keine bestimmte und Uebergänge führen nach allen Seiten hin. Erst die fortgehende Bildungsgeschichte schuf den Gegensatz zwischen Barbaren und Hellenen; ethnologisch verwandte Stämme, die aber auf ältern Stufen der Kultur verblieben waren und deren Mundart nicht mehr verstanden wurde, erschienen als fremden und ungewissen Blutes. Zu solchen Halbhellenen mit vermittelnder Zwischenstellung gehörten später die Aetoler und Akarnanen, wei-

ter hinauf die Thesproten und Molosser in dem einst griechischen Epirus, auf der entgegengesetzten östlichen Seite das nachher grosse und ruhmreiche Volk der Makedonen (so viel als die Langen, wie umgekehrt die Minyer so viel als die Kleinen). Sie bildeten den Uebergang zu den beiden weit ausgebreiteten Völkern der Thraker östlich und der Illyrier westlich, die zwar der indoeuropäischen Familie angehörten, also auch den Hellenen nicht absolut fremd waren, dennoch aber wegen langer Trennung und abweichender Schicksale bereits in so weitem Abstand sich befanden, dass bei der Berührung kein unmittelbares Gefühl der Bluts- und Kulturverwandtschaft mehr sprach. Ob diese massenhaft dort gelagerten Stämme dem in den Süden fortgezogenen Urvolke der Griechen erst südlich der Donau nachgerückt oder ob dieses sich kämpfend an ihnen vorbeigedrängt habe, bleibt in Dunkel gehüllt, obgleich Pott, Ungleichheit menschlicher Rassen, S. 71, das Letztere glaubt annehmen zu dürfen. Dass uns aber die Sprache beider Völker auf immer verloren gegangen ist, bleibt für die Aufhellung der früheren Schicksale des Indogermanismus auf europäischem Boden eine schwere Einbusse. In diesen Sprachen wäre uns der Schlüssel für so manches Problem der Theilung und Wanderungsrichtung und allmähligen Succession der Hauptglieder dieses Völkersystems gegeben gewesen. Denn die Thraker mit den zu ihnen gehörenden Geten und Daken und die Illyrier mit ihren Nebenzweigen, den Pannoniern und Venetern, bilden die Centralmasse, von der nach allen Seiten verbindende Fäden auslaufen. Sie standen den Griechen nahe, aber auch den Phrygiern und durch diese den Armeniern und iranischen Stämmen, mit welchen letztern sie ohnehin durch Scythen und Sarmaten sich unmittelbar berührten; nicht geringe Spuren verknüpften sie gleichzeitig mit den nördlichen Lituslaven und Germanen und mit den westlichen Kelten. Indem uns so in der Reihe der Sprachen und also der Völker ein wichtiges Glied fehlt, bleiben wir für die Gruppirung derselben auf vereinzelte Beobachtungen angewiesen, deren Gewicht der Eine so, der Andere anders schätzen kann. Zwar scheint vom Illyrischen wenigstens ein kostbarer Rest in der heutigen albanesischen Sprache erhalten. Allein dieses Idiom liegt in junger sehr entstellter Form vor; es ist von Einwirkungen der es umgebenden Zungen in alter wie in neuer Zeit tief durchdrungen worden; was diesem fremden Einfluss und was der Urverwandtschaft zuzutheilen sei, muss oft zweifelhaft bleiben und Alles zu-

sammengenommen hat bis jetzt die ohnehin vielbeschäftigte vergleichende Sprachwissenschaft abgehalten, auf diesem Boden, der vielleicht noch manches verbirgt, die Ausgrabung in grösserem Maass vorzunehmen.[5]) — Die Thraker (scheint eine griechische Benennung, die Rauhen oder die Gebirgsstämme, von τραχύς mit vertauschter Aspiration) hatten frühe asiatische Kulturwirkung erfahren und in ihren südlichsten Zweigen frühe eine solche auf den Norden Griechenlands geübt: die Illyrier führen uns auf der entgegengesetzten Seite zur Schwesterhalbinsel Italien. Dort hatten Illyrier unter dem Namen Veneter, Heneter, Eneter nicht bloss das Mündungsland des Po und der übrigen Alpenflüsse besetzt, sondern auch, wie mancherlei Namensspuren verrathen, ja selbst directe Zeugnisse bestätigen, schon frühe längst der ganzen Ostküste bis tief an die südliche Spitze sich ausgebreitet, ohne indess den Apennin zu überschreiten. Zu dem illyrischen Stamm mögen auch die Messapier und Japygen im Südosten der Halbinsel nebst den Nachbarvölkchen zu rechnen sein. Auf dem grossen Völkerwege um den venetischen Meerbusen herum, die italischen Illyrier entweder vor sich und zur Seite schiebend oder umgekehrt von diesen vorwärts nach Süden und Südwesten gedrängt, war denn auch das eigentlich italische Volk in die Halbinsel vorgerückt, das, wie der Augenschein den Unbefangenen lehrt, von den Vorvätern der Hellenen sich erst verhältnissmässig spät getrennt hatte. Unter den Unterabtheilungen, in die es auf dem neuen Boden zerfiel und die vielleicht nur der in intermittirenden Stössen erfolgenden Einwanderung ihr Dasein verdanken, setzten sich die Latiner in der Ebene südlich von dem untern Tiber und auf den daran stossenden vulkanischen Vorbergen fest; die sabellischen Stämme drangen auf dem Rücken des Gebirges selbst vor; vom untern Po und den Ebenen am adriatischen Meer quer durch die Halbinsel bis zum westlichen Meer waren die Umbrer verbreitet, an welche sich im Nordwesten, in den Gebirgen, die zu den Golfen von Genua und Spezzia hinabsteigen, die Ligyer oder Ligurer (in ältester Form: *Liguses*), ein nicht italisches Volk, anschlossen. Ob die Einwanderer an den Westküsten Italiens bis hinab nach Sicilien iberische und libysche Bewohner vorfanden und sie verjagten oder vertilgten, lässt sich mehr ahnen als behaupten oder verneinen. Aber frühe schon wurden die Umbrer durch einen neuen Einbruch von Norden verdrängt, gespalten und unterjocht: das räthselhafte, indess doch wohl indoeuropäische Volk der

Etrusker setzte sich in breiter Herrschaft von den Alpen bis zum Tiber durch die obere Hälfte der Halbinsel fest, wurde mächtig zur See, ging später sogar nach Campanien über, bis es durch die über die Alpen brechenden Kelten, die sich der Ebenen Ober-Italiens bleibend bemächtigten, immer mehr beschränkt und geschwächt wurde. Unterdess aber hatten sich die kriegerischen, raub- und wanderlustigen Hirtenstämme in beiden Halbinseln, der griechischen und der italischen, allmählig zum Ackerbau gewandt und damit den mächtigsten Schritt auf der Bahn der Humanität gemacht. Dass sie vor der Einwanderung, zur gräcoitalischen Epoche, ja wohl gar schon im Herzen Asiens den Acker bestellt und sich von der Frucht der Demeter genährt, ist eine oft mit mehr oder minder Sicherheit aufgestellte Behauptung, deren Stützen aber grösstentheils wenig haltbar sind. Griechisch *ζειά*, Spelt, *ζείδωρος ἄρουρα*, der getreidespendende Acker, litauisch *jawas*, Getreidekorn, Plur. *jawai*, Getreide im Allgemeinen, so lange es noch auf dem Halme steht, *jawena*, die Stoppel, sanscrit *javas*, Gerste, *javasas*, Gras — ist zwar eine richtige Gleichung, beweist aber nur, dass das Urvolk, welches die spätern Griechen, Litauer und Inder ungeschieden in seinem Schosse trug, irgend eine Grasart, vielleicht mit essbarem Korn in der Aehre, mit diesem Namen bezeichnete. Aehnlich verhält es sich mit *πυρός*, Weizen, lit. *purai*, Winterweizen, altsl. *pyro*, Spelt, auch Erbsen, sanscr. *pura*, Art Gerste, so wie mit *κριθή*, lat. *hordeum*, ahd. *gerstâ*: ein Volk, dessen Beschäftigung es war, Thiere zu weiden, musste an Gras- und Pflanzennamen besonders reich sein. Aus griechisch *ἀγρός*, lat. *ager*, gothisch *akrs*, sanscr. *agras*, ist gar nichts zu schliessen, da die Bedeutung dieses Wortes Feld überhaupt, nicht bestellter Acker, gewesen sein wird. Rechnet man ähnliche Fälle und Alles, was auf Entlehnung beruht, ab, so bleibt eigentlich nur der eine Wortstamm griech. *ἀροῦν*, lat. *arare*, lit. *arti*, goth. *arjan* u. s. w. mit den dazu gehörigen *ἄροτρον*, *ἄρουρα*, *arvum* u. s. w. als Beweis der Bekanntschaft mit dem Pflügen und dem Pfluge vor der Völkertrennung auf europäischem Boden übrig. Die lange Wanderung von den Gegenden jenseits des Aralsees bis in die Wälder Ureuropas wird von Rasten unterbrochen gewesen sein, auf denen je nach ihrer grössern oder geringern Zeitdauer Anfänge, aber auch nur Anfänge, des Ackerbaues möglich waren. Wenn der neue Wandertrieb erwachte, wurde das schwere, mühselige, allen Hirtenstämmen so verhasste Geschäft der Bodenarbeit

aufgegeben und es blieb nur die allgemeine Bekanntschaft damit zurück. Wir mögen also bei den Gräco-Italern jenen halbnomadischen Ackerbau voraussetzen, den wir noch heute bei Beduinen, den Stämmen jenseits der Wolga u. s. w. im Schwange finden. Der Pflug bestand aus einem passend gekrümmten Stück Holz, wie man es in den Wäldern suchte und fand, das ἄροτρον αὐτόγυον, welches noch Hesiodus kennt, während die verschiedenen Theile des zusammengesetzten Pfluges, des von Homer und Hesiod genannten ἄροτρον πηκτόν, griechisch und lateinisch ganz verschieden benannt werden und also erst nach der Trennung in den neuen Sitzen erfunden oder von aussen her bekannt wurden. [6]) Die gebaute Pflanze könnte Hirse gewesen sein, griechisch μελίνη, lat. *milium*, nicht sowohl dieses Gleichklangs wegen, der auf Entlehnung beruhen könnte, als weil der Hirse schon frühe im Osten und Westen des Welttheils gemeine Kornart war. In Gemeinschaft mit ihm treten häufig die Rübe und die Bohne auf, zwei sehr alte, mit gemeinsamen Namen benannte Früchte, deren Pflanzung vielleicht dem Ackerbau vorausging. [7]) Indess, wie sich dies auch verhalten mag, nachdem das unruhige Hirtenvolk in den meerumgürteten Landschaften Griechenlands und Italiens seine feste Heimath gefunden und der alte Trieb nur noch in localen Wanderungen und Kämpfen ausklang, da musste in den fetten Ebenen am Meere oder zwischen bewaldeten Bergen (Hesiod. Op. 383:

οἵ τε θαλάσσης
ἐγγύθι ναιετάουσ', οἵ τ' ἄγκεα βησσήεντα
πόντου κυμαίνοντος ἀπόπροθι, πίονα χῶρον
ναίουσιν)

der schwarze Boden und der glückliche Himmel zum Körnerbau einladen. Die Pelasger wurden ein von der Bodenarbeit sich nährendes Bauernvolk, mit dem Antlitz zur Mutter Erde gewandt, die voranschreitenden Ochsen mit dem κέντρον stachelnd, an dem schweren W e r k e sich abmühend, das die Götter den Menschen gelehrt und auferlegt, Hesiod. Op. 398:

ἔργα, τάτ' ἀνθρώποισι θεοὶ διετεκμήραντο.

Der in den Waldgebirgen verbliebene Hirte freute sich der leichtern Freiheit; arbeitsscheu und raubgierig, wie alle Hirten, überfiel er die Wohnungen, Hürden und Speicher der Ackerbauer und im Kleinen herrschte dasselbe Verhältniss wie im Grossen zwischen Iran und Turan, zwischen den Galliern kurz vor Cäsar und den Germanen, später zwischen den Deutschen und den Ungarn und

an so vielen andern Stellen der Geschichte. So führte das Bedürfniss zu festen Bauten, Mauern und Burgen auf den Höhen, Schutzwerken der Feldbesteller gegen die wilden Nachbarn in den Waldgebirgen und so ragen an vielen Stellen Griechenlands unter dem Namen Ephyra (die Warte), *Larissa* oder richtiger *Larisa* (wohl so viel als begabt mit fettem Boden, wie *ἐν πίονι δήμῳ, πιώτατον πεδίον, πίονα ἔργα, πίονες ἀγροί, μάλα πῖαρ ὑπ' οὖδας* u. s. w., *Larisae campus opimae*, Larisa ist die Tochter des Piasos, in dem thessalischen Larisa herrschen die Aleuaden, d. h. die Drescher auf der Tenne) und Argos (Fruchtebene gegen das Meer geöffnet) feste Niederlassungen der Ackerbauer und Mauerngründer aus der dunkeln in die historische Zeit hinein. Während die stammverwandten Völker im Norden bei ihrer alten unstäten Lebensart verblieben, richteten sich die gräcoitalischen Stämme in dem neugewonnenen herrlich ausgestatteten Gebiete häuslich ein, des Anstosses gewärtig, der sie aus der natürlichen Dumpfheit erwecken und auf eine unabsehbare Kulturbahn drängen sollte. Diesen Anstoss gewährte die Berührung mit den Semiten, einer im Vergleich mit der schwerfälligeren indoeuropäischen Natur gewandten, an Abstractionskraft reichen und bereits in vielen Zweigen der Kulturtechnik weit vorgeschrittenen Race. Sidonische Phönizier hatten im Verein mit Karern die Inseln des ägäischen Meeres besetzt, vielleicht schon im vierzehnten oder dreizehnten Jahrhundert; sie hatten sich ihrer Sitte gemäss der kleinen Eilande und abgesonderten Felsvorsprünge am Rande des Festlandes bemächtigt, als eben so bequemer wie gefahrloser Stützpunkte für Handel und Industrie, waren von den nördlichsten Inseln auf thracischen Boden übergegangen, wo sie sich mit herübergekommenen Phrygern berührten, herrschten in Böotien und Attika (man denke an die Sagen von der Europa und vom Tribut der Athener nach Kreta), fassten von der Insel Cythere, einer uralten phönizischen Kulturstätte, Fuss in dem gegenüberliegenden Lacedämon, hielten Korinth besetzt, wo Aphrodite, die phönizische Astarte, und Elis, wo Herakles, der phönizische Melkarth, vor Alters verehrt wurde, ja gingen nach unverkennbaren Spuren die Küste des jonischen Meeres bis zu den Aetolern, Thesprotern und Illyriern hinauf. Sie trieben an passenden Stellen Purpurfischerei und Buntfärberei, eröffneten Bergwerke auf Metalle und knüpften mit den Naturkindern, die um die Factoreien herum wohnten, einen gewinnbringenden Handel an, mit dem nach Weise der

ältesten und auch der jüngeren Zeit Blendwerk und Raub Hand in Hand ging. Was die Eingebornen bei diesem Austausch geben konnten, war natürlich nur der Ertrag ihrer Heerden und Wälder, also Häute, Wolle, Holz, wilden Honig, Rinder und Schafe, — dazu kräftige Jünglinge und schöne Mädchen d. h. Sclaven und Sclavinnen. Was sie empfingen, war mannigfach: Tand aller Art, wie er Wilde zu verlocken pflegt, Figuren und Büchsen von Bronze und Glas, fertige Kleider (*χιτών* und *tunica* sind phönizische Wörter), eherne, überhaupt metallene Werkzeuge, Messer und Waffen, Erzeugnisse verschiedenartigen Handwerks, die Mechanik der Steinbaukunst, mythische Erzählungen, Ideen vorderasiatischer religiöser Symbolik, grausame Opfergebräuche. Zwar wurde allmählig das fremde Element, das doch numerisch schwächer sein musste, von der Nationalität der Eingebornen wieder aufgesogen und ging als besondere Existenz wieder unter; zwar strömten nach dem Zuge der Dorier unternehmende Auswanderer in wiederholten Seezügen aus Griechenland von Insel zu Insel, an einzelne Punkte der karischen und lydischen Küste, von diesen wieder zu andern, ja bevölkerten und unterwarfen sogar die einst semitischen Inseln Kreta und Rhodus; zwar erscheinen während dieser Periode griechischer Beherrschung des ägäischen Meeres die tyrischen Phönizier nur noch als Kaufleute auf einzelnen Handelsschiffen am hellenischen Strande, aber mit ihrer Vertreibung oder Assimilation waren manche Kenntnisse und Begriffe, die einst durch sie vermittelt wurden, nicht mit ausgerottet worden, sondern blieben als verdunkelter religiöser Kultus, als nationale Gewohnheit, deren Ursprung bald vergessen wurde, als werthvoller fortzeugender Besitz von Geräthen, Kulturarten, Erfindungen bestehen. Wer will entscheiden, ob z. B. die Bekanntschaft mit der Töpferscheibe (*τροχός*) und die mit Spindel und Webstuhl schon mitgebracht oder von Karern und Lydern und Phöniziern überkommen war? [8]) Ob nicht Wörter wie *χρυσός*, [9]) *χαλκός*, *μέταλλον*, die sich in die indoeuropäische Verwandtschaft nur gezwungen einfügen, von jenem ältesten Verkehr stammen und lydisch-phönizischer Herkunft sind, [10]) so gut wie *λῖς*, *λέων*, *σάκκος*, *κάδος* u. s. w., von denen dies unzweifelhaft ist? Phönizische Heiligthümer wurden von den Griechen übernommen und allmählig in dem freiern hellenischen Geiste ausgebildet, ohne ihre ursprüngliche Physiognomie jemals ganz verlieren zu können; asiatische Bäume, die um die alten Cultstätten gestanden, Zweige und Blumen, die

als alte Symbole gegolten hatten, pflanzten sich in der neuen Heimath fort; der Wein, der über Meer gekommen war, die süssen getrockneten Früchte, das duftende Oel konnten vielleicht im Lande selbst erzeugt werden, und was von Anfängen solcher Kultur im eigentlichen Hellas wieder erloschen war, wurde durch die grosse Kolonisation im Osten neu belebt und strömte von Kreta und Rhodus, von Naxos und Thasos und von den neuen Sitzen an der anatolischen Küste in's Mutterland zurück. Semitischer Wein-, Oel- und Feigenbau siedelte sich auf den Hügeln an, die das Saatfeld begrenzten, und die Pflanzung, die der pflegenden Hand im Einzelnen bedarf, neben dem Acker, der mit Ochsen gepflügt, besäet und dann der Sorge der himmlischen und unterirdischen Götter überlassen ward. Aus jener Zeit ist uns wie durch ein Wunder in den homerischen Gedichten ein Spiegelbild der Sitten, Vorstellungen und Beschäftigungen der Menschen erhalten worden. Indess, so lichtvoll es ist, so viel Räthsel lässt es dennoch zurück, und ein so treues Zeugniss es abzulegen scheint, mit so grosser Vorsicht muss es dennoch aufgenommen werden. Denn in dem homerischen und hesiodischen Epos ist nicht Alles gleich werthvoll: naive Gesänge von ächtem sagenhaftem Gehalt und kluge Werke jüngerer Nachahmer und Bearbeiter, Dichtungen voll alterthümlich scheuen Glaubens und späte Leistungen profaner rhapsodischer Fertigkeit sind hier mit Geschick und Ungeschick und mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit in einen Rahmen vereinigt. Auf jene ältesten Theile, so weit sie erkennbar sind, gilt es fest den Blick zu richten; was hinter Homer hinausliegt, verbirgt sich in Dunkel, das nur von einzelnen Streiflichtern des religiösen Mythus und der Sprache hin und wieder erhellt wird.

DER WEINSTOCK

(vitis vinifera L.).

Bei den homerischen Griechen ist der Wein schon in allgemeinem Gebrauch und wird überall als eine natürliche Gabe des Landes vorausgesetzt. *Σῖτος καὶ οἶνος* oder *σῖτος καὶ μέθυ* ist eine gewöhnliche, häufig wiederkehrende Formel: so giebt Kalypso dem scheidenden Odysseus Brod, Wein und Kleider, die drei ersten Lebensbedürfnisse, aufs Schiff mit, Od. 7, 264:

πολλὰ δ' ἔδωκεν,
σῖτον καὶ μέθυ ἡδύ· καὶ ἄμβροτα εἵματα ἕσσεν.

In Brod und Wein liegt Kraft und Stärke des Menschen, Il. 9, 706 und 19, 161:

σίτου καὶ οἴνοιο· τὸ γὰρ μένος ἐστὶ καὶ ἀλκή,

und darin unterscheiden sich die leichtlebenden Götter von den Menschen, dass jene keiner Nahrung bedürfen und keinen Wein trinken, Il. 5, 341:

οὐ γὰρ σῖτον ἔδουσ', οὐ πίνουσ' αἴθοπα οἶνον. [11])

Auf dem Schilde des Achilleus im achtzehnten Buch der Ilias sah man ausser einem Brach- und Erndtefelde und andern Scenen des ländlichen Lebens auch einen Weinberg abgebildet, in welchem fröhliche Winzer und Winzerinnen grade mit der Traubenlese beschäftigt waren. Städte und Gegenden werden als reich an Reben bezeichnet, so Il. 9, 152: *Πήδασον ἀμπελόεσσαν* (an der Westküste des Peloponnes) und im Schiffskatalog v. 507: *οἵ τε πολυστάφυλον Ἄρνην ἔχον* (in Böotien), 537: *πολυστάφυλόν θ' Ἱστιαίαν* (in Euböa), 561: *καὶ ἀμπελόεντ' Ἐπίδαυρον.* Eine Menge alter Stadt- und Landschaftsnamen sind vom Wein und Weinbau abgeleitet: so hiess die Insel Aegina einst *Οἰνώνη*; in Akarnanien lag dem rechten Ufer des Acheloos nahe auf einem emporragenden Hügel die Stadt *Οἰνιάδαι,* von drei Seiten von einem See umgeben, der den phönizischen Namen *Μελίτη* trug; in der Stadt der ozolischen Lokrer *Οἰνεών,* nahe der ätolischen Grenze, sollte Hesiodus

den Tod gefunden haben; in Attika lag eine doppelte Ortschaft Οἰνόη, die eine in der Nähe von Eleutherä an der böotischen Grenze, die andere bei Marathon, wie dieses zu der alten jonischen Tetrapolis jener Gegend gehörend; auch Megaris, früher gleichfalls jonisch, hatte in der Peräa, dem Grenzgebiet nach Korinth, einen Ort Οἰνόη; derselbe Name kehrt in Argolis und auch in Elis wieder; vor Methone in Messenien, welches selbst weinreich war, lagen die Οἰνοῦσαι, die Weininseln u. s. w. Fragen wir, wo diese so allgemein verbreitete Cultur zuerst in Griechenland aufgetreten war, so antworten zahlreiche Ursprungs- und Stiftungssagen, die aber als blosse mythische Spiegelbilder des Keimens, Blühens, Verdorrens der Rebe oder des Gegensatzes der neuen gebundenen Kulturart gegen das rohe Wald- und freie Hirtenleben dem, der sie fassen möchte, grösstentheils unter den Händen zergehen. So war das südliche Aetolien eine Geburtsstätte des Weinstockes: dem Sohne des Deucalion, Orestheus (also dem Manne vom Berge), gebar daselbst ein Hund (der Sirius, die heisse Zeit) ein Stammende, στέλεχος; er liess es in die Erde vergraben und es erwuchs daraus ein rebenreicher Weinstock; drum gab er seinem Sohne den Namen Phytios (Pflanzer); dessen Sohn war wieder Oineus, der vom Wein benannt war (Hecatäus von Milet bei Athen, 2, p. 35). Ganz dasselbe erzählten auch die benachbarten Lokrer als bei ihnen geschehen (Pausan. 10, 38, 1.), deren Beiname *Ozolae* sogar von den Sprossen dieses ersten Weinstammes abgeleitet wurde. Den ätolischen Oineus kennt auch schon die Ilias als Vertreter des milden Weinbaues (9, 539 und 14, 117): er hat der Artemis nicht geopfert (ohne Zweifel der kalydonischen Artemis Laphria) und wird dafür von dem verwüstenden Eber bedrängt; seine Brüder sind Agrios (der Wilde) und Melas, der Schwarze, Schmutzige, d. h. der Ziegenhirt, dessen Name mit dem des Melantheus oder Melanthios, des bösen Ziegenhirten in der Odyssee, übereinkommt; sein Sohn, der Jäger Meleager, der seine Burg gegen die anstürmenden Kureten rettet, ist der Gemahl der Kleopatra; Mutter der Kleopatra ist wiederum die Marpessa (die Räuberin), deren Eltern Idas (das Waldgebirge) und die Euenine, d. h. die Tochter des ätolischen Flusses Euenos sind. So blickt in der kalydonischen Sage vom Weinmann, wie sie Homer giebt, nicht bloss der Drang und Widerspruch sich befehdender Volksstämme, sondern auch der an diese sich knüpfenden verschiedenen Lebensformen hindurch. Wie in Aetolien war

die Rebe auch an vielen andern Orten zuerst von Dionysos geschaffen oder geschenkt, so im attischen Demos Ikaria dem Ikaros, dem Vater der Erigone (der im Frühling geborenen), dem Herren des Hundes Maira (des schimmernden Sirius), und eine Menge durchsichtiger Märchen und lustiger oder betäubender Feste an den verschiedensten Orten erhielten das Andenken an des Gottes Geburt und erste Schicksale und seine Leiden und herrlichen Thaten. Vor allen Gegenden aber erscheint Thracien als hauptsächliche Heimath und als Ausgangspunkt der Dionysos-Religion. Dort lag das älteste Nysa, das des Homer (Il. 6, 130ff.); von dort kommen täglich weinbeladene Schiffe zum Lager der Griechen vor Troja (Il. 9, 72);[12]) dort hat Odysseus von Maron,[13]) dem Priester des ismarischen Apollo, dem Sohne des Euanthes, d. h. des Dionysos selbst, jenen köstlichen Wein erhalten, mit dem er den Cyclopen trunken macht (Od. 9, 196ff.). Den ismarischen Wcin kennt auch ein anderer alter Zeuge, Archilochos, der in jener Gegend wohl bewandert war, Fragm. 3. Bergk:

Ἐν δορὶ μέν μοι μᾶζα μεμαγμένη, ἐν δορὶ δ' οἶνος
Ἰσμαρικός, πίνω δ' ἐν δορὶ κεκλιμένος.

Eine merkwürdige Stelle des Herodot (7, 111.) berichtet von einem unabhängigen und kriegerischen thracischen Gebirgsvolke, den Satren, die im innersten Gebirge ein Dionysos-Orakel besassen, dessen Priesterthum in den Händen der Besser war. Lobeck Aglaoph. p. 290: »*perspicuum est*, *oram maritimam*, *quae ab Hebri ostiis ad Pindum protenditur*, *quasi pro domestico sacrorum Bacchicorum solo habitum esse.*« Man sehe das weitere gelehrte Material, das Lobeck beibringt, und Welcker, Griechische Götterlehre 1, S. 424 ff. Bis ins Innerste des Landes, hinauf in das Hämongebirge, ging der Dionysos-Kultus, Pompon. Mel. 2, 2, 2: *Montes interior attollit Haemon et Rhodopen et Orbelon*, *sacris Liberi patris et coetu Maenadum Orpheo primum initiante celebratos.* Ohne Zweifel stammte dieser thracische Weingott aus dem gegenüberliegenden Kleinasien, mit welcher Gegend kriegerische Wanderungen und Rückwanderungen das diesseitige Thracien frühe in Sitten- und Kulturverkehr gesetzt hatten. Der grosse Einbruch der Myser und Teukrer z. B., den Herodot (5, 20) vor die Zeit des troischen Krieges setzt, mochte auch den Sabosdienst, den Weinstock und die Kunst der Weinbereitung unter die wilden Thraker, die Verehrer des Ares, gebracht haben. Mysien wird als besonders rebenreich gepriesen. Pind. Isthm. 7, 54: *Μύσιον*

... ἀμπελόεν πεδίον. Strab. 13, 1, 12: σφόδρα εὐάμπελός ἐστιν ἡ χώρα (nämlich die der Stadt Priapus) καὶ αὕτη καὶ ἐφεξῆς ὅμορος, ἥ τε τῶν Παριανῶν καὶ ἡ τῶν Λαμψακηνῶν. Das dort gelegene Cyzicus hatte zu den vier altattischen Phylen noch zwei besondere, darunter eine der Οἴνωπες d. h. der Weinbauer, und seine Münzen zeigen, wie die der griechischen Nachbarstädte, bacchische Attribute, den Panther, die Traube, den zweihenkeligen Weinkrug. Der Dienst des Priapos, des Gottes der Fruchtbarkeit in Gärten und Pflanzungen, ist den hellespontischen Städten gemeinsam. Die Vorstellungen von dem leidenden und wieder triumphirenden Sonnen- und Jahresgotte, die wüthende Lust und die herzzerreissende Klage, mit der die Thyiaden seinen Tod und seine Wiederauferstehung feiern, der Doppelcharakter, in welchem Dionysos und Apollon, Ares und Dionysos verschmelzen, dies und alles daran sich Schliessende ist phrygische und überhaupt vorderasiatische Art. Auch im thracischen, wie im ätolischen Bacchusmythus spielt durch die Symbolik des Naturlebens die dunkle Anschauung eines Kulturgegensatzes, der Feindseligkeit entgegenstehender Stämme. Lykurgus bei Homer (Il. 6, 130), der die Ammen des schwärmenden Dionysos im heiligen Nyseïon verfolgt, so dass der Gott selbst entsetzt sich in die Meerestiefe flüchtet, — er mag ein Bild des Winters sein, wie Pentheus in Böotien ein Bild winterlicher Trauer: aber als κρατερὸς Λυκόοργος d. h. als harter Wolfsmann, als Sohn des Dryas d. h. des Waldes und ἀνδροφόνος d. h. Menschenmörder, der den βουπλήξ d. h. die schlachtende Axt[14]) in der Hand führt, ist er der blutige, thracische Gebirgsbewohner, der in wilden Ueberfällen den Weinbauer ängstigt und die fremden Kultusbräuche nicht unter sich dulden will. Dahin deuten wir es, wenn Maron, der Priester des Apollon (d. h. des Apollon-Dionysos) dem Odysseus ausser Gold- und Silberwerken (Erzeugnissen orientalischer Kunstfertigkeit) zwölf Amphoren des göttlichen Weins schenkt, zum Lohne dafür, dass er mit Weib und Kind von dem Helden beschützt worden ist (Od. 9, 199). Aber der Weingenuss und die im Weine alle Naturfülle anschauende Dionysos-Religion setzte sich durch ganz Thracien durch und wanderte mit thracischen Stämmen weiter nach Süden, erfüllte Macedonien, wo die Mimallonen und Klodonen, bacchische Jungfrauen, rasten, gelangte an den Parnass und nach Delphi, wo Apollon allmählig den Brudergott in Sinn und Verehrung der Menschen verdrängte, nach Theben, wo Semele, die Erdgöttin,[15]) dem Zeus ihren herrlichen Sohn gebar, an den Ci-

thäron, als Eumolpos personificirt nach Eleusis in die Nähe Attikas und in manchen Verzweigungen weiter nach andern Seiten hin. Diesem Kulturstrom aber begegnete von Anfang an und im weitern Verlaufe ein anderer, mit ihm ursprünglich identischer, der in entgegengesetzter Richtung kam, der phönizische oder karisch-phönizische. Die Küste Thraciens war ein alter Schauplatz phönizischer kolonialer und commercieller Thätigkeit: Phönizier hatten das Goldbergwerk am Berge Pangäus eröffnet, die gold- und weinreiche Insel Thasos besetzt und von dort Emporien an der thracischen und hellespontischen Küste gegründet, deren Erhaltung ihren Nachfolgern, den Pariern, schwierig wurde (Movers, Phönizier, 2, 2. S. 273 ff.). Ueberall, wo sie landeten, werden sie mit dem Wein, den sie mitbrachten, die Barbaren zum Tauschhandel gelockt und wo sie sich bleibend niederliessen und Cultusstätten gründeten, die Umwohner zur Rebenpflanzung angehalten haben. Auf den Inseln des ägäischen Meeres geht von Kreta, einem Mittelpunkt phönizischer Ansiedelungen, der Weinbau und die an ihm sich knüpfende Sage nach Naxos und Chios und strahlt von dort weiter aus, s. Fr. Osann, »Oenopion und seine Sippschaft oder einige Andeutungen über die älteste Weinkultur in Griechenland (im Rheinischen Museum von Welcker und Näke. 111. 1835. S 241 ff.). Osann schliesst seine Untersuchung mit dem Resultat (S. 259): »Die Verbreitung und Einführung der Weinkultur an verschiedenen Orten Griechenlands sehen wir mittels einer aus Kreta stammenden Familie personificirt, welche ihren Weg über Naxos nach Chios nimmt, welches der Mittelpunkt einer ausgebildeten Weinkultur wird, von wo in verschiedenen Verzweigungen neue Kolonien ausgehen und den Weinstock verbreiten.« Ja nach einer schon von Hesiod (Fragm. LVII. Göttl.) erwähnten Ueberlieferung war sogar der thracische Maron der Odyssee ein Sohn oder Enkel dieses Oenopion und liefen also beide Zweige oder Ausgangswege der griechischen Rebenkultur in eins zusammen.[16]) Dass der Wein den Griechen aus semitischem Kulturkreise zugekommen, lehrt auch die Identität der Benennung desselben, gr. *οἶνος*, bekanntlich mit Digamma, hebr. *yain*, äthiopisch *wain* (Fr. Müller in Kuhns Zeitschr. 10, 319), denn die umgekehrte Annahme Renans (*Histoire générale des langues Sémitiques* p. 193 der ersten Ausg.), die Semiten hätten das Wort von den Ariern entlehnt — wohlgemerkt von den Gräcoitalern, nicht von den Iraniern, denen es fehlt —, ist kulturhistorisch von der äussersten Unwahrscheinlichkeit. Auch

die Versuche, das Sanscrit heranzuziehen und mit dessen Hülfe den Wein als Urbesitz des ungetrennten indo europäischen Stammvolks darzuthun (Pictet, *Origines, indo européennes*, 1, 250 ff.) sind unglücklich ausgefallen und haben in den Augen Unbefangener eher das negative Resultat bestätigt. Das eigentliche Vaterland des Weinstocks, die durch üppigen Baumwuchs ausgezeichneten Gegenden südlich vom Südrande des Kaspischen Meeres, war auch dem Ursitz — so weit sich dieser historisch verfolgen lässt — des semitischen Stamms oder eines seiner Hauptzweige benachbart (Renan a. a. O. p. 27 ff.). Dort windet sich im Dickicht der Waldung die Rebe mit armdickem Stamme bis in die Wipfel der himmelhohen Bäume, schlingt ihre Ranken von Krone zu Krone und lockt von oben durch schwerhangende Trauben; dort, oder in den nahe gelegenen Landschaften Kachetien, Mingrelien, Armenien, zwischen Kaukasus, Ararat und Taurus, sind nach den anziehenden Schilderungen Kolenatis (Reise nach Hocharmenien und Eilisabethpol, Dresden 1858) ganz die uralten Methoden im Gebrauch, die wir aus den Schriften der Griechen und Römer kennen, die Abtheilung der Weingärten durch Kreuzgänge nach den vier Himmelsrichtungen (*limes decimanus* und *cardo*), das Verpichen oder Verkalken der Amphoren, das Vergraben in die Erde u. s. w. Dort wachsen die pomeranzengelben, süss balsamischen, durchdringend duftenden Weine und liefert die edelste kachetische Rebe, die *sapiranica praecox* und *major*, einen Saft von so intensivem Dunkelroth, dass die Damen mit ihm ihre Briefe zu schreiben pflegen. Aus jener Gegend begleitete der Weinstock die sich ausbreitenden semitischen Stämme an den untern Euphrat und in die Wüsten und Paradiese des Südwestens, in dem wir sie später ansässig finden und wo sie die eigenthümliche Kultur entwickelten, die der arischen der Zeit noch lange vorausging, wie sie der ägyptischen nachfolgte. Den Semiten, die auch die Destillation des Alkohols erfunden haben, die die ungeheure Abstraction des Monotheismus, des Masses, des Geldes und der Buchstabenschrift — einer Art geistiger Destillation — vollbrachten (denn die Aegypter blieben an der Schwelle derselben stehen), wird auch der zweideutige Ruhm verbleiben, den Fruchtsaft der Weinbeere auf der Gährungsstufe festgehalten zu haben, wo er ein aufregendes oder betäubendes Getränk abgiebt. Aus Syrien ging die Weinkultur weiter über das ganze sogenannte Kleinasien, zu Lydern, Phrygern, Mysern und andern unterdess von Osten nach Westen vor-

gerückten Iraniern, und drang von Norden her in die griechische Halbinsel, indess auch direkt zur See phönizischer Handel, karische Ansiedelungen, von Europa an die Küsten des fremden Welttheils übersetzende urgriechische Stämme die Kenntniss der wunderbaren Erfindung und mit steigender Ansässigkeit auch den Anbau des Gewächses selbst vermittelten. Zur Zeit des homerischen Epos und der hesiodischen Gedichte ist, wie gesagt, diese Aneignung bereits geschehen und längst vergessen; das Dasein des Weinstockes und des Weines versteht sich von selbst und wird, wie alles Gute im Leben, einem lehrenden oder schaffenden Gotte zugeschrieben.

Die frühesten Seefahrten der Griechen nach Westen müssen den dämonischen Trank auch an die Küsten Italiens gebracht haben, denn dass er aus Griechenland kam, zeigt auf den ersten Blick das Wort *vinum* (als Neutrum, welches nach der Analogie anderer italischer Lehnwörter aus dem Accusativ *οἶνον* zu erklären ist).[17]) Wie Odysseus auf den Cyclopen, stiessen die über Meer gekommenen griechischen Schiffer und Abenteurer auf ein einfältiges rohes Hirtenvolk, auf welches der gierig aufgenommene fremde Wein (in einheimischer Sprache *têmêtum*) dieselbe ungewohnte betäubende Wirkung übte, wie auf die Centauren des Pindar bei Athen. 11. p. 476:

'Ανδροδάμαντα δ' ἐπεὶ Φῆρες δάεν ῥιπὰν μελιαδέος οἴνου,
ἐσσυμένως ἀπὸ μὲν λευκὸν γάλα χερσὶ τραπεζᾶν
ὤθεον, αὐτόματοι δ' ἐξ ἀργυρέων κεράτων
πίνοντες ἐπλάζοντο —

also: »als die Pheren die männerbezwingende Kraft des süssen Weines kennen lernten, stiessen sie hastig die weisse Milch von den Tischen, tranken aus silbernen Hörnern und irrten willenlos umher.« Dass die Milch in Latium älter war als der Wein, geht aus den auf Romulus zurückgeführten Opfersatzungen hervor, wonach den Göttern nicht mit Wein, sondern mit Milch gespendet wurde (Plin. 14, 12, 14: *Romulum lacte, non vino libasse indicio sunt sacra ab eo instituta, quae hodie custodiunt morem).* Nach einem Gesetz des Numa durfte der Scheiterhaufen nicht mit Wein besprengt werden (Plin. a. a. O.: *vino rogum ne respargito)* d. h. die ältesten Bestattungsgebräuche kennen den Wein noch nicht. Denn es gab eine Zeit, wo die Römer nur noch Ackerbau trieben und die Rebenkultur noch nicht eingeführt war, Plin. 18, 4, 5: *apud Romanos multo serior vitium cultura esse coepit primoque,*

ut necesse est, arva tantum coluere. Merkwürdig ist, dass auch hier wie in Griechenland Legenden von Völkerkämpfen an die Gründung des Weinbaues sich knüpfen. Nach einer viel berichteten Sage (z. B. von Cato bei Macrob. 3, 5, 10) sollte Mezentius, der König von Cäre, den Latinern den Ertrag ihrer Weinberge oder die Erstlinge der Kelter abgefordert, die Latiner sie aber dem Jupiter gelobt und so den Sieg über den frevelhaften Tyrannen gewonnen haben. Die Herrschaft der Tusker in Campanien und Latium wurde, wie wahrscheinlich ist, durch gemeinsame Anstrengungen der lange in Bundesgenossenschaft vereinigten Griechen und Latiner gebrochen: die dunkle Erinnerung daran verschmolz mit dem Andenken an die zu jener Zeit in Latium sich verbreitende griechische Weinkultur, deren Segen man als die Habsucht reizend sich dachte, und an die Einführung der Erstlingsspenden an den Jupiter Liber und die Venus Libera. Der 19. August, an dem die beiden Heiligthümer der Murcia und der Libitina, der Göttinnen der Erndtelust, ihren Stiftungstag feierten, wurde nun zugleich der Tag der *vinalia rustica*, des Vorfestes der Weinlese, dem am 23. April das der *vinalia priora* vorausging — beides in Anknüpfung des jüngern Weinbaues an die älteren Ackerbaufeste. Dass Jupiter der Schützer der neuen Gabe wurde und sein Priester, der Flamen Dialis, die Weinlese weihte, lag in dem Wesen dieses Gottes, von dem alle Befruchtung und ländliche Nahrung kam; der Beiname Liber, mit dem er sich als Weingott oder italischer Dionysos besonderte, war die Uebersetzung des griechischen *Λύσιος* oder *Ἐλευθέριος* (Grassmann in Kuhn's Zeitschr. 16, 107); die genealogische Ableitung, wie in Griechenland, wo Dionysos als Sohn des Zeus gedacht wurde, war den Italern nicht geläufig. Uebrigens gedieh die Rebe an den Bergen Unteritaliens so üppig, dass schon im 5. Jahrhundert Sophokles Italien das Lieblingsland des Bacchus nennen (Ant. 1117: *κλυτὰν ὃς ἀμφέπεις Ἰταλίαν — ὦ Βακχεῦ*) und die Südspitze Italiens bei Herodot (1, 167) den Namen Oenotrien d. h. Land der Weinpfähle (nach Hesychius war *οἴνωτρον* dorisch so viel als Weinpfahl) tragen konnte. Oenotrien war die Gegend, wo die Reben an Pfählen gezogen wurden, im Gegensatz zu den Landschaften, wo der Wein hoch an Bäumen emporwuchs, wie in Etrurien und Campanien, dem Gebiet der Tusker, oder ohne Stütze kurz und niedrig gehalten wurde, wie in der Gegend von Massilia und in Spanien, oder in dachartigen Spalieren an Stangen oder Stricken sich fortrankte, wie im Brun-

disinischen, oder am Boden fortkroch, wie in Kleinasien u. s. w. Die verschiedenen Methoden, am bündigsten aufgeführt bei Varro 1, 8, ergaben sich theils aus der Natur des Bodens, der entweder felsig und heiss oder feucht und humusreich war, theils aus dem Mangel oder Vorrath an dem nöthigen Holz oder Rohr, theils aus der Gewohnheit derjenigen, von denen in einer bestimmten Gegend der Weinbau ursprünglich ausgegangen war, und der Rebenvarietät, die sie zu allererst mitgebracht hatten. Der Waldreichthum des später Lucania und Bruttium genannten Landes, welches von der damit zusammenhängenden Viehzucht auch Italia benannt war, mag zu allgemeinem Gebrauch eigener Weinpfähle, *sudes, ridicae, pali* (für *pacli* oder *pagli*: das entsprechende griechische *πάσσαλος* bedeutet nur Pflock) geführt und der Name *Οἰνωτρία, Οἰνωτροί* von solchen Griechen herrühren, denen die frei am Boden gezogene Rebe, die *χαμῖτις*, *orthampelos ipsa se sustinens*, oder die Baumrebe, die *ἀναδενδράς, ἀμάμαξυς* (ein Wort, dessen eigentliche Form nicht feststeht, das aber Sappho und Epicharmus brauchten), *μαματίς, ἀμύσχαια, ἔρνατις, δρινία, βῆκα, ξυστάς, ὕστας, παρτάς, υἱός, υἱή* u. s. w., das Gewohnte war.[18]) — Auch in die Gegenden an den Pomündungen muss der Weinstock mit dem griechischen Seeverkehr frühe gekommen sein, so wenig der niedrige wasserreiche Boden diese Kultur zu begünstigen scheint. Die *vitis spionia, quam quidam spineam vocant* (Plin. 14, 2, 4. Colum. 3, 2, 27. 3, 7, 1. 3, 21, 3. 10) wuchs im Gebiet von Ravenna *(Ravennati agro peculiaris)*, ertrug Hitze und Regen, nährte sich von Nebeln und galt — was auch von andern nordischen Reben ausgesagt wird — für reich an Ertrag. Der Wein war in Ravenna wohlfeiler, als das Wasser, so dass Martial daselbst lieber eine Cisterne mit Wasser, als einen Weinberg besitzen mochte, 3, 56:

Sit cisterna mihi quam vinea malo Ravennae,
Cum possim multo vendere pluris aquam.

Auch die Landschaft Picenum, in der geographische Namen und manche andere Spuren auf eine alte Verbindung mit den Pomündungen hindeuten, wird schon frühe als besonders weinreich geschildert: bei Polybius 3, 88, 1. kurirt Hannibal die Pferde seiner Armee mit den alten, im Ueberfluss vorhandenen Weinen der Gegend: *καὶ τοὺς μὲν ἵππους ἐκλούων τοῖς παλαιοῖς οἴνοις διὰ τὸ πλῆθος, ἐξεθεράπευσε τὴν καχεξίαν αὐτῶν.* Noch lange nachher gingen grade die Weine Picenums ins Ausland, nach Gallien (Plin. 14, 3, 4), wie in den Orient (Edict. Diocl. 2.). Dort lag die Land-

schaft, in der die berühmte *vinum Praetutianum* genannte Weingattung wuchs, Sil. Ital. 15, 568:

Tum qua vitiferos domitat Praetutia pubes
Laeta laboris agros —

die der istrischen Traube ähnlich war, Dioscorides 5, 10: ὁ δὲ ἰστρικὸς λεγόμενος ἔοικε τῷ πραιτουτιανῷ, ja von Plinius mit dem am Flusse Timavus bei Aquileja wachsenden *vinum Pucinum* identificirt wird (14, 6, 8 nach Silligs Emendation). Die picenische Rebe also war aus alter griechischer Zeit am Westufer des adriatischen Meeres bis in dessen innersten Winkel hin verbreitet. Von der grossen Fruchtebene, die sich vom Po bis an den Fuss der Alpen erstreckt, weiss auch im Punkt des Weines Polybius, der als Augenzeuge spricht, nicht genug Rühmens zu machen (Polyb. 2, 15); sie mochte wohl schon Trauben tragen, als die Kelten in Italien einbrachen und nach der Sage (Liv. 5, 33. Plin. 12, 1, 2. Plut. Camill. 15) eben durch den Wein und die Früchte des Südens dazu angereizt wurden. Mit Weinlaub bedeckt erscheinen bei Martial auch die Abhänge der vulcanischen Euganeen bei Padua, 10, 93:

Si prior Eugeneas, Clemens, Helicaonis oras
Pictaque pampineis videris arva jugis,
Perfer Atestinae nondum vulgata Sabinae
Carmina.

Sehr berühmt wurden frühzeitig auch die *vina Raetica* d. h. die heutigen Tiroler und Veltliner Weine, die aus der Ebene kommend die Vorhügel und den Südabhang der Alpen erstiegen hatten. Nach Serv. zu Verg. G. 2, 95 hatte schon Cato die rhätische Traube gelobt, wurde aber dafür von Catullus, der als geborener Veronese hierin Bescheid wissen musste, getadelt. Unvergänglichen Ruhm aber erwarb sich der rhätische Wein durch Vergil, der ihn nur dem Falerner nachstellte, G. 2, 95:

et quo te carmine dicam,
Raetia? nec cellis ideo contende Falernis.

Auch Vergil war nicht weit von den Hügeln und Thälern des Südalpenlandes zu Hause, vielleicht aber pries er den Rhätier nur, weil Augustus, wie Sueton (Aug. 77) erzählt, ihn besonders liebte Strabo stimmt in das Lob mit ein, 4, 6, 8: καὶ ὅ γε Ῥαιτικὸς οἶνος, τῶν ἐν τοῖς Ἰταλικοῖς ἐπαινουμένων οὐκ ἀπολείπεσθαι δοκῶν, ἐν ταῖς τούτων ὑπωρείαις γίνεται, aber vielleicht ist er nur ein Echo Vergils. Auch Plinius berichtet 14, 2, 3: *unte eum (Tiberium*

Caesarem) Raeticis prior mensa erat et avis Veronensium agro, gleich darauf fügt er indess hinzu: *quod et in Raetica Allobrogicaque — evenit, domi nobilibus nec adgnoscendis alibi.* Martial kennt gleichfalls die rhätischen Weine aus der Heimath des Catullus, 14, 100: *Panaca.*

Si non ignota est docti tibi terra Catulli,
Potasti testa Raetica vina mea.

Auch noch ganz spät zu Cassiodors Zeit stand das Gebiet von Verona wegen seiner Weine in Ruf (Var. 12, 4).

Schon Cato hatte gefunden, dass von allen Arten der Bodenbenutzung der Weinbau die vortheilhafteste sei (de r. r. 1, 7: *de omnibus agris vinea est prima, si vino multo siet)* und in den spätern Zeiten der römischen Republik war Italien bereits in so ausgedehntem Masse ein Weinland geworden, dass das Verhältniss der Rebenzucht zum Kornbau sich umgekehrt hatte und die Halbinsel Wein aus- und Getreide einführte. Aber längst hatte diese Kultur auch begonnen über die Grenzen Italiens hinauszudringen und im Norden und Westen sich einzubürgern. Columella (1, 1, 5.) führt aus dem ältern landwirthschaftlichen Schriftsteller Saserna den Ausspruch an, das Klima habe sich geändert, denn die Gegenden, die sonst zum Wein- und Oelbau zu kalt gewesen, hätten jetzt Ueberfluss an beiden Producten. Hier liegt die richtige Beobachtung zu Grunde, dass der Anbau der genannten Gewächse im Laufe der Zeiten immer weiter nach Norden gerückt sei, nicht weil das Klima ein anderes geworden, sondern durch allmählige Acclimatisation. In der neueren Zeit ist im Verhältniss zum Mittelalter das Umgekehrte eingetreten: der Weinbau hat sich aus den nordischen Landstrichen zurückgezogen, in denen er ökonomisch nicht mehr vortheilhaft war. Das nördliche Frankreich, die südlichen Grafschaften Englands, Thüringen, die Mark Brandenburg u. s. w. trieben sonst Weinbau. Bei entwickelterem Verkehr musste man es vorziehen, den Wein begünstigterer Gegenden gegen diejenigen Früchte einzutauschen, die der eigene Boden reichlich und sicher hervorbrachte. Der Uebergang des Weinbaus nach Frankreich, wie er aus historischer Zeit in einzelnen Notizen vorliegt, gewährt übrigens eine lebendige Analogie der Vorgänge, durch welche die Rebe Jahrhunderte früher zu den Völkern des innern Italiens sich mag verbreitet haben. Der erste Weinstock auf gallischem Boden wurde ohne Zweifel von der Hand eines Massalioten gepflanzt: auf den Massilia umgebenden

Bergen gedieh die Rebe vortrefflich (Strab. 4, 1, 5: von den Massalioten: χώραν δ᾽ ἔχουσιν ἐλαιόφυτον μὲν καὶ κατάμπελον). Die Kulturart war die aus der Heimath mitgebrachte kleinasiatische ohne Stützen und Pfähle. Die östlich und westlich ausgesandten Ansiedler verbreiteten den Weinbau längs der Küste, zunächst um die befestigten Stationen herum. Die Eingebornen — Ligurer und Iberer, später Kelten — tauschten den Wein gegen die Rohprodukte ihres Landes ein, ganz wie später die Bewohner von Aquileja den Illyriern Oel und Wein lieferten und von diesen dafür Sclaven, Vieh und Häute bezogen (Strab. 5, 1, 8). Zunächst waren es nur die Reichen, die den italischen und massaliotischen Wein tranken, während die Aermeren bei dem nationalen Getränk aus gegohrenem Getreide blieben (Posidonius Fr. 25. Müller). Allmählig drang denn die Kultur weiter in's Innere: von den benachbarten lernten die entfernteren Stämme selbst die Rebe ziehen und den Saft der Beeren durch Gährung in Wein verwandeln (Justin. 43, 4: *tunc et vitem putare*, *tunc olivam serere consueverunt*. Macrob. Somn. Scip. 2, 10, 8: *Galli vitem vel cultum olivae*, *Roma jam adolescente, didicerunt*) — so sehr, dass die Römer, die nicht bloss ein Krieger- sondern auch ein eigennütziges Kaufmannsvolk waren, bereits eifersüchtig wurden und im Interesse der italischen Ausfuhr den von ihnen gezüchtigten transalpinischen Völkchen die Friedensbedingung auflegten, des Oel- und Weinbaus sich zu enthalten (Cic. de rep. 3, 9, 16: *nos vero justissimi homines qui Transalpinas gentes oleam et vitem serere non sinimus*, *quo pluris sint nostra oliveta nostraeque vineae*. Mommsen, Römische Geschichte, 2. Auflage, II, 159). Als nach den Siegen über die Allobroger und Arverner die Gegend zwischen Pyrenäen, Cevennen und Alpen zur *provincia Narbonensis* erhoben worden war, fand immer noch eine starke Einfuhr von italienischem Wein Statt. Wir sehen dies aus Ciceros Rede für den Fontejus, der sich erlaubt hatte von den aus Italien eingehenden Weinen ein *vectigal* zu erheben und ein *portorium vini* einzusetzen, und desshalb in Rom angeklagt wurde (Cic. pro Font. 5.). Es folgte Cäsars Eroberung des ganzen Landes bis zur Nordsee und zum Rhein und der Eindrang römischer Kultur, Sitte und Lebensgewohnheit in ungehemmter Strömung. Im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit zeigen uns die Nachrichten bei Plinius und Columella das heutige Frankreich bereits als selbständiges, rivalisirendes Weinland, mit eigenen Trauben- und Weinsorten, mit Ausfuhr und

Verpflanzung nach Italien, zugleich nicht ohne Anzeichen der eben erst vollbrachten Aneignung einer noch jugendlichen Kultur. Gallien stand damals zu Italien, wie in der Urzeit Italien zu Griechenland und noch früher Griechenland zu Syrien, Phrygien und Lydien. Gallische Weine fanden bei Italienern Geschmack: Plin. 14, 3, 4: *mirum — in Italia Gallica placere, trans Alpis vero Picena.* Colum. 1, praef. 20: *et vindemias condimus ex insulis Cycladibus ac regionibus Baeticis Gallicisque.* Der Burgunderwein tritt auf, wenn auch natürlich nicht unter diesem Namen, sondern als Wein von Vienna an der Rhone, als Arverner, Sequaner, Helvier, Allobroger, Plin. 14, 1, 3: *jam inventa vitis per se in vino picem resipiens, Viennensem agrum nobilitans, Arverno Sequanoque et Helvico generibus non pridem inlustrata atque Vergili vatis aetate in cognita, a cujus obitu xc aguntur anni.* Er schmeckte nach Pech (wie nach Strabo 4, 6, 2. auch der ligurische, und wie noch heute einige Burgunderweine), wurde auch künstlich mit Pech und Harz behandelt, war an Ort und Stelle beliebt, ward aber auch nach Italien ausgeführt, Martial. 13, 107: Picatum vinum:

Haec de vitifera venisse picata Vienna
Ne dubites: misit Romulus ipse mihi.

Auch gallische Traubensorten, also Varietäten, die sich bereits auf dem neuen Boden gebildet hatten, fanden in Italien Verbreitung: die *vitis helvenacia, elvenaca, helvennaca* (Colum. 3, 2, 25. 5, 5, 16. Plin. 14, 2, 4.; der Name abgeleitet, wie es scheint, von dem keltischen Volksnamen Helvii, in anderer Form Helvetii, s. oben das genus Helvicum bei Plinius), die vitis Biturica, Biturigiaca (Plin. l. l., Colum. 3, 2, 19 und öfter. Isid. Hisp. 17, 5, 22; schon in das Gebiet des heutigen Bordeauxweins hinüberreichend), die Allobrogica (Plin. l. l., Colum. 3, 2, 16; *colore nigra*, eben die rothe Burgundertraube) u. s. w. Die Eigenschaften, die diesen gallischen Reben zugeschrieben werden, laufen alle auf grössere Widerstandskraft gegen Ungunst des Klimas hinaus: sie nehmen mit magerem Boden vorlieb, ertragen Kälte, Regen, Wind; sie sind alle reich an Beeren und liefern viel Most; sie arten bei Ortsveränderung leicht aus, haben also noch keinen constanten Charakter gewonnen: die *helvennaca* kommt in Italien schlecht fort, bleibt dort klein und fault leicht, die Lieblichkeit des Allobrogers *cum regione mutatur* u. s. w. An der geringen Haltbarkeit lag es, wenn die Weine von Massilia, die etwa unseren Cette-Weinen entsprachen, nach griechischer Sitte geräuchert wurden

(oft erwähnt, z. B. Martial. 3, 82, 23: *vel cocta fumis musta Massilitanis*) und die provençalischen Weine überhaupt nicht bloss durch Rauch, sondern durch Zusatz von Kräutern und Gewürzstoffen entstellt in den Handel kamen (Plin. 14, 6, 8). Die Alten griffen nach allerhand Mitteln, wie Einkochen, Räuchern, Zumischen u. s. w., da sie den Branntwein, durch den unsere Xerez-, Porto-, Marsala- und andere südliche Weine vor dem Verderben bewahrt werden, noch nicht kannten. Dass nun während der römischen Kaiserjahrhunderte der Weinbau in Gallien nicht bloss sich befestigte, sondern seine Grenzen erweiterte, dass er sich des Thales der Garumna, nach Norden und Nordwesten der Thäler der Marne und der Mosel bemächtigte, lag im natürlichen Laufe der Dinge. Den Rhein aber überschritt er zur Römerzeit noch nicht (Bodmann, Rheingauische Alterthümer, S. 393: »Wir setzen unbedenklich die Ursprünge des Weinbaues im westlichen Rheingaue auf den Zeitraum der austrasischen Regierung des Merovingschen Königsstammes«). Von Gallien aber ward, wenn auch nicht der Weinstock, so doch der Wein den angrenzenden Germanen zugeführt, die mit Aufnahme dieses Products den verhängnissvollen Pact mit gallisch-römischer Kultur schlossen, während bei den weiter wohnenden Stämmen das sogenannte Freiheitsgefühl d. h. die Anhänglichkeit an das von den Vätern ererbte halbnomadische Jagd- und Heerdenleben der verdächtigen Gabe sich erwehrte. (Mehr als tausend Jahr später ging es den Deutschen in Norwegen, wie einst den Römern in Deutschland: da waren sie die weinführenden Südmänner, die das Volk verdarben und deshalb vom König Sverris in Bergen nicht zugelassen wurden, s. die Stelle aus der Sverris saga bei Weinhold, Altnordisches Leben, S. 109 f.). So sehr aber drohte auch in den Provinzen die Weinkultur den Getreidebau zu überwuchern, dass der Kaiser Domitianus in einem Anfall von Besorgniss die Hälfte und mehr aller ausserhalb Italiens bestehenden Weinberge auszurotten befahl — was sich indess natürlich nicht ausführen liess, Suet. Domit. 7: *ad summam quondam ubertatem vini, frumenti vero inopiam, existimans nimio vinearum studio negligi arva, edixit: Ne quis in Italia novellaret, atque in provinciis vineta succiderentur, relicta, ubi plurimum, dimidia parte: nec exsequi rem perseveravit.* Da gleichzeitig ein Verbot gegen die orientalische Sitte der Entmannung erging, sagte Apollonius, der Kaiser schone die Menschen, eunuchisire aber die Erde: *γῆν εὐνουχίζειν* (Philostr.

vit. Apoll. 6, 42). Die Ausführung des Befehls wurde von Jonien und überhaupt von Asien durch eine Gesandtschaft abgewehrt (Id. vit. Soph. 1, 21, 12).[18]) Indess muss der provinciale Weinbau immer von Italien aus mit ungünstigen Augen angesehen worden sein. Denn vom Kaiser Probus wird berichtet, er habe den Provinzen Gallien, Spanien und Britannien, nach Andern Gallien, Pannonien und Mösien erlaubt, Weinberge zu besitzen und Wein zu bereiten, Fl. Vopisc. Prob. 18: *Gallis omnibus et Hispaniis ac Britanniis hinc permisit ut vites haberent vinumque conficerent.* Eutrop. h. Rom. 17: *Vineas Gallos et Pannonios habere permisit.* Aurel. Vict. de Caes. 37, 2: *Hic Galliam Pannoniasque et Moesorum colles vinetis replevit.* Auch die Trinker des Tokayerweins also können den Kaiser Probus leben lassen, der nur kurz regierte, aber ein Held der Legende, eine Art Weinheiliger wurde — natürlich, wie so oft, auf gelehrtem Wege d. h. nach den so eben beigeschriebenen Stellen der Historiker. Weniger besungen, aber von nicht geringer Wichtigkeit ist ein anderes Kulturprodukt, das das transalpinische Europa zugleich mit dem Wein von Süden her kennen und vielfach anwenden lernte, wir meinen den Essig, französisch *vinaigre* (wörtlich: saurer Wein), englisch *vinegar*, goth. *akeit* (aus *acetum*), altsächs. *ekid*, angels. *oced*, althochd. *ezih* (durch Umstellung der beiden Consonanten), kirchenslav. *ocĭtŭ*, poln. neosl. bulgar. *ocet*, serb. *ocat*, magyar. *eczet*, walach. *ocet.* Die Russen und durch sie die Litauer haben ihre Benennung des Essigs aus dem Griechischen, d. h. aus Byzanz: griech. *ὄξος*, russisch *uksus*, litauisch *uksosas*, obgleich es jetzt kein Land giebt, wo eine grössere Vorliebe für alles Sauere herrschte, als in dem weiten Gebiet von den Karpathen bis an die chinesische Mauer.

Vergleicht man den heutigen Zustand des Weinbaues mit dem zur Zeit der Alten, so hat auch diese Kultur einigermassen an dem allgemeinen Gange der Geschichte Theil genommen d. h. sie ist in ihren Ausgangsländern in Verfall gerathen und steht in dem zu allerjüngst gewonnenen Gebiete auf der höchsten Stufe der Entwickelung. Als Vorderasien, die Wiege der Rebenzucht, von Völkern islamitischen Glaubens überzogen worden, konnte ein Product nicht mehr gedeihen, dessen Genuss das Gesetz den Eroberern untersagte. In allen Ländern arabischer Herrschaft, in Nordafrika, Sicilien, Spanien ging der Weinbau zurück, da er von den Mächtigen nicht begünstigt wurde, die mit semitischer Mässigkeit mehr den Kultus des Wassers und kühlen Schattens, als den

des erhitzenden Getränkes übten. Ja es fanden sich einzelne Fanatiker, die den Wein gar nicht dulden wollten, so der Kalif Hakem II. von Spanien: »er liess fast alle Weinreben in Spanien ausrotten: nur ungefähr einen dritten Theil der Weingärten liess er stehen zum Genuss ihrer Früchte als reife Trauben, als getrocknete Frucht, Rosinen, Syrup und Traubenhonig, was zu geniessen das mohammedanische Gesetz erlaubte» (Aschbach, Gesch. der Ommaijaden in Spanien, II, S. 158 f.). Was dem Islam in Spanien nicht gelang — wie die heutigen Xerez- und Malagaweine beweisen —, das setzte er in dem gegenüberliegenden Marocco durch. Die atlantische Küste des letztgenannten Landes war im Alterthum ein ergiebiger und gepriesener Weinbezirk gewesen, dem seine Traube, wie Movers 2, 2, S. 528 ff. urtheilt, nicht erst von den Karthagern, sondern schon in der Urzeit von den Phöniziern zugetragen war. Dort lag das Vorgebirge Ampelusia (Mela 1, 5, Plin. 5, in.), also das Weincap, heut zu Tage Cap Spartel, und die uralte Stadt Lix, die auf ihren punischen und punisch-römischen Münzen die Traube als Wahrzeichen führt (Müller, Numismatique de l'anc. Afrique 3, p. 155 ff.) und von deren Einwohnern die Sage erzählte, dass sie sich ohne Bodenbestellung nur von freiwachsenden Weinbeeren nährten (Pausan. 1, 33, 4). Auch nach Strabo 17. 4, 4 sollten die Weinstöcke von Maurusien so dick gewesen sein, dass sie von zwei Männern nicht umspannt werden konnten, und Trauben von einer Elle Länge getragen haben. Von reicher Weinerzeugung dieser Gegend und einem darauf gegründeten Ausfuhrhandel der Phönizier berichtet auch der Periplus des Scylax Caryand. 112. Noch im Mittelalter bei Ankunft der Araber muss diese Kultur bestanden haben, da die Stadt, die von ihnen an Stelle des alten Lix gegründet wurde, den Namen El-Araisch, d. h. Weinberg erhielt. Jetzt nun trägt das überaus fruchtbare Land in Folge der arabischen Herrschaft keine oder fast keine Weinpflanzungen mehr und nur unter den ungebundenen Schelluh's des Rif hat der Islam das verbotene Getränk nicht ausrotten können (s. Barth, Wanderungen durch die Küstenländer des mittelländischen Meeres, S. 20).[19]). Das heutige Griechenland — nach so viel zerrüttenden Schicksalen und Jahrhunderten ethnologischer und wirthschaftlicher Erniedrigung — erzeugt mit wenigen Ausnahmen nur schlechten Wein; der Ruhm des Chiers, Lesbiers, Thasiers ist längst dahin und der harzgeschwängerte Resinato nicht geeignet, ihn wieder ins Leben zu

rufen (Ausführliche Mittheilungen darüber in Fiedlers Reise durch alle Theile des Königr. Griechenland, I, S. 571 ff.) Vielleicht sind auch die Korinthen nur eine durch Degeneration entstandene Varietät. Sie sollen von der Insel Naxos gekommen und nicht vor dem Jahre 1600 in Morea bekannt gewesen sein. Merkwürdig ist, dass sie gleichsam von Gegend zu Gegend wandern: auf Naxos sind sie verschwunden, bei Korinth, woher ihr Name stammt, sind sie nicht mehr vorhanden, ihr Productionsbezirk ist jetzt Patras, Zante und Kephalonia (s. Xavier Scrofani, Mémoire sur la culture du raisin de Corinthe, in dessen Voyage en Grèce, III, S. 115ff.). — In Italien kam es den ostgothischen und longobardischen Fürsten und Edlen wie allen Barbaren gewiss nicht auf feine geistige Blume ihres Weines, sondern auf das Quantum an, das die unterworfenen Colonen ihnen zu liefern hatten. Wer beim Schmause aus dem Schädel des erschlagenen Feindes trinkt, dem sagt das Herbe und Starke am meisten zu, vor Allem aber begehrt er seine kriegerische Trinkschale recht oft leeren und wieder füllen zu können. Die Normannen im Süden, die deutschen Könige auf ihren Römerzügen und die sie begleitenden Herzoge, Grafen, Edlen und Mannen waren allesammt wackere Trinker, aber sicherlich keine allzu kritischen und wählerischen Kenner. Dazu die Gebundenheit des Grund und Bodens, die den arbeitenden Stand in düsterem Stumpfsinn erhielt, die ewigen Raub- und Verwüstungszüge und die Verwilderung und Unsicherheit des Lebens überhaupt, die keine Kapitalanlage auf längere Jahre gestattete. Vielleicht machten einige geistliche Besitzthümer eine Ausnahme, und die Keller der Klöster mögen hin und wieder alten, durch Lagerung veredelten Wein enthalten haben, doch darf man sich die Zunge der Bischöfe und Aebte des heiligen römischen Reichs auch nicht allzu fein denken, denn auch sie, wie die Ritter, waren Kinder einer rohen Zeit: nicht bloss tranken sie den Wein ohne Zusatz von Wasser — im Gegensatz zu der humanen, schon bei Homer geltenden und durch die Gesetze des Zaleukos ausdrücklich gebotenen Sitte der Alten, den Wein mit Wasser zu mischen, sondern am meisten mundete ihnen Wein mit Gewürz, Beeren und Honig abgekocht, *vinum moratum*, *claretum s. claratum, lûtertranc, môras*, *clâret*, ein Mischtrank, der zwar auch bei den Alten mitunter erwähnt wird, aber dort nur eine unter mannigfachen, in weinreichem Lande natürlichen Nebenanwendungen des zu täglichem Genusse dienenden Productes war. Dass seit der Römer-

zeit die edlere Weinkultur Rückschritte gemacht hat, darf man in Anbetracht dieser ungünstigen Verhältnisse wahrscheinlich finden. Liest man die weitläufige Abhandlung des Plinius über den Wein (im 14. Buche) oder den Abschnitt über denselben Gegenstand im Auszuge des ersten Buches des Athenäus, so sieht man deutlich, wie der Geschmack und Reichthum der Vornehmen diesen Kulturzweig in steter Regsamkeit erhielt. Es hat sich eine unendliche Mannichfaltigkeit von Sorten und Arten ergeben (gleich dem libyschen Sande, sagt Vergil, oder den Wellen des Meeres), von denen die eine von diesem, die andere von jenem Magnaten patronisirt wird; der Wetteifer, sich gegenseitig zu überbieten, führt zu immer neuen Versuchen, sowohl in Wahl der Trauben, als in Behandlung des Saftes; die Mode wechselt — aber vielleicht auch die natürliche Güte des Gewächses. So hatten zur Zeit des Augustus die auf der Grenze Latiums und Campaniens wachsenden Weine, der aus Horaz Jedem bekannte Falerner, Massiker, Cäcuber, für die edelsten der Halbinsel gegolten, und Plinius berichtet, zu seiner Zeit, also nach etwa zwei Menschenaltern, würden sie nicht mehr geschätzt, wodurch, fügt er hinzu, offenbar wurde, dass jeder Boden seine Zeit hat: *sua quibusque terris tempora esse, sicut rerum proventus occasusque* (14, 6, 65). Kurz vorher hatte er freilich gerade mit Bezug auf den Falerner gesagt, dieser Wein sei nicht mehr der alte (*exolescit*), weil die Producenten mehr auf die Menge, als auf die Qualität des Erzeugnisses Bedacht nähmen. Ganz denselben Vorwurf macht man auch dem heutigen Weinbau in Griechenland, wie in Italien. Bei der vorherrschenden auf Naturalabgabe basirten Pachterwirthschaft wird hauptsächlich auf das Quantum gesehen und diejenige Kulturmethode vorgezogen, die den reichlichsten Ertrag verspricht; die Traubenlese geschieht sorglos, unreife und faule Beeren werden mit den reifen zusammengeworfen; um möglichst dunkeln Wein zu erzielen, für welchen ein allgemeines Vorurtheil herrscht, wird der Most zu spät von den Trestern abgezapft, wodurch der in der Haut der Beeren enthaltene Pflanzenschleim und Farbestoff in den Wein übergeht und die essigsaure Gährung hervorruft, die den italienischen Landwein meistens noch vor dem Schluss des Weinjahres ergreift. Dazu kommt die noch zu hohe Temperatur zur Zeit der Gährung im Herbste, so wie der Mangel an luftdichten soliden Fässern und an kühlen Kellern. Die Temperatur der letztern bleibt selten unter der mittleren des Jahres. Die Art

der Aufbewahrung bei den Alten war in einem warmen Klima vielleicht wirklich passender, als die unsere in hölzernen Tonnen, die die Römer bei den cisalpinischen Galliern und den Alpenvölkern zuerst kennen lernten und die sich von da weiter nach Süden verbreitet hat.[20]) Die Schläuche im Orient haben wenigstens den Vortheil, dass sie keine Luft zulassen, beim Gebrauche sich entsprechend zusammenziehen, leicht aufgepackt werden und auf Reisen zum Liegen und Sitzen dienen. — Allbekannt ist, dass in moderner Zeit die Palme der Weinproduction dem mittleren und südlichen Frankreich zukommt. Wenn Italien die 30 Millionen Hectoliter seines jährlichen Ertrags fast ausschliesslich selbst verbraucht und also für das Ausland wenig übrig hat, so erzeugt Frankreich fast das Doppelte davon, mit einem Geldwerth von 500—700 Mill. Franken, und bildet das Hauptausfuhrland, welches alle Gegenden der Erde mit den feinsten wie mit gewöhnlichen Tischweinen versorgt. Das einzige Departement de l'Hérault bringt durchschnittlich 7 Millionen Hectoliter, also fast dreimal mehr Wein hervor, als das ganze Königreich Portugal. Es ist eine merkwürdige Thatsache, dass der Weinstock ganz nahe an der Nordgrenze seiner Verbreitungssphäre, in Gegenden, wo er erst mühsam und allmählig und ganz zuletzt eingebürgert worden, den edelsten Fruchtsaft hervorbringt, der unter dem Namen Burgunder, Johannisberger u. s. w. in aller Welt berühmt ist. Kultur und Technik haben freilich das Ihrige dabei gethan, und wir wissen nicht, was beide in den alten Heimathländern des Weinstocks leisten könnten, wenn sie daselbst Eingang und Aufnahme fänden. In dieser Hinsicht verdient eine in den ersten Jahrhunderten des beginnenden Mittelalters, zur Zeit des Sidonius Apollinaris, Cassiodorus, Gregorius Turonensis, Venantius Fortunatus, Fulgentius u. s. w., auftretende Erscheinnng alle Aufmerksamkeit. Damals nämlich wandte sich die occidentalische Welt zu den Weinen Palästinas, als den stärksten und edelsten, zurück, etwa in der Weise, wie wir die Sherry- und Portweine aus der pyrenäischen Halbinsel beziehen: Greg. Turon. 7, 29: *misitque pueros unum post alium ad requirenda potentiora vina, Laticina videlicet atque Gazitina* (Weine von Gaza). Sid. Apoll. carm. 17, 15:

Vina mihi non sunt Gazetica, Chia, Falerna
Quaeque Sarepteno palmite missa bibes.

Cassiod. Var. 12, 12: *ibi enim reperitur (vinum) et Gazeto par*

et Sabino simile. Auch am byzantischen Hofe ward dieser Wein der phönizisch-philistäischen Küste geschätzt, Coripp. de laud. Just. 3, 87:

et dulcia Bacchi
Munera quae Sarepta ferax, quae Gaza crearat,
Ascalon et laetis dederat quae Graeca colonis.

Der Einbruch der Araber machte dieser Weinproduction und dem darauf gegründeten Handel ein Ende (s. Stark, Gaza, S. 561 f.)

Zur Zeit des Alterthums wurde der Weinstock durch alle Länder getragen, die das Mittelmeer umgeben: hat er sich jetzt — könnte man fragen —, wo die Kultur in immer grösserem Massstab die ganze Erde umfasst, über alle Welttheile verbreitet? Die Antwort muss verneinend ausfallen. In der südlichen Hemisphäre ist, mit Ausnahme des nicht bedeutenden Kaplandes, die schmale gemässigte Zone, in der der Weinstock gedeiht, nicht vorhanden, und in der sogenannten Neuen Welt haben die Versuche, ihn anzupflanzen und ertragfähig zu machen, keinen sonderlichen Erfolg gehabt. Er liebt, so zu sagen, den Westen nicht und hängt an seiner alten Nachbarschaft; doch kann die Zukunft dies Verhältniss ändern. Nur an zwei Punkten hat am Ausgang des Mittelalters die Hand des Menschen den Bezirk der Rebe wirklich erweitert, in Madeira und auf den Canarien — die aber beide gewissermassen noch zu Europa und zum Kreise des Mittelmeers gehören. Nach Madeira liess schon Prinz Heinrich der Seefahrer Rebschösslinge aus dem Peloponnes und von der Insel Kreta bringen, nach Teneriffa verpflanzte Alonzo de Lungo gegen das Jahr 1507 Weinstöcke von Madeira. Der dort also aus griechischen Reben gewonnene Wein wurde später in allen Ländern berühmt; in neuester Zeit hat der Traubenpilz dieser Kultur den Garaus gemacht, und es ist abzuwarten, ob sie sich wieder herstellen wird. Interessant aber ist der Weinbau auf jenen Inseln auch desshalb, weil er sich hier dem Tropenklima am meisten nähert: die Weinberge von Südpersien und die am Cap stehen vom Aequator weiter ab, als die der Insel Ferro unter 27° 48′ (s. Leop. v. Buch in den Abhandll. der Berliner Akademie vom Jahre 1817, S. 352).

DER FEIGENBAUM,

(ficus carica. L.).

An die Rebe schliesst sich von selbst die F e i g e an, die Schwester des Weinstocks, wie sie schon der Jambograph Hipponax nannte (Fragm. 34. Bergk.):

Συκῆν μέλαιναν, ἀμπέλου κασιγνήτην.

Der Feigenbaum hat im semitischen Vorderasien, in Syrien und Palästina sein eigentliches Vaterland und erreicht dort das üppigste Wachsthum und die süsseste Fruchtfülle. Das Alte Testament erwähnt des Baumes oft, vorzüglich in Verbindung mit dem Weinstock, und ist voll von Bildern und Gleichnissen, die daher entnommen sind; unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen oder von seinem Weinstock und Feigenbaum essen — heisst so viel als eines ruhigen, friedlichen Daseins geniessen (Winer, Bibl. Realwörterbuch, Artikel Feigenbaum). Auch in Lydien galten Wein und Feigen so sehr als die ersten Güter des Lebens, dass diejenigen, die dem Krösus den Zug gegen Cyrus abriethen, sich darauf beriefen, die Perser tränken nicht einmal Wein, sondern Wasser, und hätten auch keine Feigen zur Nahrung, Herod. 1, 71: *οὐκ' οἴνῳ διαχρέονται, ἀλλὰ ὑδροποτέουσι· οὐ σῦκα δὲ ἔχουσι τρώγειν, οὐκ ἄλλο ἀγαθὸν οὐδέν.* Eben so in Phrygien: der komische Dichter Alexis nannte die getrocknete Feige, die *ἰσχάς*, eine Erfindung der phrygischen *συκῆ* (Meineke, Fr. com. Gr. 3. p. 456):

τό τε θειοφανὲς μητρῷον ἐμοί
μελέδημ' ἰσχάς
Φρυγίας εὑρήματα συκῆς.

Aber auf den nahe gelegenen kleinasiatischen Küsten und Inseln findet sich die Feige als Fruchtbaum z u r Z e i t u n d i m K r e i s e d e r I l i a s n o c h n i c h t, um so weniger folglich auf dem griechischen Festlande. Erst in der Odyssee tritt der Feigenbaum auf, aber auch hier nur an Stellen, deren nachträgliche Einfügung sichtlich ist. In dem Liede von Odyssee's Niederfahrt zur Unterwelt, welches selbst aus verschiedenen Stücken von verschiedenem Alter zu bestehen scheint, hängen über dem hungernden Tantalus unter andern Früchten auch Feigen herab, II, 588:

Δένδρεα δ' ὑψιπέτηλα κατάκρηθεν χέε καρπὸν,
ὄγχναι καὶ ῥοιαὶ καὶ μηλέαι ἀγλαόκαρποι
συκαῖ τε γλυκεραὶ καὶ ἐλαῖαι τηλεθόωσαι.

Die beiden letzten Verse finden sich dann in einem Bruchstück wiederholt, das in die alterthümliche Beschreibung vom Palast des Alkinoos mit Unterbrechung des Zusammenhangs mitten eingeschoben ist (7, 103—131) und ausser dem Hauswesen auch den Garten des Phäakenkönigs schildert, in welchem Traube an Traube, Feige an Feige unvergänglich sich reiht. Endlich in den letzten Scenen der Odyssee, einem jungen Anhängsel, erscheint Laertes als Pflanzer auch von Feigenbäumen. Hesiodus kennt die Feige und deren Kultur noch gar nicht; bei Archilochus aber (um 700 v. Chr.) erscheint sie sicher, als Product seiner heimathlichen Insel Paros (Fragm. 51. Bergk.):

Ἔα Πάρον καὶ σῦκα κεῖνα καὶ θαλάσσιον βίον —

ein Vers, der leicht älter sein kann, als die eben erwähnten Stellen der Odyssee. Später rühmte sich Attika, neben Sicyon, der besten Feigen, ja die Demeter hatte auf attischem Gebiet dem Phytalus, der sie gastlich aufgenommen hatte, den Feigenbaum als Geschenk aus der Erde spriessen lassen, wie bei anderer Gelegenheit Athen den Oelbaum, und Pausanias las noch die Grabschrift des Heroen, I, 37, 2:

Ἐνθάδ' ἄναξ ἥρως Φύταλός ποτε δέξατο σέμνην
Δημήτραν, ὅτε πρῶτον ὀπώρας καρπὸν ἔφηνεν,
Ἣν ἱερὰν συκῆν θνητῶν γένος ἐξονομάζει·
Ἐξ οὗ δὴ τιμὰς Φυτάλου γένος ἔσχεν ἀγήρως.

Dass dies Geschenk zugleich als Beginn eines edleren, gebildeteren Lebens gefühlt wurde, geht aus dem Namen *ἡγητηρία*, *ἡγητυρία* hervor, mit dem eine am Feste der Plynterien in Athen aufgeführte Masse trockener Feigen benannt wurde: die Kultur der Feige erschien gleichsam als Führerin zu reinerer Sitte. Wein und Feigen wurden in Griechenland ein allgemeines Lebensbedürfniss, dem Armen und dem Reichen gemeinsam, und wie der Araber sich mit einer Handvoll Datteln begnügt, so reichten auch einige trockene Feigen dem attischen Müssiggänger hin, wenn er gaffend und je nach der Jahreszeit im Schatten oder in der Sonne liegend den Tag verbrachte. Was von Plato erzählt wird, er sei ein Feigenfreund, *φιλόσυκος*, gewesen (Plut. Symp. 4, 4, 5), galt im Grunde von jedem Athener, und wie stolz der Letztere auf dies Produkt seines Bodens war, lehrt die Sage von dem Perser-

könig Xerxes, der bei jeder Mittagstafel durch vorgesetzte attische Feigen sich daran erinnern liess, dass er das Land, wo sie wuchsen, noch nicht sein nenne und jene Früchte, statt sie sich von den Einwohnern steuern zu lassen, als ausländische kaufen müsse (Athen. 14, p. 652. Plut. Reg. Apophthegm. Xerx. 3). Der persischen Knechtschaft nun erwehrte sich die Stadt der Sykophanten, aber der Auflösung politischer Moral, an die dieser von den attischen Feigen hergenommene Name erinnert, und dem daraus folgenden Verderben entging sie nicht. — Mit der griechischen Colonisation muss auch der Feigenbaum zu den Stämmen Unter- und Mittelitaliens gedrungen sein. Er findet sich in die römische Ursprungssage verflochten, denn unter der *ficus Ruminalis* sollten Romulus und Remus von der Wölfin gesäugt worden sein — ein Zug der Sage, der offenbar ganz der nämlichen Symbolik, nach welcher der strotzende fruchtreiche Baum ins hebräische Eden versetzt wurde, ihr Dasein verdankt[21]). Später in der Kaiserzeit waren der Sorten und Benennungen schon so viele geworden, dass Plinius 15, 18, 19 den gedankenvollen Ausspruch thut, man ersehe daraus wohl, dass das Bildungsgesetz, welches die Arten in festem Typus erhält, schwankend geworden sei *(ut vel hoc solum aestumantibus adpareat, mutatam esse vitam)*. Noch zur Zeit des Kaisers Tiberius wurden edle Feigenarten direkt von Syrien nach Italien versetzt (Plin. 15, 19, 21). Wie damals, ist noch heut zu Tage die Feige, sowohl frisch als getrocknet, die allgemeine und gesunde Nahrung des Volkes in Italien, besonders im südlichen Theile des Landes. Neben den einmal jährlich tragenden Bäumen giebt es eine Varietät, die zweimal trägt, im Sommer und im Spätherbst: *ficus bifera*. Die reifen Früchte müssen sogleich nach dem Abpflücken gegessen und dürfen nicht viel mit den Fingern berührt werden: daher die drastische Argumentation des Cato im römischen Senat, der eine Feige aus Karthago vorwies, die noch völlig frisch war: *tam prope a muris habemus hostem* (Plin. 15, 18, 20). Sie war wohl, dürfen wir rationalistisch hinzusetzen, unreif gepflückt und durch Zeit und Drücken reif geworden. Die Feigen von Smyrna, die wir jetzt für die besten halten, kamen auch schon im Alterthum unter dem Namen *caricae* und *cauneae* nach Italien und wurden damals, wie jetzt, gepresst in Schachteln versandt. Auch die *ficus duplex* des Horaz (Serm. 2, 2, 122) trifft man noch in Unteritalien und kann das Verfahren dabei aus der Anschauung leichter kennen lernen, als aus den Worten der Alten.

Wie von allen viel angebauten Kulturfrüchten gab es und giebt es auch von der Feige eine Menge Spielarten, besonders aber, wie bei dem Wein, zwei Hauptsorten, die purpurrothen und die grünlichen, auch jetzt noch *neri* und *bianchi* genannt. Die letzteren als die süsseren dienen mehr zum Trocknen, die ersteren von mehr säuerlichem Geschmack werden frisch verzehrt. In der heissen Zeit erquickt der Baum zugleich mit den riesigen Blättern an den winkeligen, gliederreichen Zweigen durch erwünschten Schatten — im heutigen Griechenland und Italien, wie zur Zeit des Alten Testaments in Palästina; im verwilderten Stande wächst er malerisch aus den Spalten alter Mauern und in den Ruinen und an Felsen; sein Holz, ein *inutile lignum* d. h. ein schwammiges, leicht berstendes und sich werfendes, so lang es frisch ist, soll nach gehörigem Trocknen hart und fest werden wie Eichenholz.

DER OELBAUM,

(Olea europaea. L.).

Der Oelbaum ist, wie der Feigenbaum, ein Gewächs des südlichen Vorderasien, das in dieser seiner eigentlichen Heimath unter den dort wohnenden semitischen Volksstämmen frühe veredelt und durch Kultur zu lohnendem Fruchtertrage gebracht wurde. In allen Theilen des Alten Testaments finden wir das Oel zu Speisen, bei den Opfern, zum Brennen in der Lampe und zum Salben des Haares und des ganzen Körpers in allgemeinem Gebrauch. Tiefer nach Asien hinein verschwindet diese Kultur, denn der Oelbaum liebt das Meer und das Kalkgebirge, und auch Aegypten brachte kein Olivenöl hervor. An der griechischen Küste Kleinasiens, auf den Inseln und in Griechenland selbst wuchs der wilde Oelbaum häufig, der denn auch in den homerischen Gedichten öfters erwähnt wird; sein immergrünes Laub, das hohe Alter, das er erreicht, seine unzerstörbare Lebenskraft, das harte Holz, das eine schöne Politur annimmt, empfahlen ihn der Aufmerksamkeit des Volkes und der epischen Sage. So hat bei Homer die Axt des Peisandros (Il. 13, 612) einen langen, wohlgeglätteten Stiel von Olivenholz; die Keule des Cyclopen besteht aus demselben Material (Od. 9, 320), wie die des Herakles bei Theokrit

(25, 207 ff.) und Andern; Odysseus hat sein Ehebett auf den im Boden haftenden Wurzelstock eines wilden Oelbaums gegründet (Od. 23, 190 ff.), — offenbar der Festigkeit wegen, weil der Oelbaum sich mit weitlaufenden Wurzeln an den Boden klammert, die Unverrückbarkeit des Lagers aber den sichern Bestand der Ehe und des Besitzes bedeutet und verbürgt; eine *τανύφυλλος ἐλαίη* stand am Eingange der Höhle, im Grunde des Hafens, in dem die Phäaken den schlafenden Odysseus ans Land setzten (Od. 13, 102), und erhält im Verfolg das Prädikat heilig (v. 372: *ἱερῆς παρὰ πυθμέν' ἐλαίης*) u. s. w. Den Oleaster, von dessen Zweigen die Sieger in Olympia bekränzt wurden, hatte nach Erzählung der Elier (Pausan. 5, 7, 4) Herakles von den Hyperboreern im äussersten Westen hierher gebracht, eine Sage, die auch Pindar sich angeeignet hat (Ol. 3, 13). Auf der Agora von Megara stand ein uralter wilder Oelbaum, der in die Heldenzeit hinaufreichte (Theophr. h. pl. 5, 2, 4. Plin. 16, 39,76). So ist das Dasein des wilden Oelbaums in Griechenland zwar in den ältesten Quellen und Ueberlieferungen constatirt, aber dass er auf griechischem Boden, in einem immerhin rauheren Klima, unter einer im Vergleich mit der semitischen noch jungen und unentwickelten Gesellschaft allmählig zur ölreichen Olive erzogen worden, hat keine Wahrscheinlichkeit: vielmehr führte der Völkerverkehr mit andern werthvollen Gütern auch diese Kultur den Griechen zu. Die Frage ist nur, wie frühe? Der homerischen Welt ist das Oel nicht unbekannt, aber als unverkennbar exotisches Produkt, zum Gebrauch der Edlen und Reichen. Wenn die Helden gebadet oder gewaschen worden, wird der Körper in orientalischer Weise mit Oel eingerieben und glänzend und geschmeidig gemacht. Nausikaa, da sie zum Meeresufer fährt, erhält von der Mutter ein Fläschchen (*λήκυθος*) mit duftendem Oel; der Leichnam des Patroklus wird gewaschen und mit Oel gesalbt; ebenso die Mähne der Rosse des Achilleus, denn sie waren ja unsterblich, Söhne des Zephyr; in der Schatzkammer des Telemachos lag neben Gold, Erz und Wein auch duftendes Oel. Besonders köstlich und von wunderbarer Kraft ist die Salbe, deren die Göttinnen sich bedienen: Hera, die den Zeus verführen will, salbt sich mit göttlichem Oel, dessen Duft, wenn es bewegt wird, Himmel und Erde durchdringt (Il. 14, 171 ff.); Aphrodite salbt den Leichnam des Hector mit ambrosischem Rosenöl (Il. 23, 186); Aphrodite wird auf Cypern von den Chariten mit dem unsterblichen Oel gesalbt,

wie es den ewigen Göttern anhaftet (Od. 8, 364. Hymn. in Ven. 61); Penelope hat sich wegen der Trauer nicht gewaschen noch gesalbt, da fällt sie in einen Schlummer, und Athene reinigt ihr während dessen das Antlitz mit der unsterblichen Schönheit, mit der die schöngekränzte Cytherea sich salbt, wenn sie zum lieblichen Chor der Chariten geht (Od. 18, 192 ff.). An zwei andern homerischen Stellen, wo des Oels Erwähnung geschieht, Il. 18, 596 und Od. 7, 107, war schon den Alten die Erklärung schwierig: an der erstern heissen die Röcke der tanzenden Jünglinge sanft glänzend von Oel, an der andern rinnt von den Gewändern der sitzenden Mägde das Oel herab. Hier ist entweder der fliessende Glanz des Zeuges mit dem des Oeles nur verglichen, wo aber, wie man denken sollte, der gleichnissreiche Dichter sich weniger kurz und bestimmt ausgedrückt und uns sein wie oder gleichsam nicht vorenthalten hätte, oder — nach einer neuern Deutung (Philologus, 1860, XV, 329) — die Fäden des Gewebes sind zum Behufe des Glanzes oder der Biegsamkeit schon ursprünglich mit Oel behandelt, so dass also das fertige Gewand, das die Mägde im Wunderpalaste des Alkinous angelegt haben, buchstäblich von Oel trieft (*ἀπολείβεται ὑγρὸν ἔλαιον*) und sich beim Tragen auch triefend erhält — was keiner Widerlegung bedarf. Da im Morgenlande und bei den Göttern des Epos, wenigstens des spätern, duftende Kleider gewöhnlich sind (z. B. Psalm 45, 9: Deine Kleider sind eitel Myrrhen, Aloes und Kassia; in dem schönen Fragment aus den Cyprien bei Athen. 15, p. 682 f. sind die Kleider der Aphrodite von den Chariten und Horen in Frühlingsblumenduft getaucht, und sie trägt *ὥραις παντοίαις τεθυωμένα εἵματα*), so liesse sich auch hier an ein flüchtiges Oel, an eine phönizische Essenz denken, mit der die Gewänder besprengt wurden; allein von Duft ist nicht die Rede, nur von Glanz, und die Analogie von *σίαλος* Fett — *σιγαλόεις* glänzend und von *λιπαρός* fettig, glänzend, z. B. *λιπαρὰ κρήδεμνα*, entscheidet für die erste, schon von den Alten gegebene Erklärung. Wie der Thron der Kalypso *σιγαλόεις* genannt wird (Od. 5, 86), so ist auch die weisse steinerne Bank, auf der Nestor vor der Thür seines Hauses sitzt, blank von Fett, d. h. als wäre sie mit Fett überzogen, spiegelblank (Od. 3, 408: *λευκοὶ, ἀποστίλβοντες ἀλείφατος*). Die grossen Krüge mit *μέλι* und *ἄλειφαρ* auf dem Scheiterhaufen des Patroklos (Il. 23, 170) werden, da hier bei den Bestattungsgebräuchen Alles alterthümlich ist, wie der

Name sagt, Honig und Thierfett enthalten haben, zwei dem primitiven Menschen hochgeschätzte Substanzen, die er auch dem Todten mitgiebt. Wenn in dem Schiffskatalog (Il. 2, 754) der Fluss Titaresius, der in den Peneus fällt, sich mit dem Wasser des letzteren nicht mischt, sondern oben schwimmt, ἠΰτ' ἔλαιον, so musste beim Baden und Waschen oft die Erfahrung gemacht werden, dass die Salbe sich auf dem Wasser schwimmend ausbreitet. Nimmt man alle diese Stellen zusammen, so erscheint das Oel nicht als häufiges und verbreitetes Erträgniss des heimischen Bodens, sondern als Schmuckmittel, das der Handel aus dem Orient einführte, und das allmählig an die Stelle des Thierfettes trat. Es diente zum Abreiben des Körpers, nicht aber zur Beleuchtung und Nahrung. Ueberall ist viel Zeit vergangen, ehe ein nördliches Volk sich entschloss, seine Speisen mit Oel anzurichten. Wie noch jetzt ein deutscher Bauer mit Behagen grosse Massen Speck verzehrt, sich aber schwer entschliesst, Oel zum Gemüse hinzuzugiessen oder sein Fleisch mit Oel zu braten, so weigerten sich auch die Gallier, wegen Ungewohntheit, wie Posidonius sagt, den Gebrauch des Oeles zur Küche anzunehmen (Posid. bei Athen. 4, p. 151, e.: ἐλαίῳ δὲ οὐ χρῶνται διὰ σπάνιν· καὶ διὰ τὸ ἀσύνηθες ἀηδὲς αὐτοῖς φαίνεται). Nicht anders wird es bei den Griechen der älteren Zeit gewesen sein. Um so weniger können wir erwarten, dass der Baum selbst damals schon angepflanzt gewesen sei. Unter den ländlichen Scenen, die Hephaistos auf dem Schilde des Achilleus dargestellt hatte, befand sich ein schwarzer Acker mit Pflügern darauf, ein Erndtefeld, ein Weinberg und eine Weinlese, eine Rinder- und eine Schafheerde, aber noch kein Olivenhain. Ganz an denselben Stellen der Odyssee freilich, wo, wie früher erwähnt, der Feigenbaum genannt ist, wird auch des Oelbaums und seiner Früchte gedacht, aber diese Stellen gehören, wie auch schon oben bemerkt, zu den jüngern Bestandtheilen der Odyssee und fallen wohl später als die Olympiadenrechnung, ja als Archilochos. Von dem Schluss der Odyssee ist dies unzweifelhaft; bei den beiden andern Stellen (in dem Bruchstück von den Höllenstrafen in der *Νεκυία* und in dem gleichen, das in die Beschreibung des Palastes des Alkinoos eingeschoben ist, 7, 103—131), die zusammen eigentlich nur eine sind, da die eine offenbar nur eine Reminiscenz der andern gleichlautenden ist, — erhellt wenigstens die spätere und nachträgliche Einfügung. Auch an diesen Stellen erscheint übrigens der Oelbaum nur als ein neben Aepfeln, Birnen, Granaten

und Feigen der essbaren Früchte wegen gezogener Gartenbaum, nicht als Objekt ländlicher Kultur der Oelgewinnung wegen. Mitten in der ursprünglichsten und herrlichsten Partie des Gesanges von Odysseus Rückkehr findet sich allerdings ein Vers, der, wenn die gewöhnliche Deutung richtig wäre, nöthigen würde, das Dasein kultivirter Oelbäume anzunehmen: Od. 5, 476, 477. Odysseus, an das Ufer von Scheria ausgeworfen, findet im Walde zwei ganz zusammengewachsene, gegen Wind und Sonne Schutz gewährende Sträucher:

δοιοὺς δ' ἄρ' ὑπήλυθε θάμνους,
ἐξ ὁμόθεν πεφυῶτας· ὁ μὲν φυλίης, ὁ δ' ἐλαίης.

Ist nun hier *φυλία* der Oleaster, so lässt sich *ἐλαία* nur als fruchttragender Olivenbaum fassen. Allein das Wort *φυλία* gehört zu denjenigen, von denen offenbar die Alten selbst nicht mehr wussten, was der Dichter mit ihnen bezeichnet habe. Ammonius erklärt *φυλία* als *σχῖνος*, Mastixbaum, Andere verstanden darunter eine Abart des Oelbaums mit myrtenähnlichen Blättern, und für letztere behauptet Eustathius sei der Name noch bis auf seine Zeit bei Vielen gebräuchlich. Auch Pausanias 2, 32, 9 nennt die *φυλία* unter den Arten unfruchtbarer Oelbäume: *πᾶν ὅσον ἄκαρπον ἐλαίας, κότινον καὶ φυλίαν καὶ ἔλαιον.* Der spätere Gebrauch, wenn er wirklich Statt fand, wird seine Quelle wohl nur in eben diesem Verse Homers haben. Das Wort *φυλία* trägt noch deutlich eine allgemeine, abstrakte Gestalt an sich. Es ist aus der Wurzel *φυ* gebildet, wie *φυτόν*, *φύσις*, *φῦμα*, nur mit anderem Suffix, demselben, das auch in *φυλή* und in *φύλλον* (für *φύλιον*) und lateinisch *folium* erscheint. *Φυλία* ist also das Gewächs überhaupt, und zwar das immergrüne, da in diesem die Lebenskraft als besonders reich sich darstellt; die Bedeutung mag in jener frühen Zeit sich noch nicht individualisirt haben oder je nach den Landschaften verschieden. Soll aber auf eine bestimmte Pflanze gerathen werden, so würde sich mit Bezug auf eine Stelle des Theophrast die Myrte, die bei Homer nicht genannt wird, am natürlichsten darbieten. Theophrast nämlich meint (de caus. pl. 3, 10, 4), einige Bäume schienen sich zu lieben, und berichtet nach einem ältern Gewährsmann, Androtion, Myrte und Olivenbaum pflegten ihre Wurzeln durch einander zu flechten und die Zweige der Myrte durch die Aeste des Oelbaums zu wachsen, andern Pflanzen aber sei die Nähe des Oelbaums zuwider. Vielleicht stammt auch dieser Glaube nur aus Homer; aber an welches Gewächs man

auch denken mag (z. B. an die Steinlinde, Phillyrea, oder an eine Art Elaeagnus), ἐλαίη ist auch an dieser Stelle der wilde, strauchartige, als θάμνος bezeichnete Oleaster, ein Gewächs des Waldes, fern von der Stadt, in der Nähe des Wassers, wie der Dichter ausdrücklich sagt. Nicht so leicht ist die Entscheidung an einer andern Stelle, wo des Oelbaums Erwähnung geschieht: Il. 17, 53 bis 58. Dort hat Menelaus den Euphorbus, Sohn des Panthous, mit dem Speer durchstochen, und der Getroffene sank hin, gleich dem Spross des grünenden Oelbaums, den ein Pflanzer an einsamem, wasserreichem Orte aufzieht; die Lüfte umwehen ihn von allen Seiten, er bedeckt sich mit weisser Blüthe; plötzlich aber kommt ein Wirbelwind, reisst ihn aus der gegrabenen Vertiefung und streckt ihn über den Boden hin. Hier wäre allerdings möglich, an einen Setzling des Oleasters zu denken, der einst nicht Früchte, sondern Schatten, Holz, grüne Zweige geben soll: doch ist die Anpflanzung eines Waldbaumes in der noch waldreichen homerischen Zeit nicht wahrscheinlich. Wir werden also, Alles zusammenfassend, sagen dürfen: in der vielleicht langen Zeit, deren Denkmäler uns bei Homer vorliegen, sehen wir die Feigen- und Olivenkultur erst fremd und unbekannt, dann sich ankündigen, dann deutlich hervortreten, zunächst natürlich auf jonischem Küsten- und Inselboden. Auf diesem Boden blühte auch in der nachhomerischen Epoche der Oelbau. Die Insel Samos heisst bei Aeschylus (Pers. 884) ἐλαιόφυτος, olivenbepflanzt; für Milet und Chios ist ein noch älteres Zeugniss in der Anecdote enthalten, die Aristoteles (Polit. 1, 4, 5) aus dem Leben des Thales berichtet. Thales nämlich schloss aus meteorologischen Gründen (ἐκ τῆς ἀστρολογίας), dass eine ungewöhnlich reiche Olivenerndte bevorstehe; er pachtete also für das kommende Jahr sämmtliche Olivenpressen in Milet und Chios, zog dann, als der vorausgesehene Ueberfluss wirklich eintrat, beträchtlichen Gewinn aus der Aftervermiethung derselben und bewies so, dass auch ein Philosoph, wenn er wolle, aus seiner Wissenschaft irdischen Vortheil ziehen könne. Auf der Insel Delos, die von den jonischen Cycladen umgeben war, und wo schon in älterer Zeit Festzüge der Jonier sich vereinigten, hatte Latona bei der Geburt ihrer beiden Kinder entweder die delische Palme mit den Armen umfangen (so im homerischen Hymnus an den delischen Apollo 117 und Theogn. 4), oder sich an den Olivenbaum gehalten (Hygin. Fab. 140, Catull. 35, 7), oder an beide genannten Bäume sich gelehnt (Ael.

V. H. 5, 4: ὅτι ἀναθῆλαι λόγος ἐστὶ Δήλιος φυτὰ ἐν Δήλῳ ἐλαίαν καὶ φοίνικα, ὧν ἀψαμένην τὴν Λητὼ εὐθὺς ἀποκυῆσαι, τέως οὐ δυναμένην τοῦτο δρᾶσαι. Schol. zu Il. 1, 9, Ovid. Met. 6, 335). Der Chor in der Iphig. T. des Euripides sehnt sich nach Delos zur Palme, zum Lorbeer und zur heiligen Olive, die er als Λατοῦς ὠδῖνα φίλαν bezeichnet (v. 1102); Callimachus h. in Del. nennt erst die Palme v. 210, gleich darauf v. 262. das γενέθλιον ἔρνος ἐλαίης (wo die feste Formel ἔρνος ἐλαίης nicht auseinandergerissen und γενέθλιον in natürlicher Weise nur auf die Geburt der Leto gedeutet werden kann). Nach Strabo 14, 1, 20. ruhte die Göttin nach der Geburt unter dem Oelbaum nur aus, durch welche Wendung die abweichenden Gestalten des Mythus glücklich vereinigt wurden. Die Ephesier behaupteten später, nicht auf Delos, sondern bei ihnen sei die Geburt am Fusse des Oelbaums erfolgt, und jener Baum sei noch vorhanden (Tac. Ann. 3, 61. Strab. 14, 1, 20), wie es auch eine Quelle Ὑπέλαιος »Unter den Oliven« bei Ephesus gab, die in die Gründungssage der Stadt verflochten war (Strab. 14, 1, 4. Athen. 8, p. 361). Da der Oelbaum dem apollinischen Kultus sonst fremd ist, so mag vermuthet werden, die Olive auf Delos und der an sie geknüpfte Mythus sei dort nicht ursprünglich, sondern verdanke ihr Dasein erst den Athenern und dem übergreifenden Athenedienst; auf Rhodus aber, dieser einst ganz phönizischen Insel, die dann zum Gebiet der dorischen Colonisation gehörte, muss der Oelbau in hohes Alterthum hinaufgehen. Dort besass die Stadt Lindos einen Tempel der Athene, den schon die Danaiden gebaut und in dem Kadmos Weihgeschenke zurückgelassen hatte, mit einem Olivenhain, gegen welchen die Oelbäume von Attica zurückstanden (Anthol. Pal. 15, 11). Auf dem griechischen Festlande finden wir in dem Kreise, den die Hesiodischen Gedichte beschreiben, — also in äolisch-böotischer Sittensphäre —, noch keine Spur von Olivenzucht; denn ein von Plinius (15, 1, 1) angeführter angeblicher Ausspruch des Hesiodus über die Langsamkeit des Wachsthums der Olive ist sowohl in Betreff der Zeit als des wirklichen Urhebers desselben allzu unsicher. Bei den spätern Griechen galt Athen als der Ursitz dieser Kultur, ja es gab nach einem merkwürdigen Ausspruch des Herodot (5, 82) eine Zeit, und sie war noch nicht lange vergangen, wo es sonst nirgends auf Erden Oelbäume gab, als in Athen. Als nämlich die Epidaurier, von Misswachs heimgesucht, sich an das delphische Orakel wandten, gab dieses den Rath,

Bildsäulen der Damia und Auxesia aus dem Holze der zahmen Olive aufzustellen; sie baten also die Athener um Erlaubniss, einen der attischen Oelbäume umhauen zu dürfen, da sie die dortigen für die heiligsten hielten, oder, wie auch gesagt wird, weil sonst nirgends Oelbäume existirten. Die Athener bewilligten die Bitte unter der Bedingung, dass die Epidaurier jährlich der Athene Polias und dem Erechtheus Opfer brächten. Damals waren die Aegineten Epidauros unterthan; seitdem aber (τὸ δὲ ἀπὸ τοῦδε) fielen sie von ihrer Mutterstadt ab, raubten die beiden Bilder und geriethen, da sie die ausbedungenen Opfer unterliessen, mit Athen in Feindschaft. Ueber den Zeitpunkt dieser Begebenheit berichtet Herodot nichts; nach Otfried Müllers Vermuthung (Aeginet. p. 73) fiele sie etwa in Ol. 60, also in Pisistratus Zeit, doch darf man sie wohl in die erste Hälfte des 6. Jahrhunderts hinaufrücken. Schon am Beginn des genannten Jahrhunderts hatte Solon gesetzliche Bestimmungen über Oliven- und Feigenbau erlassen (Plut. Sol. 23, 10. 24, 1), der also doch schon einige Wichtigkeit haben musste, wenn auch erst Pisistratus, der Schützling und Verehrer der Athene, direkt für Anbau des nützlichen Baumes auf der bis dahin kahlen und baumlosen Landschaft sich bemüht haben soll (Dio Chrysost. orat. 25, p. 281. c.: καὶ τὴν Ἀττικὴν, πρότερον ψιλὴν καὶ ἄδενδρον οὖσαν, ἐλαίαις κατεφύτευσαν, Πεισιστράτου προςτάξαντος). In der Akademie standen die der Göttin geweihten unantastbaren Oelbäume, die μορίαι, die einen reichen Ertrag geliefert haben müssen — anders als sonst heiliges Besitzthum zu thun pflegt —, da bei den grossen Panathenäen, die Pisistratus gestiftet hatte, im gymnischen Agon die den Siegespreis bildenden, in bedeutender Zahl gereichten Oelkrüge von daher gefüllt wurden. Diese Bäume in der Akademie stammten von der Mutterolive auf der Burg, die von Athene selbst geschaffen war und später nach der Verbrennung durch die Perser von selbst wieder aufsprosste. Da sie πάγκυφος heisst, ist sie als ein blosser niedrig kriechender Wurzeltrieb zu denken. Dass die Attiker ἐλαία und κότινος, den zahmen und den wilden Oelbaum, durch eigene Benennungen unterschieden, beweist schon, dass hier die Kultur des veredelten Baumes, der felix oliva, festen Bestand gewonnen hatte, wie auch Pindar in einem seiner Hymnen ἄγριος ἔλαιος (Fr. 19. Bergk.) sagte und Herodot in der oben angeführten Stelle das Orakel von dem Holze der z a h m e n Olive, ἡμέρης ἐλαίης, sprechen lässt. In Attika scheint die Oelkultur, wie der Dienst der Athene

Skiras, von Megara aus, besonders aber von Salamis und dem gegenüberliegenden phalerischen Gestade allmählig vorgedrungen zu sein (August Mommsen, Heortologie, S. 54 f.); der weissliche Kalkboden, die *γῆ σκιρράς* der attischen Halbinsel, der dem Getreidebau wenig förderlich war, kam ihr begünstigend entgegen, und sie gedieh hier — nach den Worten des Chors im Oedipus auf Kolonos — »wie nicht im Lande Asien noch auf der grossen dorischen Pelops-Insel.« Warum aber wurde grade Athene die Schutzherrin der neuen Kultur, und warum verflocht sich Oel und Oelbaumzucht so innig und mannigfach mit dem Dienst der aus dem Haupte des Himmels unmittelbar hervorgegangenen Lichtgöttin? Nach Suidas weil das Oel zur Leuchte diente und der Oelbaum das Feuer nährte (*Ἀθηνᾶς ἄγαλμα· διδόασιν αὐτῇ — καὶ ἐλαίαν, ὡς καθαρωτάτης οὐσίας οὔσης· φωτὸς γὰρ ὕλη ἡ ἐλαία*) — woraus zugleich hervorginge, dass die Anwendung des Oels zum Brennen in der Zeitfolge die zweite war, wie die als Nahrungsmittel die dritte. Homer kennt noch keine Beziehung der Olive zu der Göttin, denn aus dem Beiwort heilig, welches an der einen Stelle Od. 13, 373: *ἱερῆς παρὰ πυθμέν' ἐλαίης* dem Oelbaum gegeben wird, lässt sich eine solche nicht erschliessen (das älteste mit Vers 184 schliessende Gedicht von Odysseus Rückkehr, aus dem der jüngere Fortsetzer sowohl den Oelbaum, als die Phrase *παρὰ πυθμέν' ἐλαίης* genommen hat, enthält auch das Adjectiv heilig noch nicht). Als seit den Pisistratiden der Oelbau den Hauptreichthum und die auszeichnende Eigenschaft des attischen Landes bildete, als die Athener prahlten, vor noch nicht so langer Zeit sei nur bei ihnen und sonst an keinem Ort der Erde ein zahmer Oelbaum zu finden gewesen, als sie auf jedes Land, wo nur Getreide und Oelbäume wuchsen, als auf ihr Eigenthum Anspruch machten (Cic. de rep. 3, 9, 15: *Athenienses jurare etiam publice solebant, omnem suam esse terram, quae oleam frugesve ferret*), da konnte dieser Segen und Stolz ihres Landes nicht anders als der unterdess immer mehr in der Bedeutung gestiegenen Landesgöttin geweiht und von ihr als Geschenk gespendet sein. Dass auf dem Burgfelsen einst wilde Oelbäume wuchsen, dass einer von diesen mit einem über Meer gekommenen oder an einem der Küstenorte gewachsenen edlen Zweige gepfropft worden und von diesem wieder andere Reiser und Setzlinge abstammten, dass die *vivax oliva* nach dem persischen Brande wieder neu aus der Wurzel trieb: das Alles kann immerhin Wirklichkeit sein, doch

bedurfte der Mythus solchen realen Anhaltes nicht. Als gegen Ende der Perserkriege der alte Nationalheld Theseus mit seinen Abenteuern und Thaten in verklärtem Licht ins Bewusstsein trat, da hatte auch er schon vor der Ausfahrt nach Kreta vom heiligen Oelbaum einen Zweig gebrochen, ihn mit weisser Wolle umwunden und bittend im Delphinium dem Apollo niedergelegt (Plut. Thes. 18, 1: ἦν δὲ κλάδος ἀπὸ τῆς ἱερᾶς ἐλαίας ἐρίῳ λευκῷ κατεστεμμένος — die sog. Eiresione). — Auch in Sicyon, welches aus gleichem Grunde, wie Attika, nämlich des günstigen Bodens wegen, als *olivifera* berühmt war und Olivenfrüchte, *Sicyonias baccas*, reichlich hervorbrachte, hatte der alte fabelhafte König Epopeus der Athene einen Tempel gebaut und die Göttin ihm zum Zeichen ihres Wohlgefallens vor dem Tempel eine Oelquelle aufsprudeln lassen (Pausan. 2, 6, 2), — ihm also unmittelbar das Oel geschenkt, das die Athener und überhaupt die späteren Zeiten sich erst durch Anpflanzung, Lese, künstliche Pressen u. s. w. erarbeiten mussten. — Als dann während des ersten Jahrhunderts der Olympiadenrechnung die Küsten des Westens, Italiens, Siciliens, Galliens, zahlreiche und bald aufblühende griechische Ansiedlungen empfingen, da öffnete sich für die Olive ein neuer, grosser Bezirk, den sie allmählig einnehmen und beherrschen und in dem sie sich heimisch fühlen sollte, fast wie im Mutterlande. Im Laufe des siebenten, sicher aber in dem des sechsten Jahrhunderts bedeckten sich nach und nach die herrlichen Hügellandschaften und Küstenabhänge der Inseln und Süditaliens mit jener fruchttragenden immergrünen Waldung. Vielleicht aber war es keine griechische, sondern eine phönizische Hand, die hier im fernen Westen den allerersten Olivenkern in die Erde senkte oder den ersten mitgebrachten Steckling pflanzte. Ein Mythus nämlich, der uns hier entgegentritt, der von Aristäus, scheint eine dunkle Erinnerung dieses Verhältnisses zu enthalten. Aristäus, ein alter arkadischer, thessalischer, böotischer Hirtengott, den die ersten Ansiedler mit nach Sicilien gebracht hatten, galt bei ihren Nachkommen später als der Erfinder der Olive und des Oeles, Cic. in Verr. 4, 57: *Aristaeus qui — inventor olei esse dicitur.* De nat. deor. 3, 18: *Aristaeus qui olivae dicitur inventor.* Plin. 7, 56, 57: *oleum et trapetas Aristaeus Atheniensis (invenit).* Diod. 4, 81, 2: τοῦτον δὲ παρὰ τῶν νυμφῶν μαθόντα — τῶν ἐλαιῶν τὴν κατεργασίαν διδάξαι πρῶτον τοῖς ἀνθρώποις. Nach dem Schol. ad Theocr. 5, 53 berichtete auch Aristoteles, die Nymphen hätten dem Aristaeus

τὴν τοῦ ἐλαίου ἐργασίαν gelehrt. Man bemerke, dass Aristaeus nicht, wie Athene, den Oelbaum erschaffen, sondern das Oel oder die Olive erfunden hatte, dass er die κατεργασία τῶν ἐλαιῶν oder τοῦ ἐλαίου, also die Oelbereitung, gelehrt, zu der auch der Gebrauch der Oelpresse *trapetum, trapetus,* plur. *trapetes,* gehört, und dass er grade bei der Lese der Früchte von den Bewohnern Siciliens göttlich verehrt wurde, Diod. 4, 82, 5: διὸ καὶ παρὰ τοῖς τὴν Σικελίαν οἰκοῦσι — also nicht bloss den dortigen Griechen? — διαφερόντως φασὶ τιμηθῆναι τὸν Ἀρισταῖον ὡς θεόν, καὶ μάλιστα ὑπὸ τῶν συγκομιζόντων τὸν τῆς ἐλαίας καρπόν. Nun war aber derselbe Aristäus, noch ehe er Sicilien betrat, Herrscher der den Griechen fremden Insel Sardinien gewesen (Pausan. 10, 17. Arist. de mir. ausc. 100 (95). Serv. ad V. Georg. 1, 14), hatte auf derselben die Acker- und Baumkultur eingeführt, da sie vorher nur von vielen und grossen Vögeln bewohnt gewesen war, und daselbst zwei Söhne gezeugt, den Χάρμος (Aristäus selbst ist bei Pindar Pyth. 9, 64 ἀνδράσι χάρμα φίλοις ἄγχιστον) und den Καλλίκαρπος (bei Homer ist das Adjectiv ἀγλαόκαρπος, da jenes nicht ins Metrum ging). Von Sardinien kommt er nach Sicilien, welches von Aeschylus Prom. 371 καλλίκαρπος genannt wird, wie auch Cyrene bei Strabo 17, 3, 21 καλλίκαρπος ist, humanisirt auch diese Insel und erfindet ausser andern ländlichen Künsten besonders das Oel und die Procedur der Oelgewinnung. Wie nun Aristäus dem neuen, übermächtig und glanzvoll auftretenden Glauben an die ihm wesensverwandten Götter Apollon und Dionysos gegenüber sich nicht hatte halten können, sondern zu deren Sohne oder Erzieher wurde, so verschmolz er auch sichtlich mit einem libyphönizischen Gotte, den die griechischen Einwanderer schon vorfanden und in den Kreis ihrer Vorstellungen aufnahmen. Dieser Gott, der Sohn der Nymphe Cyrene, der auch in Cyrenäa zuerst das Silphion gepflanzt hat, kann nicht anders als von Afrika nach Sardinien gekommen sein; von Sardinien kam er nach Sicilien: sein Gewächs oder seine Erfindung muss denselben Weg genommen haben. Ueber die Zeit freilich sagt der Mythus nichts, und ob die Griechen in der Umgegend der phönizischen Handelsniederlassungen, die sie mit bewaffneter Hand besetzten, Olivengärten vorfanden oder nicht, muss zweifelhaft bleiben. Später, als auch im griechischen Mutterlande das Oel seine wichtige Stelle in der Oekonomie der Sitten eingenommen hatte, da begegneten sich in Sicilien beide Strömungen, die karthagische und die von dem Vorbild Attikas u. s. w.

ausgehende. — Wenden wir uns zum Festland Italiens, so tritt uns hier beim ersten Schritt eine Art chronologischer Notiz entgegen, ein Glücksfall, der in der ältesten Kulturgeschichte so äusserst selten ist. Plinius nämlich berichtet nach dem Annalisten L. Fenestella, zur Zeit des Tarquinius Priscus sei in Italien noch kein Oelbaum vorhanden gewesen, Plin. 15, 1, 1: *Fenestella vero (ajebat oleam) omnino non fuisse in Italia Hispaniaque aut Africa Tarquinio Prisco regnante ab annis populi Romani CLXXIII.* Wenn diese Nachricht nicht bloss ein Echo der oben angeführten Stelle des Herodot ist — und die Hinzufügung von Spanien und Afrika ist geeignet, diesen Verdacht zu wecken, — so dürfen wir sie positiv wenden und dahin auslegen, dass es die Zeit der Tarquinier, die Zeit lebhafter Verbindung mit den campanischen Griechen war, die mit andern griechischen Künsten auch die Olive nach Latium brachte. Vielleicht stammt die Notiz aus einer cumanischen Geschichtsquelle. Dass der Baum jedenfalls von den Griechen und nicht etwa auf anderem Wege den Latinern zukam, beweisen die lateinischen Wörter *oliva*, *oleum*, die dem Griechischen entlehnt sind,[22]) und so viele auf Olivensorten und die Manipulation bei der Oelbereitung bezüglichen Ausdrücke, die gleichfalls griechische, im lateinischen Munde oft ein wenig entstellte Benennungen sind: *orchis*, *cercitis*, *druppa*, *trapetum*, *amurca* u. s. w. Wenn auf dem Hute des *flamen Dialis* die oberste Spitze, der *apex*, aus einem Reise vom Oelbaum bestand (Fest. p. 10. *albogalerus*: *pileum capitis . . . adfixum habens apicem virgula oleagina*) und dieses mit Wolle umwunden und befestigt war (Serv. ad V. Aen. 2, 683. 10, 270), so ergiebt sich, dass auch dieser sehr alte Gebrauch gleichwohl jünger ist, als die Ankunft der Griechen in Italien und der Verkehr der Latiner mit ihnen. Denn was ist der mit wollenen Fäden umwundene Oelzweig anders, als die entlehnte griechische εἰρεσιώνη? Vielleicht klingt eine Erinnerung davon in der Angabe nach, dass die *virga lanata* zuerst in Alba von Ascanius angeordnet sei (Serv. ad V. Aen. 2, 683: *quod primum constat apud Albam Ascanium statuisse*), sie war also weder etruskisch, noch sabinisch. Bei Vergil freilich tritt der König Numa, so wie der marsische *sacerdos* (Aen. 6, 809. 7, 751) mit Oelzweigen geschmückt auf, aber hier hat die dichterische Phantasie, die auch sonst in der Aeneis vom Olivenlaube reichlich Gebrauch macht, die spätere griechische Sitte den Helden der Urzeit geliehen. Bei den Triumphen siegreicher lorbeerge-

schmückter Feldherren trugen die Diener oder die Anordner des Triumphs, die selbst nicht in der Schlacht gewesen waren, Kränze von Olivenzweigen (Paul. p. 114: *oleagineis coronis ministri triumphantium utebantur*. Gell. 5, 6, 4: *oleaginea corona, qua uti solent, qui in proelio non fuerunt, sed triumphum procurant*), also in griechischer Weise als Zeichen mehr friedlicher, als kriegerischer Beschäftigung. Auch bei der Ovation, einer geringern Art des Triumphes, bestand der Ehrenkranz aus gleichem Laube (Plin. 15, 4, 5 — wenn hier nicht ein Versehen vorliegt, da bei der *ovatio* sonst immer die Myrte, auch von Plinius selbst, 15, 29, 38 genannt wird). Bei der jährlich am 15. Juli zu Ehren des Kastor und Pollux gefeierten *transvectio equitum* dienten gleichfalls Kränze aus Oelzweigen als Schmuck: die Verehrung der genannten Heroen war grossgriechischen Ursprungs (Preller, Röm. Mythol. 658 ff.). Dies alles sind Symptome der Bekanntschaft mit der Olive schon in den frühern Zeiten der Republik, aber noch nicht Beweise wirklichen Anbaues derselben. Letzterer musste sich von den verschiedenen griechischen Mittelpunkten aus überall hin verbreiten, wo nur der Boden dies zuliess, zuerst an der Küste, dann in den innern Landschaften, in demselben Masse, als das natürliche Vorurtheil gegen den Oelgenuss bei den doch hauptsächlich vom Ertrage der Heerden lebenden Eingebornen sich minderte. Bei dem komischen Dichter Amphis, der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, etwa in der Zeit von Philipp und Alexander von Macedonien lebte, wird das Oel von Thurii, also der Gegend des alten Sybaris, gerühmt (Meineke, fr. com. gr. 3, p. 318: *ἐν Θουρίοις τοὔλαιον*. Athen. 1, p. 30). Von daher und von Tarent mochte die kalabrische Olive, die auch *oleastella* hiess (Colum. 12, 51, 3), und die *Sallentina*, die schon Cato nennt, stammen; die hochberühmte *Liciniana* oder *Licinia* im *ager Venafranus* in Campanien und die vom Berge *Taburnus* an der Grenze von Campanien und Samnium (Verg. G. 2, 38) wird zu allererst von den kampanischen Griechen eingeführt worden sein. Die sabinischen Berge trugen viel Oel: die Sorte *Sergia* aber, *quam Sabini Regiam vocant* (Plin. 15, 3, 4), war eine grosse, der Kälte widerstehende, ölreiche, aber nicht feine (Colum. 5, 8) — bei der also dasselbe eintrat, was bei dem in die kältern Gegenden des Nordens verpflanzten Weinstock. Jenseit des Apennin, wo die herrlichen Kornebenen sich öffnen, duldete, wie auch heut zu Tage, das Klima keinen Oelbau mehr, der aber in Picenum, also der Gegend

der heutigen Mark Ancona, die schon zu Süditalien gerechnet werden kann, noch blühte (Martial. 1, 43, 8. 5, 78, 19. 13, 36). Italien war im ersten Jahrhundert vor Chr. schon so reich an Oel und dies Produkt so vorzüglich und zugleich so wohlfeil, dass die Halbinsel allen Ländern den Rang darin ablief (Plin. 15, 1, 1. Ders. 2, 3: *principatum in hoc quoque bono obtinuit Italia toto orbe*). Von Massilia war, wie der Wein, so auch die Olive, begünstigt durch Boden und Himmel der Provence, allmählig ins gallische Land vorgerückt, doch natürlich ohne dem Wein bis in die Thäler der Marne und der Mosel zu folgen. Massaliotischer Herkunft waren ohne Zweifel auch die Oelpflanzungen an der ligurischen Küste, die noch heut zu Tage ein ungeheurer, üppiger Olivengarten ist. In kurzer Entfernung vom Meere, wo das Gebirge sich hebt, musste der Oelbaum verschwinden, daher die Reiser und Kränze, mit denen die Alpenbewohner dem Hannibal unter dem Schein der Freundschaft entgegenzogen (Polyb. 3, 52, 3) keine Oelzweige gewesen sein werden, obgleich das von Polybius gebrauchte Wort *θαλλοί* in der Regel diese Bedeutung hat. Zu Strabos Zeit lieferte Genua diesen Gebirgsvölkern Oel und bezog von ihnen dagegen Vieh, Häute und Honig (Strab. 4, 6, 2). Auf der entgegengesetzten Seite Italiens, im Gebiet der Pomündungen, verbot der niedrige wasserreiche Boden die Einführung der Olive, so alt und lebhaft der Verkehr dieser Gegend mit den jonischen Inseln, mit Tarent, später mit Syrakus u. s. w. auch war. Umgekehrt verhielt es sich mit dem gegenüberliegenden Istrien und Liburnien, deren zum Meere absteigende, sonnige, kalkreiche Hügel, geschützt durch das hinter ihnen sich erhebende Gebirge, zum Anbau einladen und denselben reichlich lohnen mussten. Auch kam das Oel von Istrien oder vielmehr nur der westlichen Küste dieser Halbinsel — denn Istrien hat, der Krim vergleichbar, einen Meeresrand mit subtropischem Klima und Pflanzenwuchs und ein rauhes, unwirthliches, von Nordwinden gepeitschtes Innere — in der Schätzung gleich nach dem italischen und wetteiferte mit dem von dem spanischen Baetica (Plin. 15, 2, 3: *reliquum certamen inter Histriae terram et Baeticae par est*). Das Oel, welches Aquileja gegen Vieh, Häute und Sklaven in die illyrischen Donauländer einführte (Strab. 5, 1, 8), wird eben dies histrische gewesen sein, wobei zugleich die Thatsache interessant ist, dass die Pannonier und Celten der genannten Gegend zu Strabos Zeit nicht bloss den Wein, der allen Barbaren willkommen ist, sondern auch

schon das Oel — wenn auch nur als Brennöl in Lampen — begehrten. Noch zur gothischen Zeit, nach so vielen Stürmen und Schrecken, hatte jene Region Ueberfluss an Oliven, wie wir aus Cassiodorus sehen, Variar. 12, 22: *est enim proxima vobis regio supra sinum maris Jonii constituta olivis referta.* Apicius 1, 5, Palladius 12, 18 und die Geoponika 9, 27 lehren durch allerlei gewürzige Zuthaten künstlich *oleum Liburnicum* darstellen, welches also zur Zeit dieser späten Gewährsmänner im Rufe stand. Die so eben erwähnte Provinz Baetica führte auch nach Strabo nicht bloss viel, sondern auch das schönste Oel aus (Strab. 3, 2, 6: *ἐξάγεται δ' ἐκ Τουρδητανίας — ἔλαιον οὐ πολὺ μόνον, ἀλλὰ καὶ κάλλιστον*) und das bätische Corduba übertraf oder erreichte die berühmten Olivengärten von Venafrum und Istrien, Martial. 12, 63, 1 (Schneidewin):

Uncta Corduba laetior Venafro,
Histra nec minus absoluta testa.

Dass Spanien, ein südliches Land mit grosser Mannichfaltigkeit der Lagen und des Bodens, in demselben Masse als die fremde Civilisation sich erst der Küsten und dann des Innern bemächtigte und darin Bestand gewann, auch den Oelbau aufnahm, liegt in der Natur der Dinge. Als das römische Reich seine Vollendung erreicht hatte, war auch die edle Olive von ihrem Ausgangspunkt, dem südöstlichen Winkel des mittelländischen Meeres, über alle Länder verbreitet, die ihren heutigen Bezirk bilden, und gedeiht an manchen Punkten des europäischen Südwestens so gut, als wäre sie dort geboren und immer dagewesen. [23]) Nach dem Volksglauben, der schon bei den Alten herrschte, trägt der Oelbaum in Europa nur alle zwei Jahre; davon aber ist nur so viel wahr, dass, wenn der Baum sich durch eine besonders reiche Fruchtbildung erschöpft hat, seine Kraft im nächsten Jahr zu einer gleichen nicht ausreicht, es müssten ihm denn die allergünstigste Witterung oder ein ausserordentlicher Kulturbeitrag zu Hülfe kommen. Auch dass die Olive sich nicht weiter von der Küste als 300 Stadien (oder 7½ geograph. Meilen) entferne, wie Theophrast (h. pl. 6, 2, 4) meinte, ist nicht buchstäblich, sondern nur in dem Sinne richtig, dass sie den Anhauch des mittelländischen Meeres liebt, dass aber zu ihrem Gedeihen auch z. B. der Spiegel des Gardasees genügt. Ohnehin fällt ihre Verbreitungssphäre ziemlich genau mit dem Oval der Ufergegenden des mittelländischen Meeres und seiner Buchten zusammen. Schön im Sinne

der Romantik ist der Baum der Minerva nicht, aber nichts erweckt mehr das Gefühl der Kultur und friedlicher Ordnung und zugleich der Dauer derselben, als wenn er in offenen, gereinigten Hallen mit dem kaum merklich flüsternden Laube an gewundenen Stämmen die Hügel ersteigt oder die geneigten Ebenen leicht beschattet, und gern gesteht man ihm dann mit Columella 5, 8, 1 das Prädikat *prima omnium arborum* zu. Indessen fehlt viel, dass das Produkt überall dem der Provence oder dem von Genua und Lucca gleichkäme. Das kalabrische, sicilische und sardinische Oel ist meistens unrein und nur zur Seifenbereitung und in Tuchfabriken anwendbar. Der Grund liegt in der mangelhaften Darstellungsart, und diese wieder erklärt sich aus den ungünstigen agrarischen und volkswirthschaftlichen Verhältnissen. Besonders die Erndte erfordert die grösste Vorsicht im Einzelnen: die eben gereiften Früchte müssen Stück für Stück mit der Hand abgepflückt und ohne Zeitverlust unter die Presse gebracht werden; Schnelligkeit und Reinlichkeit sind dabei wesentliche Bedingungen. Zu all dem aber fehlt es in den genannten Gegenden an Kapital, an Einrichtungen und vor Allem an Händen. Man schlägt die von Natur zarten Früchte entweder mit Stecken ab oder, was noch übler ist, wartet, bis sie, überreif und halbfaul, von selbst abfallen (über Beides klagen schon die Alten, z. B. Plinius 15, 3, 3); dann bleiben sie in Haufen liegen und gerathen in Gährung, ehe eine Oelmühle frei wird. Letztere ist auch meistens so unvollkommen construirt, dass sie Arbeitskraft verschwendet und einen beträchtlichen Theil Oel in den Trestern zurücklässt. Da der gemeine Mann das so gewonnene übelriechende Produkt als von kräftigerem Geschmack dem feinsten provençalischen Tischöl, welches ihm nichtssagend erscheint, vorzieht, so fühlt er sich natürlich auch nicht durch das Bedürfniss aufgefordert, auf die Herstellung des letztern besonderen Fleiss zu wenden. Bei all dem sind in neuerer Zeit die Fortschritte unverkennbar. Wenn erst in Folge eines natürlichern Blutumlaufes im Volkskörper der gedrückte Stand der Pächter sich heben wird, dann muss in der Oelkultur eine Quelle des Wohlstandes für den gebirgigen Süden des neuen Königreiches sich öffnen. — »Zwei Flüssigkeiten, sagt Plinius (14, 22, 29), giebt es, die dem menschlichen Körper angenehm sind, innerlich der Wein, äusserlich das Oel, beide von Bäumen kommend, aber das Oel etwas Nothwendiges.« Demokritus von Abdera, der berühmte Philosoph, der über hundert

Jahr alt wurde, erwiderte auf die Frage, wie man gesund bleiben und seine Tage verlängern könne, mit der diätetischen Regel: innerlich Honig, äusserlich Oel (Diophanes in den Geopon. 15, 7, 6 und Athen. 2, p. 47). Aehnlich war die Antwort des hundertjährigen Pollio Romilius auf die Frage des Kaisers Augustus, durch welches Mittel er sich so rüstig erhalten habe: »innerlich durch Wein mit Honig, äusserlich durch Oel« — *intus mulso, foris oleo* (Plin. 22, 24, 53). Heut zu Tage dient das Oel nicht mehr zur äussern Körperpflege oder nur in Gestalt von Seife; aber eben die den Alten unbekannte Seife, eine nordische Erfindung (Grimm in Haupts Zeitschrift VII, S. 460 f.; Zeuss, Gr. Celt. 1, 185; Beckmann, Beyträge, IV, 1), hat die orientalisch-griechische Sitte, den Leib zu salben, die in Italien ohnehin nur bei den höhern Klassen herrschte, ganz und gar verdrängt. Nur die Salbung der Könige und Kaiser und die letzte Oelung sind noch ein verklingendes Echo der alten Römerzeit.

Wo die Kultur der drei genannten Gewächse, des Weines, der Feige und des Oelbaums, in grösserem Massstab sich festsetzte, da musste Lebensart und Beschäftigung der Menschen eine andere werden, das Land ein anderes Ansehen gewinnen. Die Baumzucht war ein Schritt mehr auf der Bahn fester Niederlassung: erst mit ihr und durch sie wurde der Mensch ganz ansässig. Der Uebergang vom unstäten Hirtenleben zur festen Ansiedelung ist nirgends ein plötzlicher gewesen, sondern führte immer durch zahlreiche Zwischenstufen, auf denen die Völker oft Jahrhunderte verharrten. Der herumziehende Hirte besäet flüchtig ein Stück Land, das er im Herbst ebenso flüchtig aberndtet; er wählt im nächsten Frühling ein anderes, frisches, das er abermals liegen lässt, nachdem er ihm den Raub abgenommen. Hat die Horde an einem besonders fruchtbaren Fleck sich mit ihren leichten Häusern festgesetzt, so ist doch auch hier der Boden nach einigen Jahren erschöpft: die ganze Gemeinschaft bricht auf, lädt alles Bewegliche auf ihre Thiere und Wagen und baut sich an einem andern Orte wieder an. Auch wenn die Ansiedelung eine stätige geworden, ist der Begriff individuellen Eigenthums am Boden doch noch nicht vorhanden: wie die Weide eine gemeinsame war, wird auch das Ackerland, an welchem bei der geringen

Bevölkerung kein Mangel ist, in jedem Jahr an die Genossen je nach ihrer Zahl neu vertheilt. Dies war der Zustand der Germanen zu Tacitus Zeit, und dies ist der natürliche Sinn der Worte des genannten Schriftstellers, an denen patriotische Ausleger, die gern das Gegentheil erfahren hätten, nicht minder mühselig, als in ähnlichem Fall die Bibelexegeten, gedeutet haben. Dieselbe communistische, noch halb nomadische Form des Ackerbaues, die mit dem Patriarchalismus eng zusammenhängt, herrscht noch heute in einem grossen Theil Russlands, bei Tataren, Beduinen und manchen andern Völkern. Viehzucht bleibt auf diesen ersten Stufen des Ackerbaus immer noch das vorherrschende Geschäft, Wandern und Raub die Leidenschaft, Fleisch und Milch die Hauptnahrung; die Häuser sind nur leicht gebaut, brennen häufig auf, ihr Material ist Holz; der Pflug besteht aus einem spitzen Baumast, ritzt den Boden nur leicht und wird von kriegsgefangenen Sklaven geführt; die Voraussicht ist keine lange, sie geht nur von Frühling auf den Herbst. Einen bedeutenden Schritt weiter bezeichnet schon die Wintersaat, aber den entscheidenden erst die Baumzucht. Erst mit der letztern ging das Gefühl örtlicher Heimath und der Begriff des Eigenthums auf. Der Baum muss Jahre lang erzogen und getränkt werden, ehe er Frucht giebt (»den ich hegte und pflegte wie eine Pflanze im Baumgarten«, sagt Thetis in der Ilias von ihrem Sohne Achilleus); dann giebt er sie jedes Jahr, indess der Bund mit dem einjährigen Grase, das die Demeter säen gelehrt, in dem Augenblick aufgelöst ist, wo die Frucht geerndtet worden. Um den Weinberg, um den Baumgarten wird eine schützende Hecke gezogen, das Zeichen vollen Eigenthums: dem blossen Ackerbauer genügt im besten Falle ein Grenzstein. Das Saatfeld muss auf Thau und Regen harren: der Pflanzer leitet die Quelle aus den Bergen herab und um seine Beete herum, und indem er dies thut, verwickelt er sich mit seinen Nachbaren in Rechts- und Eigenthumsfragen, die nur durch eine feste politische Ordnung gelöst werden. Auch das Haus, das von Fruchtbaumgruppen umgeben ist, wird, wie diese, auf lange Jahre berechnet, d. h. es ist von Stein erbaut und schmückt sich in seinem Innern mit dem Vermächtniss der Geschlechter und dem Erwerbe fortgehender Kultur. Das Eisen findet sich ein und wird allmählig das immer häufigere, zuletzt vorherrschende Material aller Werkzeuge. Auch die Götter werden edler: denen des Hirten, der gewohnt ist, thierische Leiber aufzu-

schneiden, und dessen Poesie in der Vorstellung grässlicher, mit der Steinaxt aufgerissener Wunden schwelgt, wird blutig und roh geopfert, sanfter der Ceres mit geschrotenem Spelz und Salz, aber erst der Wein stimmte den harten Ackerbauer mild und heiter und machte ihn zu dramatischen Spielen aufgelegt, und erst die Olive, der Baum der Athene, der Göttin geistiger Helle, gab das Symbol des Friedens, der Bitte und der Freundlichkeit ab.

Schon die alten epischen Dichter unterscheiden genau die drei Arten der Bodenbenutzung: Thierweide oder Fleisch, Milch und Wolle; Ackerbau oder die süsse Halmfrucht, die Nährerin des Menschengeschlechts; endlich Baumpflanzung oder Wein und Oel. Für die beiden letzten Stufen, von denen die dritte, je älter die entsprechende Dichterstelle ist, um so mehr nur auf die Weinkultur sich beschränkt, gelten die sich gegenüberstehenden technischen Ausdrücke: *ἀρόω*, *ἄρουρα* und *φυτεύω*, *φυταλία*. Il. 14, 121 (Diomedes erzählt, sein Vater Tydeus habe ein reiches Haus bewohnt und viel weizenreiche Felder, viele Baumgärten und viele Heerden besessen):

ναῖε δὲ δῶμα
ἀφνειὸν βιότοιο, ἅλις δέ οἱ ἦσαν ἄρουραι
πυροφόροι, πολλοὶ δὲ φυτῶν ἔσαν ὄρχατοι ἀμφὶς,
πολλὰ δέ οἱ πρόβατ' ἔσκε.

Il. 12, 313 (Sarpedon spricht zu Glaukos):

Καὶ τέμενος νεμόμεσθα μέγα, Ξάνθοιο παρ' ὄχθας,
Καλὸν φυταλιῆς καὶ ἀρούρης πυροφόροιο.

Il. 20, 184 (Achilleus fragt den Aeneas, ob ihm die Troer etwa als Preis für die Tödtung seines Gegners ein Stück Land ausgesetzt, versehen mit Pflanzung und Acker):

Ἦ νύ τί τοι Τρῶες τέμενος τάμον, ἔξεχον ἄλλων,
καλὸν φυταλιῆς καὶ ἀρούρης, ὄφρα νέμηαι.

Ganz ebenso bieten die Aetoler dem Meleager als Preis für die Theilnahme am Kampfe ein Grundstück, zur Hälfte Weinland, zur Hälfte Ackerboden, Il. 9, 578:

ἔνθα μιν ἤνωγον τέμενος περικαλλὲς ἑλέσθαι,
πεντηκοντόγυον· τὸ μὲν ἥμισυ οἰνοπέδοιο,
ἥμισυ δὲ ψιλὴν ἄροσιν πεδίοιο ταμέσθαι.

Od. 9, 108 (von den Cyclopen, die weder Feldbestellung noch Baumzucht kennen):

οὔτε φυτεύουσιν χερσὶν φυτὸν, οὔτ' ἀρόωσιν,

wo das *χερσὶν* bedeutungsvoll ist. Hesiod. Op. et d. 22:

ὃς σπεύδει μὲν ἀρόμμεναι ἠδὲ φυτεύειν.

Auch bei Tyrtäus, fr. 3 (Brgk.):

Μεσσήνην ἀγαθὴν μὲν ἀροῦν, ἀγαθὴν δὲ φυτεύειν.

Auch die spätern Prosaisten pflegen das Ackerland, γῆ σπόριμος, ψιλή, und das bepflanzte Land, γῆ πεφυτευμένη, als die beiden integrirenden Theile des Kulturbodens zusammenzustellen, z. B. Xenoph. Hell. 3, 2, 10: πολλὴν δὲ κἀγαθὴν γῆν σπόριμον, πολλὴν δὲ πεφυτευμένην, παμπληθεῖς δὲ καὶ παγκάλους νομὰς παντοδαποῖς κτήνεσι. Demosth. adv. Lept. 115: ἑκατὸν μὲν ἐν Εὐβοίᾳ πλέθρα γῆς πεφυτευμένης ἔδοσαν, ἑκατὸν δὲ ψιλῆς. Wie Demeter die Göttin der Feldfrucht, so ist besonders Dionysos, der Gott mit halborientalischem Charakter, Personification der gedeihenden Baumfrucht und des Segens, der daher kommt: Pindar. fr. 118 (Bergk.):

Δενδρέων δὲ νομὸν Διόνυσος πολυγαθὴς αὐξάνοι,
ἁγνὸν φέγγος ὀπώρας.

Plut. Symp. 5, 3, 4: καὶ Ποσειδῶνί γε φυταλμίῳ, Διονύσῳ δὲ δενδρίτῃ, πάντες, ὡς ἔπος εἰπεῖν, Ἕλληνες θύουσιν. Auch ἔνδενδρος hiess der Gott nach dieser Seite seines Wesens, Hesych. s. v.

Nicht anders war das Verhältniss in Italien; auch dort sind Acker und Pflanzung coordinirte Kulturzweige. Dionysius Halic. 1, 37 preist Italien als keine Art des Anbaues ausschliessend: es sei ἄδενδρος, weil es σιτοφόρος sei, es sei aber auch arm an Getreide, ὀλιγόκαρπος, weil es δενδρῖτις sei u. s. w. Bei Eroberung Italiens, sagt Appian de bell. civ. 1, 7, wiesen die Römer das wüste liegende Land Jedem zu, der Lust hatte, es zu bebauen, indem sie sich nur einen jährlichen Zins vorbehielten, den Zehnten von dem Ertrage des besäeten, den Fünften von dem des bepflanzten Landes: ἐπὶ τέλει τῶν ἐτησίων καρπῶν, δεκάτῃ μὲν τῶν σπειρομένων, πέμπτῃ δὲ τῶν φυτευομένων. Cic. de rep. 5, 2. (den Königen, denen die Rechtsprechung oblag, wurde Land zur Entschädigung gegeben): *ob easque causas agri, arvi et arbusti et pascui, lati atque uberes definiebantur, qui essent regii* — in welcher alterthümlichen Formel also der *ager arbustus*, die Baumpflanzung, dem *ager arvus* und *pascuus*, dem Saat- und Weidelande, als Glied der Dreitheilung gegenübersteht, ganz wie in der obigen Stelle des Xenophon. Lucret. 5, 933. ed. Lachm.:

Nec robustus erat curvi moderator aratri
Quisquam, nec scibat ferro molirier arva;

Nec nova defodere in terram virgulta neque altis
Arboribus veteres decidere falcibu' ramos —

also ohne Umschreibung: weder Ackerbauer noch Baumpflanzer. Daher auch Cn. Tremellius Scrofa bei Varro de r. r. 1, 7, 8 es als eine Sonderbarkeit anführt, dass er bei einem Kriegszuge ins innere Gallien gegen den Rhein hin Gegenden gefunden habe, wo es ganz an Weinstöcken, Oel- und Obstbäumen fehlte: *in Gallia transalpina intus ad Rhenum, cum exercitum ducerem, aliquot regiones accessi, ubi nec vitis nec olea nec poma nascerentur; ubi agros stercorarent candida fossicia creta: ubi salem nec fossicium nec maritimum haberent, sed ex quibusdam lignis combustis carbonibus salsis pro eo uterentur.* So natürlich also schien einem Zeitgenossen des Varro und Bewohner des Südens die Verbindung des reinen Ackerbaues mit Anpflanzung des Weinstocks und fruchttragender Bäume, dass er die Abwesenheit der letztern mit der ihm unbekannten Mergeldüngung und dem Gebrauche der Asche statt des Salzes zusammenstellt.

Wenn Vergil G. 2, 371 sagt: *Texendae saepes etiam* u.s.w., so ist dies nicht etwa ein neuerer Gebrauch: schon in der epischen Zeit Griechenlands werden solche Baumgärten als umzäunt, mit Graben oder Hecke undMauer umgeben gedacht, während das Saatgefilde frei daliegt. Der Weinberg auf dem Schilde des Achilleus war mit einem Graben, *κάπετος*, verwahrt; Oineus, der Herrscher von Kalydon, tödtete seinen eigenen Sohn Toxeus, d. h. den Schützen, weil dieser es gewagt hatte, den Graben, der die Weinstöcke umschloss, zu überspringen (Apollodor. 1, 8, 1). Das Material, das zu der Umzäunung gelesen wird, heisst mit einer etymologisch dunkeln Benennung *αἱμασία* — entweder Dornen oder Steine, vielleicht bald das Eine, bald das Andere, oder Beides zugleich, je nach der Gegend und ihrer natürlichen Beschaffenheit: der göttliche Sauhirt in der Odyssee wenigstens hat seinen Hof mit herbeigeschleppten Steinen verwahrt und diese dann mit Dornen besteckt, 14, 10:

ῥυτοῖσιν λάεσσι καὶ ἐθρίγκωσεν ἀχέρδῳ.

Solche *ὄρχοι, φυτῶν ὄρχατοι*, wie Homer und Hesiod die umfriedigten Fruchtgärten, besonders die Weingärten, nach dieser ihrer Eigenschaft benennen (da diese Wörter doch wohl auf *εἴργω*, schliessen, zurückzuführen sind; *μετόρχιον* = ein Getreidefeld zwischen zwei geschlossenen Gärten), bedecken und durchschneiden noch jetzt das südliche Italien, dessen Wege zwischen Mauern und Hecken von Stachelpflanzen dahinziehen und dem

staubbedeckten Reiter die Aussicht auf das Meer oder das Gebirge versagen. Auch gilt noch jetzt in jener Gegend ein Grundstück, das mit Mauer oder Hecke umgeben ist, allgemein für werthvoller und an Ertrag reicher, als ein offenes.

Schon bei Homer sind es die Schwächern, besonders die Greise, deren Obhut die Bäume anvertraut sind, und die niedergebückt im Garten pflanzen, graben und schneiden: mit dem Ochsengespann Furchen ziehen und die Wiese mit der Sense, *δρέπανον*, abmähen, gilt, wie der Krieg, für das Werk der Jünglinge und Männer. Besonders deutlich ist in dieser Beziehung die Stelle Od. 18, 356 ff. Einer der Freier, Eurymachus, hat den Odysseus wegen seines Kahlkopfes verlacht und schlägt ihm darauf vor, als Arbeiter am Zaun und als Pflanzer von Bäumen in seinen Dienst zu treten:

αἱμασιάς τε λέγων καὶ δένδρεα μακρὰ φυτεύων.

Hierauf erwiedert ihm Odysseus: »Sollte ich mit dir auf der Wiese den ganzen Tag über um die Wette das Gras abmähen oder mit dem Joch Ochsen vier Morgen fetten Ackers pflügen, dann würdest du sehen, ob ich eine Furche zu ziehen im Stande bin. Und hätte ich Waffen, wie sie sich für den Krieger schicken, du würdest mich unter den Ersten kämpfen sehen. Du aber scheinst dir gross und stark, weil du mit Wenigen und Bösen verkehrst.« — So hat sich auch der greise Laertes zu den Gärten zurückgezogen, und sein Genosse ist der gealterte Sklave Dolios, den einst Penelope von ihres Vaters Hause in das des Ehegatten mithinübergebracht. — Nicht anders im Hymnus an den Hermes. Dort treibt der Gott die gestohlenen Rinder hinweg, da sieht ihn ein Mann, der im Weingarten arbeitet: es ist ein Greis, der, zur Erde gebeugt, im Boden gräbt, v. 90:

ὦ γέρον, ὅστε φυτὰ σκάπτεις ἐπικαμπύλος ὤμους.

Und als Tags darauf Apollon suchend an derselben Stelle vorbeikommt, da findet er den Greis, einen Zaun, *ἕρκος ἀλωῆς*, zum Schutz gegen die Strasse, auf der viel Wanderer ziehen, *παρὲξ ὁδοῦ*, aus Dornen flechtend und redet ihn demgemäss an, v. 190:

ὦ γέρον, Ὀγχηστοῖο βατοδρόπε ποιήεντος.

Das in dem erstern Verse gebrauchte *σκάπτειν* ist gleichfalls feste Bezeichnung für Arbeit im Wein- und Baumgarten, wie Hesiod. Op. et d. 572:

τότε δὴ σκάφος οὐκέτι οἰνέων,

und wird gern dem ἀροῦν, dem Ackern auf dem Felde, gegenübergestellt. So in dem Verse aus dem homerischen Margites:

Τὸν δ' οὔτ' ἄρ σκαπτῆρα θεοὶ θέσαν, οὔτ' ἀροτῆρα.

Auch lateinisch heisst es *fodere hortum* (Plaut. Pön. 5, 2, 30), und *fodere* und *arare* stehen in Parallele, Terent. Heaut. 1, 1, 16: *quin te in fundo conspicer fodere aut arare.* Das Werkzeug dazu ist das λίστρον, daher Od. 24, 227 Odysseus seinen alten Vater λιστρεύοντα φυτόν findet, die μάκελλα oder einzinkige Hacke, in der Ilias 21, 259 zum Aufgraben der Wasserrinnen im Garten gebraucht, die δίκελλα oder zweizinkige Hacke, in einem Fragment des Aeschylus in Gegensatz zum Pfluge gestellt, fr. 190 (Nauck):

Γαβίους, ἵν' οὔτ' ἄροτρον οὔτε γατόμος
τέμνει δίκελλ' ἄρουραν,

in der spätern attischen Sprache ἄμη und σμινύς oder σμινύη, lat. *ligo, bidens.*

Mit der Baumzucht freilich wurden auch die Kriege furchtbarer, weil die Zerstörung mehr Gegenstände fand. Nach der ältesten Sitte, die auch bei Homer nicht fehlt, wie sie noch jetzt bei den Beduinen herrscht, ist das Wegtreiben der Heerden, der Raub der Pferde ein gewöhnlicher Kriegsvortheil und die an dem Feinde geübte Rache und Strafe; oft holt der Beschädigte den abziehenden Räuber wieder ein und nimmt sein Eigenthum zurück; in jedem Fall ersetzt sich die Heerde in nicht allzulanger Zeit wieder. Die Germanen zogen sich hinter ihre Wälder und Sümpfe zurück, und die Römer konnten sie nirgends empfindlich treffen. Noch in unserm Jahrhundert, im Jahre 1812, machten es die Russen ganz ähnlich: sie brannten sogar ihre Hauptstadt nieder, die doch nur grösstentheils aus Holz bestand, zogen sich immer weiter ins unwirthliche Innere zurück und liessen Entfernung, Wildniss, Klima die Vertheidigung führen. Anders da, wo der Mensch in dauernden Häusern unter Weinstöcken, Oel- und Feigenbäumen wohnt, da wüthet ein grausamer Feind schrecklich, und das Land ist auf Menschenalter verödet. Die Wasserleitungen werden zerstört und damit die eigentliche Lebensquelle abgeschnitten: sie wieder einzurichten, kostet viele Arbeit und mehr Kapital, als nach einem Kriege vorhanden ist. Die Oelbäume werden niedergehauen und wachsen nur langsam wieder; auch der Weinstock fordert manches Jahr, ehe er tragfähig wird. Zwar das mosaische Gesetz verbot das Ausrotten der Fruchtbäume, Deuteron. 20, 19: »Wenn du für einer Stadt lange Zeit liegen

musst, wider die du streitest, sie zu erobern, so sollst du die Bäume nicht verderben, dass du mit Aexten dran fahrest, denn du kannst davon essen, darum sollst du sie nicht ausrotten«; aber dass das Verbot in der Kriegswuth nicht beachtet wurde, lehrt das Alte Testament selbst. So verbrannte z. B. der hebräische Nationalheld Simson mittelst seiner Füchse nicht bloss die Saaten des feindlichen Landes (die im nächsten Jahr wiederwachsen konnten), sondern auch die Wein- und Oelpflanzungen, die nicht so leicht wieder herzustellen waren. Als Alyattes, König von Lydien, die Stadt Milet nicht einnehmen konnte, bezog er alle Jahr regelmässig ihr Gebiet und verdarb Bäume und Feldfrüchte, Herod. 1, 17: *ὁ δὲ τά τε δένδρεα καὶ τὸν καρπὸν τὸν ἐν τῇ γῇ ὅκως διαφθείρειε, ἀπηλλάσσετο ὀπίσω.* Auf solche Art ist auch später der Orient wiederholt von hereingebrochenen wilden Horden zur Wüste gemacht worden und hat die frühere Blüthe nie wieder erreicht. Auch die Geschichte der Griechen und Römer ist voll von ähnlichen Barbareien — vor und nach Plato, der sie in seiner Republik (5. p. 470) wenigstens unter Griechen nicht dulden will. Wie oft liest man beim Thucydides die verhängnissvollen Worte: *τὴν γῆν ἐδῄουν* oder *ἔτεμνον*, z. B. 3, 26: »sie verheerten Attika, sowohl die Gegenden, wo schon früher die Gewächse niedergemacht und jetzt etwa neu aufgesprosst waren, als diejenigen, die bei frühern Einfällen verschont geblieben waren« (*ἐδῄωσαν δὲ τῆς Ἀττικῆς τά τε πρότερον τετμημένα, καὶ εἴτι ἐβεβλαστήκει, καὶ ὅσα ἐν ταῖς πρὶν ἐσβολαῖς παρελέλειπτο*). Wie die Peloponnesier besonders in den Oelpflanzungen Attikas gehaust hatten, ergiebt sich deutlich aus des Lysias Rede *περὶ τοῦ σηκοῦ*, wo unter andern z. B. folgende Stelle vorkommt: »Ihr wisst, dass damals viele Gegenden mit Oelbäumen bestanden waren, die jetzt grösstentheils niedergehauen sind, und dass das Land seitdem kahl geworden ist« (*ἐπίστασθε δὲ πολλὰ ἐν ἐκείνῳ τῷ χρόνῳ δασέα ὄντα ἰδίαις καὶ μορίαις ἐλαίαις, ὧν νῦν τὰ πολλὰ ἐκκέκοπται καὶ ἡ γῆ ψιλὴ γεγένηται*). Im ersten messenischen Kriege sollen nach Pausanias 4, 7, 1. zwar die Bäume verschont worden sein (*οὐδὲ δένδρα ἔκοπτον*), aber nur weil die Lacedämonier das Land als ihr eigenes betrachteten: später übten sie das Verwüsten um so besser. Von dem Kriege, den sie gegen die Eleer führten und den Xenophon Hell. 3, 2, 21 ff. beschreibt, heisst es auch: »da das Heer ins feindliche Gebiet eingerückt war und schon im Lande das Niederhauen der Bäume begonnen hatte, trat ein Erd-

beben ein« (τοῦ στρατεύματος ὄντος ἐν τῇ πολεμίᾳ καὶ κοπτομένης τῆς χώρας, σεισμὸς ἐπιγίγνεται) und später: »er marschirte gegen die Stadt, niederschlagend und sengend im Lande« (πρὸς τὸ ἄστυ ἐπορεύετο κόπτων καὶ κάων τὴν χώραν). Umhauen und ausrotten war auch im neuern griechischen Freiheitskriege das gewöhnliche Mittel, den Feind zu züchtigen, und in Unteritalien sind die mittelalterlichen Chroniken voll von der gleichen Behandlungsart feindlichen Gebietes (z. B. Muratori Scriptt. VIII, p. 546: *Obsedit itaque Princeps [Manfredus] civitatem Brundusii et cum civitas ipsa moenibus et populo valde munita esset nec posset per insultum eam de facili capere, fecit fieri depopulationem arborum circumcirca civitatem ipsam usque ad moenia*).

Wie sich halber und ganzer Ackerbau oder Ackerbau mit nomadischen Gewohnheiten und Ackerbau verbunden mit Baumpflanzung unterscheiden, darüber haben die Franzosen in Algier Gelegenheit gehabt, Erfahrungen zu machen. Die flüchtigen Araber zu treffen, mussten die europäischen Kolonnen mit ihnen an Beweglichkeit und Schlauheit wetteifern; denn, hatte das Dorf auch nur zwei Stunden vorher von der Annäherung des Feindes Nachricht, so fand man an der Stelle, wo man es zu überfallen gedachte, nichts als die oft noch warme Asche ausgelöschter Lagerfeuer. Der Stamm hatte sich weiter ins Innere gezogen, von da wich er, wenn er verfolgt wurde, immer weiter und weiter ins Innere bis in die unnahbare Wüste. Man mähte ihre Erndten ab, man trieb, so weit man derselben habhaft werden konnte, ihre Heerden weg; zuweilen unterwarfen sie sich dann demüthig; im nächsten Jahr aber konnte dieselbe Scene von Neuem spielen. Ganz anders verhielten sich die Kabylen des Djurdjuragebirges der Invasion gegenüber. Diese directen Nachkommen der alten Libyer sind nämlich ein gartenbauendes Volk mit halbsteinernen Wohnungen, festem, durch Mauern und Hecken, über die überall fruchttragende Aeste herabhängen, bezeichneten Besitzthum und dem Gefühl der Anhänglichkeit an den Ort ihrer Geburt. Sie wohnen im Gebirge, und der Zugang zu ihnen ist schwer: ist dieser aber einmal erzwungen, dann hält sie die in ihrer Mitte angelegte kleine Festung mit der geringen Besatzung bleibend im Zaum. Sie zahlen regelmässig ihren Tribut und sind zufrieden, wenn man sie bei ihren alten Sitten und bei der eigenen Gemeindeverwaltung lässt. Einige Strassen werden durch ihr Gebirge gezogen, die ungewohnte Sicherheit belebt den Waarenaustausch

und den Besuch der Märkte, und langsam und unmerklich, aber sicher dringt europäische Civilisation unter das bisher nach aussen abgeschlossene und misstrauische Volk. Auch die Dichtigkeit der Bevölkerung steht in gradem Verhältniss zu der mehr oder minder durchgeführten Abkehr von Hirtenleben. Eine Beduinenfamilie bedarf zu ihrer Ernährung eines weiten Raumes, den sie immer nur streift, die Kabylen graben den Boden um und entlocken ihm zehnfachen Ertrag und, wo dort Quadratkilometer nöthig sind, genügt hier ein Garten von wenig Schritten.

Gleichzeitig mit der Aufnahme der neuen Kulturart, weil eng an sie geknüpft, war die Einführung des Esels, die Erzeugung des Maulthiers, die Verbreitung der Ziege. Der geduldige, arbeitsame *(plagarum et penuriae tolerantissimus, laboris et famis maxime patiens)*, zugleich sehr verständige Esel, der die Geschäfte des Hauses besorgte, die Mühle und den Brunnen trieb, die Erde in Körben auf die Anhöhe trug und beladen den Landmann zu den Märkten und Opferfesten begleitete, — er bedurfte nicht wie das Rind fetter Wiesen und schattiger Gebüsche, überhaupt weiterer Strecken, er nahm mit dem Ersten Besten vorlieb, was am Wege wuchs oder was das Hauswesen abwarf, mit Stroh, Stengeln, Disteln und Dornen. Dass er aus dem semitischen Kleinasien und Syrien nach Griechenland gekommen sei — wobei immer wahr sein kann, dass Afrika, wo noch jetzt seine Verwandten leben, seine ursprüngliche Heimath ist —, lehrt die Sprachgeschichte [24]) und wird durch die ältesten Kultur- und Völkerverhältnisse bestätigt. In der epischen Zeit, in welcher Viehzucht und Ackerbau noch vorherrschen, ist der Esel noch gar nicht das gewöhnliche Hausthier: er kommt nur an einer Stelle der Ilias vor; in der Odyssee, in deren zweitem Theil Gelegenheit genug dazu vorhanden war, wird er gar nicht genannt und eben so wenig bei Hesiod. Da das lateinische Wort, *asinus*, eine alterthümliche Gestalt zeigt, die über die Zeit der griechischen Kolonisation hinauszuliegen scheint, so muss das Thier schon vorher auf dem Landwege durch Vermittelung der illyrischen Stämme in Italien eingewandert sein. Oder sollen wir annehmen, dass die Cumaner noch *ἄσνος* sprachen, als sie ihre Stadt auf der heutigen Insel Ischia anlegten? Im spätern Italien war der Esel, ausser den gewöhnlichen Haus- und Felddiensten, die er verrichtete, auch wichtig für den Aus- und Einfuhrhandel der gebirgigen Theile der Halbinsel. Der Waarentransport aus den innern Landschaften zu

den Seehäfen geschah auf dem Rücken der Esel, und die Kaufleute hielten zu diesem Zweck eigene Heerden dieser Lastthiere, Varro de r. r. 2, 6, 5: *Greges fiunt fere mercatorum, ut eorum quie Brundisino aut Appulia asellis dossuariis comportant ad mare oleum aut vinum itemque frumentum aut quid aliud.* Mit der Wein- und Oelkultur — die Grenze derselben nicht überschreitend — ging auch der Esel weiter nach Norden, mit ihm sein Name: in demselben Masse, wie das Hochwild der Wälder, der *bos urus* und der *bos primigenius* (der Auerochs und der Wisent) und der Riesenhirsch (der Schelch, noch im Nibelungenliede genannt) ausstarben, bürgerte sich der aus der Fremde gekommene graue Langohr beim Landmann in Gallien ein, erhielt mannichfache Namen und lebte in den Sitten, Scherzen, Sprichwörtern und Fabeln des Volkes. In Deutschland war es ihm schon zu kalt. — Das Maulthier, bei Homer schon nicht selten, stammte aus dem pontischen Kleinasien und zwar, wie Homer ausdrücklich sagt, von den Enetern, einem paphlagonischen Volke, Il. 2, 852:

ἐξ Ἐνετῶν, ὅθεν ἡμιόνων γένος ἀγροτεράων,

wozu der Scholiast bemerkt: παρὰ Ἐνετοῖς πρῶτον ἡ ὄνων καὶ ἵππων μῖξις ἐπενοήθη. An einer andern Stelle sind es die Myser, die dem Priamus Maulthiere schenken, Il. 24, 277:

ζεῦξαν δ' ἡμιόνους κρατερώνυχας, ἐντεσιεργούς,
τούς ῥά ποτε Πριάμῳ Μυσοὶ δόσαν, ἄγλαα δῶρα.

Myser und Paphlagonier wohnen nicht weit von einander, und der Weg zu den letztern geht durch das Gebiet der erstern. In einem Fragment des Anakreon werden die Myser gradezu als Erfinder der Maulthierzucht genannt (fr. 34. Brgk.):

ἱπποθόρον δὲ Μυσοὶ
εὑρεῖν μῖξιν ὄνων πρὸς ἵππους.

Damit stimmt überein, dass auch im A. T. die Landschaft Thogarma d. h. Armenien die besten Maulesel lieferte (Ezech. 27, 14); den Israeliten selbst verbot das Gesetz diese Zucht. Auch später noch hören wir von kappadocischen und galatischen Maulthieren, und von den erstern wird berichtet, sie seien fruchtbar, also unter besonders günstige Naturverhältnisse gestellt: Pseudo-Aristot. de mirab. ausc. 69 (70): ἐν Καππαδοκίᾳ φασὶν ἡμιόνους εἶναι γονίμους. Plin. 8, 44, 69: *Theophrastus volgo parere in Cappadocia tradit, sed esse id animal ibi sui generis.* Plutarch. de cupiditate divitiarum, 2: ἡμίονοι Γαλατικαί (als Gegenstand des Luxus). Höchst merkwürdig, weil den israelitischen religiösen Vorstel-

lungen (vielleicht auch denen anderer semitischer und halbsemitischer Stämme?) analog, ist das alte, in die mythische Zeit hinaufverlegte Verbot, im Lande der Eleer Maulthiere zu erzeugen. Der König Oenomaus, der Sohn des Poseidon und Vater der Hippodameia, sollte einen Fluch, *κατάρα*, über diese Zeugung ausgesprochen haben, und seitdem brachten die Eleer ihre Stuten ausser Landes, um sie dort von Eseln belegen zu lassen, Herod. 4, 30: *φασὶ δὲ αὐτοὶ Ἠλεῖοι ἐκ κατάρης τευ οὐ γίνεσθαι σφίσι ἡμιόνους. ἀλλ' ἐπεὰν προσίῃ ἡ ὥρη κυΐσκεσθαι τὰς ἵππους, ἐξελαύνουσι ἐς τοὺς πλησιοχώρους αὐτάς, καὶ ἔπειτέν σφι ἐν τῇ τῶν πέλας ἐπιεῖσι τοὺς ὄνους, ἐς ὃ ἂν σχῶσι αἱ ἵπποι ἐν γαστρί· ἔπειτεν δὲ ὀπίσω ἀπελαύνουσι.* Eben so Pausan. 5, 5, 2: *θαυμάσαι δ' ἄν τις . . . ὅτι ἐν τῇ ὑπερορίᾳ, καὶ οὐκ ἐντὸς τῆς χώρας αἱ ἵπποι σφίσιν ἐκύϊσκον ἐκ τῶν ὄνων· καὶ τούτου μὲν κατάραν τινὰ ἐλέγετο γενέσθαι αἴτιον.* Dass der Fluch von dem alten König Oenomaus herrührte, setzt Plutarch hinzu, Qu. graec. 52: *τίς ἡ αἰτία, δι' ἣν Ἠλεῖοι τὰς ἐνόδας ἵππους ἐκτὸς ὅρων ἀπάγοντες βιβάζουσιν; ἢ ὅτι πάντων τῶν βασιλέων φιλιππότατος ὢν ὁ Οἰνόμαος, καὶ μάλιστα τὸ ζῷον ἀγαπήσας τοῦτ', ἐπηράσατο πολλὰ καὶ δεινὰ κατὰ τῶν ἵππων ὀχευόντων ἐν Ἤλιδι, καὶ φοβούμενοι τὴν κατάραν ἐκείνην ἀφοσιοῦνται;* Vielleicht war in diesem elischen Brauch auch nur die durch Religion festgehaltene älteste Zeit aufbewahrt, wo es in Griechenland keine anderen, als vom Orient eingeführte Maulthiere gab und das Volksgefühl sich gegen solche widernatürliche Mischung noch sträubte. Bei Homer ist das Maulthier schon ein eigentliches Arbeitsthier, sowohl bei der Feldbestellung (s. o. *ἀγροτεράων*), als im Geschirr vor dem Wagen (*ἐντεσιεργούς*), als beim Schleppen von Lasten (Il. 17, 742 ff.), und es wird daher gern als vielduldend und mühselig dargestellt (*ταλαεργός*). Dass es indess immer noch fremd, neu und nicht durchgängig im Gebrauch war, verräth die Stelle Il. 10, 352, 353, wo in einer sonst nicht motivirten Parenthese dem Maulthier gleichsam empfehlend nachgerühmt wird, es sei geschickter den Pflug zu ziehen, als das Rind:

ἡμιόνων — αἱ γάρ τε βοῶν προφερέστεραί εἰσιν
ἑλκέμεναι νειοῖο βαθείης πηκτὸν ἄροτρον.

Dass es als stärker auch dem Esel vorgezogen wurde, lehrt der bekannte Vers des Theognis 996:

γνοίης χ' ὅσσον ὄνων κρέσσονες ἡμίονοι.

Auffallend aber ist die abstracte Benennung *ἡμίονος*, Halbesel und *ὀρεύς*, *οὐρεύς*, Bergthier, die sich in dieser doppelten Gestalt auch

bei Hesiod findet und durch das ganze Alterthum fortwährt. Zur Erklärung von *οὐρεύς* mag Il. 17, 742 dienen, wo das Maulthier Balken und Schiffsbauholz aus den Bergen mühsam hinabschleppt. Nach Italien kam der *mulus*, wie dieser Name beweist, aus Griechenland;[25]) das lateinische Wort diente dann allen Völkern, die das neue künstlich geschaffene Thier bei sich aufnahmen, zur Bezeichnung desselben. Wie noch heute, wurden auch zu Varros Zeit die Fuhrwerke auf den Landstrassen von Maulthieren gezogen, die neben der Kraft und Stärke auch durch Schönheit dem Auge wohlgefällig sein mussten, wie gleichfalls noch heut zu Tage, 2, 8, 5: *in grege mulorum parando spectanda aetas et forma, alterum ut vecturis sufferre labores possint, alterum ut oculos aspectu delectare queant, hisce enim binis conjunctis omnia vehicula in viis ducuntur.* Auch die Griechen liebten ein solches *ζεῦγος ὀρικόν*, und schon Nausicaa fährt in der mit Maulthieren bespannten *ἅμαξα* oder *ἀπήνη* zum Meeresufer und von diesem zur Stadt zurück. — Auch die Ziege ist das Hausthier des mehr gartenartigen Anbaues in südlichen Gebirgsgegenden; sie nährt sich von den aromatischen Stauden, die von selbst an den heissen Felsabhängen spriessen; sie nimmt auch mit hartblättrigem Gesträuch vorlieb und giebt eine fette, gewürzige Milch. Das dürre Attika, reich an Oel und Feigen, ernährte auch zahlreiche Ziegen; je eine der vier alten attischen Phylen, die der *Αἰγικορεῖς*, war nach den Ziegen benannt. Auch wenn die Ziege schon mit den ersten arischen Völkerzügen in Europa einzog und also den Hellenen und Italern nicht erst in ihrer neuen Heimath bekannt wurde, so fand sie doch erst hier und erst mit der adoptirten semitischen Kulturart ihre eigentliche Stelle und nützliche Verwendung.[26])

Dass auch die eigentliche Bienenzucht erst mit der Baumzucht auftreten konnte, ist leicht einzusehen. Wer ein Olivenreis pflanzte, das ihm gehörte, und von dem er erst nach Jahren Früchte erwartete, der konnte auch innerhalb eines umfriedigten Raumes Bienenstöcke hinstellen, sie zur Winterszeit pflegen, ihre Zahl durch Kolonien des Mutterstockes, wie die der Fruchtbäume durch Setzlinge, zu seinem Nutzen vermehren und zu rechter Zeit und in bestimmsten Fristen in Gestalt von Honig und Wachs den Lohn für seine Bemühung einziehen. Aristäus, der *inventor olei*, erfand auch die *κατασκευὴ τῶν σμηνῶν*, d. h. die Bienenwirthschaft, und als sein Bruder wird Autuchos genannt, d. h. der Selbstbesitzende. Homer weiss noch nichts von Bienenstöcken; wenn das

zweite Buch der Ilias einmal die Achäer sich sammeln lässt, wie die Bienen aus einer Felsenhöhlung ausfliegen, so bilden die letztern also einen frei in der Wildniss lebenden Schwarm. Erst eine Stelle der hesiodischen Theogonie (v. 594 ff.), die eben darum nicht sehr alt sein kann, kennt die *σμήνη* und die *σίμβλοι*, d. h. künstliche Bienenkörbe, und unterscheidet auch die Arbeitsbienen von den Drohnen, welche letztere mit den Weibern verglichen werden! Der Hirte beraubte wilde Bienenstöcke, die er im Walde fand, und bereitete, wenn der Fund reich war, Meth aus dem Honig; der Ackerbauer liess sein Mehl zu einer Art rohen Bieres gähren; der Weinbauer mischte oft den Honig, den er regelmässig gewann, in seinen Wein und nannte diesen dann *μέθυ* oder *mulsum* und glaubte, der Genuss davon schaffe ihm langes Leben. [27])

Schon im Vorhergehenden ist hin und wieder darauf hingedeutet worden, dass mit der grössern Stabilität des Lebens, die die Gartenkultur mit sich brachte, auch die Wohnungen der Menschen einen dauernden Charakter gewannen. In der That ging auch die Steinbaukunst vom südöstlichen Winkel des mittelländischen Meeres aus und verbreitete sich wie Wein und Oel schrittweise über die Küsten und Halbinseln des südlichen Europas und von da über die civilisirte Welt. Phönizier hatten in der Urzeit die Kunst des Mauer- und Terrassenbaues den Griechen gelehrt, Griechen brachten sie später den Etruskern und Lateinern zu, von Italien kam sie in einem ganz jungen Zeitalter zu den Völkern über den Alpen. Als die Indoeuropäer mit ihren Heerden vom Aralsee und kaspischen Meer — deren damalige Gestalt wir nicht kennen — westwärts zogen, da empfing sie entweder unabsehbare Steppe oder zusammenhängender, endloser Wald. In der erstern, die zum Umherschweifen einlud, fehlte das Material zu dem Aufbau eines Hauses, und so lebten Scythen und Sarmaten auf dem Wagen und unter dem binsengeflochtenen Korbe, der diesen überdeckte, Aesch. Prom. 708:

Σκύθας δ' ἀφίξει νομάδας, οἳ πλεκτὰς στέγας
Πεδάρσιοι ναίουσ' ἐπ' εὐκύκλοις ὄχοις.

Diese Wagen waren sehr gross und wurden nicht bloss von vier, sondern auch von sechs Rädern getragen, Hippocr. de aëre etc. 25, Ermer.: *νομάδες δὲ καλεῦνται, ὅτι οὐκ ἔστι οἰκήματα, ἀλλ' ἐν*

ἁμάξῃσι οἰκεῦσι· αἱ δὲ ἅμαξαί εἰσι αἱ μὲν ἐλάχισται τετράκυκλοι, αἱ δὲ ἑξάκυκλοι — so dass sie Häuser auf Rädern, *ἁμαξοφόρητοι οἶκοι* bei Pindar, bewegliche Häuser genannt werden konnten. Und wirklich fährt Hippokrates fort: *αὗται δὲ πιλοῖς περιπεφραγμέναι· εἰσὶ δὲ καὶ τετεχνασμέναι ὥσπερ οἰκήματα, τὰ μὲν διπλᾶ, τὰ δὲ τριπλᾶ· ταῦτα δὲ καὶ στεγνὰ πρὸς ὕδωρ καὶ πρὸς χιόνα καὶ πρὸς τὰ πνεύματα. Τὰς δὲ ἁμάξας ἕλκουσι ζεύγεα, τὰς μὲν δύο, τὰς δὲ τρία βοῶν, κερέων ἄτερ* u. s. w.; auf den Wagen leben die Weiber und Kinder, die Männer reiten. Die nördlich an die Sarmaten stossenden Slaven hatten viel von den Sitten der erstern angenommen, aber ein Reiter- und Wagenvolk waren sie nicht; sie schweiften als Räuber durch die Wälder, aber sie bauten Häuser, Tac. Germ. 46 (die erste genauere Erwähnung der Slaven und ihr Eintritt in die Geschichte, nachdem Plinius bloss ihren Namen genannt): *Veneti multum ex moribus traxerunt. Nam quicquid inter Peucinos Fennosque silvarum ac montium erigitur, latrociniis pererrant. Hi tamen inter Germanos potius referuntur quia et domos fingunt et scuta gestant.* Je weiter nach Westen, desto früher und allgemeiner der Ackerbau, desto fester auch das Haus, das aber seine Abkunft vom Wagen und vom Zelt dennoch nicht verleugnete. Das allgemein indoeuropäische Wort für bauen und Haus ist griechisch *δέμω, δόμος, δῶμα*, lat. *domus*, slav. *domŭ*, goth. *timrjan*, zimmern: der germanische Zweig beweist, dass wir uns unter dem Bezeichneten ein Holzgerüst, eine Art Blockhaus in der ungeheuren Waldregion zu denken haben. Wie es aussah, lehren uns noch heut zu Tage die Wohnungen der an den Grenzen von Europa und Asien umherschweifenden Völker, z. B. der Turkmanen (abgebildet bei Vámbéry, Reise in Mittelasien, deutsche Ausgabe, zu S. 253): das Gestell wird aus Stangen gemacht und ebenso das Dach; beides zusammen bildet einen oben abgerundeten Cylinder; das Ganze wird mit Filzdecken belegt, auch vorn die rechtwinkelige Thüröffnung durch eine Filzdecke verhängt. In seiner spätern, wohl schon vervollkommneten Gestalt zeigen es uns die Darstellungen der Antoninsäule und die gelegentlichen Nachrichten der Griechen und Römer, denen die Zeugnisse des frühern Mittelalters nicht widersprechen. Auf der erstern bestehen die Vertheidigungswerke der Marcomannen und Quaden, die Marcus Aurelius stürmt, deutlich aus Flechtwerk, das ins Kreuz mit gedrehten Seilen umschnürt ist; die Wohnungen bilden Cylinder mit rundgewölbtem Dach, ohne Fenster, mit rectangulärer Thür; sie scheinen mit

Binsen oder Ruthen durchflochten und sind mit Schnüren umwunden. In solchen geflochtenen Hütten finden wir die Slaven noch ganz spät, zu Procops Zeit, de bell. Goth. 3, 14: *οἰκοῦσι δὲ ἐν καλύβαις οἰκτραῖς διασκηνημένοι πολλῷ μὲν ἀπ' ἀλλήλων· ἀμείβοντες δὲ ὡς τὰ πολλὰ τὸν τῆς ἐνοικήσεως ἕκαστοι χῶρον.* Die Sueven, sagt Strabo, und die übrigen dortigen Stämme wohnen in Hütten, deren Einrichtung nur auf einen Tag berechnet ist, 7, 1, 3: *κοινὸν δ' ἐστὶν ἅπασι τοῖς ταύτῃ τὸ ἐν καλυβίοις οἰκεῖν, ἐφήμερον ἔχουσι παρασκευήν.* Die Germanen kannten, wie nachher Tacitus berichtet, den Gebrauch von Mörtel und Ziegel nicht, Germ. 16: *ne caementorum quidem apud illos aut tegularum usus: materia ad omnia utuntur informi* (Baumstämme, geflochtene Weiden, Schilf) *et citra speciem aut delectationem.* Ungefähr dasselbe melden Herodian, der von den Buden der Germanen den sprechenden Ausdruck *σκηνοποιεῖν* braucht, 7, 2: *λίθων μὲν γὰρ παρ' αὐτοῖς ἢ πλίνθων ὀπτῶν σπάνις, ὕλαι δὲ εὔδενδροι· ὅθεν, ξύλων οὔσης ἐκτενείας, συμπηγνύντες αὐτὰ καὶ ἁρμόζοντες, σκηνοποιοῦσιν,* und Ammianus Marc., wenn er 18, 2, 5 die Wohnungen der Germanen poetisirend als *saepimenta fragilium penatum* bezeichnet. Auf einem Fundament ruhten diese Hütten nicht, denn ein Dieb konnte Nachts in sie eindringen, indem er sich unter der Erde durchgrub, l. Saxon. 4, 4: *qui noctu domum alterius effodiens vel effringens intraverit capite puniatur.* Ueber den Umfassungswänden lag das Dach, ohne innere Theilung des Raumes, denn das alemannische Gesetz bestimmte, ein Neugebornes habe gelebt, wenn es die Augen geöffnet und das Dach und die vier Wände erblickt habe. l. Alam. 92: *ut possit aperire oculos et videre culmen domus et quatuor parietes* (das Haus war also nicht rund, sondern schon viereckig, gleich den Wohnungen der Dacier auf der Trajanssäule, die auch über der Thür schon ein Fenster zeigen). Wie leicht das Ganze gezimmert war, ersehen wir besonders aus dem Titel 9 der *lex Bajuv.*, obgleich doch der Einfluss aus Süden damals schon gewirkt hatte: dort wird mit Strafe bedroht, wer ein fremdes Haus auseinanderwirft; eine Firstsäule trägt das Dach (wohl ursprünglich ein stehen gebliebener Waldbaum, um den herum sich die Hütte legte), Winkelsäulen halten die Seiten; ein geflochtener Zaun umgiebt die Behausung und bildet die umlaufende Hürde u. s. w. Dass solchen Häusern ewig die Gefahr drohte, in Feuer aufzugehen, war natürlich: der Feind warf den Brand in das Schilfdach, wie wir Marc Aurel auf seiner

Cas

Säule wiederholt thun sehen, der Räuber legte heimlich Feuer an das Zimmerwerk, eine zufällig ausgebrochene Flamme verzehrte rasch die Stämme der Wände und das trockene Geflecht, mit dem sie verbunden waren. Schon das in der Mitte des Hauses auf dem Boden brennende Heerdfeuer, das seinen Rauch zum Dach hinaussandte und das Holzwerk ausdörrte, so wie die bei allen Nordvölkern herrschende Sitte, die langen Winterabende mit dem brennenden, in einen Spalt gesteckten Span (ahd. *spân,* altn. *spân*, ags. *spôn*, vielleicht auch goth. *spilda* mit seinen Correlativen in den andern Mundarten) zu erhellen, musste dem Hause oft Verderben bringen. Nicht selten mochten dann auch die schlafenden Hausgenossen in Rauch und Flammen ihren Untergang finden; aber, wenn sie sich retteten, stand ein neues Haus bald wieder da, das nicht, wie das alte, den Regen durchliess und von Rauch über und über geschwärzt war, und mit dem alten war glücklicher Weise auch alles Ungeziefer, von dem es bevölkert gewesen war, mitverbrannt. — Die Vordersten des grossen indoeuropäischen Zuges, die Celten, waren auf ihrer Wanderung nach Westen auf das Volk der Iberer gestossen, die, wenn die Vermuthung nicht trügt, ihrerseits das äusserste Glied einer grossen Völkerreihe bildeten, welche vom Kanal und dem atlantischen Ocean durch das heutige Spanien die Nordküste Afrikas entlang bis in das Nilthal reichte. Gehörte dieser Race der Drang nach Aufrichtung jener Steindenkmale an, die wir unter verschiedenen Formen und Namen in Algier wie auf Sardinien, im westlichen Frankreich wie auf den britischen Inseln verbreitet finden (Nuragen, Dolmen, Cromlech u. s. w.), und hatten die Celten diese Sitte, wenn sie sie später auch übten, nur von diesen ihren Vorgängern geerbt? War es derselbe, nur hier im Nordwesten in den rohesten Anfängen verbliebene Zug, der in der Errichtung der Pyramiden Aegyptens waltete und fast bis an die Grenze des Schönen und wirklicher Kunst sich erhob? — Zufolge ihrer geographischen Stellung traten die Celten früher mit phönizischer, griechischer und römischer Kultur in Beziehung und lernten eine steinerne Grundlage in die Erde senken, den Stein fügen, schneiden, mit Mörtel verbinden, sich dadurch dauernd auf der heimischen Scholle niederlassen und auch ihre Todten in gemauerten Grabgemächern bergen. Viel später lernten es die Germanen, die Slaven des Ostens haben es grossentheils noch heute nicht gelernt. Der blosse Ackerbau begnügte sich wohl noch mit hölzernen Häusern,

mit geflochtenen Speichern (lit. *klĕtis*, altsl. *klětĭ*, Nebengebäude, Vorrathskammer; goth. *hleithra*, Zelt, Laube; im altceltischen *clêtâ*, irischen *cliath*, cymbrischen *cluit*, noch in der Bedeutung Flechtwerk, Hürde, mittell. *cleta*, französ. *claie*, provençalisch *cleda*, lat. *crates* u. s. w.) und blossen Hürden für Pferde und Vieh; erst als der Weinstock kam, kam auch die Mauer (auch altirisch *múr*), die ihn umschloss, die steingewölbte Strasse, *via strata*, die an ihm vorbeiführte und die steinernen Weiler, *villas*, und die Klöster, die Dome und bald auch die Städte mit einander verband. Könnten wir daran zweifeln, dass die eigentliche Baukunst vom Mittelmeer stammt, und dass sie vom Süden nach Norden und vom Westen nach Osten langsam vordrang, die Geschichte der gebräuchlichsten Wörter würde es uns beweisen. Das griechische *χάλιξ* wurde von den Römern als *calx* entlehnt, aus dem römischen *calx* entstand unser Kalk; die französische und deutsche Chaussee ist die römische *via calcata*, die Kalkstrasse. Unser Ziegel ist das entlehnte lateinische *tegula*, unser Mörtel das lat. *mortarium*, unser Thurm das germanisirte *turris*, das goth. *kelikn*, der Thurm, stammt aus dem Altgallischen (*celicnon* in einer Inschrift, s. de Belloguet, ethnogénie gauloise, p. 202 und Kuhn und Schleicher, Beiträge 2, 108) und ging in der Form *kalanča* zu den Slaven über, das mhd. *phisel*, *phiesel*, heizbares Frauengemach, ist das mittell. *pisalis*, *pisale*, unser Fenster und Söller das lat. *fenestra* und *solarium*, die ahd. *cheminata*, mhd. *kemenâte* die lateinische *caminata* u. s. w. Auch die Stube, ursprünglich ein heizbares, feuerfestes Gemach, besonders zum Bade eingerichtet, kam aus Italien, obgleich auch dort die Herkunft des Wortes dunkel ist: ital. *stufa*, schon in der lex Alam. 82, 3 *stuffa*, *stuba*, altslavisch *istŭba*, *izba* in der Bedeutung *tentorium*, jetzt in allen slavischen Sprachen für Bauerhaus, *tugurium*, gebräuchlich. [28]) Als die Slaven in die Oder- und Donaugegenden einwanderten, können sie keinerlei Mauerwerk gekannt oder betrieben haben, denn ihre Ausdrücke dafür stammen theils aus Byzanz, theils aus Deutschland, einige auch aus dem Bereich türkischer Sprachen. Für Kalk gilt altsl. und serbisch *klak* aus dem Deutschen, altsl. und russisch *izvistĭ* aus dem byzantinischen *ἄσβεστος*. Für Ziegel sagen Polen und Böhmen mit dem germanischen Wort: *cegła*, *cihla*, während das altsl. *plinŭta*, *plita*, russ. *plita*, poln. *płyta*, lit. *plyta* aus dem byzantinischen *πλίνθος* gebildet, das russische *kirpič*, serbische *ćerpič*, kleinruss. *kyrpyč* aus

einer der türkischen Sprachen genommen ist. Der Ursprung des altsl. *kamara* oder *komara*, des altsl. *kamina*, des russischen und polnischen *komnata*, Zimmer, liegt auf der Hand. Das griechische *καλύβη* wurde zu einem gemeinslavischen Wort, altsl. *koliba*, *kolibŭ*, lit. *kalúpa*, das griech. *τέρεμνον* zu *trěmŭ*, Thurm, Schloss, das deutsche Mauer zum polnischen *mur*, kroatischen und serbischen *mir*, drang aber nicht bis zu den Russen tief im Osten. Letztere haben gar kein bestimmtes Wort für Mauer, sondern sagen steinerne Wand, *stěna*, in welchem Ausdruck das entlehnte goth. *stains* gefunden werden könnte. — Das böhmische Prag an der Moldau ist eine hochgethürmte Stadt, denn es liegt dem europäischen Westen nahe und ist mit dessen Hülfe gebaut; das russische Moskau war bis 1812 und ist zum grossen Theil noch jetzt ein hölzernes Lager, ähnlich der Budinenniederlassung, von der Herodot berichtet, und wenn das russische Volk seinem Czarensitz der wenigen Steinbauten wegen, die sich drin fanden, in seinen Liedern den stehenden Beinamen die weisssteinige, *bělokamennaja*, gab und giebt, so beweist dies nur, wie es solche Wunder sonst im Reiche seiner Erfahrung nicht fand. Der romanisch-germanische Westen, nachdem er sich einmal der südlichen Bauweise bemächtigt, trieb im Mittelalter seine Thürme und Kreuzgewölbe sehnsuchtsvoll gen Himmel, fast bis zur Höhe der ägyptischen Pyramiden — ein dennoch barbarischer, krankhafter Drang, von dem sich das massvolle Gemüth des Griechen frei gehalten hatte. Auch die Städtearchitektur des Mittelmeers, horizontal, in Würfeln und Terrassen den mit der Burg gekrönten Hügel von allen Seiten ersteigend oder amphitheatralisch gegen die Meeresbucht geöffnet, reicht nicht weiter als etwa der Bezirk der Olive, von da an nach Norden beginnt die von mystisch sinnenden Meistern der Bauzunft errichtete, gothische, in spitzen Giebeln aufwärts gedrängte mitteleuropäische Stadt. Wie hoch die assyrischen Terrassenbauten aus Luftziegeln sich erhoben, wissen wir nicht; was die Erde jetzt trägt, steigt etwa so weit empor, wie auch die höchsten Bäume, die Wellingtonien in Kalifornien und die Eucalyptus von Australien, — 4 bis 500 Fuss — so weit ist für Menschenkunst und für das organische Leben das Streben aufwärts von diesem Planeten möglich. Wie einst der hamitisch-semitische Stein das Urmaterial, das Holz, verdrängt hatte, so ist mit der neuesten technisch-mechanischen Civilisation das Glas und das Eisen als Baustoff aufgetreten, das Glas, ein fast unkörperliches Ding, das Eisen,

spät gefunden und nur zu Werkzeugen erschaffen, — eine dämonische Zauberkunst, die den Alten so unbegreiflich geschienen hätte, wie Gebäude aus Wolkendunst, oder als eine Sinnestäuschung, wie die Perlenbrücke der Iris.

Als das römische Weltreich fertig war, fielen seine Grenzen ungefähr mit denen des Weines und Oeles zusammen; wo es nach Süden dem Weinstock zu heiss oder nach Norden zu kalt war oder wo das Olivenöl nicht mehr zur täglichen Nothdurft gehörte, da herrschte auch der Römer nicht oder nur vorübergehend und da endete der Boden der antiken Welt. Auch das heutige Europa lässt sich passend in das Wein- und Oelland und das Bier- und Butterland theilen; das Gebiet des erstern deckt sich etwa mit dem der Senkung zum mittelländischen Meere, der Bezirk des letztern etwa mit dem der Abdachung zur Nord- und Ostsee. In ältester Zeit war dies Verhältniss ein anderes. Sammelt man die in den Schriften der Griechen und Römer zerstreuten auf die Geschichte des Bieres und der Butter bezüglichen Stellen, so erstaunt man, wie ausgedehnt einst das Reich beider jetzt für nordisch gehaltenen Genussmittel gewesen ist und wie ganze Länder und Völker von ihm abgefallen sind. Bacchus Gabe verdrängte das alteinheimische aus Körnerfrüchten gekochte trübe Getränk und Minervens Geschenk trat an die Stelle des Fettes, das der Hirte aus der Milch der Schafe, Rinder und Pferde bereitet hatte. Es war wie der Sieg einer aus der Fremde gekommenen neuen Religion und Sitte über barbarische Gewohnheiten, für welche letztere der Geschmack nur sehr allmählig, erst bei den Stammeshäuptern und Edlen, zuletzt auch bei der Menge und dem Volke verloren ging. — Dass bei den Aegyptern — diesem uralten, vorsemitischen Volk, das sicherlich schon vor der Zeit, wo indoeuropäische Schwärme sich über Europa ergossen, eine eigenthümliche Civilisation entwickelt hatte — ein Trank aus Gerste im Gebrauch war, berichtet schon Hecatäus, Athen. 10, p. 447 und 10, p. 418 = Müll. Fragm. 290: *τὰς κριθὰς εἰς τὸ πῶμα καταλέουσιν*, und nach ihm Herodot, 2, 77: *οἴνῳ δ' ἐκ κριθέων πεποιημένῳ διαχρέωνται· οὐ γὰρ σφί εἰσιν ἐν τῇ χώρῃ ἄμπελοι.* Bei Aeschylus ruft der König von Argos den aus Aegypten

gekommenen Danaiden zu, hier würden sie eine männliche Bevölkerung finden, nicht Trinker von Gerstenwein, Suppl. 953:

ἀλλ' ἄρσενάς τοι τῆςδε γῆς οἰκήτορας
εὑρήσετ' οὐ πίνοντας ἐκ κριθῶν μέθυ.

Der Gott Osiris selbst hatte da, wo die Landesnatur der Erzeugung des Weins sich widersetzte, zum Ersatz die Bereitung eines Getränkes aus Gerste gelehrt, welches an Wohlgeschmack und Kraft sich fast mit dem Weine messen konnte, Diod. Sic. 1, 20: *εἰ δέ τις χώρα τὸ φυτὸν τῆς ἀμπέλου μὴ προςδέχοιτο, διδάξαι (τὸν Ὄσιριν) τὸ ἐκ τῆς κριθῆς κατασκευαζόμενον πόμα, λειπόμενον οὐ πολὺ τῆς περὶ τὸν οἶνον εὐωδίας τε καὶ δυνάμεως.* Auch in dem erst seit der macedonisch-griechischen Zeit bestehenden und von sehr gemischter Bevölkerung bewohnten Alexandrien genoss die Menge zu Strabos Zeit meist jenes altägyptische Getränk (Strab. 17, 1, 14). Den Namen desselben meldet zuerst Theophrast, de caus. pl. 6, 11, 2: *οἷον ὡς οἱ τοὺς οἴνους ποιοῦντες ἐκ τῶν κριθῶν καὶ τῶν πυρῶν καὶ τὸ ἐν Αἰγύπτῳ καλούμενον ζῆθος* (oder wie spätere Abschreiber corrigirt zu haben scheinen *ζῦθος*), und unter diesem Namen *ζῦθος* (auch *ζύθος* geschrieben, bald als Masculinum, bald als Neutrum, lat. *zythum*) wird das Getränk seitdem öfters von griechischen und lateinischen Schriftstellern erwähnt. Das Wort wäre wohl aus griechischem Sprachmaterial zu deuten, wenn es nicht ausdrücklich als ägyptisch bezeichnet würde, z. B. von Diodor 1, 34: *κατασκευάζουσι δὲ καὶ ἐκ τῶν κριθῶν Αἰγύπτιοι πόμα, λειπόμενον οὐ πολὺ τῆς περὶ τὸν οἶνον εὐωδίας, ὃ καλοῦσι ζῦθος.* (S. Jablonskii Opera ed. Te Water 1, p. 76—79). Begreiflich ist, dass auch die Aegypter den schleimigen süsslichen Trank durch beissende Zuthaten geniessbarer zu machen suchten, wie denn auch bezeugt wird, Colum. 10, 114:

Jàm siser Assyrioque venit quae semine radix
Sectaque praebetur madido sociata lupino
Ut Pelusiaci proritet pocula zythi.

Selbst von den oberhalb Aegypten wohnenden Aethiopen berichtet Strabo, sie lebten von Hirse und Gerste und bereiteten sich aus dieser Feldfrucht ein Getränke, 17, 2, 2: *ζῶσί τ' ἀπὸ κέγχρου καὶ κριθῆς, ἀφ' ὧν καὶ πότον ποιοῦσιν.* Noch jetzt fanden die von verschiedenen Ausgangspunkten zu den Nilquellen vordringenden englischen Reisenden bei den Halbnegerstämmen jener Gegend ein rohes, berauschendes Bier im Gebrauch, das aus Kürbisschalen getrunken wurde. Ueber die Biere und Biernamen der frühern

und der spätern Araber in Aegypten s. die Abhandlung von S. de Sacy in seiner Chrestomathie arabe II, 437 ff.; einer der letztern *fokka* ging als *φουκᾶς* zu den Byzantinern über, s. Ducange s. v. und die daselbst angeführten Stellen des Simeon Seth und des Matthaeus Silvaticus. — Wie in Afrika, ist auch in Spanien bei vor-indoeuropäischen, mit den Libyern Afrikas genealogisch oder culturhistorisch sich berührenden iberischen Stämmen das Bier seit alter Zeit üblich. Spanien gilt bei Plinius als ein vorzügliches Bierland, wo man das Produkt lange aufzubewahren — was in warmem Klima doppelt schwierig ist, — ja wohl gar durch Alter zu veredeln verstand, 14, 22, 29: *Hispaniae jam et vetustatem ferre ea genera docuerunt.* In den von Strabo geschilderten Sitten der entfernter nach den Küsten des Oceans zu wohnenden iberischen Stämme findet sich so viel Fremdartiges, Wildes und Isolirtes, dass, wenn derselbe Schriftsteller von den Lusitanern berichtet, sie bedienten sich des *ζῦθος* (3, 3, 7: *χρῶνται δὲ καὶ ζύθει*), wir diesen Gebrauch nicht von keltischem Einfluss ableiten, sondern für altlusitanisch halten werden. Der Wein aber, fügt Strabo hinzu, ist bei ihnen selten (*οἴνῳ δὲ σπανίζονται*) — der also damals schon in das Land des Portweins vorzudringen begann und jetzt auf der Halbinsel die Alleinherrschaft behauptet. Einen charakteristischen Zug der Anhänglichkeit an das nationale Getränk berichtet Polybius (bei Athen. 1, p. 16) von einem halbgräcisirten und also halbcivilisirten iberischen Könige: er ahmte im Uebrigen in seinem Palaste den des Königs der Phäaken bei Homer nach — schon dies war barbarisch, — liess aber eine Ausnahme zu: in der Mitte des Gebäudes standen silberne und goldene Gefässe, gefüllt mit — Gerstensaft. Einen ähnlichen Eindruck macht es, wenn wir von den heldenmüthigen Numantinern lesen, dass sie aufs Aeusserste gebracht, im Begriff einen Ausfall auf Tod und Leben zu machen, sich vorher bei einem Schmause mit halbrohem Fleische füllen — also wie heutige Engländer — und mit der *indigena ex frumento potio* oder dem *succus triticus per artem confectus* begeistern (Flor. Epit. 1, 34 = 2, 18; ausführlicher Paul. Oros. 5, 7). Den Namen dieses spanischen Getränkes erfahren wir zuerst durch Plinius 22 extr.: *ex iisdem (frugibus) fiunt et potus, zythum in Aegypto, caelia et cerea in Hispania.* — Auch die Ligurer, vielleicht ein Seitenzweig der Iberer oder ihr äusserster Vortrapp nach Osten, nähren sich bei Strabo vom Ertrage der Heerden und trinken Gerstenwein, 4, 6, 2: *Λίγυες,*

ζῶνθες ἀπὸ θρεμμάτων τὸ πλέον καὶ γάλακτος καὶ κριθίνου οἴνου. — Eine andere Reihe ursprünglich biertrinkender Völker im Südosten gehört schon in die grosse Gruppe der Indoeuropäer. Phrygier und Thracier, auch sonst unter einander nahe verwandt, erscheinen schon bei Archilochus, also um das Jahr 700 vor Chr., als *βρῦτον* trinkend, Athen. 10 p. 447 = Fragm. 32 Brgk.:

ὥσπερ παρ' αὐλῷ βρῦτον ἢ Θρῆϊξ ἀνὴρ
ἢ Φρὺξ ἔβρυζε· κύβδα δ'ἦν πονευμένη.

Dasselbe Wort *βρῦτον* brauchten auch Aeschylus in seinem Lykurgos (Nauck, Fragm. trag. graec. p. 29) und Sophokles in seinem Triptolemos (Nauck, l. l. p. 211). Hecatäus berichtete, die Päoner, ein Volk in Thracien, tränken *βρῦτον* aus Gerste und *παραβίη* aus Hirse und dem beigemengten Würzkraut *κονύζη* (Athen. 10. p. 447 = Müll. fr. 123), und der etwas spätere Hellanicus hatte in seinen *Κτίσεις* die Notiz gegeben, *βρῦτον* werde auch aus Wurzeln bereitet, wie bei den Thrakern aus Gerste (Athen l. l.) An die Phryger schliessen sich als nächstes Glied nach Osten die Armenier, und von dem Gebrauch des *οἶνος κρίθινος* auch bei diesen berichtet Xenophon, also ein Augenzeuge, ausführlich in der Anabasis 4, 5, 26 f. Die Zehntausend waren vom karduchischen Gebirge gekommen und rasteten in armenischen Dörfern, auf dem Wege zu den Chalybern. Ausser anderen Vorräthen fanden sie hier Kübel, *κρατῆρες*, mit Gerstenwein: die Gerstenkörner lagen noch darin, bis an den Rand des Gefässes (*ἐνῆσαν δὲ καὶ αὐταὶ αἱ κριθαὶ ἰσοχειλεῖς*); zum Trinken dienten grössere und kleinere Rohrhalme, durch die der Trinker den Saft in den Mund sog; das Getränk war stark und berauschend (*πάνυ ἄκρατος*), wenn man nicht Wasser zugoss, im Uebrigen aber für den, der sich daran gewöhnt hatte (*συμμαθόντι*), sehr lieblich (*μαλὰ ἡδύ*). Wie die Eingebornen — die der Heimath des Weines so nahe wohnten — diesen ihren Trank benannten, sagt Xenophon leider nicht; dass man aber den Biergenuss lernen muss, *συμμαθεῖν*, kann man noch heut zu Tage an Südländern z. B. Italienern beobachten, denen, wenn sie nach Deutschland kommen, Anfangs der braune Trank widersteht, die aber nach einiger Gewöhnung oft leidenschaftliche Freunde desselben werden. — Westlich und nördlich von den Thraciern, bei den ihnen cultur- und stammverwandten Illyriern und Pannoniern, finden wir das Bier unter dem Namen *sabaja*, *sabajum*, aber, da unsere Nachrichten darüber aus später Zeit stammen, nur noch als schlechtes Volksgetränk, wäh-

rend bei den Vornehmen, die schon lateinisch und griechisch sprachen, ohne Zweifel schon längst der Wein an die Stelle getreten war: Amm. Marcell. 26, 8, 2 (der Kaiser Valens belagert Chalcedon; von den Mauern rufen ihm die Belagerten Schimpfreden entgegen und nennen ihn einen Sabaiarius; der Autor fährt zur Erklärung dieses Wortes fort): *est autem sabaia ex ordeo vel frumento in liquorem conversis paupertinus in Illyrico potus.* Aehnlich der aus eben jener Gegend gebürtige h. Hieronymus, *Comment. 7. in Isaiae cap. 19*: *quod genus est potionis ex frugibus aquaque confectum et vulgo in Dalmatiae Pannoniaeque provinciis gentili barbaroque sermone appellatur sabajum.* Die Pannonier schildert auch Cassius Dio, der sie kennen musste, da er selbst als Legat Dalmatien und dann Pannonien verwaltet hatte, als ein armseliges nordisches Volk in winterlichem Klima, das seine Gerste und seinen Hirse nicht bloss isst, sondern auch trinkt, 49, 36: *κακοβιώτατοι δὲ ἀνθρώπων ὄντες (οὔτε γὰρ γῆς οὔτε ἀέρων εὖ ἥκουσιν· οὐκ ἔλαιον, οὐκ οἶνον, πλὴν ἐλαχίστου καὶ τούτου κακίστου, γεωργοῦσιν, ἅτε ἐν χειμῶνι πικροτάτῳ τὸ πλεῖστον διαιτώμενοι, ἀλλὰ τάς τε κριθὰς καὶ τοὺς κέγχρους καὶ ἐσθίουσιν ὁμοίως καὶ πίνουσιν) ἀνδρειότατοι δ' οὖν διὰ πάντων ὧν ἴσμεν νομίζονται.* Mehr als zwei Jahrhunderte später erhalten wir durch den merkwürdigen Bericht des Priscus, der im Jahr 448 nach Chr. mit der griechischen Gesandtschaft auf dem Wege zum Hunnenkönig Attila die pannonischen Ebenen durchstrich, ein anschauliches Bild des Landes, der Sitten, des Völkergemisches u. s. w. Statt Weizens erhielt die Gesandtschaft überall Hirse, statt des Weines den von den Eingebornen so genannten Meth; auf den Antheil der Dienerschaft und des Gefolges aber fiel gleichfalls Hirse und ein aus Gerste bereitetes Getränk, von den Barbaren *κάμον* genannt, Müller Fragm. IV. p. 83: *ἐχορηγοῦντο δὲ ἡμῖν κατὰ κώμας τροφαί, ἀντὶ μὲν σίτου κέγχρος, ἀντὶ δὲ οἴνου ὁ μέδος ἐπιχωρίως καλούμενος. Ἐκομίζοντο δὲ καὶ οἱ ἑπόμενοι ἡμῖν ὑπηρέται κέγχρον καὶ τὸ ἐκ κριθῶν χορηγούμενοι πόμα· κάμον οἱ βάρβαροι καλοῦσιν αὐτό.* Welche Barbaren ihr Bier camum nennen, wird uns nicht gesagt; gewiss aber waren es nicht die Hunnen, denn das Wort ist älter, als die Ankunft dieser Horde in Europa. Bei Ulpian Dig. 33, 6, 9 (also am Anfang des 3. Jahrh.) soll bei Vermächtnissen das camum nicht als Wein gerechnet werden, und im sog. Edictum Diocletiani vom Jahre 301 wird II, 11 (ed. Waddington) neben dem Maximalpreis verschiedener Lebensmittel auch der des camum vorgeschrie-

ben. Das Wort scheint celtisch (s. Dücange s. v. camba 3) und konnte seit den Zeiten der grossen celtischen Wanderung in Pannonien heimisch geworden oder auch durch römische Soldaten dahin gebracht sein. — Auch im heutigen Ungarn also, in Illyrien und Thracien d. h. in der grösseren nördlichen Hälfte der türkisch-griechischen Halbinsel, in Phrygien, Armenien, Aegypten, in Portugal und Spanien bis an die Gebirge der genuesischen Küste — war einst das heute in jenen Ländern bei der Masse des Volkes fast unbekannte Bier im allgemeinen Gebrauch. Wenden wir uns zu den Völkern von Mittel- und Nordeuropa, den Celten, Germanen, Litauern und Slaven — sämmtlich indoeuropäischen Blutes —, so erhalten wir den ältesten Bericht über Nahrung und Getränk der Erstgenannten durch Pytheas von Massilia, dessen Zeit zwar nicht ganz sicher ist, indessen mit Wahrscheinlichkeit bald nach Aristoteles angesetzt werden kann. Er erzählte nach Strabo 4, 5, 5. von den Völkern, die er bei seiner Küstenfahrt in's Nordmeer kennen gelernt hatte, *καρπῶν εἶναι τῶν ἡμέρων καὶ ζῴων* (also Gartenfrüchte und Hausthiere) *τῶν μὲν ἀφορίαν παντελῆ, τῶν δὲ σπάνιν, κέγχρῳ δὲ καὶ ἄλλοις λαχάνοις καὶ καρποῖς* (wilde Beeren) *καὶ ῥίζαις τρέφεσθαι· παρ' οἷς δὲ σῖτος καὶ μέλι γίγνεται, καὶ τὸ πόμα ἐντεῦθεν ἔχειν* (also bei Einigen, den Vorgeschritteneren und in milderem Klima Wohnenden, auch Bier und Meth). Den Winter der Scythen d. h. der Nordvölker überhaupt, die Pelzbekleidung, die Wohnungen unter der Erde, die langen Nächte, endlich auch das gegohrene Getränk statt des Weines schildert auch Vergil Georg. 3, 374, fast mit den Worten des späteren Tacitus:

Ipsi in defossis specubus secura sub alta
Otia agunt terra, congestaque robora totasque
Advolvere focis ulmos ignique dedere.
Hic noctem ludo ducunt, et pocula laeti
Fermento atque acidis imitantur vitea sorbis.
Talis Hyperboreo Septem subjecta trioni
Gens effrena virum Rhipaeo tunditur Euro,
Et pecudum fulvis velatur corpora saetis.

Insbesondere bei den Celten des mittleren Frankreichs war zur Zeit des Posidonius (gegen die Mitte des ersten Jahrhunderts vor Chr.) das Bier unter dem Namen *κόρμα* noch das eigentliche Volksgetränk, während die oberen Klassen schon massaliotischen Wein tranken, Athen. 4. p. 151 *παρὰ δὲ τοῖς ὑποδεεστέροις ζῦθος*

πύρινον μετὰ μέλιτος ἐσκευασμένον, παρὰ δὲ τοῖς πολλοῖς καθ' αὑτό· καλεῖται δὲ κόρμα, ἀπορροφοῦσι δὲ ἐκ τοῦ αὐτοῦ ποτηρίου κατὰ μικρόν, οὐ πλεῖον κυάθου· πυκνότερον δὲ τοῦτο ποιοῦσι· περιφέρει δὲ ὁ παῖς ἐπὶ τὰ δεξιὰ καὶ τὰ λαιά. — Letzteres etwa in heutiges Deutsch übersetzt: Aus demselben Fasse (*ἐκ τοῦ αὐτοῦ ποτηρίου*) wird fleissig (*πυκνότερον*) Seidel nach Seidel (*οὐ πλέον κυάθου*) gezapft und von dem Kellner (*ὁ παῖς*) rechts und links ausgetheilt. Bei den Späteren wird dann das celtische Bier nicht selten erwähnt; es erhielt sich in Nordfrankreich, Belgien, den brittischen Inseln während des römischen Kaiserreichs bis zum Mittelalter und von da bis auf den heutigen Tag. Kaiser Julian, der es mit eigenen Augen gesehen und gewiss mit eigener Zunge gekostet hatte, der aber an der klassischen Denkart und Sitte hielt und sich gegen das Barbarische des Nordens wie gegen das Orientalische sträubte, verhöhnte den Pariser Pseudo-Bacchus in einem bekannten Epigramm (Jac. Anth. gr. III. p. 111):

Εἰς οἶνον ἀπὸ κριθῆς.

Τίς πόθεν εἶς Διόνυσε; μὰ γὰρ τὸν ἀληθέα Βάκχον
οὔ σ' ἐπιγιγνώσκω· τὸν Διὸς οἶδα μόνον.
κεῖνος νέκταρ ὄδωδε· σὺ δὲ τράγον· ἦ ῥά σε Κελτοὶ
τῇ πενίῃ βοτρύων τεῦξαν ἀπ' ἀσταχύων.
Τῷ σε χρὴ καλέειν Δημήτριον, οὐ Διόνυσον,
πυρογενῆ μᾶλλον, καὶ βρόμον, οὐ Βρόμιον.

Auch Ammianus Marcellinus kennt die Gallier als ein Trinkervolk, das sich in Ermangelung des Weins mit Surrogaten half, 15, 12, 4: *vini avidum genus, adfectans ad vini similitudinem multiplices potus* — also Cider und Bier. Der von Posidonius gebrauchte Name *κόρμα*, der bei Dioscorides 2, 110 in der Form *κοῦρμι* erscheint (*σκευαζόμενον ἐκ τῆς κριθῆς, ᾧ καὶ ἀντὶ οἴνου πολλάκις χρῶνται*), ist mit regelrechtem Uebergang des *m* in *w* und *f* noch in den heutigen celtischen Sprachen lebendig (Zeuss, Gr. celt., p. 135 und 788). Vielleicht ist das Wort dem Stamme nach identisch mit dem oben aus Plinius angeführten spanischen cerea (nur mit anderem Ableitungssuffix), wo dann die Wahl bliebe, das Wort und folglich auch die Sache aus Spanien zu den Kelten (wofür wir uns oben entschieden haben) oder mit den Celten aus Gallien nach Keltiberien wandern zu lassen. Frühzeitig und allmählig immer häufiger erscheint die durch Derivation erweiterte Namensform cervesia, cervisia (wie marcisia von marca Ross), zuerst bei Plinius (in der o. a. Stelle am Schluss des Buches 22),

dann in häufigem Gebrauch durch das ganze Mittelalter (s. Dücange s. v.) und noch in den heutigen romanischen Sprachen erhalten. Ein anderes sehr merkwürdiges celtisches Wort ist brace bei Plin. 18, 7, 11., zuerst Name einer Getreideart, des Spelzes, dann übergehend in die Bedeutung Malz, Bierwürze, Bier selbst, in mannichfachen Formen, Ableitungen und Anwendungen, mit dem dazwischenspielenden Sinn von *germinare*, *fermentari*, im Mittellatein, in den nordromanischen und in den heutigen celtischen Sprachen reich entwickelt und auch ins Deutsche übergegangen (s. Diesenbach, Origines, p. 265 ff., woselbst auch die bemerkenswerthe Form bracisa, analog der Bildung cervisia, cervesa, cervise; im *Capitulare de villis* 61 ist bracii offenbar Malz, nicht ein bierartiges Getränk: der judex soll die bracii zum Palatium schaffen und Leute, die es verstehen, mitkommen lassen, damit sie dort gutes Bier daraus brauen). Einen Beweis von der in der Sitte tief gewurzelten Kraft des Bieres bei den britischen Celten liefert unter vielem Anderen die Lebensgeschichte der h. Brigitta: diese Heilige nämlich wiederholte das Wunder der Hochzeit zu Cana, doch so dass sie, den Durst der Bedürftigen zu stillen, das Wasser in Bier verwandelte (Acta SS. Febr. 1. Vita IV. S. Brigidae, cap. 10: *quodam die quidam leprosi sitientes de via cerevisiam anxie a B. Brigida postulaverunt. Christi autem ancilla, videns quia tunc illico non poterat invenire cerevisiam, aquam ad balneum portatam benedixit; et in optimam cerevisiam conversa est a Deo, et abundanter sitientibus propinata est*); auch mehrte sie durch den blossen Blick ihrer Augen den vorhandenen Vorrath von Bier, Milch und Butter. — Auch die östlichen Nachbarn der Celten, die Germanen, zeigen sich allmählig, je mehr sie aus dem Nebel hervortreten und je mehr sie sich dem Ackerbau zuwenden, als dem berauschenden Gerstensaft ergeben. Cäsar erwähnt das Bier noch nicht als germanisch, aber bei dem nur wenig späteren Diodor 5, 26, 2 heisst es bereits: *διόπερ τῶν Γαλατῶν* (unter den Galatern sind hier die Germanen gemeint) *οἱ τούτων τῶν καρπῶν* (d. h. des Weines und des Oeles) *στερισκόμενοι πόμα κατασκευάζουσιν ἐκ τῆς κριθῆς τὸ προςαγορευόμενον ζῦθος, καὶ τὰ κηρία πλύνοντες τῷ τούτων ἀποπλύματι χρῶνται.* Fast ein Jahrhundert später bestätigt dies Tacitus, Germ. 23: *Potui humor ex hordeo aut frumento in quandam similitudinem vini corruptus*, während Plinius an den Stellen, wo er des Bieres mehr oder minder ausführlich gedenkt, über Germanien schweigt. Die gegen die

gallischen Grenzen drängenden Deutschen am Niederrhein und im Quellgebiet der Donau mussten bald von den Celten den Biergenuss überkommen; die an die Niederdonau gewanderten fanden bei der thracischen und pannonischen Urbevölkerung den Trank aus Körnerfrüchten vor, den sie in ihren früheren Sitzen an der Ostsee vielleicht nicht gekannt hatten; von allem Ausländischen aber nahmen Barbaren überall nichts so gern und willig an, als Berauschungsmittel. Das deutsche Wort Bier hat Grimm nach Wackernagels Vorgange aus dem mittellateinischen *bibere*, das nordgermanische Ale (welches auch zu Finnen und Litauern übergegangen ist) aus dem lateinischen *oleum* abgeleitet. Diejenigen, die darüber erschrecken, sollten bedenken, dass das Bier ein Erzeugniss und ein Genuss des Ackerbauers ist und zu seiner, wenn auch rohen Herstellung eine Technik fordert, die nur bei vorherrschendem Ackerbau möglich ist; dass eine Zeit war, wo die Germanen als Hirtenstamm in Europa einwanderten und in den neuen Landstrichen umherzogen; dass sie in dem Augenblick, wo wir sie kennen lernen, erst im Begriffe sind, zu völlig sesshaftem Leben überzugehen; dass es folglich lächerlich ist, das Bier und das Biertrinken als urgermanisch oder als von Wesen und Begriff des Germanismus unzertrennlich anzusehen; dass endlich, wenn der Genuss und die Bereitung des Bieres bei den Germanen allgemeine hervorstechende Sitte gewesen wäre, die Alten nicht so spärlich davon Meldung gethan und die Namen Bier und Ale uns nicht vorenthalten hätten, wie sie uns ja auch thracische, spanische, celtische Benennungen der ihnen fremden und auffallenden Sache überliefert haben. Auf jeden Fall würde das rohe *fermentum*, das in den *subterranei specus* der Germanen des Tacitus getrunken wurde, dem heutigen phantasievollen Urenkel sehr ungeniessbar vorkommen: von allem Anderen abgesehen, erinnere man sich nur, dass der Hopfen erst in Folge der Völkerwanderung, wie es scheint, von Osten nach Deutschland gedrungen, obgleich jetzt vielfach verwildert ist, und dass die Beimischung dieser narkotischen Pflanze zum Bier erst im Mittelalter allmählig Sitte wurde (s. Beckmann, Beyträge, 5, 206 ff). Der heil. Columbanus traf zwar um das Jahr 600 bei den Sueven einst eine *cupa* mit Bier gefüllt, die ungefähr 26 modii enthielt, und mit der sie ihrem Wodan ein Trankopfer bringen wollten (Grimm, DM^2 S. 49), und schon in der lex Alamann. 22 sollen die Knechte der Kirche richtig ihr Quantum Bier steuern, aber im weiteren Verlauf des

Mittelalters war das Bier in Süddeutschland ganz oder fast ganz aus dem Gebrauch gekommen, unter denselben Modalitäten, wie etwa ehemals in Süd- und Mittelfrankreich, und Baiern durchgängig ein Weinland geworden (Wackernagel in Haupts Zeitschrift 6, 261 ff.), bis in neuerer Zeit das norddeutsche Bier, unterstützt durch vervollkommnete Bereitungsmethoden, besonders durch die Kunst es haltbar zu machen, und durch Wohlfeilheit des Preises das verlorene Terrain von Neuem eroberte. Jetzt gilt das Bier, welches bei Beginn der europäischen Geschichte das vorzugsweise celtische Nationalgetränk gewesen war, für das Erkennungszeichen des Deutschen und deutscher Sitte: so rückt die Kulturgeschichte im Laufe langer Perioden von Land zu Land und von Volk zu Volk, und so leicht täuscht sich der, der nur die Gegenwart im Auge hat! Räumen wir indess ein, dass Malz d. h. das Geschmolzene, Erweichte, ein ächt deutsches Wort ist (und also auch der allheilende Malzextract wenigstens zur Hälfte deutsch). Brauen dagegen, ahd. *briuwan*, ist ein Wort, über dessen Urgestalt und Herkunft sich nichts Sicheres aussagen lässt; es erinnert lebhaft an das thracische *βροῦτον* (mit participialem t); das litauische *bruwēle* der Brauer steht vereinzelt und wird aus dem Deutschen stammen. Das gothische *leithus* (für sicera, berauschendes Getränk), in den übrigen deutschen Sprachen wiederkehrend, im jetzigen Neuhochdeutsch erst seit Kurzem erloschen, scheint eins und dasselbe mit altirischem *lînd* (cerevisia), heut zu Tage je nach den Mundarten linn, lionn, leann, llyn (Stockes, Jr. gl. 221), so dass also leithus für linthus steht (wie seiteins für sinteins). Wohl ein Lehnwort aus dem Celtischen, zumal auch im Slavischen und, wie es scheint, im Altnordischen fehlend. — Weiter nach Osten haben die Litauer ihr *alus* Bier, wie gesagt, von ihren deutschen Nachbarn entlehnt (es stimmt ganz mit dem altn. *öl*, wie dieses vor Eintritt des Umlauts lautete), die Slaven aber ihr *pivo* ganz abstrakt aus dem Verbum *piti* trinken gebildet. Wir holen hier eine oben absichtlich übergangene Notiz des Aristoteles nach, der in der verloren gegangenen Schrift *περὶ μήθης* auch über die Wirkungen des Gerstenweins gesprochen und diesen als das sogenannte *πῖνον* bezeichnet hatte (*τὸ λεγόμενον πῖνον*, bei Athen. 10. p. 447). Den Namen (auch von Eustathius, Il. 11 637. p. 871 erwähnt, aber in der Form *πίνος*) hatte Aristoteles ohne Zweifel aus dem Norden: er gleicht dem slavischen pivo, nur mit anderem Suffix; denn Meinekes Conjectur zu Fr. 43 des Hippo-

nax, wonach schon dieser kleinasiatische Dichter das Wort gebraucht hätte, ist allzu unsicher. Eine dritte Ableitung ist das slavische *pirŭ*, Schmaus, Gelage, welches buchstäblich mit dem albanesischen Partic. pass. *pire* (als Substantiv: Getränk) von *pi* trinken zusammenfällt (v. Hahn, Albanesische Studien, 2, 76 und 3, 101). Wer das deutsche Bier mit diesem *pirŭ* und also mit *πίνειν*, *potus* u. s. w. identificirt, muss im deutschen Wort einen verdorbenen Anlaut statuiren, also die Grundlage der Vergleichung zerstören. Das altslav. *olovina* sicera, neusl. *ol* cerevisia, walach. *olovin* idem hat denselben Ursprung wie das deutsche *ale*, *öl*. Ein anderes slavisches Wort *braga*, *braha*, *braja* (Maische, Schlampe, Trester, ein bierartiges gemeines Volksgetränk, litauisch *broga*) weist auf das celtische *brace* zurück. Da es in den germanischen Sprachen fehlt — ein Zeichen später und fremder Herkunft — und da es von den Litauern aus dem Slavischen entlehnt sein kann, vielleicht erst nach Einführung der Branntweinbrennerei, so mag es nach der Zeit zu den Slaven gelangt sein, wo celtische Stämme in den Südosten, nach Böhmen und Pannonien und in die Donau gegenden zurückgewandert waren. Von den beiden finnisch-estnischen Ausdrücken für das volksmässige Dünnbier, *potus vilissimus ex hordeo*: *kalja*, *kalli* und *taari*, *taar* erinnert der erstere an das spanische *caelea*, ohne dass wir uns erlauben, daraus für eine iberisch-finnische Verwandtschaft oder Berührung Schlüsse zu ziehen. In den lindenreichen Wäldern des europäischen Ostens, selbst noch hinter den slavischen Stämmen bei den Nomaden und Halbnomaden der Wolgagegenden, spielte indess der berauschende Honigtrank eine grössere Rolle und war gewiss daselbst älter, als das Bier. Ja man darf vermuthen, dass der Meth das Urgetränk der in Europa einwandernden Indogermanen war und sich im Osten des Welttheils, wie so vieles Andere, nur länger erhielt. In Griechenland, wo das Bier immer nur für barbarisch galt, taucht doch von einem der Weinzeit vorausgehenden Honigtranke hin und wieder eine verlorene Spur auf. Der Dichter Antimachos aus Kolophon liess in seiner Thebaïs, — deren Sagen in ein höheres Alterthum hinaufreichen, als die der Ilias, — den Adrast die schmausenden Helden mit einem Trank aus Wasser und unversehrtem Honig bewirthen, Athen. 11. p. 468:

Πάντα μάλ', ὅσσ' Ἄδρηστος ἐποιχόμενος ἐκέλευσεν,
ῥεξέμεν· ἐν μὲν ὕδωρ, ἐν δ' ἀσκηθὲς μέλι χεῦαν
ἀργυρέῳ κρητῆρι, περιφραδέως κερόωντες.

In dem Orphischen Fragment 49 (aus Porphyr. de antro Nymphar., Orph. ed. Hermann. p. 500) giebt die Nacht dem Zeus den Rath, den Vater Kronos, wenn er honigberauscht unter den Eichen liege, zu binden und zu entmannen:

Εὖτ' ἂν δή μιν ἴδηαι ὑπὸ δρυσὶν ὑψικόμοισιν
ἔργοισιν μεθύοντα μελισσάων ἐριβόμβων,
αὐτίκα μιν δῆσον —

wo also die Zeit des Kronos und des Waldlebens als methtrinkend gedacht ist. Die Taulantier, ein illyrisches Volk, verstanden es nach Aristot. de mirab. auscult. 22 (21) aus Honig Wein zu machen: „nachdem der Honig aus den Waben gepresst worden u. s. w. (wir übergehen das weitere Verfahren), ergiebt sich ein weinartiges, liebliches und kräftiges Getränk (*οἰνῶδες καὶ ἄλλως ἡδὺ καὶ εὔτονον*); auch in Griechenland soll dasselbe Einigen gelungen sein, so dass sich das Product in nichts von altem Wein unterschied (*ὥστε μηδὲν διαφέρειν οἴνου παλαιοῦ*), nachher aber konnten sie trotz aller Bemühung die richtige Mischung nicht mehr finden." Auf reiche Honiggewinnung in den Landstrichen jenseits des Ister deutet es vielleicht, wenn die Thraker zu Herodots Zeit berichteten, die genannte Gegend stecke voll von Bienen, die ein Vordringen dahin unmöglich machten (Herod. 5, 10). Weiter wird der Meth direkt als scythisches Getränk bezeichnet, das die Scythen aus dem Honig der wilden in Felsen und Eichen wohnenden Bienen bereiten, Maxim. Tyr. 27, 6: *τοῖς δὲ* (unter den Scythen) *αἱ μέλιτται καθηδύνουσι τὸ πόμα, ἐπὶ πετρῶν καὶ δρυῶν διαπλάττουσαι τοὺς σίμβλους*. Hesychius: *μελίτιον· πόμα τι Σκυθικὸν μέλιτος ἑψομένου σὺν ὕδατι καὶ πόᾳ τινί* (bei Plut. Sympos. 4, 6, 3. *μελίτειον*, im Etym. M. *μελύγειον*). Der byzantinische Gesandschaftsattaché Priscus endlich giebt in der o. a. Stelle den in Pannonien einheimischen Namen *μέδος*, welcher sowohl mit dem griechischen *μέθυ* — in den Landstrichen nördlich von Griechenland wurde die Aspirata als Media gesprochen — als mit dem slav. *medŭ* zusammenfällt, welches letztere Wort nicht bloss Honig und Meth bedeutet, sondern auch, wie das griechische *μέθυ*, gradezu *vinum* übersetzt (*medarĭ* = *οἰνοχόος*, *pincerna*; *medvĭniza* = *cella vinaria* u. s. w.). Die heutigen Litauer unterscheiden *medus* Honig von *middus* Meth; in dem entsprechenden deutschen Wort ist die Bedeutung Honig ganz verloren, für welche gothisch das wahrscheinlich aus dem Griechischen entlehnte *milith*, in den anderen Mundarten das räthselhafte Honig gilt. Auch heut zu Tage ist

das Bier in slavischen Landen nicht das populäre, unentbehrliche, altüberlieferte Getränk; der Meth ist freilich auch in Gross- und Kleinrussland und in Polen mit jedem Jahr seltener geworden, hauptsächlich weil der Zucker die Bienenzucht zerstört hat; an seine Stelle ist die Erfindung der Hölle, der Branntwein, getreten, der das gegenwärtige Geschlecht decimirt und die Lebensquelle des künftigen vergiftet.

Die Geschichte der Butter geht der des Bieres parallel. Die Butter kann eine Kunst und Gewohnheit des Hirten genannt werden, wie das Bier die des Ackerbauers ist. Die Milch in Schläuchen musste beim Reiter oder auf dem Wagen — und alle Nordvölker zogen auf Wagen herum, mit denen sie gleich den Cimbern und Teutonen ihre Lager bildeten — leicht das in ihr enthaltene Fett als Butter ausscheiden, und ähnlich war die Wirkung, wenn die abgeschöpften fetteren Theile der Wärme des Ofens ausgesetzt wurden. Die so gesonderte Butter konnte zum Essen, zum Salben des Haares und zum Bestreichen der Wunden dienen. Griechen und Römer der guten Zeit wissen von Butter nichts; dass sie ihnen vor der Einführung des Olivenöls bekannt gewesen, dafür giebt es keine Spur oder Andeutung. Dennoch werden uns in ziemlich frühen Zeugnissen die Völker rund um die beiden klassischen Länder als butterbereitend geschildert und müssen dies Produkt also nach der Völkertrennung kennen gelernt haben. Schon vor Herodot berichtete Hecatäus von den Päonern am Strymon, denselben, die in Pfahldörfern wohnten und eine doppelte Art Bier brauten: «sie salben sich mit einem aus Milch gewonnenen Oel», Athen. 10. p. 447: *ἀλείφονται δὲ ἐλαίῳ ἀπὸ γάλακτος.* Bei dem komischen Dichter Anaxandrides (blühte um die Mitte des 4. Jahrhunderts, etwa Ol. 101—108) sitzen an der Tafel des thracischen Königs Kotys, der seine Tochter dem Iphikrates vermählte, strupphaarige butteressende Männer, Athen. 4. p. 131:

δειπνεῖν ἄνδρας βουτυροφάγας
αὐχμηροκόμας μυριοπληθεῖς.

Von einer scythischen Art, die Pferdemilch zu behandeln, hat Herodot 4, 2 gehört, aber noch in ganz unbestimmter Weise: nachdem er angegeben, die nomadischen Scythen blendeten ihre Sclaven, fährt er fort: sie setzen sie um die hohlen hölzernen Milchgefässe und lassen sie diese rühren (oder schwingen: *δονέουσι*); was dann sich oben ansetzt, *τὸ ἐπιστάμενον*, wird abgeschöpft und

für höher geschätzt, das sich zu Boden Senkende, τὸ ὑπιστάμενον, gilt für geringer als Jenes. Näher beschreibt das Verfahren der auctor Hippocrat. de morbis 4, 20 (ed. Ermerins, II. p. 461), indem er zugleich das Wort βούτυρον — ohne Zweifel zum Behufe der Bedeutsamkeit in griechischem Munde mehr oder minder umgestaltet — als scythisches überliefert: die Scythen, sagt er, giessen Pferdemilch in hölzerne Gefässe und schütteln diese; dadurch sondern sich die Theile, und das Fett, welches sie Butter nennen, schwimmt oben, da es leicht ist: καὶ τὸ μὲν πῖον, ὃ βούτυρον καλέουσι, ἐπιπολῆς δiίσταται ἐλαφρὸν ἐόν; die schwereren Theile senken sich herab, werden herausgenommen, getrocknet und verdickt und heissen dann ἱππάκη (Pferdekäse, auch bei Aeschylus Fr. 192 Nauck, und bei Hippocrates de aëre u. s. w. genannt); in der Mitte ist der ὀρρός (Molken). Diese Kenntniss der Sache und des Namens stammte ohne Zweifel von den griechischen Kolonieen an der pontischen Küste. Trotzdem scheint Aristoteles den Gebrauch der Butter im Grossen und als Volkssitte nicht gekannt oder nicht beachtet zu haben: wenigstens kommt in der langen Auseinandersetzung über die Milch der Thiere, die wir Histor. animal. 3, 20 lesen, weder der Name noch die Gewinnung und Anwendung der Butter vor; höchstens deuten darauf die im Vorübergehen gesprochenen Worte: ὑπάρχει δ᾽ἐν τῷ γάλακτι λιπαρότης, ἣ καὶ ἐν τοῖς πεπηγόσι γίνεται ἐλαιώδης. Bei den Aerzten ist βούτυρον, butyrum, ein hin und wieder genanntes Medicament, aber noch Plinius 11, 41, 96, ja sogar Galenus de alim. facult. 3, 15 halten für nöthig, ihren Lesern das Wort wie die Herkunft und den Gebrauch der Sache zu erklären. — Da die Thracier und Scythen Butter bereiteten, so dürfen wir das Gleiche bei den Phrygiern voraussetzen. Wirklich findet sich bei Hippokrates ein Ausdruck πικέριον, der auf phrygische Butter hindeutet. Dies Wort nämlich, welches Galenus und Erotianus in ihren Glossaren zu Hippokrates als βούτυρον deuten, wird von dem Letzteren zugleich nach einer älteren Quelle für phrygisch erklärt, Erotian. s. v.: ὅτι Θόας ὁ Ἰθακήσιος ἱστορεῖ παρὰ Φρυξὶ πικέριον καλεῖσθαι τὸ βούτυρον. Es scheint wurzelverwandt mit lat. *pinguis*. — Auch unter den täglichen Lieferungen für den persischen Hof sind ἐλαίου ἀπὸ γάλακτος πέντε μάριες aufgeführt (Polyaen. strat. 4, 3, 32) — eine sehr geringe Quantität verglichen mit den Ansätzen für die übrigen Bedürfnisse der königlichen Tafel. Auch steht die Butter mitten zwischen dem Sesam- und dem Terebinthenöl, während das

Olivenöl in dem Verzeichniss charakteristischer Weise ganz fehlt. — Dass den Juden die Butter nicht unbekannt war, wenigstens zu einer gewissen Zeit, ist aus Sprichw. 30, 33 mit Sicherheit zu schliessen: «wenn man Milch stösset, so machet man Butter draus;» für die halbsemitische Insel Cypern scheint ein Gleiches aus der Glosse des Hesychius hervorzugehen: *ἔλφος· βούτυρον. Κύπριοι* (vergl. bei demselben: *ἔλπος· ἔλαιον, στέαρ*). Gesenius Monum. p. 389 deutet dies cyprische Wort aus dem Semitischen, aber dass es den griechischen Wörtern *ἄλειφα, λίπα* u. s. w. nahe steht, liegt auf der Hand. — Nach dem Periplus maris Erythraei (der unter den Kaisern Titus und Domitian geschrieben ist) kam Butter aus Indien in die Häfen des rothen Meeres, und das heisse Land wird reich an Reiss, Baumwolle, Sesamöl und — Butter genannt (14 und 41); wie auch verwundete Elephanten daselbst durch eingegebene Butter (Strab. 15, 1, 43) oder durch Bestreichen der Wunde mit Butter (Ael. H. A. 13, 7) geheilt wurden. — Durch Strabo hören wir, dass bei den Aethiopiern im äussersten Süden Butter und Fett die Stelle des Oeles vertrat, die Lusitanier im äussersten Westen statt des Oeles sich der Butter bedienten (an den schon oben citirten Stellen: 17, 2, 2 und 3, 3, 7). Sicher war diese indische, äthiopische und lusitanische Butter ein flüssiges Fett, wie auch die heutigen Beduinenaraber gierige Trinker von Butter sind, die sie aus der Milch ihrer Schafe und Ziegen abscheiden. — Am Fest der Rückkehr der erycinischen Aphrodite in Sicilien duftete die ganze Gegend um den Tempel nach Butter, zum Beweise, dass die Göttin wirklich aus Afrika wiedergekehrt sei, Athen. 9. p. 395: *ὄζει δὲ πᾶς ὁ τόπος τότε βούτυρον, ᾧ δὴ τεκμηρίῳ χρῶνται τῆς θείας ἐπανόδου.* Das Heiligthum auf dem Eryx gehörte ursprünglich den Elymern, einem Volke, dessen Herkunft streitig und in Sagen gehüllt ist. Mögen sie ein Rest des über die Inseln des westlichen Mittelmeeres verbreiteten iberischen Volksstammes oder wirklich von Asien eingewandert sein, — sie werden als Rinderhüter gedacht und verehrten einen entsprechenden Gott, dessen Gegenwart durch die Butter — entweder als Leib- und Haarsalbe oder von den Pfannen dampfend — kund gethan wird (Klausen, Aeneas, 488: «von dem segnenden Schutz des Butas oder des Rinderfürsten Anchises zeugt dann der durch den ganzen Ort verbreitete Buttergeruch).» — Ganz allgemein aber heisst es dann bei Plinius 28, 9, 35: *e lacte fit et butyrum, barbararum gentium lautissimus cibus et qui divites a plebe dis-*

cernat. Unter den *barbarae gentes* sind hier dem Gesichtskreis des Plinius nach hauptsächlich Germanen zu verstehen. Die Reichen erübrigten Butter, da sie die Milch ihrer grösseren Heerde nicht sogleich verzehrten, und der Genuss derselben unterschied folglich den Begüterten von dem Armen. Die bei Plinius gleich folgende Beschreibung der Bereitung sowohl der Butter als des oxygala (Quark) leidet übrigens an Confusion und ist wenig sachgemäss — ein Beweis mehr, wie fern diese Speise der klassischen Welt lag. An einer anderen Stelle hat Plinius die Notiz, auch die *gentes pacatae* d. h. die schon policirten und halb romanisirten Stämme wendeten die Butter, wie Eier und Milch, zu künstlicherem Backwerk an, 18, 21, 27: *quidam ex ovis aut lacte subigunt (panem), butyro vero gentes etiam pacatae, ad operis pistorii genera transeunte cura;* — also die Kuchenbäckerei trat auf, die bei Griechen und Römern wegen Mangels an Butter und beschränkter Anwendung der Hefe (die letztere ist gleichfalls ein nordischer Gebrauch) unentwickelt geblieben war. Merkwürdig genug ist es, dass das Wort B u t t e r auf dem weiten Umwege vom Pontus Euxinus über Griechenland und Italien — zwei Länder die das damit Benannte kaum kannten und wenig schätzten — zu den meisten Völkern des westlichen und des mittleren Europa gekommen ist. Vielleicht ist eine Spur seiner Herkunft in dem magyarischen *vaj*, lappischen *wuoj*, finnischen und estnischen *woi* (im Accusativ mit wieder hervortretendem Dental der Wurzel: *woid)*, *woid-ma* salben, lapp. *wuoitet*, *wuoitas*, finn. *woitaa*, *woitelee* u. s. w. erhalten; bis auf den heutigen Tag sind die Finnen im Gegensatz zu ihren Nachbarn, den Slaven und Litauern, als geschickte Butterbereiter berühmt. Vielleicht ist auch die Erfindung, die Butter durch starkes und wiederholtes Waschen, Kneten und Salzen so rein und fest zu machen, wie wir sie jetzt kennen, von den Finnen ausgegangen; von diesen hätten sie dann die nordgermanischen Stämme übernommen und bei ihrem Vorrücken weiter über die Welt verbreitet. Noch jetzt besteht der Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland, dass in dem ersteren die Butter g e s a l z e n wird (wie auch in Scandinavien und England), das letztere aber süsse Butter isst und die Speisen mit Schmalz d. h. flüssiger Butter bereitet. Dieses Butterschmalz nennt der Alemanne (nicht der Schwabe) A n k e (nach Grimm wurzelverwandt mit *ungere, unguere;* vielleicht gehört auch das altpreussische *auctan*, *aucte* und das celtische *imb* dahin, wenn in

letzterem *b* aus *g* entstanden ist, Stockes, ir. glosses 784); bei den Scandinaven heisst die Butter Schmeer (von schmieren, wie ahd. anchunsmëro, ancsmëro). Vielleicht war in der Urzeit auch Salbe ein deutsches Wort dafür, wenigstens hat das entsprechende albanesische Wort *gjalpe* noch jetzt die Bedeutung Butter (alban. *gj* ist gleich *s*, vergl. *gjaschte* mit *sex, saihs, gjak* Blut mit *sanguis* u. s. w., Kuhns Zeitschrift 11, 235). Die Slaven benennen die Butter mit demselben Wort wie das Oel: *maslo*, wörtlich Mittel zum Salben, also übereinstimmend mit den obigen germanischen Ausdrücken. Beide Völker, Germanen und Slaven, schmierten sich also das Haar mit flüssiger Butter, die dann, wenn sie ranzig geworden, nicht den besten Duft verbreitete, Sidon. Apoll. carm. 12, 6:

Quod Burgundio cantat esculentus,
Infundens acido comam butyro.

Dass auch die Celten, wenigstens die Galater in Kleinasien, sich mit Butter salbten, die sich dem Geruchsinn merklich machte, geht aus einer Anekdote hervor, die Plutarch adv. Colot. 4, 5 erzählt: zu der Berronike (Berenice), der Frau des Deïtauros (Dejotarus) soll eine Lacedämonierin gekommen sein: als sie einander nahe standen, sollen sich beide augenblicklich und gleichzeitig abgewandt haben, indem der einen, wie es scheint, der Geruch der Salbe, *μύρον*, der anderen der der Butter zuwider war. — In entlegenen Dörfern nordischer Länder ist diese Sitte bei Weibern und Mädchen auch jetzt noch nicht ausgestorben, im Uebrigen aber ist sie durch die Pommade, ital. *pomata*, verdrängt worden, in der, wie der Name sagt, irgend eine duftende Frucht, *pomo*, beigemischt war. Ursprünglich diente sie zugleich als Haarfärbemittel und schied sich erst später aus demselben als reine Salbe aus. Die Erfindung scheint, wie die der Seife, eine altbelgische zu sein, denn Toilettenkünstler waren schon die alten Gallier, wie es ihre heutigen Pariser Nachkommen noch sind.

Indem wir hier die drei Urgewächse der frühesten höheren Civilisation, Wein, Oel und Feigen verlassen, — womit könnten wir passender schliessen, als mit der sinnvollen Parabel im neunten Kapitel des Buches der Richter? Wir setzen sie her, da das Buch, in dem sie steht, doch heut zu Tage wenig mehr gelesen

wird. «Die Bäume gingen hin, dass sie einen König über sich salbeten, und sprachen zum Oelbaum: Sei unser König. Aber der Oelbaum antwortete ihnen: Soll ich meine Fettigkeit lassen, die beide, Götter und Menschen, an mir preisen, und hingehen, dass ich schwebe über den Bäumen? Da sprachen die Bäume zum Feigenbaum: Komm Du und sei unser König. Aber der Feigenbaum sprach zu ihnen: soll ich meine Süssigkeit und meine gute Frucht lassen und hingehen, dass ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen die Bäume zum Weinstock: Komm Du und sei unser König. Aber der Weinstock sprach zu ihnen: Soll ich meinen Most lassen, der Götter und Menschen fröhlich macht, dass ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen alle Bäume zum Dornbusch: Komm Du und sei unser König. Und der Dornbusch sprach zu den Bäumen: Ist's wahr, dass Ihr mich zum Könige salbet über Euch, so kommt und vertrauet Euch unter meinen Schatten, wo nicht, so gehe Feuer aus dem Dornbusch und verzehre die Cedern Libanon.» Welch ein Bild syrischer Natur und semitischen Lebens! Jene ungeheuren Dornhecken und Stachelpflanzen der Wüste, die Paliurus-Büsche, in die geworfen zu werden eine Todesstrafe für Verbrecher war, denen man nicht anders nahen kann, als mit langen schneidenden und zusammenraffenden eisernen Stangen bewaffnet, — sie werden in der Sommergluth dürre wie Gerippe und werfen keinen Schatten, und wenn sie sich zufällig entzünden, dann geht der Brand verheerend, so weit der Horizont reicht, und ergreift die Fruchtbäume mit, die sich auf seinem Wege finden. So liefen die Feuer des Despotismus und der Eroberung vernichtend über ganz Asien und verzehrten alles Privatglück, alle stille Kulturthätigkeit. Die furchtbare Majestät der Herrscher von Ninive und Babylon glühte erbarmungslos wie die Sonne im Sommer und brannte die Völker nieder, wie der Dornbusch die Cedern Libanon; Oelbaum, Feigenbaum und Weinstock aber glichen dem Manne, der in begrenztem Kreise Werke des Friedens schafft und Wohlthaten spendet. Und bis auf den heutigen Tag sind Politik und Musik — im griechischen Sinne — feindliche Gegensätze geblieben: unser Dichter erfuhr es, als er unternahm, über den Bäumen zu schweben, und Wahrheit und Liebe, vor Allem aber die Poesie, die Götter und Menschen fröhlich macht, in seinem Innern zu versiegen drohte. Seitdem hasste er in der Revolution den flammenden Dornbusch, der die Gärten und Pflanzungen verheerte.

DER FLACHS, DER HANF,

(linum usitatissimum). (cannabis sativa).

In welcher Gegend der Erde der Flachs autochthon ist, ist eine noch nicht mit Sicherheit beantwortete, bei so vielen Kulturgewächsen wiederkehrende Frage. Da der dürre Felsboden der Länder um das Mittelmeer, die lange Sommerglut, die oft plötzlich niederstürzenden Regengüsse u. s. w. dem Flachse nicht zusagen, so hat man seine Heimath wohl in den kälteren und feuchteren Strichen des mittleren Europas gesucht. Allein Aegypten und Kolchis lehren, dass nicht die Wärme des Südens, nur die mangelnde Feuchtigkeit dem Gedeihen der Pflanze in den klassischen Ländern hinderlich ist. Wenn neuere Reisende den Flachs in Nordindien oder am Altai oder am Fusse des Kaukasus wildwachsend gefunden haben, wenn Grisebach, Spicilegium, 1. p. 118 vom Flachse sagt: *sponte crescit in Macedonia Thraciaque omni*, so liegt bei einer so alten Kulturpflanze die Möglichkeit nahe, dass sie auch da nur der Gefangenschaft des Menschen entschlüpft d. h. nur verwildert sei. Von Wichtigkeit bei der Geschichte sowohl des Flachses, als des Hanfes, ist auch ihre doppelte Anwendung: die Benutzung der öligen Frucht zur Nahrung und die der Fasern des Stengels zu Stricken und Geweben; beide finden sich nicht immer gleichzeitig auf demselben Boden und bei demselben Volke, und es ist noch die Frage, welche von beiden den Anbau zuerst veranlasst hat. Das heutige Indien presst die Leinsaat zu Oel, verarbeitet aber die Pflanze selbst nicht; Herodot erzählt 4, 73 ff. von den Scythen, wie sie bei Todtenbestattungen mit dem Dampf der auf glühende Steine geworfenen Hanfsaat sich reinigten und zugleich berauschten; dass sie aber die Benutzung des Hanfes zu Geweben nicht kannten, geht aus der Notiz hervor, die Herodot sogleich hinzufügt, die Thracier (also nicht die Scythen) verständen aus dieser Pflanze auch Kleider zu weben, die dem Linnen sehr ähnlich seien. Eben so finden wir bei den Griechen zeitig neben den Mohn- und Sesamkörnern auch die Leinsaat mit Honig eingekocht zum Gebäcke dienend: zuerst im siebenten Jahrhundert bei dem Lyriker Alcman, Fr. 74 Bergk.:

κλῖναι μὲν ἑπτὰ καὶ τόσαι τράπεσδαι
μακωνίδων ἄρτων ἐπιστέφοισαι
λίνῳ τε σασάμῳ τε.

Im peloponnesischen Kriege, als die Insel Sphakteria von den Athenern belagert wurde, brachten Taucher unter dem Wasser in Schläuchen Mohnsaat in Honig und zerstossene Leinsaat den Belagerten zu, Thucyd. 4, 26: λίνου σπέρμα κεκομμένον. Auch in Italien jenseits des Po gab es nach Plinius 19, 1, 3 einen *cibus rusticus ac praedulcis* aus Leinsaat, der aber jetzt nur noch bei Opfern vorkomme: nach der Oertlichkeit und dem Opfergebrauch zu schliessen wohl ein altceltisches oder altligurisches Gericht. Reicher als die Geschichte der Leinsaat als Speise ist freilich die des Flachses als technischen Gewächses.

Die Linnenkultur geht in Aegypten und Vorderasien in's höchste Alterthum hinauf. Linnene Stoffe und Kleider, Tücher und Binden, Zelte und Netze, Taue und Segel sind bei den Aegyptern, den Phöniziern, im Alten Testament in allgemeinster Anwendung. Altägyptische Wandmalereien zeigen uns den ganzen Prozess der Bearbeitung des Flachses, das Rösten, Bläuen, Kämmen u. s. w. desselben (Wilkinson, III, p. 138. No. 356, p. 140. No. 357). Dass die Mumien in Leinwandbinden gewickelt sind, haben nach der entgegengesetzten Behauptung Rosellinis, der gegen zweihundert Mumien untersucht und nie andere als baumwollene Binden gefunden haben wollte (Monumenti, II. 1. p. 333 ff.), neuere auf die Anwendung des Mikroskops gestützte Forschungen unzweifelhaft festgestellt (Brugsch in der Allgemeinen Monatsschrift 1854, August, S. 633)[28]). Bedenkt man die Länge der so verwendeten Leinwandstreifen und die natürliche Zahl der Todten — einen Leichnam in Wolle zu bestatten, wäre ein Gräuel gewesen —, ferner die allgemeine Anwendung der Leinwand auch bei der Tracht der Lebenden und die Satzung, nach der die Priester nur reine linnene Unterkleider tragen (Herod. 2, 37 von den Aegyptern: εἵματα δὲ λίνεα φορέουσι αἰεὶ νεόπλυτα, ἐπιτηδεύοντες τοῦτο μάλιστα, und von den Priestern: ἐσθῆτα δὲ φορέουσι οἱ ἱρέες λινέην μούνην ἄλλην δέ σφι ἐσθῆτα οὐκ ἔξεστι λαβεῖν) und höchstens ausser dem Tempel einen wollenen Mantel überwerfen durften, endlich den Betrag der Ausfuhr, der zu jeder Zeit bedeutend war, so muss man über den Umfang und die Masse dieser Production in dem Nilthale erstaunen. Dass die ägyptische Linnenindustrie auch die feinsten und kunstreichsten Luxusgewebe

lieferte, beweist nicht nur ihr Ruf im ganzen Alterthum, sondern auch der Befund mancher Mumienhüllen. So schenkte König Amasis den Lacedämoniern und dem Tempel der Athene zu Lindos auf der Insel Rhodus je ein leinenes Panzerhemd mit eingewebten Thierbildern, mit Gold und Baumwolle gestickt, von solcher Feinheit der Fäden, dass dreihundert sechszig derselben wieder einen Faden bildeten (Herod. 3, 47; 2, 182. Plin. 19, 1, 2)[29]). — Dass die Phönizier frühe den Anwohnern der Küsten des Mittelmeeres linnene Kleider als Tauschwaaren zubrachten, geht aus der Identität des griechischeu Wortes *χιτών*, *κιθών* mit dem phönizischen *kitonet*, *ketonet* Leinwand (Movers, 3, 1. S. 97), so wie aus dem homerischen *ὀθόνη* (s. u.) hervor. Sie bezogen jenen Stoff ihrerseits, ausser aus Aegypten, besonders aus ihrem palästinensischen Hinterlande, wo nach den Zeugnissen des Alten Testaments der Flachs allgemein in den Häusern von der Hand der Frauen gesponnen und zu Kleidern, Gürteln, Schnüren, Lampendochten u. s. w. verarbeitet ward. Da in einzelnen wärmeren Gegenden Palästinas auch die Baumwollstaude, *gossypium herbaceum*, wuchs, so mögen auch hier, wie bei der ägyptischen Waare, Baumwollstoffe und feines Linnen in Sprache und Verkehr nicht immer unterschieden worden sein. Die Schiffe der Phönizier wurden nicht bloss von Rudern fortbewegt, sondern führten auch linnene Segel: woraus aber bestand das Tauwerk, das die Masten hielt und an dem die Segel hingen? Vielleicht aus ägyptischem Byblus, da der Flachs dazu zu schwach scheint. Als viele Jahrhunderte später Xerxes seine grosse Schiffbrücke über den Hellespont schlug, hatten die Aegypter die dazu nöthigen Seile aus Byblus, die Phönizier aus weissem Flachs, *λευκόλινον*, zu liefern (Herod. 7, 25 und 34). Unter dem weissen Flachs verstand Salmasius (Plin. Exercitat. p. 538) bearbeiteten, *linum maceratum*, da der Flachs durch Rösten, Bläuen u. s. w. weiss wird, im Gegensatz zu dem rohen Flachs, *crudarium*, *ὠμόλινον*. Allein bei Seilen, an denen eine Brücke hängen soll, kommt es nicht auf Weisse und Zartheit, sondern vor Allem auf Haltbarkeit an. *Λευκόλινον* ist nichts anderes, als die *λευκέα, λευκαία*, die nach Athen. 5, p. 206. Hiero zu den Tauen seines Prachtschiffes aus Spanien, *ἐξ Ἰβηρίας*, bezog, also Spartgras, *stipa tenacissima*, welche spanische Pflanze die Phönizier zu Xerxes Zeit längst kennen und benutzen gelernt hatten. — Tiefer in den Continent hinein trugen auch die Babylonier lange linnene Kittel (Herod. 1, 195: *ἐσθῆτι δὲ τοιῇδε χρέωνται, κιθῶνι ποδηνεκέϊ λινέῳ...*);

Strabo 16, 1, 7 zeichnet besonders die babylonische Stadt Borsippa als *λινουργεῖον μέγα* aus, und was für seine Zeit galt, wird bei der Stabilität des Orients in localen Gewerben auch für eine viel frühere richtig sein. — Weiter nach Norden blühte die Flachskultur in Kolchis d. h. in den sumpfigen Niederungen am südwestlichen Fuss des Kaukasus, in solcher Fülle und Vollkommenheit, dass Herodot 2, 105 darin einen weiteren Grund sieht, die Kolchier und Aegypter für eines Stammes zu halten. Kolchisches Linnen hiess nach Herodot bei den Griechen sardonisches, *Σαρδονικόν*[30]), und war auch später noch ein Ausfuhrartikel von Ruf, Strab. 11, 2, 17: (Kolchis) *λίνον τε ποιεῖ πολὺ καὶ κάνναβιν καὶ κηρὸν καὶ πίτταν. ἡ δὲ λινουργία καὶ τεθρύληται· καὶ γὰρ εἰς τοὺς ἔξω τόπους ἐξεκόμιζον.* Der ganze Orient wusste die Leinwand zugleich bunt zu färben, glänzend zu durchwirken, arabeskenartig oder in Form von Bildern mit Goldfäden u. s. w. zu sticken, und linnene Gewänder, auf die angegebene Art verziert und wegen der höchsten Feinheit halb durchsichtig, bildeten an den Höfen und im Harem der Könige und Satrapen die dem Mächtigen und Göttergleichen und seiner Umgebung zukommende Tracht. Wie in Aegypten hüllten sich auch in den vorderasiatischen Culten, die Jehovareligion nicht ausgenommen, die Priester in zartes, weisses Linnen, Symbol des Lichtes und der Reinheit: Joseph. Ant. 3, 7, 2: *λίνεον ἔνδυμα διπλῆς φορεῖ σινδόνος βυσσίνης (ὁ ἱερεύς). Χεθομένη μὲν καλεῖται, λίνεον δὲ τοῦτο σημαίνει· χεθὸν γὰρ τὸ λίνον ἡμεῖς καλοῦμεν.* Nach Philo warf der Hohepriester, wenn er das Allerheiligste betrat, das bunte Gewand ab und legte das linnene von weissem Byssus gewebte an, de somn. 1, 37: *ὅταν εἰς τὰ ἐσωτάτω τῶν ἁγίων ὁ αὐτὸς οὗτος ἀρχιερεὺς εἰσίῃ, τὴν μὲν ποικίλην ἐσθῆτα ἀπαμφίσκεται, λινῆν δὲ ἑτέραν, βύσσου τῆς καθαρωτάτης πεποιημένην, ἀναλαμβάνει.* Diese ägyptisch-asiatische Kultussitte ging dann später auch in Europa auf die Pythagoreer, die Orphiker, die Isispriester, auf Betende und Büssende überhaupt über, wie Tibulls Delia sich bei solcher Gelegenheit in Leinwand hüllte, 1, 3, 29:

Ut mea votivas persolvens Delia voces
Ante sacras lino tecta fores sedeat,

ja erhielt sich als weisses Chorhemd, *alba sacerdotalis*, französ. *aube*, in der christlichen Kirche bis auf den heutigen Tag. — Auch buntgewirkte Segel und Flaggen aus Linnen mit Gold- und Purpurbesatz und eben solche Zeltdecken werden an den Schif-

fen und Barken der orientalischen Despoten gerühmt, von denen die griechischen Könige, wie so vieles Andere, auch diesen halbbarbarischen Luxus annahmen. Kleinasiatischer Prunk war es, wenn schon Alcibiades, als er nach der Verbannung triumphirend in seine Vaterstadt zurückkehrte, auf einer Trireme mit purpurnem Segel, ἱστίῳ ἁλουργῷ, in den Hafen einfuhr (Plut. Alc. 32 und Athen. 12. p. 535, beide nach Duris von Samos). Eine weitere, in Asien gewiss seit alten Zeiten gebräuchliche Anwendung des Flachses war die zu linnenen Panzern, durch welche der scharfe Pfeil des Feindes und auf der Jagd der Zahn und die Kralle des Raubthieres, des Löwen und Pardels, abgestumpft wurde. Die Bemannung der phönizischen und philistäischen Schiffe im Kriegszuge des Xerxes trug linnene Panzer (Herod. 7, 89: ἐνδεδυκότες δὲ θώρηκας λινέους); Abradatas, König der Susier, legt bei Xenophon, Cyrop. 6, 4, 2, den landesüblichen linnenen Harnisch an (θώρακα ὃς ἐπιχώριος ἦν αὐτοῖς); bei den Chalybern in Armenien fanden die Zehntausend dieselbe Art Kriegsbekleidung (Xen. Anab. 4, 7, 15), und anch die Mossynöken, ein thracisches Volk, trugen Kittel bis über das Knie, von der Dicke wie die Leinwandsäcke, in welche man im damaligen Griechenland die Bettpolster beim Wegräumen oder auf Reisen zu stopfen pflegte (Xen. Anab. 5, 4, 13).

Dass nun ein durch ganz Asien von Alters her so allgemein verbreitetes Produkt den Griechen der epischen Zeit nicht unbekannt sein konnte, ergiebt sich von selbst. Es fragt sich nur, ob die bei Homer erwähnten linnenen Gewänder auf dem Wege des Handels eingeführt oder der Rohstoff daheim gewonnen und von den Frauen mit der Spindel und am Webstuhl zu Zeugen verarbeitet worden? Die ὀθόνη wenigstens, ein feines linnenes Frauenkleid von weisser Farbe[31]), war, wie der Name lehrt (Movers, 2, 3, S. 319), und der Zusammenhang der Stellen, in denen sie erscheint, wahrscheinlich macht, ein Erzeugniss asiatischer, nicht griechischer Kunstfertigkeit. Helena, die auch sonst mit semitisch-phrygischem Luxus umgebene Königin, die eben ein Gewand gewebt hat, doppelt und purpurn, in welchem die Kämpfe der Troer und der Achäer zu schauen waren, eilt aus dem Gemache, in weisse ὀθόναι gehüllt, Il. 3, 141:

αὐτίκα δ' ἀργεννῇσι καλυψαμένη ὀθόνῃσιν
ὡρμᾶτ' ἐκ θαλάμοιο.

Auf dem Schilde des Achilleus sah man tanzende Jünglinge in

χιτῶνες gekleidet, die Jungfrauen aber in zarte *ὀθόναι* gehüllt, Il. 18, 595:

Τῶν δ' αἱ μὲν λεπτὰς ὀθόνας ἔχον, οἱ δὲ χιτῶνας
εἵατ' ἐϋννήτους, ἦκα στίλβοντας ἐλαίῳ.

Bei den Phäaken, in dem Wunderschlosse, sitzen die Mägde webend und die Spindel drehend, gleich den Blättern der Pappel, gekleidet in dichtgewebte *ὀθόναι*, die von Oel triefen, Od. 7, 107:

καιροσέων δ' ὀθονέων ἀπολείβεται ὑγρὸν ἔλαιον,

wo das Adjectiv *καιροσέων*, die von Aristarch eingeführte Lesart, zur Aufhellung der Natur des Stoffes nichts beiträgt, da es selbst dunkel ist. Auch die feinen Betttücher, für welche Homer den europäischen im Orient sich nirgends findenden Namen *λίνον* (mit kurzem Wurzelvocal) braucht, könnten immer noch fremder Herkunft sein. Zum wohlbereiteten Lager gehört ausser Vliessen und Wollstoffen auch der zarte Flaum des Linnens, Il. 9, 660:

αἱ δ' ἐπιπειθόμεναι στόρεσαν λέχος, ὡς ἐκέλευσεν,
κώεά τε ῥῆγός τε λίνοιό τε λεπτὸν ἄωτον.

Eben so bei dem Lager, das die Phäaken dem Odysseus auf dem Schiffe bereiten, Od. 13, 73:

κὰδ δ' ἄρ' Ὀδυσσῆϊ στόρεσαν ῥῆγός τε λίνον τε,

und mit dem sie ihn schlafend an's Land tragen, 118:

αὐτῷ σύν τε λίνῳ καὶ ῥήγεϊ σιγαλόεντι.

Aus welchem Stoffe die Segel der homerischen Schiffe bestanden, ergiebt sich aus der stehenden Formel der Odyssee: *ἱστία λευκά*: sie waren weiss und folglich von Leinwand, und wenn Kalypso dem Odysseus *φάρεα*, Tücher, bringt, damit er für sein frisch gezimmertes Fahrzeug Segel daraus mache (Od. 5, 258), so lehren die Beiwörter, mit denen kurz vorher das Gewand oder der Umwurf, *φᾶρος*, der Kalypso geschildert worden, dass auch dieses als linnenes Gewand zu denken ist, Od. 5, 230 (danach wiederholt 10, 543):

αὐτὴ δ' ἀργύφεον φᾶρος μέγα ἕννυτο Νύμφη
λεπτὸν καὶ χαρίεν.

Zum Tauwerk dagegen konnte auch in der homerischen Schifffahrt der Flachs nicht dienen; woraus es hergestellt war, darüber geben glücklicher Weise Anzeigen des Textes selbst hinreichende Auskunft. Od. 12, 422 wird der Mast von den Wogen niedergebrochen; an dessen Spitze war das Tau, *ἐπίτονος*, umgeschlungen, welches aus Rindshaut verfertigt war:

αὐτὰρ ἐπ' αὐτῷ
ἐπίτονος βέβλητο, βοὸς ῥινοῖο τετευχώς,

und das daher auch gradezu βοεὺς genannt wird, Od. 2, 426 (und in der Parallelstelle 15, 291):

ἕλκον δ' ἱστία λευκὰ ἐϋστρέπτοισι βοεῦσιν,

wo zugleich das Adjectiv ἐϋστρέπτοισι lehrt, dass ein solches Tau aus zusammengedrehten schmaleren Lederstreifen bestand. Neben den Riemen aus Ochsenhaut aber findet sich im zweiten Theil der Odyssee auch schon βύβλινος als Prädikat eines Schiffsseiles: unter der Vorhalle des Palastes liegt ein von einem Schiffe stammender Strang aus Byblus, und Philoitios bindet damit die Ausgangsthür zu, 21, 390:

κεῖτο δ' ὑπ' αἰθούσῃ ὅπλον νεὸς ἀμφιελίσσης
βύβλινον, ᾧ ῥ' ἐπέδησε θύρας.

Wie nun solche Seile aus ägyptischem Bast den Griechen ohne Zweifel durch semitische Schiffer zugebracht waren, so konnten auch die Tücher der Kalypso und überhaupt das Segeltuch aus fremden Regionen auf dem Wege des Handels bezogen worden sein. Der obige Name λίνον dient aber wieder bei Homer auch für die Angelschnur, das Fischernetz und den Faden an der Spindel. Patroklus hat den Thestor mit dem Schwert in die Zähne getroffen und zieht ihn vom Wagen, wie der Fischer den heiligen Fisch an der Leinschnur aus dem Wasser zieht, Il. 16, 406:

ὡς ὅτε τις φώς,
πέτρῃ ἔπι προβλῆτι καθήμενος, ἱερὸν ἰχθὺν
ἐκ πόντοιο θύραζε λίνῳ καὶ ἤνοπι χαλκῷ.

Sarpedon ruft dem Hector scheltend zu, er möge sich hüten, mit den Seinigen eine Beute des Feindes zu werden, gleichsam gefasst von den Maschen des allfangenden Leinnetzes, Il. 5, 487:

μήπως, ὡς ἀψῖσι λίνου ἁλόντε πανάγρου,
ἄνδρασι δυςμενέεσσι ἕλωρ καὶ κύρμα γένησθε.

An der Spindel zum Faden gezogen erscheint das λίνον in dem religiösen Bilde von dem zugesponnenen Lebensschicksal. Achilles wird dasjenige erdulden, was ihm die Schicksalsgöttin bei der Geburt mit dem Leinenfaden zugesponnen, Il. 20, 128 (danach auch 24, 209):

ἅσσα οἱ Αἶσα
γεινομένῳ ἐπένησε λίνῳ, ὅτε μιν τέκε μήτηρ.

Aehnlich in der Odyssee, 7, 198:

> πείσεται, ἅσσα οἱ Αἶσα Κατακλῶθές τε βαρεῖαι
> γεινομένῳ νήσαντο λίνῳ, ὅτε μιν τέκε μήτηρ.

Bedenkt man, dass noch jetzt der rohe Flachs in ganzen Schiffsladungen in die Länder des Südens geht, um dort von Frauen und Mädchen im Freien, vor den Häusern, auf der Weide der Schafe und Ziegen an der Kunkel versponnen zu werden, so könnten auch die homerischen Weiber und nach ihrem Vorbild die Mören ägyptischen, palästinensischen oder kolchischen Flachs zu Fäden gedreht und zu Netzen gestrickt haben. Eine andere Frage wäre die, ob nicht λίνον in Europa ein sehr altes Wort ist, das über die Zeit des Flachses hinausgeht und nur den Faden und das daraus Gestrickte überhaupt bedeutet? Fischfang mit Angel und Netz ist eine sehr primitive Beschäftigung und Naturvölker wissen aus allerlei wildwachsenden Pflanzen, besonders denen aus dem Nesselgeschlecht, und aus dem Bast gewisser Bäume Fäden zu drehen und gewandartige Matten zu flechten. Warum sollten auch die Parzen bei Homer gerade den Lein und nicht lieber die Wolle des Schicksals abspinnen, wie sie doch später thun? (S. darüber unten). Asiatische Waare mögen auch die Leinwand-Panzer gewesen sein, die an zwei Stellen des Schiffskatalogs erwähnt werden, Jl. 2, 529 und 830. An der einen (die freilich ganz wie ein junges Einschiebsel aussieht) wird Ajax, Führer der Lokrer, λινοθώρηξ genannt, an der andern gleicher Weise Amphius, Sohn des Merops, einer der troischen Bundesgenossen. Dass der Letztere, ein halbbarbarischer Asiate, in der Tracht erscheint, wie die Chalyber des Xenophon, hat nichts Auffallendes; bei dem Führer der Lokrer hängt das Prädikat offenbar mit der Kampfweise dieses den Lelegern blutsverwandten Stammes zusammen: die Lokrer standen nicht Mann gegen Mann in der Schlacht, schwangen nicht den Speer und trugen nicht eherne Helme und Schilder, sondern führten Bogen und Schleuder, schossen aus der Ferne und deckten sich also zweckmässig durch leichtere gewebte oder gesteppte Kittel (Il. 13, 373 ff.). Der linnene Harnisch wird von da an durch das ganze griechische Alterthum hin und wieder erwähnt. In dem um die Mitte des siebenten Jahrhunderts an die Aegier (nach Anderen an die Megarer) ergangenen sehr berühmt und sprichwörtlich gewordenen Orakel heissen die Argiver leinwandbepanzert:

Ἀλλ' ἔτι καὶ τῶν εἰσὶν ἀμείνονες, οἳ τὸ μεσηγὺ
Τίρυνθος ναίουσι καὶ Ἀρκαδίης πολυμήλου
Ἀργεῖοι λινοθώρηκες, κέντρα πολέμοιο.

In einem Fragment des Alcäus (blühte um 600 vor Chr.) wird unter andern Kriegswaffen auch der θώραξ aus λίνου aufgeführt (Fr. 15 Bergk); in Olympia lagen drei linnene Harnische, Weihgeschenke des Gelon und der Syrakuser nach ihren Siegen zu Lande und zu Wasser über die Karthager (Paus. 6, 19, 4), und auch sonst sah Pausanias Panzer dieser Art an heiligen Stätten aufgehängt, z. B. im Heiligthum des gryneischen Apollo (1, 21); Iphikrates gab den athenischen Kriegern, um sie beweglicher zu machen, linnene statt der frühern ehernen und Kettenpanzer (Corn. Nep. Iphicr. 1, 4: *pro sertis atque aeneis linteas dedit*). In der Gruppe der Aegineten trägt Teucer, des Ajax Bruder, über einem ärmellosen reich gefalteten Unterhemd den linnenen Harnisch mit doppelten πτέρυγες, dessen Enden nach vorn über beide Schultern fallen; auch Hercules hat über einem Untergewand mit gefälteltem Saum den Linnenpanzer, aber nur ein Ende hängt über die linke Schulter. Dass der Lokrer diese Art Rüstung erhielt, geschah nach homerischem Vorgang und nach der Sitte dieses gewissermassen vorhellenischen Stammes; bei Hercules, dem mit Keule und Bogen bewaffneten Helden, erscheint natürlicher Weise neben dem Fell des erlegten Thieres auch die älteste leichte Kriegstracht, noch nicht der Stahlpanzer und die dorisch-ritterliche πανοπλία. — Im Uebrigen herrscht das wollene Kleid bei den Griechen vor; die Leinwand gilt für üppig und weibisch, sowohl wenn sie weiss und glänzend wie Schnee, als wenn sie mit Farben, Bildern und Franzen geschmückt war. Die Jonier in Asien hatten das lange fliessende Kleid aus Leinwand von ihren karischen Unterthanen und reichen Nachbaren angenommen: schon bei Homer heissen sie Ἰάονες ἑλκεχίτωνες, wie die Troerinnen ἑλκεσίπεπλοι; von den Jonern war dieselbe Tracht zu den blutsverwandten, frühe der orientalischen Civilisation geöffneten Athenern übergegangen. Herodot erzählt 5, 87 die angebliche Veranlassung zu dem Letzteren: da nach einem unglücklichen Kriegszuge gegen die Aegineten der einzige entronnene athenische Krieger von den wegen der Unglücksbotschaft und des Verlustes ihrer Männer wüthenden Weibern mit dem Dorn der Schnallen, die ihre Gewänder festhielten, erstochen worden, wurde zur Strafe dafür die weibliche Tracht durch Volksbeschluss geändert: die Frauen mussten das dorische,

wollene, bloss umgeworfene Kleid ablegen und den jonischen oder, wie Herodot hinzusetzt, eigentlich altkarischen, ganz genähten und folglich keiner Spange bedürfenden linnenen *κιθών* annehmen. Später kam indess in Athen die jonische Leinwandtracht wieder ab: Thucydides berichtet in einer nicht ganz klaren und viel bestrittenen Stelle (1, 6), gegen die Zeit des peloponnesischen Krieges sei auch bei den Athenern das altgriechische wollene Gewand wieder Gebrauch geworden; nur unter der Klasse der reichern Bürger hätten die ältern am Hergebrachten hängenden Leute den gewohnten Prunk nicht aufgeben wollen. Seitdem trugen nur die Weiber noch Stoffe aus Flachs, deren feinere Sorten aus fremden Ländern eingeführt wurden. Bei Aeschylus Sept. 1038 trägt Antigóne ein *βύσσινον πέπλωμα*:

τῷδε μηχανήσομαι
κόλπῳ φέρουσα βυσσίνου πεπλώματος

und in Euripides Bacchen 820 sind *βύσσινοι πέπλοι* soviel als Frauenkleider. Ueber einen Anbau der Pflanze selbst auf griechischem Boden liegt aus älterer Zeit kein bestimmtes Zeugniss vor. In den hesiodischen Gedichten ist nirgends vom Flachs die Rede; auch später sagt Theophrast nur einmal im Vorbeigehen, der Flachs verlange einen guten Boden (de caus. pl. 4, 5, 4); ganz spät berichtet Pausanias (6, 26, 4) von den Bewohnern der Landschaft Elis, sie säeten je nach der Beschaffenheit des Bodens, Hanf, Lein und Byssos. Elis trägt nach Leake, Morea, 1, S. 12, noch heut zu Tage einigen Flachs, der aber nur ein grobes Produkt giebt. Jedenfalls nahm der Flachs zu keiner Zeit in der griechischen Bodenwirthschaft die hervorragende Stelle ein, wie in manchen Gegenden des asiatischen Continents.

Es konnte nicht fehlen, dass linnene Tücher, Kleider und Stoffe frühzeitig auch nach Italien hinübergebracht wurden. Freilich, wenn Diogenes von Laerte Recht hätte, so wäre zu Pythagoras Zeit, also in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, die Leinwand in den grossgriechischen Städten noch unbekannt gewesen (8, 1, 19: *τὰ γὰρ λινᾶ οὔπω εἰς ἐκείνους ἀφῖκτο τοὺς τόπους*), daher der Meister, anders als seine spätern Nachfolger, gezwungen war, sich in reine weisse Wolle zu kleiden, — allein die Nachricht hat wenig Gewähr und besagt wohl nur, dass das jonische linnene Kleid bei den Krotoniaten, wie natürlich, nicht im Gebrauch war und Pythagoras in Kroton sich trug, wie alle Uebrigen. Das lateinische Wort *līnum* stimmt in der Quantität nicht

mit dem homerischen λίνον überein, wohl aber mit dem Gebrauch attischer Komiker und wanderte also, wenn es Lehnwort war, aus einer Gegend ein, deren Volkssprache jener attischen nahe stand. Aus früher Zeit hören wir von altrömischen Büchern auf Leinwand, *libri lintei*, auf deren Auctorität sich noch einzelne Annalisten berufen: dem Namen nach vermuthen wir, dass sie auf Bast geschrieben waren; an wirkliche Leinwand ist wohl desshalb schon nicht zu denken, weil die Alten nicht, wie wir, lange, zusammengerollte, später zu verschneidende Stücke dieses Stoffes webten, sondern immer schon fertige, zu unmittelbarem Gebrauch bestimmte Kleider, Tücher u. s. w. Dass die vejentischen Etrusker nach der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. sich linnener Harnische bedienten, oder dass wenigstens ihr König, wenn er zu Pferde in die Schlacht zog, einen Thorax von Leinwand trug, geht aus Livius 4, 20 hervor: im Jahr 437 nämlich tödtete A. Cornelius Cossus den Vejenterkönig Tolumnius in der Schlacht und weihte dessen *thorax linteus* im Tempel des Jupiter Feretrius auf dem Kapitol, Kaiser Augustus aber, als er den genannten Tempel, der verfallen war, wieder herstellte, las noch die Weihinschrift auf dem *thorax* selbst, an dessen Aechtheit also nicht zu zweifeln war. Dem Volk der Falisker, das den Vejentern blutsverwandt und benachbart war und an der erwähnten Schlacht Theil genommen hatte, schreibt der Dichter Silius Italicus linnene Tracht zu, als bei ihnen hergebracht, 4, 223:

Inductosque simul gentilia lina Faliscos.

Eine andere etruskische Stadt, Tarquinii, die gleichfalls nicht sehr fern lag, lieferte gegen Ende des zweiten punischen Krieges, als die Bundesgenossen pro suis quisque facultatibus d. h. Jeder nach den Naturerzeugnissen oder der Industrie seines Landes zur römischen Flotte beisteuerten, Leinwand zu Segeln (Liv. 28, 45). Ja die ganze Gegend, wo der Tiberfluss durch buschige Wildniss dem Meere zuströmte, wird von Gratius Faliscus als Flachs tragend geschildert, 36:

et aprico Tuscorum stupea campo
Messis, contiguum sorbens de flumine rorem,
Qua cultor Latii per opaca silentia Tibris
Labitur inque sinus magno venit ore marinos.
At contra nostris imbellia lina Faliscis.

Und nicht bloss feucht, setzen wir hinzu, war der Landstrich am untern Tiber und darum für die stupea messis, d. h. die Flachs-

erndte geeignet, sondern auch Schauplatz eines sehr alten Handelsverkehrs. Dass die Samniter gegen Ende des vierten Jahrhunderts vor Chr. von der Leinwand schon ausgedehnten Gebrauch machten, wie sie auch an Gold und Silber nicht arm sein konnten, erhellt aus dem Bericht des Livius 9, 40: danach stellten sie ein doppeltes Heer auf, das eine mit vergoldeten, das andere mit silbergeschmückten Schildern, beide mit Büschen auf den Helmen; die goldene Schaar trug bunte, die silberne weisse leinene Tuniken; auch die bunten bestanden wohl aus gefärbter Leinwand, die vielleicht im fernen Osten gewebt war, wie ja auch der Besitz kostbarer Metalle auf Tauschverkehr mit dem Auslande hinweist. Noch bedeutungsvoller ist ein anderer Vorgang, von dem Livius 10, 38 erzählt und der die Aufmerksamkeit der Mythologen noch wenig erregt hat. Im Jahre 293 versammelten die Samniter bei Aquilonia mit Aufgebot aller Kräfte ein Heer von vierzigtausend Mann. Mitten im Lager war ein Raum von zweihundert Fuss nach allen Seiten mit Flechtwerk und Brettern umgeben und mit Leinwand bedeckt. Dort wurde nach verschollenem Brauch der Väter und dem Text eines alten liber linteus ein Opfer gebracht und dann die Edelsten des Volkes einer nach dem andern hereingeführt. Der Anblick des nach ungewohnter Form vollzogenen Opfers, der Altar mitten in dem ganz bedeckten Raum, die frisch geschlachteten Opferthiere ringsum, die mit gezückten Schwertern dastehenden Centurionen: Alles ergriff das Gemüth des Eintretenden, der sich mehr wie ein Schlachtopfer, als wie ein Opferer vorkam. Erst musste er schwören, nichts von dem zu verrathen, was er hier sehen oder hören würde, dann leistete er nach einer grausigen Formel, mit Anrufung des Verderbens auf sich, sein Haus und sein Geschlecht, einen Eid, durch den er sich verpflichtete, den Führern in die Schlacht zu folgen, nimmer aus der Schlacht zu fliehen und Jeden, den er fliehen sähe, augenblicklich zu tödten. Als Anfangs Einige sich weigerten, diesen Schwur zu leisten, wurden sie am Altar selbst niedergemacht, welcher Anblick darauf die Folgenden willig machte. Nachdem so der Adel durch den Eidschwur sich gebunden, befahl der Feldherr zehn von ihm Ernannten, sich Jeder einen Genossen zu erwählen, und diesen wieder dasselbe, bis so durch fortgehende Wahl ein Heerhaufe von sechszehn tausend Mann beisammen war. Diese Legion hiess die legio linteata, von der Umhüllung des Raumes, in welchem der Adel sich dem Siege oder Tode geweiht hatte. Sie erhielt

hervorleuchtende Waffen und Helmbüsche, wurde aber trotz Allem von den Römern an einem blutigen Schlachttage völlig aufgerieben. Warum aber war der Raum, wo die Verschwörungshandlung vor sich ging, grade mit Leinwand überspannt und die Legion grade nach diesem Umstand linteata geheissen? Vielleicht wirkten hier phythagoreische religiöse Vorstellungen ein, von denen die Samniter, wie sich auch sonst beobachten lässt, nicht unberührt geblieben waren. — Als die Römer in die Erbschaft der Samniter und der Griechen eintraten, waren vestes linteae, wie im Orient und in Griechenland, eine kostbare üppige Tracht: Cicero in Verr. 5, 56 führt unter den Luxuswaaren des Orients, wie Purpur von Tyrus, Weihrauch, wohlriechende Essenzen, feine Weine, Gemmen und Perlen, auch leinene Kleider auf, etwa wie wir sagen: Diamanten und Spitzen. Dienende Knaben bei schwelgerischen Gastmälern trugen, um flüchtiger in der Bewegung zu sein, leichtes anschliessendes Linnen; die Reize schöner Libertinen wurden durch florartige, purpurfarbige, goldgestickte koische und amorgische Gewebe — zu denen auch der feinste Flachs diente, Poll. 7, 74 — mehr verrathen als verhüllt; reiche Magistrate und Cäsaren spannten, um das schauende Volk und Richter und Gerichtete vor der Sonne zu schützen, ein Leinwanddach über das Theater und das Forum. Bei dem Wechsel der Mode, über den schon frühe noch zur Zeit der Republik geklagt wird, erschienen neue Kleiderformen, Tücher, Binden u. s. w. aus linnenem Stoff: so der supparus (ursprünglich Name eines Segels und zwar eines kleinen oder Hülfssegels, dann ein Frauengewand, schon bei den Komikern, Novius (bei Ribbeck, Com. lat. reliq. p. 224):

Supparum purum Veliensem linteum,

Afranius (p. 154):

tace!
Puella non sum, supparo si induta sum;

nach Varro l. l. 5, 30 Spengel. ein oscisches Wort, das aber wohl aus dem Orient stammte; Paul. p. 311 Müller setzt es gradezu dem spätern *camisia*, Hemde, gleich), das *sudarium* (eine Art Handtuch oder Taschentuch, das von Leinwand gewesen sein muss, da Catullus es an zwei Stellen 12, 14 und 25, 7 von Saetabis in Spanien, dem berühmten Flachsbezirke, kommen lässt und Vatinius bei Quintilian 6, 3, 60 ein *candidum sudarium* führt; später *orarium* genannt und als solches zur christlichen Messkleidung gehörig) u. s. w. Linnene Fäden dienten zur Angelschnur, zum Ver-

binden der Briefe, dickgewebte Leibwandtücher zum Abreiben in den Bädern, als Tischdecken, letztere unter dem Namen *mantelia*, *mantela*, dazu bestimmt, den aus kostbarem Holz bestehenden Tisch gegen die Eindrücke der aufgetragenen Schüsseln zu schützen, Mart. 14, 138. Mantele:

Nobilius villosa tegant tibi lintea citrum;
Orbibus in nostris circulus esse potest.

Die Pflanze selbst aber wurde in dem Italien südlich von Rom — und dieser Theil der Halbinsel war in den ersten Zeiten der römischen Weltherrschaft der civilisirte, der gebende und empfangende, der Weg in die alte Welt, auf ihn gleichsam das Gesicht der Hauptstadt gerichtet — kaum oder nur in geringem Masse angebaut. Cato erwähnt des Flachses in seiner Landwirthschaft ganz und gar nicht, Varro nur flüchtig. Auch Columella legt auf diese Kultur kein Gewicht; einmal, 2, 7, 1, zählt er unter Bohnen, Linsen, Erbsen und andern Arten *legumina* auch den Flachs mit auf, woraus sich ergiebt, dass in Krautgärten wohl auch ein Stück Land zur Erzeugung von Leinsaat bestimmt wurde. Ein ganz anderer, weiter, über die griechisch-römische Welt hinausführender Blick aber öffnet sich in dem Kapitel, welches Plinius am Anfang des 19. Buches dem Flachse und seiner Kultur in der Welt widmet. Wir erkennen hier, dass, wenn die am Nil und im Herzen Asiens frühe blühende Linnenkultur bei ihrer Wanderung nach Europa in den warmen Gebirgslandschaften der beiden klassischen Halbinseln keine rechte Stätte fand, sie in den feuchten, nebligen Ebenen der Barbaren, auf humusreichem Waldboden, in den Ländern frischen Anbruchs sich bald üppig entfaltete. Schon Herodot 5, 12 lässt ein Mädchen vom Stamme der Päoner in Thracien mit dem Flachs an der Spindel auftreten; am entgegengesetzten Ende Europas wird Spanien in früher und in später Zeit als leinproducirend gerühmt: in der Schlacht bei Cannä trugen die Iberer purpurverbrämte linnene Kittel nach Landessitte (*κατὰ τὰ πάτρια*, Polyb. 3, 114, 4); die feinen Siebe aus Flachsfäden sind eine ursprünglich spanische Erfindung (Plin. 18, 11, 28); die Emporiten treiben Leinwandindustrie (Strab. 3, 4, 9: *λινουργοὶ δὲ ἱκανῶς οἱ Ἐμπορῖται*); das feine Produkt von Tarraco und Saetabis stand in hohem Rufe uud wird oft erwähnt, z. B. Sil. Ital. 3, 374:

Saetabis et telas Arabum sprevisse superba
Et Pelusiaco filum componere lino —

und wenn uns dies von Orten an der Küste des mittelländischen

Meeres, die von frühe an mannichfachem Kultureinfluss geöffnet war, weniger wundert, so hören wir doch auch von dem Flachs der fernen Stadt Zoelae im Lande der rohen Asturer am Strande des atlantischen Oceans (Plin. 19, 1, 2) und von den linnenen Harnischen der wilden und räuberischen Lusitanier im hintern Land (Strab. 3, 4, 6). In Italien selbst aber bilden alle die von der innern Adria her zugänglichen Gegenden, die wasserreichen, von Flüssen und Kanälen durchschnittenen Ebenen, der Landstrich, den einst Etrusker, dann celtische Völker besetzt hielten, und das von entgegengesetzten Seiten daran stossende ligurische und venetische Gebiet von Alters her eine Zone der Flachskultur. Plinius kennt in Oberitalien Flachssorten, die nach den spanischen für die besten auf europäischem Boden galten, den von Faenza in der Romagna (in Aemilia via Faventina, noch heut zu Tage geschätzt), den von Retovium (bei dem heutigen Voghera) und den in der regio Aliana zwischen Po und Tessin (beide letztere auf altligurischem Boden). Eine in der Umgegend Ferrara's, also gleichfalls in der Romagna, gefundene, freilich verdächtige Inschrift (Orelli no. 1614) ist dem *Silvanus cannabifer et linifer* geweiht. Dass die Etrusker frühe Flachsbau trieben, ist schon oben erwähnt und bildet ein Symptom mehr für den Zusammenhang, der dies Volk mit dem Norden verknüpft, und für die Kulturscheide, die der Tiberfluss abgab. Jenseits der Alpen beschreibt Plinius ganz Gallien als Leinwand webend, besonders die Cadurci (Strab. 4, 3, 2: *παρὰ δὲ τοῖς Καδούρκοις λινουργίαι*), die Caleti, Ruteni, Bituriges, und die für die äussersten der Menschen geltenden Morini, d. h. die celtischen Bewohner der Niederlande, — so dass also belgischer Flachs und flämische Leinwand ihren Adel bis wenigstens zum ersten Jahrhundert nach Chr. hinaufdatiren können. Ein Denkmal davon bewahrt die italienische Sprache in dem Wort *renso*, feiner Flachs, von der Stadt Rheims, woher er bezogen wurde. Selbst bis zu den Germanen jenseits des Rheins, fährt Plinius fort, ist diese Kunstfertigkeit gedrungen; das germanische Weib kennt kein schöneres Kleid als das linnene; sie sitzen in unterirdischen Räumen und spinnen und weben dort (*id opus agunt*). Ungefähr dasselbe sagt Tacitus, Germ. 17: die Frauen kleiden sich wie die Männer, nur dass die erstern häufiger sich in linnene Tücher hüllen, die sie mit Roth verzieren (*purpura variant*). — Finden wir so den Flachs bei allen Völkern Mittel-Europas unter den frühe ergriffenen, weil dem Boden und Himmel

zusagenden Kulturzweigen, bei den Celtiberern am biscayischen Meerbusen, den Ligurern am obern Po, den Thraken, Celten, Germanen, so lehrt zugleich das Wort Lein, dass ihnen Allen das Gewächs von den klassischen Völkern zugekommen war: dieser Name geht nämlich durch den ganzen Welttheil, von den Basken am Fuss der Pyrenäen durch alle celtischen und germanischen Völker bis zu den Litauern und Slaven, den Albanesen, Magyaren und Finnen, und findet sich in den Sprachen verschiedenster Herkunft wieder[32]). Bei den Barbaren aber wurde Leinwand nicht bloss allgemeines Lebensbedürfniss und fand mannichfache neue Anwendung, sondern gewann von dort auch Eingang in die Sitten der im Abscheiden begriffenen antiken Welt. Leinwand als Volkstracht ist nordischen Ursprungs. Wie der Gebrauch gestopfter, mit Leinwand überzogener Polster und Kissen aus Gallien, namentlich von den schon oben genannten Cadurci, nach Italien kam (*culcitae, tomenta,* bei Martialis *Leuconica* oder *Lingonica* genannt) — denn das frühere Alterthum bediente sich der *stramenta*, d. h. blosser Lagen von Decken und weichen Stoffen (Plin. 19, 1, 2) — so ging auch das linnene Unterkleid, das eigentliche Hemde, das die Griechen und Römer in der Weise, wie die heutigen Europäer, nicht kannten, von den Barbaren aus, mit ihm der neue, zuerst bei dem heiligen Hieronymus vorkommende, gallische Name *camisia* (Zeuss, Gr. celt. p. 749: *vox gallicae procul dubio originis*). Früher hatten höchstens die Weiber vornehmen Standes Leinwand unmittelbar am Körper getragen; Plinius bemerkt, in der Familie der Serraner sei auch zu seiner Zeit das Hemd als weibliches Kleidungsstück nicht üblich: ohne Zweifel in conservativer Anhänglichkeit an die ältere Sitte. Nicht mehr südlich-klassisch, schon nordisch-barbarisch war es, wenn der Kaiser Alexander Severus, wie sein Biograph Aelius Lampridius 40. berichtet, frische weisse Leinwand liebte, weil sie nichts Rauhes habe (wie die Wolle), und die purpurgestreifte oder gar mit Goldfäden gestickte, also das orientalische Luxusgewand, verschmähte. Einige Decennien später schenkte Kaiser Aurelian schon dem populus Romanus weisse, mit Aermeln versehene Tuniken, die in verschiedenen Provinzen angefertigt waren, darunter auch ungefärbte linnene aus Afrika und Aegypten, Vopisc. Aur. 48. Aus dem Edictum Diocletiani vom Jahre 301, Cap. 17 und 18, ersehen wir, dass die altberühmten syrischen Leinwandfabriken schon grobe Zeuge für den gemeinen Mann und für Sclaven (*εἰς χρῆσιν τῶν ἰδιωτῶν ἤτοι φαμιλιαρικῶν*)

lieferten, darunter Caracallae, Leinwandmäntel gallischen Schnittes, mit Kaputze in Weise der noch heute geltenden Mönchstracht, *φασκίνια* oder *φασκεῖαι*, Binden, die Füsse zu umwickeln, an Stelle der heutigen Strümpfe, *σινδόνες κοιταρίαι*, Bettlaken, *τύλαι* und *προςκεφάλαια* oder Matratzenüberzüge und Kissenbühren u. s. w., lauter im Laufe der Kaiserzeiten von Gallien her, wie wir glauben, bei den untern Volksklassen herrschend gewordene Bedürfnisse. Noch ein Jahrhundert später endlich sagt der h. Augustinus Sermon. 37, 6, schon geradezu und ganz allgemein: *interiora sunt enim linea vestimenta, lanea exteriora*, also: über Leinwandhemden trägt man Röcke von wollenem Tuch (der Kirchenvater findet desshalb, mit der bis zum Aberwitz sinnvollen Transscendenz des christlichen Mittelalters, in der Wolle etwas Fleischliches, *carnale aliquid*, im Lein aber etwas Geistliches, *spiritale*).

Weder Plinius noch Tacitus sagen uns, ob der rohe Flachs, der den germanischen Frauen zu ihren Leingeweben diente, wie die rothe Farbe, etwa aus Gallien eingeführt oder der Anbau schon ins innere Land eingedrungen war, oder ob er sich auf die Rheingegenden, die an gallischer Kultur am früheſten Theil nahmen, beschränkte? Aus der Tracht der heiligen Prophetinnen bei den Cimbern, welche Strabo 7, 2, 3 als grauhaarig, barfuss, mit ehernen Gürteln und spangenbefestigten Mänteln aus feinem Flachs (*καρπασίνας ἐφαπτίδας ἐπιπεπορπημέναι*) schildert, lässt sich nicht etwa auf Flachsbau an der untern Elbe in so früher Zeit schliessen, da die Cimbern, wenn sie wirklich germanischen Stammes waren, vor ihrem Untergang durch die Römer weit in celtischen, ja in celtiberischen Landen umhergezogen und in jeder Beziehung nicht ohne celtische Beimischung geblieben waren. Paulus Diaconus 1, 20 berichtet aus der älteren, d. h. voritalischen Geschichte der Longobarden eine mythische Begebenheit, die auf germanischen Flachsbau deuten könnte. Die Heruler, von den Langobarden besiegt, hielten auf der Flucht ein blühendes Leinfeld für einen See (Göthe, Italien. Reise, Palermo, 13. April 1787: Man glaubt in den Gründen kleine Teiche zu sehen, so schön blaugrün liegen die Leinfelder unten), stürzten sich hinein, als ob sie schwimmen wollten, und wurden so von den nacheilenden Siegern ereilt und niedergemacht. Allein die Scene dieses Mythus ist die pannonische Theissgegend, wo die Flachskultur alt sein mochte, und ohnehin die Zeit eine späte, etwa das Jahr 500 nach Chr. Im Laufe der Völkerwanderung hatte sich indess das Leinkleid bei den aus

ihren Sitzen aufgebrochenen Stämmen immer allgemeiner verbreitet und wird gegen Ende derselben ausdrücklich als gewöhnliche germanische Volkstracht genannt, Paul. Diac. 4, 23: *Vestimenta vero eis (Longobardis) erant laxa et maxime linea qualia Anglisaxones habere solent, ornata institis latioribus, vario colore contextis.* So tragen auch die Franken bei Agathias 2, 5 theils lederne, theils linnene Hosen und die westgothischen Aeltesten bei Sidonius Apollinaris c. 7, 455 schmutziges Linnen und kurze Pelze. Nach dem monachus Sangallensis 1, 34 gehörte früher zu der Tracht der vornehmsten Franken ausser den rothen leinenen Hosen, *tibialia vel coxalia linea*, auch die *camisia clizana*, d. h. das Hemd aus Glanzleinwand; zu Karls des Grossen Zeit aber zogen die jungen Prinzen schon das gallische kurze gestreifte *sagum* vor, während der Kaiser selbst bei der väterlichen Tracht blieb, Einh. vit. 23: *vestitu patrio id est francisco utebatur. Ad corpus camisam lineam et feminalibus lineis induebatur.* Wenn die Germanen, die viele Jahrhunderte lang ruhige Anwohner des Meeres gewesen waren und Anfangs nur in leichten Kähnen (*lintres*, Tac. Ann. 11, 18) oder ausgehöhlten Baumstämmen (*singulis arboribus cavatis*, Plin. 16, 40, 76) die benachbarten belgischen Küsten zu plündern gewagt hatten, plötzlich in weiten See- und Raubzügen als kühne Schiffer erscheinen, die Sachsen seit dem vierten, die Dänen seit dem sechsten, die Normannen seit Beginn des achten Jahrhunderts, so mag ausser der allmähligen Bekanntschaft mit dem Eisen und mit dem römischen Schiffsbau überhaupt (einen sprechenden Fall solcher Aneignung erzählt Eumenius in seinem Panegyricus an den Kaiser Constantius, cap. 12), vielleicht auch die steigende Verbreitung des Flachsbaues und die Gewinnung von Leinwand im Grossen zu Segeln ein Grund davon gewesen sein. Die Veneter wenigstens in der Bretagne, die häufig zu den blutsverwandten Stämmen in Britannien hinüberschifften, hatten zu Cäsars Zeit, wie dieser ausführlich beschreibt (de bell. gall. 3, 13), Segel aus Thierfellen und Leder und eiserne Ankerketten, entweder, fügt Cäsar hinzu, weil sie den Gebrauch des Flachses nicht kannten, oder, was wahrscheinlicher ist, weil die Gewalt der Stürme dort so gross ist. Woraus bestanden aber die Segeltaue, die von der römischen Schiffsmannschaft mit scharfen Sicheln an langen Stangen zerschnitten wurden, so dass die feindlichen Schiffe unbeweglich wurden und sich ergeben mussten? Wohl auch aus ledernen Riemen, da Cäsar das Material

nicht besonders bezeichnet; bedienten sich doch auch nicht bloss die homerischen Griechen, sondern auch die illyrischen Liburnen derselben bei ihren Schiffen (Varro bei Gellius 17, 3), wie auch bei den Normannen die Ankertaue aus dem Fell der Walthiere und Seehunde geschnitten waren (s. Ohtheres erster Reisebericht bei König Älfred); wo es hänfene Taue gab, wären wohl auch die Segel aus Hanf gewebt worden. Die Suionen, also die Vorfahren der Normannen, kannten zu Tacitus Zeit, wie dieser Germ. 44 ausdrücklich sagt, den Gebrauch der Segel noch nicht, eben so wenig die Einrichtung geschlossener Ruderbänke; Vorder- und Hintertheil war bei ihren Schiffen nicht geschieden, so dass sie, ohne zu wenden, überall landen konnten — eine Einrichtung, die Germanicus auf seinem grossen unglücklichen Nordseezuge im Jahre 16 nach Chr. bei einem Theil seiner Schiffe nachahmte. Solche altnordische Kähne mochten zur Fahrt zwischen den Inseln und in den Belten und Fiorden geeignet sein; im Hochsommer setzten sie vielleicht von der Insel Gothland in den finnischen und rigaischen Meerbusen hinüber; aber erst mit der aus Süden gekommenen Technik des Segeltuchs und des Eisens kam der Muth zu den weiten Wikingerzügen. Das deutsche Wort Segel, ags. *segel*, altn. *segl*, im Germanischen dunkel und fremdartig, stammt wohl aus dem Celtischen (altirisch *seol*, *sóol*, mit unterdrücktem gutturalen Inlaut). Litauer und Polen entlehnten wieder das deutsche Segel, litauisch *żeglas*, polnisch *żagiel*, die Böhmen halfen sich mit der Wendung: Stück Leinwand oder Windfang, die Südslaven brauchten Schooss für Segel, die Russen nahmen das griechische *φᾶρος* in der Form *parus* an — lauter späte Sprachprodukte. — Bei den Germanen wurden übrigens seit jenen Zeiten Gewebe aus Flachs für immer eine Lieblingskleidung. Der Südländer, mehr im Freien lebend, bedurfte zum Schutz gegen die wechselnde Temperatur der Umhüllung mit Wolle; der Germane, besonders der Nordgermane, im winterlichen Klima zur Gefangenschaft im Hause gezwungen, dabei mit angeborenem Sinn für Reinlichkeit begabt, zog das leichte glatte Linnen vor, das Abends und Nachts in der geheizten dumpfen Hütte sich kühl an den Leib legte, an dem jeder Fleck gleich sichtbar wurde, das häufig gewaschen werden konnte und immer weicher und schmiegsamer aus der Wäsche kam. Ganz dieselben Eigenschaften rühmt schon Plutarch de Isid. et Os. 4 an der Leinwand: sie gewährt, sagt er, ein glattes und immer reines Kleid, beschwert den Tragenden durch kein Ge-

wicht, ist passend zu jeder Jahreszeit und beherbergt keine Läuse — in der That ist die letztgenannte Plage, an der die gepriesene Urzeit gewiss in einem Maasse litt, von dem sich unsere Idealisten nichts träumen lassen, ein Charakterzug aller pelztragenden Völker z. B. der östlichen Nachbarn der Germanen von Böhmen und Schlesien bis an die chinesiche Mauer. In einer altnordischen Sage (die wir Weinhold, Altnordisches Leben, S. 160 entnehmen) wird ein Meermännlein von einem König gefangen: von Allem, was es im menschlichen Leben erfährt, gefällt ihm dreierlei am meisten: kalt Wasser für die Augen, Fleisch für die Zähne und Leinwand für den Leib; trotzdem aber will es wieder in sein Element zurück. Dies ist aus dem Innersten germanischer Empfindung geschöpft. Die dämonische Frau Berchta und die gleichbedeutende Holla, die als spinnende Frau gedacht wird und der der Flachsbau angelegen ist (Grimm D. Myth. S. 247), bezeugen gleichfalls als mythische Gegenbilder der fleissigen spinnenden Hausfrau den Werth, den das Volksgefühl auf dies Geschäft und auf dessen Produkt legt. Nicht bloss Silbergeräth, sondern auch Leinwand in Fülle ist in einer Zeit, in der es weder Werthpapiere noch Sparkassen gab, das Zeichen des Reichthums, der Stolz und die Vorliebe der Mutter und eine Mitgift für die Töchter. Mit treffendem Scherz behauptet Jean Paul irgendwo, wenn der Teufel eine deutsche Hausfrau verführen wollte, würde ihm das durch ein Geschenk von guter Leinwand noch am leichtesten gelingen. Alexis bei Göthe ruft aus:

Doch nicht Schmuck und Juwelen allein verschafft Dein Geliebter,
Was ein häusliches Weib freuet, das bringt er Dir auch —
Köstlicher Leinwand Stücke. Du sitzest und nähest und kleidest
Dich und mich und auch wohl noch ein Drittes darein,

und der Vater in Hermann und Dorothea meint:

Nicht umsonst bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und starkem Gewebe.

Denn neben anderen trefflichen Eigenschaften hat die Leinwand auch die, aufbewahrt werden zu können und für künftige Zeiten unversehrt bereit zu liegen, während die Wolle mancherlei Feinde zu fürchten hat.

Auch den westlichen Slaven war ziemlich frühe im Mittelalter der Flachs und die Leinwand schon bekannt. Nach Helmold 1, 12

erhielt der Bischof von Aldenburg aus dem ganzen Lande der Wagrier und Obodriten von jedem Pflug vierzig Bündel Flachs als Zins — so dass also diese deutschen Grenznachbarn schon zur Zeit, als das Bisthum Aldenburg noch bestand, Flachs auf ihren Feldern bauten. In der von Herzog Heinrich von Sachsen und Baiern für das Bisthum Ratzeburg ausgestellten Dotationsurkunde vom Jahre 1158 (Mecklenburger Urkundenbuch No. 65) wird bestimmt, jeder Slave solle *de unco* d. h. vom Haken Landes einen Topp Flachs, *toppus lini unus*, geben, dessen Anbau also schon gewöhnlich war. Derselbe Helmold berichtet von den Ranen auf der Insel Rügen, sie hätten damals (Anfang des 12. Jahrhunderts) noch kein gemünztes Geld, an dessen Stelle Leinwand als Tauschwerth diene, 1, 38, 7: *apud Ranos non habetur moneta nec est in comparandis rebus consuetudo numorum, sed quidquid in foro mercari volueris, panno lineo comparabis.* Ganz eben so wird in altnordischen Gesetzbüchern nach Ellen Leinwand gerechnet, die bedeutend höher im Preise stand, als das einheimische grobe Tuch, das Wadmal. Weiter nach Osten erhielt sich die Leinwand noch lange als allgemeines Aequivalent, ja noch im 18. Jahrhundert wurde sie von kaukasischen Völkern als Durchgangszoll gefordert, Güldenstädts Reisen, herausgegeben von J. von Klaproth, Berlin 1815, S. 25: «Die Dugoren verlangten für jeden Mann meiner Begleitung fünf Hemden oder vierzig Ellen Leinwand und zwei Hemden für jedes Pferd als Zoll und noch für jeden Gehülfen, den ich zum Uebertragen nöthig haben würde, fünf Hemden: so stark war aber mein Vorrath von Leinwand nicht.» Nach Adam von Bremen de situ Dan. 18 handelten Westeuropäer von den Preussen Marderfelle gegen *faldones* d. h. Leinwandkittel ein (wo im Text gegen die wahrscheinliche Bedeutung des Wortes *laneae*, nicht *lineae* gedruckt steht). Mit dem geregelten Ackerbau drang die Flachskultur in das Innere des grossen osteuropäischen Flachlandes ein, wo der Pflanze der Ueberfluss an frischem Boden in der See- und Waldregion günstig entgegenkam. Ganze Bauerndörfer im Herzen Russlands legten sich auf Leinwandweberei und wussten ihren Handtüchern und Laken denselben rothen Rand zu geben, wie die Germanen des Tacitus. Segeltuch wurde seit Eröffnung des Landes ein bedeutender Ausfuhrartikel, bis vor einem halben Jahrhundert das Schutzzollsystem diesen Industriezweig tödtete und die Kapitalien vermochte, sich

auf die naturwidrige und also theure und kränkelnde Baumwollfabrikation zu werfen. Besonders in den feuchten Ostseestrichen gedieh der Flachs, den wohl die deutschen Eroberer und Kolonisten dort einführten, wie in seinem eigentlichen Vaterlande, und rigaischer Lein und Werg und die von dort kommende Leinsaat ist Jahrhunderte lang eine in Westeuropa unter diesem Namen gesuchte Handelswaare gewesen.

Die Geschichte des Flachses bei den neueuropäischen Völkern bis zum industriellen neunzehnten Jahrhundert hinab zu verfolgen, überlassen wir dem historischen Theil der Technologie und Volkswirthschaft und wollen nur erwähnen, dass eine der wichtigsten Erfindungen, die des Papiers aus linnenen Lumpen, nur durch die allgemeine Verbreitung und Anwendung dieser Pflanze in Europa möglich war. Die Alten verfielen nicht darauf, da damals keine massenhaften Abfälle zu weiterer Verarbeitung aufforderten; hätten die Lumpen linnener Kleider, Betttücher, Tischdecken u. s. w. sich gehäuft, etwa wie die Scherben der Töpfe, die in Rom angeblich einen ganzen Berg gebildet haben, vielleicht wäre schon damals diese neue Art *libri lintei* aufgetreten, — da doch z. B. die Charpie aus altem Linnen den griechischen und römischen Wundärzten nicht unbekannt war. Mit dem Anbau der Baumwolle in Westasien hatte sich auch die Kenntniss des baumwollenen Papiers von China nach Samarkand, von da durch die Araber mit Beginn des achten christlichen Jahrhunderts nach Mekka, von Mekka nach Spanien verbreitet. In Spanien muss dann auch die erste Anwendung alter Leinwand statt baumwollener Lumpen zur Papierfabrikation zuerst versucht worden sein: interessant ist, dass schon seit dem 12. Jahrhundert die Ortschaft Xativa, das alte durch seinen Flachsbau bei den Römern berühmte Saetabis, unvergleichliches Papier lieferte, das in den Orient und Occident versandt wurde, s. Edrisis Geographie von Jaubert II. p. 37. Von Spanien gelangte dann diese Kunst allmählig weiter nach Frankreich, Burgund, Deutschland und Italien. Da aber das Linnenpapier wiederum die spätere Erfindung der Buchdruckerkunst erst fruchtbar machte, da auf der Wohlfeilheit und Zweckmässigkeit dieses Materials die allgemeine Anwendung der Schrift in Leben, Verkehr und Staat und damit die ganze neuere Kultur beruht, so steigt die Bedeutung der Leinpflanze in den Augen des Kulturhistorikers so hoch, dass er ihr in antiker Weise das Prädikat h e i l i g oder g ö t t l i c h geben möchte, das ihr die Alten, die sie nur halb kannten und nützten,

beizulegen versäumt hsben. Vergessen wir auch die Malerei auf Leinwand nicht, die erst im späteren Alterthum und auch da nur spärlich sich findet, so wie die Anwendung des Leinöls zur Malerei, die in den Niederlanden, der alten Heimath des Leinbaues, wenn auch nicht zu allererst erfunden, doch vervollkommnet und zu einem edlen neuen Kunstzweige erhoben worden ist. Der Orient mochte in alter Zeit feine Gewebe liefern und sie mit glänzenden Farben, wie sie in jenen Sonnenländern erzeugt werden und den Menschen gefallen, tränken und verzieren: unsere Batiste, brabanter Spitzen, flämische Tafelzeuge, hervorgebracht unter Sturm und Nebel in den Umgebungen des Oceans, können sich mit jenen wohl messen. Auch wissen wir unsere weissen Kleider mit Laugenseife, einer gleichfalls altbelgischen Erfindung, wirklich zu waschen; Nausikaa und das frühere Alterthum verstand sie nur in fliessendem Wasser zu spühlen, während die halb abergläubische, halb zweckmässige Technik der *fullones* in Rom nur mit Surrogaten operirte. Wie aber im Mittelalter das linnene Segel, «das sich für Alle bemüht» (Göthe), die Ruderbänke entfernte und die daran geschmiedeten Sclaven befreite, so hat in neuester Zeit der Dampf das Segel mit seinen vielen Tauen, das immer noch so viel Hände forderte, immer mehr zur Seite gedrängt und die Zahl der dienenden Matrosen vermindert. Dann ist die Baumwolle gekommen, die die Alten nur aus der Ferne kannten, und hat tausend Fabriken in Bewegung gesetzt und Millionen Menschen bekleidet: ihr erster ernsthafter Zusammenstoss mit der Leinfaser führte zu der wichtigen Erfindung der mechanischen Flachsspindel. Wiederum trat eine Zeit der Baumwollennoth ein, wo der *king cotton* seiner Herrlichkeit entkleidet zu sein schien und Wolle und Flachs wieder den ersten Rang einnehmen wollten. Doch ging die Krisis wieder vorüber und, statt die Baumwolle fallen zu lassen, hat die europäische Arbeit angefangen immer mehr aus dem Reichthum der Tropenländer zu schöpfen und dort entdeckte neue Gespinnstpflanzen durch chemische und technische Wissenschaft nutzbar zu machen. In den klassischen Ländern, um zu unserem Ausgangspunkt zurückzukehren, hält sich die Flachskultur ungefähr auf der Stufe des Alterthums. In Griechenland ist sie fast null; die fluss- und kanalreichen Ebenen der Lombardei und Venetiens bringen geschätzte Sorten von Sommer- und Winterflachs hervor, der durch eigenthümliche, sorgfältige, vielleicht aus dem Alterthum stammende Behandlung ein sehr weisses und dauerhaftes Produkt giebt;

auch Toskana, das alte Etruskerland, die Romagna und die Marken haben noch ziemlich viel Flachs; je weiter nach Süden, desto sporadischer wird der Anbau und Samen- und Oelgewinnung der Hauptzweck. Im Ganzen ist auch das heutige Italien, trotz der zahlreichen Webstühle der Lombardei, im Punkte der Leinwand, den nördlicher gelegenen Ländern, der im Nebel sich verbergenden Insel Hibernia, dem Lande der Bataver, dem Cheruskersitze Westphalen, dem Lygierlande Schlesien u. s. w., nicht ebenbürtig. Wie die Baumwolle erst durch ihre Verpflanzung nach Amerika ein Weltprodukt wurde, so auch der Flachs erst im Norden Europas, welcher für diese altägyptische und babylonische Pflanze das Colonialland bildete, wie Amerika für jene ostindische.

Der Zwillingsbruder des Flachses, der Hanf, *cannabis sativa*, gehört doch einer anderen Familie an, der der Urticeen, und hat sich auf anderen Wegen und viel später über die Welt verbreitet. Die Aegypter kannten ihn nicht — in der Umhüllung der Mumien hat sich keine Spur von Hanffasern gefunden, — eben so wenig die Phönizier[33]), und auch das Alte Testament erwähnt seiner nirgends. Dass die Pflanze zu Herodots Zeiten in Griechenland unbekannt war, geht aus der schon oben angeführten Stelle dieses Geschichtsschreibers (4, 74) hervor, wo er sie seinen Lesern als eine neue beschreibt. Die Scythen aber bauten den Hanf an und reinigten und berauschten sich mittelst der Saat: er war also bei medopersischen Stämmen, gleichsam im Rücken der Vorderasiaten, im Gebrauch und stammte aus Bactrien und Sogdiana, den kaspischen und Aralgegenden, wo er noch jetzt mit Ueppigkeit wild wachsen soll. Auch der Gebrauch des Haschisch d. h. die Betäubung durch einen Extract aus *cannabis indica* findet ein Analogon schon bei den Scythen Herodots. Hesych. *κάνναβις· σκυθικὸν θυμίαμα ὃς τοιαύτην ἔχει δύναμιν ὥστε ἐξικμάζειν πάντα τὸν παρεστῶτα.* Die Thracier webten Kleider aus dieser Pflanze, die sie diesmal nicht aus Kleinasien — denn sonst wäre sie auch den Griechen bekannt gewesen, — sondern von ihren Nachbarn im Nordosten am Tyras und Borysthenes überkommen hatten. Vom Pontus und aus Thracien wird dann auch dies vorzügliche Material zu Seilerarbeiten den Griechen zugekommen sein, wie noch heut zu Tage die griechische Seemacht ihren Hanfbedarf aus Russland bezieht.

Unter dem unveränderten Namen *cannabis*, *cannabus* wanderte das Gewächs in verhältnissmässig später Zeit auch nach Sicilien und Italien. Als Hiero von Syrakus sein bei Athenäus 5. p. 206 f. beschriebenes ungeheures Prachtschiff baute, zu dem er von allen Ländern je das Beste in seiner Art kommen liess, wurden Hanf und Pech vom Flusse Rhodanus in Gallien bezogen. Dort also gedieh er besonders schön — war er von Italien aus dahin verpflanzt oder längs der grossen celtischen Völkerkette, die damals schon von Gallien bis Pannonien und an den Hämus reichte, so weit vorgedrungen? — Von den römischen Schriftstellern ist der Satiriker Lucilius um 100 vor Chr. der älteste, der des Hanfes Erwähnung thut (Festus p. 356 Müller: *vidimus vinctum thomice cannabina*, mit einem hänfenen Strick). Cato nennt weder Flachs noch Hanf; das seit dem zweiten punischen Kriege aufgekommene spanische Spartum (*stipa tenacissima*) schränkte den Hanf ein, der nicht oft genannt und also wohl auch sparsam angebaut ward. An einzelnen fruchtbaren Stellen indess gedieh er üppig, so in dem berühmten Landstrich um Reate im Sabinerlande, wo er Baumeshöhe erreichte, Plin. 19, 9, 56: *rosea agri Sabini arborum altitudinem aequat.* Der griechisch-römische Name für die Pflanze, der ursprünglich medisch gewesen sein wird[34]), geht zum Beweise ihrer Herkunft unverändert durch alle europäischen Sprachen, im Deutschen lautverschoben: ahd. *hanaf*, ags. *hänep*, altn. *hanpr*. Auch die deutschen Benennungen des männlichen und weiblichen Hanfes, Fimmel und Mäschel, sind lateinischen oder italienischen Ursprungs, Fimmel = *femella*, Mäschel = *masculus*, freilich mit umgekehrter Anwendung, denn der Fimmel ist gerade der männliche Hanf, der aber, weil er kürzer und schwächer ist, in der Vorstellung des Volkes als der weibliche erschien. Jetzt ist der Hanf durch ganz Europa ausgebreitet und spottet so sehr aller klimatischen Unterschiede, dass Ostindien und die russischen Häfen an der Ostsee, ja Archangel in der Nähe des Polarkreises in Betreff dieses Produktes in den englischen Markt sich theilen. Im heutigen Italien sind die Gegenden südlich vom unteren Po ein reicher Kulturbezirk für diese Pflanze, in welchem sie oft doppelte Manneshöhe erreicht; die Ernte wird theils im Lande selbst zu Tauen und Segeltuch verarbeitet, theils über das adriatische Meer in's Ausland verschifft. Der Betrieb auf Saat, der in Russland, wo während der langeu und strengen griechischen Fasten das Hanföl allgemein zur Nahrung dient, eine Hauptstelle einnimmt,

ist im Süden nicht gewöhnlich. Wir bemerken noch, dass der auf den europäischen Märkten unter dem Namen Kantonhanf oder Manillahanf bekannte Faserstoff kein wirklicher Hanf ist, sondern aus dem Schaft einer tropischen Pflanze, der Banane oder des Pisangs, gewonnen wird; er soll viel biegsamer, elastischer und leichter sein, als der gemeine Hanf, ferner auf dem Wasser schwimmen und im nassen Zustande, auf Reisen in den nördlichen Gegenden, nicht gefrieren, s. J. W. von Müller, Reisen in Mexiko, I, 218.

LAUCH. ZWIEBELN.

Neben den Nahrungspflanzen und dem Fleisch und der Milch der Jagd- und der gezähmten Thiere griffen schon die Urvölker mit Begierde nach anregenden Gewürzen, unter denen das Salz bis auf den heutigen Tag die erste Stelle einnimmt. Das Pflanzenreich bot mancherlei scharfe, beissende Säfte, auf deren Entdeckung der Zufall führte, und die dann auf den Bergen eifrig gesucht wurden. Je nach ursprünglicher Anlage und dem Grade der Bildung wirkten solche Reizmittel freilich sehr verschieden auf die feineren oder roheren oder auch nur anders organisirten Geschmacksnerven der sich folgenden Menschengeschlechter. Das Silphium, das die älteren Griechen für die köstlichste Beigabe jeder Speise hielten, gerieth später in Vergessenheit, angeblich weil es nicht mehr aufzutreiben war, in der That weil sich der Geschmack veränderte; denn bei starker Nachfrage wäre es entweder mehr im Innern Afrikas noch zu finden gewesen oder im Gebiet von Cyrene durch Anbau künstlich erzeugt worden. Das laserpitium, das die Römer Jahrhunderte nachher für einerlei mit dem griechischen Silphium hielten und aus Asien bezogen — obgleich nachbildende Dichter und alterthümelnde Literatoren dabei Cyrene zu nennen liebten — war wahrscheinlich *ferula asa foetida*, deren Beimischung die verschlemmte Zunge vornehmer Wüstlinge fremdartig reizte. Auch den Zwiebeln gegenüber reagirt noch jetzt die Volksempfindung sehr verschieden. Dem Germanen ist der Knoblauchduft des Orientalen ganz unerträglich und der Zwiebelathem des Russen eine Scheidewand, die keine Gemein-

schaft zulässt. Ja, man könnte nach diesem Kriterium die Völker in zwei grosse Gruppen theilen, in die der *allium*-Verehrer und der *allium*-Hasser, die nach der Weltgegend zugleich als die nordwestliche und die südöstliche oder in Europa als die des Mittelmeeres und die der Nord- und Ostsee zu bezeichnen wären.

Wenn es wahr ist, dass die in Rede stehenden Pflanzen ursprünglich im innern Asien zu Hause sind, auf dessen Steppen Botaniker sie wildwachsend gefunden haben wollen, dann hat sie schon in grauer Vorzeit Verkehr und Wanderung nach Südwesten weiter verbreitet, zum Beweise, wie sehr diese derbe Würze dem Naturmenschen begehrungswerth schien. Denn in Aegypten, dessen Sitten sich in einer Epoche festsetzten, als es vielleicht noch gar keine Indogermanen gab, finden wir Zwiebel und Knoblauch von jeher als Bestandtheil der allgemeinen Volksnahrung. Nach den Lauchgewächsen des Nilthales sehnen sich in der Wüste die Israeliten zurück, Num. 11, 5: «Wir gedenken — der Pfeben, Lauch *(chazir)*, Zwiebeln *(bezalim)* und Knoblauch *(schumim)*.» Beim Bau der grossen Pyramide des Cheops, so erzählt Herodot 2, 165, wurden allein für die Rettig-, Zwiebel- und Knoblauchkost der Arbeiter 1600 Talente Silber aufgewandt, wie auf der Pyramide selbst in ägyptischen Schriftzeichen zu lesen stand. Da die Aegypter alle Dinge, auch das Einzelnste und Greiflichste der realen Welt in das Dunkel der Religion versenkten, so konnte es nicht fehlen, dass diese Lieblingsgewächse auch als heilige und geweihte, als Götter mit Scheu verehrt und demgemäss von Priestern und Frommen nicht berührt wurden. Die Aegypter, sagt Plinius, schwören unter Anrufung des Knoblauchs und der Zwiebel, 19, 6, 32: *Alium cepasque inter deos in jure jurando habet Aegyptus.* Juvenal spottet darüber, dass auf solche Art die Götter der Aegypter im Küchengarten wüchsen, 15, 9:

Porrum et caepe nefas violare ac frangere morsu.
O sanctas gentes, quibus haec nascuntur in hortis
Numina! —

während der Christ Prudentius darüber entrüstet ist, contra Symmach. 2, 865:

Sunt qui quadriviis brevioribus ire parati
Vilia Niliacis venerantur oluscula in hortis,
Porrum et cepe Deos inponere nubibus ausi,
Alliaque et Serapin caeli super astra locare,

und Peristeph. 10, 259:

Adpone porris religiosas arulas,
Venerare acerbum cepe, mordax allium.

Für die Enthaltung der Priester vom Zwiebelgenuss führt Plutarch deren eigene Erklärung an, es geschehe, weil diese Pflanze nur bei abnehmendem Monde wachse, sucht aber seine eigenen vernünftigen Gründe geltend zu machen: in der That schicke sich die Zwiebel weder für fastende Büsser noch für die, die fröhliche Feste begehen; den ersteren wecke sie Begierden, den anderen locke sie Thränen in's Auge, de Is. et Osir. 8: *οἱ δὲ ἱερεῖς ἀφοσιοῦνται καὶ δυσχεραίνουσι τὸ κρόμμυον παραφυλάττοντες, ὅτι τῆς σελήνης φθινούσης μόνον εὐτροφεῖν τοῦτο καὶ τεθηλέναι πέφυκεν. ἔστι δὲ πρόσφορον οὔτε ἁγνεύουσι οὔτε ἑορτάζουσι, τοῖς μὲν, ὅτι διψῆν, τοῖς δὲ, ὅτι δακρύειν ποιεῖ τοὺς προσφερομένους.* An einer anderen Stelle hatte Plutarch, wie wir aus Gellius ersehen, unter Anführung desselben astro-phytologischen Motivs die Scheu gegen die Zwiebel auf die Priesterschaft von Pelusium, also auf den Localkultus der den semitischen und philistäischen Landen zunächst gelegenen und mit diesen durch Handel und Verkehr eng verbundenen Stadt beschränkt, 20, 8: *quod apud Plutarchum in quarto in Hesiodum commentario legi*: «*cepe tum revirescit et congerminat decedente luna, contra autem inarescit adulescente. Eam causam esse dicunt sacerdotes Aegyptii, cur Pelusiotae cepe non edint, quia solum olerum omnium contra lunae augmenta atque damna vices minuendi et augendi habeat contrarias* — und dies wird durch Lucian bestätigt, Jup. Tragoed. 42: *καίτοι τοῦτο μὲν ἅπασι κοινὸν τοῖς Αἰγυπτίοις τὸ ὕδωρ, ἰδίᾳ δὲ, Μεμφίταις μὲν ὁ βοῦς θεὸς, Πηλουσιώταις δὲ κρόμυον* — während wir noch näher durch Sextus Empiricus erfahren, dass es der Dienst des Zeus Kasios bei Pelusium war, der die Zwiebel ausschloss, wie der der libyschen Aphrodite den Knoblauch, Pyrrh. hypot. 3, 24, p. 184: *κρόμμυον δὲ οὐκ ἄν τις προσενέγκαιτο τῶν καθιερουμένων τῷ κατὰ Πηλούσιον Κασίῳ Διΐ, ὥσπερ οὐδὲ ἱερεὺς τῆς κατὰ Λιβύην Ἀφροδίτης σκορόδου γεύσαιτο ἄν.* — In dem nahen Philistäa wird Zwiebelbau und also Zwiebelverbrauch durch die berühmte Zwiebel von Askalon verbürgt, die schon Theophrast, h. pl. 7, 4, 7. 8, beschreibt, und nach der bis auf den heutigen Tag die Schalotte, *échalotte*, *scalogno* (in Deutschland vom Volksmunde zu Aschlauch, Eschlauch germanisirt) benannt ist. Die kretische Zwiebel war der askalonischen ähnlich oder mit ihr eins und dasselbe, Theophr. l. l. 9.: *ἰδιωτάτη*

δὲ ἡ φύσις ἡ τῶν κρητικῶν παραπλησία δὲ τρόπον τινὰ τοῖς ἀσκαλωνίοις εἰ μὴ ἄρα καὶ ἡ αὐτή — hatten die Philister diese Zwiebel auf ihren frühen Wanderungen und Seezügen von einer Küste zur anderen gebracht? — Die Israeliten, seit sie im Wüstensande sich des ägyptischen Knoblauchs wehmüthig erinnerten, blieben alle Zeit unerschütterliche Freunde desselben, sowohl vor als nach der Zerstörung Jerusalems, wie einst daheim in Palästina, so in der Diaspora unter der Herrschaft des Talmuds und der Rabbinen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Sage von dem *foetor judaicus*, wegen dessen die Juden von allen Nationen alter und neuer Zeit verhöhnt und zurückgestossen wurden, von dem unter ihnen allgemein verbreiteten Genusse dieses streng riechenden Gewürzes zu allererst herrührte. Ein komischer Zug, den Ammianus Marcellinus aus dem Leben des Marcus Aurelius erzählt, beweist, dass schon damals die Juden in dem erwähnten bösen Rufe standen: als dieser Kaiser, der Sieger über die Markomannen und Quaden, auf einer Reise nach Aegypten durch Palästina kam, da wurde ihm Gestank und Lärm der Juden so lästig, dass er schmerzlich ausgerufen haben soll: o Markomannen, Quaden und Sarmaten! habe ich doch noch schlimmere Leute, als ihr, gefunden, 22, 5, 5: *Ille enim cum Palaestinam transiret, Aegyptum petens, foetentium Judaeorum et tumultuantium* (durch einander schreiend, etwa wie in den heutigen Börsenhallen oder den sprichwörtlich gewordenen Judenschulen) *saepe taedio percitus dolenter dicitur exclamasse: o Marcomanni, o Quadi, o Sarmatae! tandem alios vobis inertiores inveni.* — Aus dem Verzeichniss täglicher Lieferungen an das Oberküchenmeisteramt des persischen Hofes ersehen wir, dass der Verbrauch von Knoblauch und Zwiebeln an der Tafel des grossen Königs und seines Gesindes kein unbedeutender war: ausser Kümmel, Silphium u. s. w. ist als tägliches Bedürfniss ein Talent Gewicht Knoblauch, ein halbes Talent Zwiebeln, letztere von der scharfen Art, angesetzt, Polyaen. Strat. 4, 3, 32: *σκορόδων τάλαντον σταθμῷ· κρομύων ἡμιτάλαντον σταθμῷ τῶν δριμέων.* Das hohe Alter der Zwiebel wird dann weiter durch Homer bestätigt, der diese Pflanze bereits unter dem Namen *κρόμυον* kennt, und zwar sowohl in der Ilias als in der Odyssee. In der ersten heisst die Zwiebel 11, 630, *ποτῷ ὄψον,* Beiessen zum Mischtrank, den die schönlockige Hekamede dem durstig aus der Schlacht heimgekehrten Nestor bereitet, in der andern, 19, 232,

trägt Odysseus eine glänzende Tunika, fein wie das Häutchen um die trockene Zwiebel: *οἷόν τε κρομύοιο λοπὸν κάτα ἰσχαλέοιο.* Ebenso alt oder noch älter als diese homerischen Stellen ist möglicher Weise der Name der einst megarischen, später korinthischen Ortschaft *Κρομυών, Κρεμυών,* der offenbar von der dort angebauten Zwiebel abgeleitet ist. Megaris war auch in späteren Zeiten wegen des in der Landschaft wachsenden und von den Bewohnern reichlich verzehrten Knoblauchs berühmt oder berüchtigt: *ἡ γὰρ Μεγαρικὴ σκοροδοφόρος,* sagt der Scholiast zu Aristoph. Pac. 246, — und megarensische Thränen, *Μεγαρέων δάκρυα,* nannte ein Sprüchwort (bei Suidas und Hesychius) erheuchelte oder Krokodilsthränen, wie derjenige vergiesst, der eine aufgeschnittene Zwiebel anblickt. In der ältesten Zeit, ehe das Ländchen jonisch und später dorisch wurde, war es von Karern und später Lelegern besetzt oder heimgesucht gewesen, und schon damals konnten von diesen schwärmenden Ankömmlingen orientalische *allium*-Arten eingeführt worden sein. Aus der Variante *Κρεμυών*, sowie aus dem Namen des mythischen Stifters der Stadt, des Kromos, des Sohnes des Poseidon, bei Pausan. 2, 1, 3: *τῆς δὲ Κορινθίας ἐστὶ γῆς καὶ ὁ καλούμενος Κρομυὼν, ἀπὸ Κρόμου τοῦ Ποσειδῶνος* — lässt sich auf eine Urform des griechischen Wortes für Zwiebel mit einem *α* in erster Sylbe und ohne ableitendes *υ* schliessen, ohne dass es dadurch durchsichtiger würde — oder darf man an das von der Schweiz bis nach Skandinavien hin verbreitete Ramser, Ramsel, Rams (Schmeller 3, 92), *allium ursinum L.*, wilder Knoblauch, Allermannsharnisch, angelsächsisch *hramsa*, englisch *ramsen, ramson,* littauisch *kermusze* erinnern? — Im Uebrigen sind die griechischen und lateinischen Namen unter einander grösstentheils verschieden und schwierig zu deuten. Lateinisch *cepe*, *caepa* hat offenbar sein Analogon in dem von Hesychius aufbewahrten arkadischen *κάπια* für Knoblauch (*κάπια· τὰ σκόροδα. Κερυνῆται*), die Annahme aber, dass in dem Worte der Begriff Kopf liege, *caepa capitata*, *κεφαλωτόν*, *κεφαλόρριζα* häufig bei Theophrast, Verg. Moret. 74: *et capiti nomen debentia cepa* (nach anderer Lesart *porra*) — diese Annahme führt in eine ferne Sprachperiode hinaus, wo *caput* und *κεφαλή* ihre Suffixe noch nicht entwickelt hatten. Und dennoch reichen die letzteren noch in die Zeit der europäischen Völkergemeinschaft hinauf: *caput* stimmt genau zu dem altnordischen *höfuth* für *hafuth* (das gothische *haubith* zeigt schon eine Ausartung), *κεφαλή* zu dem angelsächsischen *hafela*, *heafola* (wo die

Aspiration im griechischen Wort wohl dem folgenden *l* ihr Dasein verdankt). Da indess, wie sich hieraus ergiebt, die Suffixe noch schwankten, so mochte zu derselben Zeit auch das unbekleidete Wort bei einzelnen Wanderstämmen, die das Alterthümliche bewahrten, noch fortdauern und, als der Kopflauch oder die Zwiebel vom Orient kam, auf diese angewandt worden sein. Ueber das gr. *σκόροδον* und lat. *alium, allium* wissen wir nichts zu sagen. *Πράσον* hiess ursprünglich, wie das hebräische *chazir*, Kraut, Gemüse überhaupt: das davon abgeleitete *πρασιά* Gartenbeet braucht schon der Dichter, der in der Odyssee die Gärten des Alcinous beschrieb, und giebt ihm das Beiwort *κοσμητός* d. h. durch Kultur geschaffen, Vernunft und Zweck offen an sich tragend; ein attischer Demos hiess *Πρασιαί*, ebenso eine lakonische Stadt; in der Bedeutung Lauch ging das Wort zu den Lateinern über, in deren Munde es *porrum* lautete, ganz so wie durch Metathese und Assimilation *πρόσω* sich in *πορρω*, lat. *porro* verwandelte. Der durch Herodot berühmte See Prasias trägt seinen Namen wohl eben daher, woher in derselben Gegend der von Aeschylos und Thucydides *Βολβή* genannte See so hiess, nämlich von einer am Ufer wachsenden Zwiebelart, vielleicht der sogenannten Meerzwiebel, *scilla maritima*. Die andern griechischen Benennungen *κίδαλον* (bei Hesychius), *γέλγις, αἱ γέλγεις, γελγιδοῦσθαι* (bei Theophrast), Gen. *γελγῖδος, γελγῖθος, γήθυον, γήτειον, γηθυλλίς* (schon bei Epicharmus) — entziehen sich der etymologischen Analyse. Unter diesen Formen, denen auch *βολβός* und *σκίλλα* hinzuzufügen wären, nimmt die letzte, *γηθυλλίς*, ein besonderes Interesse in Anspruch, weil sich ein religiöser Brauch an sie knüpft und ihr daher ein relatives Alter verbürgt. Am Fest der Theoxenien in Delphi nämlich, das als eine Bewirthung sämmtlicher Götter durch Apollo gedacht war, erhielt derjenige, der die grösste *γηθυλλίς*, Lauchzwiebel, mitbrachte, einen Antheil von dem Opferschmause: der Grund war, weil Leto, da sie mit ihrem Sohn schwanger ging, Verlangen nach einer solchen *γηθυλλίς* getragen hatte. So erzählt Polemon, der Perieget, bei Athen. 9, p. 372: *διατέτακται παρὰ Δελφοῖς τῇ θυσίᾳ τῶν Θεοξενίων, ὃς ἂν κομίσῃ γηθυλλίδα μεγίστην τῇ Λητοῖ, λαμβάνειν μοῖραν ἀπὸ τῆς τραπέζης. ἑόρακά τε καὶ αὐτὸς οὐκ ἐλάττω γηθυλλίδα γογγυλίδος καὶ τῆς στρογγύλης ῥαφανίδος. ἱστοροῦσι δὲ, τὴν Λητὼ κύουσαν τὸν Ἀπόλλωνα κιττῆσαι γηθυλλίδος· διὸ δὴ τῆς τιμῆς τετυχηκέναι ταύτης.* Das griechische *γήθυον* hiess lateinisch

pallacana (nach Plinius) — welches wie von *pallaca,* Kebsweib, abgeleitet aussieht.

Uebrigens waren im nachhomerischen Griechenland wie in Italien Zwiebelgewächse die allerbeliebteste, üblichste Nahrung des Volkes. Für Athen lehrt dies fast jede Seite des Aristophanes, so wie eine Menge gelegentlicher Aeusserungen anderer Autoren, Anekdoten, die erzählt werden, Redensarten, die daher entnommen sind u. s. w. Mit der steigenden Bildung und daraus fliessenden Milderung der Sitten und feinern Reizbarkeit der Nerven schlug dann bei den höheren Ständen die alte Vorliebe in Widerwillen um: Jemandem Zwiebeln anwünschen, bedeutete jetzt nichts Gutes, und Knoblauch geniessen und die entsprechende Atmosphäre verbreiten verrieth den Mann aus dem niedrigsten Volke oder ward als ein Ueberbleibsel aus der rohen, bäuerischen Zeit der Väter angesehen. Als der lydische König Alyattes den weisen Bias von Priene einlud, zu ihm zu kommen, fertigte dieser den Einlader mit der kurzen Antwort ab : nach meinem Willen soll der König Zwiebeln essen, Diog. Laert. Bias: *ἐγὼ δέ, φησίν, Ἀλυάττῃ κελεύω κρόμμυα ἐσθίειν.* Dieselbe Sage berichtet Plutarch von Pittakus von Mitylene, dem er noch eine Erweiterung in den Mund legt: der König solle Zwiebeln essen und heisses Brod verschlingen, Sept. sap. conviv. 10: *τῆς Πιττακοῦ βραχυλογίας, ᾗ πρὸς Ἀλυάττην ἐχρήσατο προςτάττοντά τι καὶ γράφοντα Λεσβίοις ὑπερήφανον, ἀποκρινάμενος οὐδέν, ἀλλ' ἢ μόνον κελεύσας κρόμμυα καὶ θερμὸν ἄρτον ἐσθίειν.* Dieselbe Redensart auch in Italien: in den Eumeniden des Varro hiess es (Riese, M. T. Varronis Sat. Menipp. reliquiae, fr. 28): *in somnis venit, jubet me cepam esse.* Der homerische Brauch, den Trunk mit Zwiebeln zu würzen, der sich mehr für Matrosen als für Könige zu schicken schien, erregte bei den Späteren Verwunderung, Plut. Symp. 4, 3, 8: *τὸ μὲν γὰρ Ὁμηρικὸν ἐκεῖνο »κρόμυον ποτοῦ ὄψον« ναύταις καὶ κωπηλάταις μᾶλλον ἢ βασιλεῦσιν ἐπιτήδειον ἦν.* Doch half man sich mit Unterscheidung der süssen und der herben Zwiebel; die erstere, noch jetzt im Orient gebräuchlich, von milderem Geschmack und Geruch, kann ohne Unbequemlichkeit aus freier Hand genossen werden; nur die andere, *κρόμυον δριμύ*, verbreitete den *lacrimosus odor* und konnte von Ennius *cepe maestum*, von Varro *cepe flebile,* von Lucilius *caepa lacrimosa* genannt werden. Bei einem komischen Dichter setzen die Athener den Dioskuren Käse, Oliven und Lauch nach alter Sitte zum Frühmal vor, Athen. 4, p. 137: *ὁ δὲ τοὺς εἰς Χιωνίδην*

ἀναφερομένους Πτωχοὺς ποιήσας, τοὺς Ἀθηναίους, φησίν, ὅταν Διοσκούροις ἐν Πρυτανείῳ ἄριστον προτιθῶνται, ἐπὶ τῶν τραπεζῶν τιθέναι τυρὸν καὶ φυστὴν (altväterischer Brodfladen aus Gerstenmehl), *δρυπεπεῖς τ' ἐλάας καὶ πράσα, ὑπόμνησιν ποιουμένους τῆς ἀρχαίας ἀγωγῆς,* — und dasselbe wendet Varro in mehr römischer Weise so, die Worte der Vorfahren hätten wohl nach Knoblauch geduftet, um so edler sei aber auch der Hauch ihres Geistes gewesen, bei Non. Marc. 3, p. 201: *avi et atavi nostri, cum alium ac cepe eorum verba olerent, tamen optume animati erant.* Schon bei Plautus ist, wie bei Aristophanes, Knoblauchgeruch das Zeichen des Armen und erregt dem Edlen heftigen Ekel, Mostell. 1, 1, 38:

At te Jupiter
Dique omnes perdant: fu, oboluisti alium,

worauf später der Andere sagt:

Tu tibi istos habeas turtures, piscis, avis,
Sine me aliatum fungi fortunas meas —

und bei Naevius (in Apella, Prisc. 6, 11, p. 681) kam der Vers vor:

ut illum di ferant, qui primum holitor cepam protulit.

Bekannt ist die an Mäcenas gerichtete dritte Epode des Horaz, in der der nervös organisirte Dichter seinem ganzen Abscheu gegen den Knoblauch halb ernst, halb scherzend Luft macht. Hart ist das Eingeweide der Schnitter, ruft er aus, — deren Arbeit in der That bei der Sommerglut des Südens zu den allerschwersten gehört, die darum viel vertragen können, und die auch bei Vergil sich mit Knoblauch stärken, Ecl. 2, 10:

Thestylis et rapido fessis messoribus aestu
Alia serpyllumque herbas contundit olentis.

Mir scheint es, fährt er fort, ein Gift, das eine böse Hexe mir beigebracht hat! Gebt es künftig den Verbrechern statt des Schierlingsbechers! Es versengt mir die Glieder, wie die Sonne Apuliens, wie das Nessusgewand den Körper des Herkules! Sollte jemals, o Mäcenas, eine Laune dich verführen, von diesem Kraut zu geniessen, dann möge die Geliebte deinen Kuss abwehren und fern von deiner Umarmung an das unterste Ende des Lagers sich flüchten! — Der letztere Gedanke: »das Mädchen küsst dich nicht, wenn du Lauch gegessen hast« (man könnte in moderner Weise sagen: wenn du Tabak rauchest oder schnupfest, — aber die heutigen Damen — rauchen selbst!), dieser Gedanke kehrt bei griechischen und römischen Dichtern auch sonst wieder, z. B. bei Martial. 1, 3, 18:

Fila Tarentini graviter redolentia porri
Edisti quotiens, oscula clusa dato —

und in einer Komödie des Alexis oder Antiphanes enthält sich der πόρνος, wenn er mit guten Gesellen speist, des Lauches, um dem Geliebten keinen unreinen Athem entgegenzubringen, Athen. 13, p. 572:

διὰ ταῦτ' ὁ πόρνος οὗτος οὐδὲ τῶν πράσων
ἑκάστοτ' ἐπιδειπνεῖ μεθ' ἡμῶν· τοῦτο δ' ἦν
ἵνα μήτι λυπήσειε τὸν ἐραστὴν φιλῶν.

Nach einer anderen Seite hin schaffte der durchdringende Geruch und Geschmack der Zwiebel und dem Knoblauch auch abergläubische Heilkraft, besonders die Kraft, bösen Zauber zu brechen und eingeflösstes Gift unwirksam zu machen. Denn alles Starkriechende hat diese abwehrende, das Feindselige erstickende Macht, wie auch der dampfende Schwefel als κακῶν ἄκος die durchMord befleckte Halle reinigt. Eine Schrift über die Heilkraft der *bulbi* wurde auf Pythagoras zurückgeführt, Plin. 19, 5, 30: *unum de iis (bulbis) volumen condidit Pythagoras philosophus, colligens medicas vires*, und der Knoblauch war Bestandtheil vieler Arzneien, besonders bei dem Landvolk, ibid. 6, 34: *alium ad multa ruris praecipue medicamenta prodesse creditur.* Da in der bei allen Griechen berühmten Stelle der Odyssee das Kraut μῶλυ — von den Göttern so benannt, mit schwarzer Wurzel und milchweisser Blüte, den Menschen schwer zu graben, den Göttern, die Alles können, leicht zugänglich — den Odysseus stark macht, die Künste der Circe zu vereiteln, so wurden später in den verschiedenen Landschaften bald diese bald jene zu Gegenzauber dienende Kräuter und Wurzeln mit dem schon zur Zeit des Dichters der Abenteuer mit der Circe nur in der Göttersprache noch vorhandenen, nachher ganz verschollenen Namen μῶλυ bezeichnet, darunter auch die aus der Gattung *allium.* So wuchs in gewissen Gegenden Arkadiens, wie Theophrast in dem für die populäre d. h. älteste Heilmittellehre überaus wichtigen 15. Kapitel des 9. Buches seiner Pflanzengeschichte berichtet, ein Kraut μῶλυ, mit runder zwiebelförmiger Wurzel, mit Blättern denen der Meerzwiebel ähnlich, als Gegengift und zur Abwehr von Zauber dienlich, sonst ganz zu Homers Worten passend, nur im Widerspruch mit ihnen ganz leicht zu graben, 9, 15, 7: τὸ δὲ μῶλυ περὶ Φενεὸν καὶ ἐν τῇ Κυλλήνῃ. φασὶ δ' εἶναι καὶ ὅμοιον ᾧ ὁ Ὅμηρος εἴρηκε, τὴν μὲν ῥίζαν ἔχον στρογγύλην προσεμφερῆ κρομύῳ, τὸ δὲ φύλλον ὅμοιον σκίλλῃ· χρῆσθαι δὲ αὐτῷ

πρός τε τὰ ἀλεξιφάρμακα καὶ τὰς μαγείας· οὐ μὴν ὀρύττειν γ' εἶναι χαλεπὸν ὡς Ὅμηρός φησι. Im Norden Kleinasiens und in der Pontusgegend, dem Gebiet der Gifte und Gegengifte, der Zauber und Gegenzauber, der blutstillenden und gegen Schlangenbiss feienden Wurzeln, an dessen Aberglauben und magischen Verrichtungen auch die Nachbarländer, Thessalien und Thracien auf der einen, Kolchis auf der andern Seite Theil nahmen, in dem kleinasiatischen Galatien und in Kappadocien trug die Bergraute, *πήγανον ἄγριον, ruta graveolens* oder *montana L.*, den homerischen Namen *μῶλυ* und diente ohne Zweifel zu Averruncationen, Dioscor. 3, 46: *καλοῦσι δέ τινες πήγανον ἄγριον καὶ τὸ ἐν Καππαδοκίᾳ καὶ τὸ ἐν τῇ κατὰ τὴν Ἀσίαν Γαλατίᾳ λεγόμενον μῶλυ* (folgt die Beschreibung). *Καλοῦσι δέ τινες αὐτὸ ἅρμαλα, Σύροι βησασᾶ —, Καππαδόκαι δὲ μῶλυ, ἐπεὶ καταποσὸν σώζει τὴν πρὸς τὸ μῶλυ ἐμφέρειαν, τῇ ῥίζῃ μέλαν καὶ τῷ ἄνθει λευκὸν ὑπάρχον.* Diesen Namen hatten die griechischen Ansiedler des Pontus mit ihrem Homer in das gift- und zauberkundige Land mitgebracht, und in die kappadocische wie in die galatische Sprache war es mit andern Gräcismen übergegangen. Denn wenn auch *μῶλυ* ursprünglich ein Fremdling war, dass das vorauszusetzende Mutterwort sich nach so viel Jahrhunderten bei den eingewanderten Galatern und den fernen Kappadoken lebendig erhalten hätte, erscheint uns hundertmal minder wahrscheinlich, als dass, wie in anderen Fällen, auch hier Homer die gemeinsame Quelle war.

Die Germanen lernten die eigentliche Zwiebel oder Bolle von Italien aus kennen, wie diese Namen lehren (beide aus ital. *cipolla*, dies aus dem spätlateinischen *cepulla*). Aber ein anderes merkwürdiges Wort geht nördlich der Alpen quer von West nach Ost durch die drei grossen Racen der Celten, Germanen und Slaven, in der ursprünglichen Bedeutung *herba*, *herba succulenta*, dann in der determinirten *porrum*, *cepe*, *allium*. Altirisch *lus*, kymrisch *llysian*, cornisch *les*, *herba*, *porrum* (*s* für älteres *x*, wie *dess* = *dexter*, *ses* = *sex*, *lisiu* = *lixivium*, deutsch Lauge, *llech locus absconditus* für *lex*, deutsch lugen, engl. *to look* u. s. w.); altn. *laukr*, ags. *leác* ahd. *louh* (also gothisch *lauks*); slav. *luku*, lit. *lúkai* plur. Dass hier nicht etwa Urverwandtschaft, sondern Entlehnung vorliegt, lehrt die gleiche Consonantenstufe im Deutschen und Slavischen; von wo aber ging das Wort aus, und in welcher Richtung wanderte es? Grimm Gr. 2, 22 leitet *laukr* vom gothischen *lukan claudere* ab (welches Verbum selbst sich ein wenig der Analogie entzieht) und

erklärt: *ab aperiendo folia;* danach wäre das Wort bei den Deutschen entstanden und rechts und links von Slaven und Celten erborgt worden — culturhistorisch wenig glaublich. Da die Urbedeutung *herba* bei den Celten am meisten erhalten geblieben, die enger fixirte *cepa, porrum* bei den Slaven, wie es scheint, die einzige ist; da die Celten, wie in allen Zweigen kultivirten Lebens, so auch im Garten- und Gemüsebau den weiter östlich in halber Wildheit verbliebenen verwandten Stämmen um Jahrhunderte vorausgingen, so scheint uns der Lauch und der Name dafür eher aus Gallien an die Ostsee, als vom Ilmensee und oberen Dniepr, Gegenden, die die Slaven noch zu Tacitus Zeit als Räuber durchstreiften, zum Rhein und zu den Fruchtgefilden und Städten an der Sequana und dem Rhodanus gekommen zu sein. Das auslautende *s* des celtischen Wortes konnte von den Deutschen als Nominativzeichen empfunden und als solches weggelassen worden sein. Doch muss hier Alles, wie natürlich, nur Vermuthung bleiben. Die Alazonen und Kallipiden in der Nähe Olbias am schwarzen Meer bauten zu Herodots Zeit, 4, 17, *κρόμμυα καὶ σκόροδα,* doch waren diese halbhellenisirten Scythen den nachmaligen Slaven räumlich nicht näher, als sie es bald den heranziehendeu Celten wurden, geistig aber viel ferner. Bei den Thrakern war die Zwiebel altherkömmlich und unentbehrlich, wenn wir nämlich dem Komiker bei Athen. 4, p. 131, der die thracischen Hochzeitsgebräuche schildert, trauen dürfen: dort erhalten bei der Vermählung des Iphikrates mit der Tochter des Königs Kotys die Neuvermählten ausser andern kostbaren Geschenken einen Krug Schnee, einen Keller Hirse und einen zwölf Ellen hohen Topf Zwiebeln:

χιόνος τε πρόχουν κέγχρων τε σιρὸν
βολβῶν τε χύτραν δωδεκάπηχυν.

Die thracischen *βολβοί* gehörten wohl demselben Kulturkreise an, wie die *κρόμυα* des Homer, und haben mit dem des europäischen Nordens nichts zu thun. Als die Slaven später in die Wohnsitze der Thraker rückten, wurden sie die Erben des thracischen Hirse und der thracischen Zwiebel. — Unser Knoblauch ist verdorbene neuere Aussprache für Kloblauch, ahd. *chlopolouh*, *chlovolouh,* welches Grimm als gespaltenen, zerriebenen Lauch, von klieben, klauben, erklärt hat; dass dies richtig ist, beweist das slavische *česnŭkŭ*, *česnĭcĭ*, welches von *česati pectere*, *radere*, auch *findere* abgeleitet ist. Das angelsächsische *gârleác,* engl. *garlick,* altirisch *gairleog* (entlehnt), altn. *geirlaukr* besagt soviel als Spiesslauch.

Ein in althochdeutschen Glossen vorkommendes *surio*, *surro* für *cepa*, *porrum*, und das littauische *swogunas* Zwiebel notiren wir, ohne eine Erklärung geben zu können. — Das Gegentheil von Knoblauch drückt das bäuerisch lateinische Wort *unio* bei Columella aus, d. h. die einfache, einzige Zwiebel, aus dem das französische *oignon* entstanden ist — denn dass dies *unio* nicht lateinisch, sondern nur Wiedergabe einer altgallischen Benennug der Zwiebel wäre, wie Stockes, Irish glosses No. 862, andeutet, kommt uns diesmal weniger wahrscheinlich vor.

Im europäischen Süden ist heut zu Tage Zwiebel und Knoblauch ganz eben so gesucht und gemieden, wie zu Zeit des Aristophanes und Plautus. In Italien versäumt kein Bauer, wenn er irgend kann, etwas Knoblauch im Garten zu ziehen und ihm fleissig zuzusprechen, während der Gebildete sich dieser Würze zu enthalten oder vorsichtig zu bedienen pflegt. Dass Spanien ein noch ärgeres Knoblauchland ist, als Italien, ist bekannt; wir erinnern nur an die köstliche Scene im Don Quixote, wo der edle Ritter an der Heerstrasse eine Bäuerin heranreiten sieht, sie für die schöne Dulcinea von Tobosa hält, in seiner Liebeshuldigung aber durch den stechenden Knoblauchsgeruch, der von dem vermeintlichen Edelfräulein ausgeht, etwas gestört wird und den unglücklichen Umstand durch die Tücke der Zauberer erklärt, die ihn schon so lange verfolgen und nun auch den süssesten, lange ersehnten Moment seines Lebens durch solchen Gestank verderben. Im Osten sind Russen und Türken, wie schon bemerkt, herzhafte Zwiebelesser, und auch weiter in den Orient hinein weht der Athem dieser Pflanzen überall, bei Hohen und Niedern.

Aus dem Orient stammen auch zwei andere Gewürzpflanzen, die wir hier gleich anschliessen, der Pfefferkümmel, *cuminum cyminum L.*, und der Senf, *sinapi album* und *nigrum L.* Bei dem ersteren liegt dies in dem griechischen Wort *κύμινον* unmittelbar zu Tage. Das hebräische *kammon* muss in den übrigen semitischen Sprachen ähnlich gelautet haben: aus einer derselben stammt die griechische Form, die das römische *cuminum* abgab, aus welchem letztern dann wieder alle europäischen Namen abgeleitet sind — nur dass die Deutschen sich die Endung etwas mundgerechter machten und die Slaven, die am Anfang der Wörter gern Consonanten häufen, mit Ausstossung des Vocals *kmin* sagten, woraus die Russen endlich mit Herstellung der beliebten Verbindung *tm* statt *km* ihr *tmin* schmiedeten. Der Weg, auf dem

dies Gewürz wanderte, ist also der bei zahlreichen Kulturobjecten beobachtete und kulturgeschichtlich, so zu sagen, normale. Theophrast berichtet, zum Gedeihen des Kümmels gehöre, bei der Saat Flüche und Lästerungen hören zu lassen, h. pl. 7, 3, 3: *πολυκαρπότατον δὲ τὸ κύμινον. ἴδιον δὲ καὶ ὃ λέγουσι κατὰ τούτου· φασὶ γὰρ δεῖν ʼκαταρᾶσθαί τε καὶ βλασφημεῖν σπείροντας εἰ μέλλει καλὸν ἔσεσθαι καὶ πολύ* (dasselbe auch 9, 8, 8). Diesem Aberglauben liesse sich nach mehreren Seiten hin eine Deutung abgewinnen, aber auf die Herkunft der Pflanze fiele dadurch, so viel wir sehen, kein neues Licht. Nach Dioskorides 3, 61 war der äthiopische Kümmel der beste, der von Hippokrates der königliche genannt worden sei. In unserm jetzigen Hippokrates findet sich nichts von einem *κύμινον βασιλικόν*, und Dioskorides bezieht sich entweder auf eine jetzt verlorene Schrift, die unter dem grossen Namen des koischen Arztes ging, oder, was wahrscheinlicher ist, sein Gedächtniss war ihm hier untreu. Am persischen Hofe wurde allerdings nach der bereits angeführten Stelle des Polyaenus auch äthiopischer Kümmel verbraucht und zwar täglich sechs *καπέτιες*, welches persische Maas dem attischen *χοῖνιξ* gleich war. Nach dem äthiopischen Kümmel kam als nächstbeste Sorte der ägyptische; unter dem erstern würde also der oberägyptisch-nubische zu verstehen sein, wenn wir nicht vorzögen, an den vom rothen Meer zu denken: da ja Aethiopen auch in Indien gedacht wurden. Der Kümmel, fährt Dioskorides fort, wächst auch in dem kleinasiatischen Galatien und in Cilicien, sowie im Tarentinischen (durch Verpflanzung): in der That bezieht ihn auch das heutige Griechenland aus levantinischen Häfen, besonders aus Smyrna, und Apulien treibt starken Kümmelbau und lebhaften Handel mit dem geernteten Produkt. Innerhalb des römischen Reiches — so ergänzt Plinius die Angaben des Dioskorides — gilt der Kümmel von Carpetanien im Herzen Spaniens für den besten, sonst der äthiopische und afrische oder auch der ägyptische, 19, 8, 47: *in Carpetania nostri orbis maxume laudatur, alioqui aethiopico africoque palma est. quidam huic aegypticum praeferunt.* — Im ganzen Alterthum war übrigens der Kümmel als ein mildes, anregendes, wohlschmeckendes Gewürz beliebt. Bei einem Dichter der mittleren Komödie sind Kraut, Kümmel, Salz, Wasser nnd Oel die gewöhnlichsten Küchenrequisite, um einen Fisch anzurichten, Athen, 7, p. 293:

γλαύκου φέρω κεφάλαια παμμεγέθη δύο
ἐν λοπάδι μεγάλῃ ταῦτα, λιτῶς προςαγαγὼν
χλόην, κύμινον, ἅλας, ὕδωρ, ἐλᾴδιον —

und bei Plinius reizt der Kümmel einen verdrossenen Magen am angenehmsten, l. l.: *fastidiis cuminum amicissimum.* Er galt für ein hochstrebendes Kraut, *in sublime tendens*, wie schon Pythagoras anerkannt haben sollte, und besass die Kraft, rothe Wangen zu bleichen, daher *exsangue cuminum* bei Horaz, und *pallentis grana cumini* bei Persius. Ehe der Pfeffer erfunden war oder in allgemeinen Gebrauch kam, spielten Samen, wie der römische Kümmel, der Schwarzkümmel, *nigella sativa*, der Koriander *κορίαννον*, u. s. w. natürlich eine wichtigere Rolle. Darunter heben wir den Schwarzkümmel hervor, weil er bei den Römern den orientalischen Namen *git*, *gith* führt und seinen Ursprung also an der Stirn trägt. Er kommt schon bei Plautus Rud. 5, 2, 39 vor, wenn anders die Stelle nicht verdorben ist; später wird er von Columella und Plinius als etwas Gewöhnliches genannt. Da er bei den Griechen anders heisst, Plin. 20, 17, 71: *git ex Graecis alii melanthium*, *alii melaspermon vocant*, so kann er nicht über Griechenland nach Italien gekommen sein — von wo anders also in so früher Zeit, als vom karthagischen Afrika? In der That berichtet ein Zusatz zu Dioskorides 3, 64, die Afrer nannten den *κορίαννος* (d. h. Wanzensamen, Koriander) *γοίδ*. Lesen wir dies Wort nach spät griechischer Aussprache *gid*, so ist dieser Name derselbe, wie der römische für *nigella sativa*, an den sich auch der althebräische *gad* für Koriander anschliesst. Ob dies *gad* ursprünglich semitisch oder selbst wieder entlehnt ist, kann uns hier gleichgültig sein; auch dass die Pflanzen verschieden sind, macht bei der Ungenauigkeit und Unbeständigkeit der Volks- und populären Handelssprache des Alterthums keine Schwierigkeit. — Der eigentliche Kümmel ist, wie bekannt, bis auf den heutigen Tag ein vielgebrauchtes, willkommenes Gewürz geblieben, das auf dem Brode, im Käse, Kohl u. s. w., besonders aber im Branntwein als Doppelkümmel auch den Hyperboreern gar sehr, oft nur allzusehr mundet.

Auch der Senf wird schon von den attischen Komikern als wohlbekannte, beissende Substanz erwähnt, die zwar zu Thränen und Gesichtsverzerrung reizt, aber trefflich sich eignet, eine abgeschmackte Kost zu stärken nnd zu beleben. Die Attiker nannten ihn *νᾶπυ*, während der hellenistische Name *σίναπι*, *σίναπυ* und

danach der lateinische *sinapi*, *sinapis* war. Die erstere Form, die auch in der Erweiterung *νάπειον* vorkommt, stimmt auffallend mit dem lateinischen *napus*, die Steckrübe, überein, mit welcher letztern die Senfstaude einige Aehnlichkeit hat und deren Namen sie annehmen oder der sie den ihrigen geben konnte. *Νᾶπυ* heisst der Senf bei allen Aelteren, z. B. Aristoph. Eq. 631:

κἄβλεψε νᾶπυ καὶ τὰ μέτωπ' ἀνέσπασεν,

und auch Theophrast sagt nie anders, bis seit der macedonischen Zeit die um die Silbe *σι* längere Form auftaucht, zuerst bei einem Dichter der neueren Komödie, Athen. 9, pag. 404:

σίναπι τούτοις παρατίθημι καὶ ποιῶ
χυλοὺς ἐχομένους δριμύτητος, τὴν φύσιν
ἵνα διεγείρας πνευματῶ τὸν ἀέρα.

Der Verfasser dieser Verse wird im überlieferten Text Anthippus genannt; da ein solcher Name unerhört ist, so haben die Herausgeber dafür Anaxippus gesetzt, welcher Dichter zur Zeit des Antigonus und Demetrius Polyorcetes lebte. Noch älter indess wäre das abgeleitete Verbum *σιναπίζειν*, Athen. 9, 367: *τὸ θυγάτριόν τέ μου σεσινάπικε διὰ τῆς ξένης* — wenn die Worte in Ordnung sind und der Urheber derselben, Xenarchus, richtig zur mittleren Komödie gerechnet wird. Bei dem alexandrinischen Dichter Nicander ist der vollere Name häufig und seitdem das ältere *νᾶπυ* ausser Gebrauch und nur noch literarisch vorhanden (einmal bei Lucian, wohl durch Affectation?). In Italien herrscht *sinapi* ausschliesslich (schon bei Ennius und Plautus), während *napus*, wie gesagt, nur die Kohlrübe bedeutet. In welchem Verhältniss beide Formen zu einander stehen — denn dass sie völlig unabhängig von einander und also der Gleichklang nur zufällig wäre, scheint doch nicht annehmbar — und wie die Vorsatzsilbe hinzutreten oder wegfallen konnte, darüber haben wir keine Meinung. In den Gesetzen der Sprache, aus der das Wort entnommen wurde, konnte diese Doppelform begründet sein, aber welches war diese Sprache? In Athen galt für den besten Senf der von der Insel Cypern, *νᾶπυ Κύπρου*, wie wir aus den Versen des Eubulus bei Pollux 6, 67 ersehen. Benfey Griech. Wurzelwörterb. 1, 428 stellt eine Vermuthung auf, wonach das Wort ursprünglich sanskritisch, dann in persischem Munde umgestaltet, endlich noch mehr verwandelt zum griechischen *σίναπι* geworden wäre — der Sache nach nicht unwahrscheinlich, ob aber der Form nach möglich und lautlich ohne Gewaltsamkeit? Ueber *νᾶπυ*, *νάπειον* weiss auch Benfey

nichts zu sagen, obgleich es ihm sonst an Muth der Ableitung nicht fehlt. — Das ital. *mostarda*, franz. *moutarde* u. s. w. stammt von dem Most, *mustum*, mit dem der Senf angemacht wurde, der deutsche Senf aber wie der Essig, die Zwiebel, der Kümmel, das Oel und der Salat, wie Lattich, Endivie, Cichorie, Kresse, Sellerie, Petersilie, Fenchel, Anis und vieles Andere — aus Italien.

LINSEN und ERBSEN.

Nahe der Zeit nach schliessen sich an den ersten Anbau der mehlreichen Gräser auch die noch jetzt gebräuchlichen Hülsenfrüchte an, in manchen Gegenden den erstern an Rang und Nutzen fast ebenbürtig, sei es zur Ernährung der Menschen oder als Thierfutter oder als Brach- und Zwischenfrucht, und auch darin jenen gleichkommend, dass ihre Körner — ein sehr wesentlicher Vorzug — nicht vergänglich sind, sondern sich lange aufbewahren und in die Ferne tragen lassen. Von der Bohne, als einem sehr alten Nahrungsmittel, ist an einer anderen Stelle (Anmerk. 7) im Vorübergehen gesprochen; auch Linse und Erbse mussten in den Ländern, wo sie wild wuchsen, frühe unter den Kräutern des Feldes durch ihren essbaren Samen den Hirten bemerkbar werden: von da an war, als Noth und Beispiel dem schweifenden Leben immer engere Grenzen steckten, bis zur künstlichen Ausstreuung derselben nur ein Schritt. Wo aber wuchsen sie wild? und von wo ging folglich ihre Kultur aus? Da die Naturforscher bis jetzt darüber nichts Bestimmtes auszusagen wissen, so finden wir uns wieder auf die uralten Zeugnisse zurückgewiesen, die in den Sprachen niedergelegt sind und von den sich folgenden Menschengeschlechtern in unbewusstem Thun bis in die Zeiten weiter gerettet wurden, wo das historische Morgengrauen anbricht. Aber auch dort scheint diesmal nur ein vieldeutiges, unbestimmtes Orakel auf unsere Fragen zu antworten. Erstlich sind die bezüglichen Namen zum Theil von so allgemeinem Charakter, dass sie sehr alt sein können, die Frucht aber, die sie benennen, jung; zweitens steigt mitten in der Freude, bei getrennten Völkern eine übereinstimmende individuelle Bezeichnung zu finden, der böse Zweifel

auf, ob nicht Kulturunterricht ganz später Zeit d. h. Entlehnung das Wort weiter getragen; drittens entzieht sich auch in dem letzteren Falle, der immerhin belehrend sein würde, oft der Zusammenhang selbst unseren Blicken d. h. es bleibt oft fraglich, ob die Ueberlieferung von Nord nach Süd u. s. w. oder in umgekehrter Richtung geschehen sei. Nur so viel erkennen wir mit einiger Deutlichkeit, dass die Linse schon ein Besitz der vorindogermanischen Kultur und den europäischen Völkern von Südost her zugekommen ist, dass umgekehrt die Erbse — wir fassen unter diesem Namen alle verwandten Arten zusammen — dem Norden d. h. dem mittleren Asien angehört und sich von dort am Pontus vorüber den Weg nach Europa gebahnt hat.

Die Linse in Aegypten, namentlich bei dem semitischen Grenzort Pelusium und sonst im Nildelta, wo Phacussa oder Phacussae, die Linsenstadt, lag, ist vielfach bezeugt, und die gleiche bei den alten Hebräern kennt Jeder aus der sog. biblischen Geschichte, mit der man seine früheste Jugend aufgezogen hat. Der Erzvater kochte einen Linsenbrei, und so köstlich war diese Speise, dass der ältere Sohn dafür dem jüngeren das Recht der Erstgeburt verkaufte. Und den David, da er in der Wüste verweilte, versehen seine Freunde ausser anderen Lebensmitteln auch mit Linsen, 2 Sam. 17, 28: «brachten.... Weizen, Gerste, Mehl, Sangen (geröstete Aehren), Bohnen, Linsen, Grütz, Honig, Butter, Schaf und Rinder, Käse zu David und zu dem Volk, das bei ihm war, zu essen, denn sie gedachten, das Volk wird hungrig, müde und dürstig sein in der Wüsten.» Der althebräische Name dafür *adaschim* ist noch der heutige bei den Arabern und auch von den Persern adoptirt worden (Ol. Celsius, Hierobot. 2, 103 ff.). Den Griechen, den Zöglingen der Semiten, konnte auch diese Frucht nicht lange verborgen bleiben. Zwar Homer erwähnt sie nicht; aber in Athen ist seit der Mitte des fünften Jahrhunderts das Linsenessen schon eine Sitte des niederen Volkes, deren sich der Begüterte und Gebildete enthält, und hat also bereits eine lange Geschichte hinter sich, z. B. Aristoph. Plut. 1004:

ἔπειτα πλουτῶν οὐκέθ' ἥδεται φακῇ·
πρὸ τοῦ δ'ὑπὸ τῆς πενίας ἅπαντ' ἐπήσθιεν.

Also: «jetzt wo er reich geworden ist, mag er Linsen nicht mehr; früher, da er noch arm war, ass er was ihm vorkam.» Die Griechen nannten die Linse und das Gericht daraus *φακῆ*, die Pflanze und ihre Frucht *φακός* — mit einem dunklen Worte, das ganz

einsam steht d. h. in keiner verwandten Sprache sein Analogon hat, auch nicht nach Italien weiter gewandert ist. Denn bei den Römern, wo schon der alte Cato in seiner Landwirthschaft Linsen säen und Linsen mit Essig behandeln lehrt, trägt die Frucht den ganz abweichenden Namen *lens*, *lentis* — der also nicht aus griechischer Quelle stammt. Aus welcher aber? Wir haben nicht einmal eine Vermuthung darüber. Auch aus dem Lateinischen selbst bietet sich keine Ableitung. Ist, wie in dem ähnlich klingenden *lens, lendis*, nach lateinischer Weise ein Anfangs-*c* abgefallen? oder dürfen wir an *lentus*, *lenis* denken? — Auf dem richtigen Wege gelangte die Linse weiter aus Italien über die Alpen nach Deutschland und zu Litauern und Slaven. Althochdeutsch *linsi*, mittelhd. *linse* aus dem Lateinischen; litauisch *lenszis*, slavisch *ląśta*, *ląśtica*, *leśća, lćśća*, magyarisch *lencse* u. s. w. — Alles nur das im barbarischen Munde nach Bedürfniss umgemodelte lateinische *lens*, *lentis*. Die Slaven haben daneben noch einen anderen Ausdruck: *soćivo*, *lens*, auch *legumen* überhaupt, *novella tritici grana*, *lupinus*, in den lebenden Sprachen gewöhnlich in verlängerter Form: russ. *cećevica*, *soćevica*, poln. *soczevica*, *coczka*, böhm. *ćoćovice*, *soćovice*. Damit vergleicht sich das altpreussische *lituckekers* Linsen, *keckers* Erbsen. Wie das letztere, sind auch die assibilirten slavischen Formen nur ein Nachhall des lateinischen *cicer*, deutsch Kicher, italienisch *cece*, französisch *chiche*.

Unter den vielfachen Namen für die Erbse und ihre Arten ist der interessanteste, weil altbezeugte und noch heute in seinen Abkömmlingen lebende, das griechische ἐρέβινθος. Es steht nämlich schon bei Homer und zwar neben der Bohne: Helenus, der Sohn des Priamus, hatte auf den Menelaus einen Pfeil abgeschossen, dieser aber sprang von der Rüstung ab, wie auf weiter Tenne im Wehen des Windes die dunklen Bohnen und die Erebinthen von der Wurfschaufel springend fliegen, Il. 13, 588:

ὡς δ᾽ ὅτ᾽ ἀπὸ πλατέος πτυόφιν μεγάλην κατ᾽ ἀλωὴν
θρώσκωσιν κύαμοι μελανόχροες ἢ ἐρέβινθοι
πνοιῇ ὕπο λιγυρῇ καὶ λικμητῆρος ἐρωῇ,
ὣς ἀπὸ θώρηκος Μενελάου κυδαλίμοιο
πολλὸν ἀποπλαγχθεὶς ἑκὰς ἔπτατο πικρὸς ὀϊστός.

Ob hier die Kicher- oder die gemeine oder die Platterbse u. s. w. zu verstehen sei, lehrt die Stelle unmittelbar nicht; der um so viel Jahrhunderte spätere Theophrast freilich spricht, wenn er ἐρέβινθος sagt, sicher von der Kichererbse, da er die Schote für

rund erklärt, h. pl. 8, 5, 2: *στρογγυλόλοβα καθάπερ ὁ ἐρέβινθος*. Aus dem Hiatus bei Homer aber und aus einigen bei Hesychius erhaltenen mit *γ* beginnenden Formen, in denen sich zugleich ein *l* dem *r* substituirt hat, erhellt, dass das Wort ursprünglich mit einem Digamma begann. Trennen wir das im ältern Griechisch häufige und, wie es scheint, deminutivische Suffix *ινθ-* ab, so fällt *ἐρέβινθος* mit dem anderen Erbsennamen *ὄροβος* zusammen. Da ferner auch das inlautende *β* nur ein verhärtetes Digamma ist, so wird die Urform des Wortes *FopFoς* gewesen sein (s. Legerlotz in Kuhns Zeitschrift 10, 379, wo uns der Vorbehalt der Redaction nicht wohl angebracht scheint), die sich nicht weiter auflösen lässt, und in der uns ein Fremdwort aus Kleinasien vorliegen kann. Nach Kleinasien aber kann der *ὄροβος* oder *ἐρέβινθος* nicht aus den warmen Palmenländern nach Indien zu, denen Theophrast h. ph. 4, 4, 9 ausdrücklich sowohl den *ἐρέβινθος* als *φακός* abspricht, gekommen sein und eben so wenig aus dem syrisch-ägyptischen Kulturkreise, innerhalb dessen die Frucht nirgends erwähnt wird, folglich nur aus dem Gebiet des Pontus und des Kaukasus, das mit dem inneren Asien in natürlichem Zusammenhang stand. Als die Kultur der Erbse von den Griechen nach Italien gebracht und den Römern bekannt wurde, war das anlautende Digamma in der Aussprache schon verschwunden, denn die Lateiner sagten *ervum*, *ervilia*, *Festus*: *ervum et ervilia a* Graeco *sunt dicta quia illi ervum ὄροβος*, *ervilium ὀρόβινον appellant*. Die lateinische Wortform liegt dann weiter der deutschen zu Grunde, noch ohne Ableitung im angelsächsischen *earfe*, plur. *earfan*, in den übrigen deutschen Sprachen mit *t* weiter gebildet, woraus sich in hochdeutscher Lautverschiebung das althochd. *arawîz*, *araweiz* und dann durch fernere Entstellung unser heutiges Erbse ergab. In seiner Geschichte der deutschen Sprache hatte Grimm die deutschen Wörter noch für entlehnt gehalten, S. 46 Anm.: «mit der Sache scheinen uns diese Namen von Römern zugebracht», bei Ausarbeitung des Wörterbuchs aber, wo sein Sinn immer grüblerischer geworden war und das Einfache ihm nicht genügte, schrieb er unter Erbeiss: «die Wurzel liegt völlig im Dunkel.» Wir halten uns, wie in anderen Fällen, an den älteren Grimm, besonders an den unsterblichen Verfasser der Grammatik; indess, sehen wir genauer zu, so könnte vielleicht in der That nicht das lateinische *ervum*, sondern das griechische *ἐρέβινθος* die Quelle von *arawîz*, *ervet* u. s. w. und der Zeitpunkt, wo die Erbsen den Deutschen

bekannt wurden, in die Jahrhunderte hinaufzurücken sein, in denen die Gothen und andere deutsche Völker an der unteren Donau unmittelbar mit griechischer Sprache oder mit Völkern griechischer Halbkultur zusammenstiessen. Wackernagel, die Umdeutschung fremder Wörter, Ausgabe 2, S. 18 drückt sich unbestimmt aus: «aus dem Griechischen und Lateinischen entlehnt ἐρέβινθος ahd. *arawîz araweiz*»; an einer anderen Stelle, S. 14, bemerkt er, das Hochdeutsche habe schon frühe das griechische *th* als *t* genommen, weil sonst aus ἐρέβινθος nicht *arawîz* hätte werden können; dass der Anfangsvocal im Hochdeutschen ein *a* ist, erklärt er aus dem im gothischen *ai* vor *r* — denn nur so konnte Ulphilas das ε in ἐρέβινθος schreiben — doch noch hörbaren *a* (Beispiele davon S. 18). Die gothische Form des Wortes entgeht uns leider; nach *arawîz* rathen wir auf *airveits*: in ἐρέβινθος nämlich wurde das *b* schon wie *v*, das *th* in nordgriechischer Weise wie *d* gesprochen; aus diesem *d* ergab sich regelmässig ein goth. *t*, ahd. *z*; der Diphthong *ei* entstand aus Unterdrückung des *n*, wie *seiteins* aus *sinteins*, *peikabagms* aus φίνιξ, φίνικος (so wurde damals schon statt φοίνιξ ausgesprochen) u. s. w. Hätten die Deutschen die Erbse schon in ihren alten Sitzen vor der sogenannten Völkerwanderung gekannt, so würde der deutsche Name dafür sicherlich mit dem litauischen und slavischen identisch sein.

Neben ὄροβος und ἐρέβινθος besassen die Griechen noch eine alterthümliche Benennung für die gemeine Erbse: πίσος, πισός, πίσον, πίσσον. Dieses Wort bringen alle Etymologen in Verbindung mit dem Stamme, zu dem das lateinische *pinsere*, *pisere* stampfen gehört, und die Ableitung hat gewiss viel Wahrscheinlichkeit, für das Alter der Frucht ist damit aber nichts gewonnen. Sie ist damit nicht sowohl als mahlbare, wie Grimm will, bezeichnet — denn dass sie gemahlen werde, ist grade bei der Erbse nicht von nöthen —, auch nicht als zu einem Brei verkochte, wie Curtius erklärt, — denn dieser Begriff liegt nicht in der Wurzel und dem daraus erwachsenen Wortstamme —, sondern als Körnerfrucht, aus runden Stückchen oder Kügelchen bestehend, wie sie beim Zermalmen und Zerstampfen sich ergeben und bei grobem Kies, Hagelschauern u. s. w. der Anschauung vorlagen: litauisch *péska* Sand (auch *smiltis*, begrifflich fast dasselbe), altslavisch *pěsŭkŭ*, Sand, auch *calculus*, russ. *pesok*, poln. *piasek* u. s. w. Das längst vorhandene Wort wurde also auf die Erbse angewandt und blieb an ihr haften. Dem Beispiel der Griechen folgten die Lateiner

mit ihrem *pisum*, wenn sie das Wort nicht direkt entlehnten; es erhielt sich in den romanischen Sprachen und ging auch in die keltischen und in's Englische über, nicht aber zu den Germanen, vielleicht ein weiterer Wink, dass diese ihr Erbse schon früher, noch vor Beginn des mittelalterlichen Kultureinflusses von Süden und Westen gebildet hatten.

Aehnlich wie mit *πίσον* verhält es sich mit dem reduplicirten lateinischen *cicer*, dem nach Curtius, Grundzüge, zweite Aufl., no. 42b, der Begriff des Harten, also kleiner harter Körperchen, zu Grunde liegt. Dasselbe Wort wäre das griechische *κέγχρος*, welches aber in die Bedeutung Hirse ausgewichen war und in dieser sich fixirte. Schwierigkeit macht nur der Umstand, dass die kurzen, dicken, an einem Ende etwas umgebogenen Schoten des *cicer arietinum*, *κριὸς ὀροβιαῖος*, wirklich einem Widderkopf ähnlich sehen — wodurch die Deutung nach einer anderen Seite abgelenkt wird. Wie die Zwiebeln und Linsen in Athen, bildeten Zwiebeln und Kichererbsen in Italien die frugale Mahlzeit der ärmeren Volksklasse, z. B. Horat. Sat. 1, 6, 114:

inde domum me
Ad porri et ciceris refero laganique catinum —

daher auch bei den Floralien Bohnen und Kichern unter das Volk ausgestreut wurden, das sie mit Gelächter aufzufangen suchte. Jedermann weiss, dass, wie Lentulus, Fabius, Piso nach den entsprechenden Körnern, so Cicero nach den Kichern benannt ist; wir erinnern hier nur desshalb daran, weil solche populäre Beinamen nur einer dem Volke altbekannten Speise oder Feldfrucht entnommen sein können. Das deutsche Kicher, preussische *keckers* verdient Erwähnung, weil es in eine Zeit weist, wo das *c* noch wie *k* gesprochen wurde; viel jünger ist die andere Form Zieser und wohl aus dem norditalischen *sizer*, *sezer* entsprungen.

Andere griechische Ausdrücke, wie *ὦχρος*, *ἄρακος* oder *ἄραχος* und *λάθυρος* übergehen wir, weil sie für die Geschichte nichts ergeben, und halten uns nur noch bei einem merkwürdigen slavischen Worte auf: altslavisch *grachŭ* in der Bedeutung *faba*, russisch *goroch*, polnisch *groch*, böhmisch *hrách* die Erbse, slovenisch *grah*, *grahor*, *grahorica* die Wicke. Das neugriechische *γράχος* wird ein Lehnwort aus dem Slavischen sein, eben so das albanesische *grośe*, *grośa* die Linse. Wohl aber muss *vicia cracca* bei Plinius dasselbe Wort sein, welches wieder auf das reduplicirte griechische *κάχληξ*, *κόχλαξ* Kiesel, Steinchen hinweist. Letzteres stellte sich

slavisch als *grachŭ* dar, wie *χάλαζα* (für *χάλαδjα* und dies für *χλάδjα*) als *gradŭ*. Auch hier also würde der Name für die Körner der Hülsenfrüchte auf den Begriff *calculus* zurückzuführen sein, den die verschiedenen Völker, sei es zufolge angeborener gleicher Richtung der Phantasie oder nach dem Beispiel derer, von denen sie jene Körner erhielten, gleichmässig anwandten.

Da die Wicke nur als grünes Futterkraut oder zur Nahrung der Tauben, Hühner u. s. w. in der späteren Zeit künstlicher Bodenwirthschaft angebaut wurde, so ist der Weg vom griechischen *βίκος*, *βικίον* zum lateinischen *vicia*, von diesem zu dem deutschen Wicke und weiter zum litauischen *wikke* u. s. w. der normale, den so viel Dinge und Namen gewandert sind.

LORBEER und MYRTE,

laurus nobilis, myrtus communis L.

BUCHSBAUM,

buxus sempervirens L.

In frühe Zeit fällt auch die Einführung der Myrte und des Lorbeers, — die eine der Aphrodite, der andere dem Apollo heilig, und beide, wie in Mignons Liede, so auch bei den Alten oft zusammengenannt, z. B. Verg. Ecl. 2, 54:

Et vos, o lauri, carpam, et te, proxima myrte:
Sic positae quoniam suavis miscetis odores,

oder bei Horaz, Od. 3, 4, 18, wo die Tauben das schlafende Dichterkind mit Lorbeer und Myrte bedecken:

ut premerer sacra
Lauroque collataque myrto.

Beide gelangten im Gefolge wandernder religiöser Kulte von Ort zu Ort weiter in's griechische Land und wurden um die entsprechenden Heiligthümer angepflanzt. Die Myrte, ihres balsamischen Duftes wegen so benannt, kam aus eben der Gegend, von wo die orientalische Naturgöttin, die Aphrodite, stammte. In Lydien jenseits des Hermos in der Stadt Temnos hatte schon Pelops, des Tantalos Sohn, der Aphrodite aus lebendiger Myrte

ein Bild gemacht, damit die Göttin ihm bei Bewerbung um die Hippodamia günstig sei (Pausan. 5, 13, 4). In Cypern, dem Sitze der Astarte, ward des Priester-Königs Cinyras Tochter, die Myrrha, nachdem sie mit dem Vater in blutschänderischem Umgang gelebt, um sie nach der Entdeckung vor der Verfolgung desselben zu retten, in einen Myrthenbaum verwandelt, aus dem nach vollendeter Zeit Adonis geboren wurde (Serv. ad V. Aen. 5, 72). Dasselbe erzählte der Epiker Panyasis, nur hiess bei ihm der Vater Theias und war ein assyrischer (d. h. syrischer) König, die Tochter aber ward in den Myrrhenbaum, Smyrna, die arabische Myrte, verwandelt (Apollod. 3, 14, 4). Auch bei Hyginus (Fab. 58) ist Cinyras, ihr Vater, ein assyrischer König. Bei dem Fest der Hellotien, das in Kreta und Korinth, Stätten altsemitischer Religionsübung, der Mondgöttin Europa gefeiert wurde, ward auch ein ungeheurer Myrthenkranz mitaufgeführt, Hellotis genannt, nach dem gleich oder ähnlich lautenden Namen der Göttin selbst (Et. Magn., Athen. 15, p. 678 und Schol. zu Pind. Ol. 13, 39). Auch die Namen der Amazonen, der Priesterinnen der kleinasiatischen Mondgöttin, Myrina, deren Grabhügel schon in der Ilias erwähnt wird, Smyrna, nach der die Stadt des Namens benannt sein sollte, u. s. w., weisen auf die mit dem Dienst der Göttin verknüpften Räucherungen, Salbungen und Bekränzungen mit Myrrhen und Myrten. Als die drei uralten, der Insel Cythere gegenüberliegenden Städte, Side, nach der Tochter des Danaus genannt, Etis und Aphrodisias, beide von Aeneas, dem Sohne der Aphrodite, gegründet, sich zu gemeinsamer Anlage einer neuen Stadt Böä, *Βοιαί*, vereinigten, da zeigte ihnen ein Hase (ein aphrodisisches Thier), der sich in einem Myrtenbusch verbarg, den passenden Ort dazu an; die Myrte ward zu einem Götterbilde geweiht und bestand noch zu Pausanias Zeit, unter dem Namen der Artemis Soteira (Pausan. 3, 22, 9). Polycharmus aus Naukratis erzählte in seiner Schrift über die Aphrodite, in der dreiundzwanzigsten Olympiade habe Herostratus auf einer Kaufmannsfahrt in Paphos in Cypern ein kleines Bild der Aphrodite erworben und sei darauf nach Naukratis unter Segel gegangen; nicht weit von der ägyptischen Küste habe ihn plötzlich ein Sturm überfallen, so dass die Schiffsleute zum Bilde der Aphrodite sich wandten und die Göttin um Rettung anflehten; diese, die den Naukratiten hold war, habe darauf das ganze Schiff plötzlich mit grünen Myrtenzweigen und süssem Duft erfüllt — wie im homerischen

Hymnus auf Dionysos dieser das Schiff der den Gott verkennenden Seeleute ganz mit Weinlaub und Epheu füllt —, zugleich sei die Sonne wieder erschienen und die Fahrenden seien glücklich in den ersehnten Hafen eingelaufen; da habe Herostratus sowohl das Bild, als alle die Myrtenzweige im Tempel der Aphrodite als Weihgeschenk niedergelegt und im Heiligthum selbst ein Mahl gegeben, bei dem die Gäste Myrtenkränze trugen, und solche Kränze seien seitdem naukratische genannt worden (wörtlich aus Polycharmus bei Athen. 15, p. 675). Da dies in der 23. Ol. geschehen sein soll, also vor der Gründung des Delta-Emporiums, das den griechischen Namen Naukratis trug, so bestand hier also schon früher eine Seestation mit Aphroditekultus, wie denn die unterägyptische Küste seit uralter Zeit mit Syrien, Phönizien und Cypern durch Schifffahrt und Wanderung verbunden war und mit diesen Ländern in religiöser Wechselwirkung stand. Als im Verlaufe der Zeit die Aphrodite aus einer unter barbarischer Form angeschauten und mit zuchtlosen Bräuchen verehrten Naturpotenz bei den Griechen immer mehr zur Personification weiblicher Schönheit und des Liebesgenusses geworden war, da fehlte auch nirgends im uferreichen Lande bei Tempeln, in Gärten und bald auch im Freien an den Felsenküsten der Myrtenstrauch, wegen seines lieblichen Duftes, der freundlichen Gestalt seiner unverwelklichen immergrünen Blätter, der weissrothen Blüten und gewürzhaften Beeren allgemein beliebt und reichlich zu Schmuck und Kränzen verwandt, auch bei Gelegenheiten, wo Aphrodite nicht unmittelbar waltete. Nur der strengen Hera und der Artemis war begreiflicher Weise die Myrte verhasst und von ihrem Dienst ausgeschlossen, und in den seltenen Fällen, wo wir die keusche Artemis mit dem bräutlichen Gewächs in Verbindung gebracht finden, da mag, wie bei der obigen Artemis Soteira in Böä, die Verwandlung der bewaffneten Aschera von Askalon, der Göttin von Cythere, in eine griechische Gestalt nur eine andere Richtung genommen haben. — Auch der Lorbeer ward wegen des scharfen aromatischen Geruchs und Geschmacks seiner immergrünen Blätter und Beeren frühe ein Götterbaum. Der starke Duft seiner Zweige verscheuchte Moder und Verwesung, und derjenige Gott, der aus einer Personification der die Seuche sendenden und also auch von ihr wieder befreienden Sonnenglut allmählig zum ernsten Gott der Sühne für sittliche Befleckung und Erkrankung geworden war, Apollo, der Leto Sohn, Apollo Katharsios, erwählte sich diesen Baum als

Zeichen und magisches Mittel der von ihm ausgehenden Reinigungen. Zwar im ersten Buch der Ilias, wo das Heer der Achäer sich entsündigt (ἀπελυμαίνοντο) und die λύματα in's Meer geworfen werden, ist von dem Lorbeer nicht die Rede, aber in der Sage von Orestes, dem von den Erinyen umgetriebenen und dann durch Apollo von Wahn und Schuld geheilten Muttermörder, hat auch der Lorbeer, der Baum der Sühne, seine Stelle. Als Orestes in Trözen in einem eigenen Gebäude, σκηνή des Orestes genannt, da den Befleckten kein Bürger in sein Haus aufnehmen wollte, vom Mutterblute gesühnt worden war und die καθάρσια in die Erde vergraben waren, sprosste von ihnen ein Lorbeerbaum auf, der noch zu Pausanias Zeit vor der σκηνή zu sehen war (Pausan. 2, 31, 11). Apollon selbst, da er den Python erlegt hatte, bedurfte der Sühne des vergossenen Blutes: auf Geheiss des Zeus (κατὰ πρόσταγμα τοῦ Διός) eilte er — wie die Thessaler erzählten — nach der thessalischen Hestiäotis in das Thal Tempe, kränzte sich dort mit dem Lorbeer neben dem Altare, nahm einen Zweig des Baumes in die Hand und zog auf der pythischen Strasse als herrlicher Orakelfürst in Delphi ein (Ael. V. H. 3, 1). Diesen mythischen Vorgang wiederholten die Delphier alle acht Jahre in einer eigenen heiligen Darstellung: ein delphischer Edelknabe zog, wie einst der Gott, mit der Theorie der Daphnephoren zu dem Altare im Thal Tempe, brach sich den Sühnzweig von dem Baume und kehrte auf dem vom Mythus bezeichneten heiligen Wege von einer apollinischen Kultstätte zur anderen zum delphischen Tempel zurück (O. Müller, Dorier, 2. Ausgabe, 1, 204 ff.). Griechenland bedeckte sich, je dichter die apollinischen Heiligthümer in allen Landschaften ausgestreut waren, um so mehr mit gepflanzten, duftenden, immergrünen Lorbeerwäldchen. Weil der Baum einmal dem Gotte gehörte, nahm er auch Theil an dessen übrigen göttlichen Neigungen und Verrichtungen. Der Lorbeerstab (αἴσακος) verlieh dem Seher und Weisssager die Kraft, das Verborgene zu schauen; Apollo selbst gab seine Orakel vom Lorbeer her, Hom. hymn. in Apoll. 396:

χρείων ἐκ δάφνης γυάλων ἄπο Παρνησοῖο,

und im Allerheiligsten um und an dem Dreifuss, von dem die Pythia weisssagte, schlangen sich Lerbeerzweige. Und da die Dichter auch Seher sind und Apollo, der Musenfürst, sie erfüllt, so wurde der Lorbeerzweig und der Kranz aus Lorbeerblättern auch das Abzeichen der Sänger, das die musische Begeisterung weckende Zaubermittel. So gaben die Musen dem Hesiodus, wie

er selbst rühmt, den helikonischen Lorbeer in die Hand, auf dass er mit Götterstimme das Zukünftige und das Vergangene verkünde, Theogon. 30:

καί μοι σκῆπτρον ἔδον δάφνης ἐριθηλέος ὄζον
δρέψασθαι, θητητόν· ἐνέπνευσαν δέ μοι αὐδὴν
θείην, ὡς κλείοιμι τά τ' ἐσσόμενα πρό τ' ἐόντα.

Bei apolinischen Festzügen, Opfern, Wettspielen, Anrufungen und Besprengungen, Abwendungen von Uebel und Krankheit an Menschen und Pflanzen u. s. w. dienten Lorbeerreiser als nirgends zu missendes Wahrzeichen der Gegenwart des Gottes. Gediehen diese an einer günstigen Stelle besonders gut, dann bildete sich bald die Fabel, hier sei die Daphne ursprünglich entstanden und geboren worden: so erzählten die Arkader, Daphne sei die Tochter ihres Flusses Ladon und der Erde gewesen und dort in einen Lorbeerbaum verwandelt worden Serv. ad V. Aen. 2, 513. Pausan. 8, 20, 2.). Nach Python aber war der Lorbeer von Thessalien übertragen worden, wie die Sage in mancherlei Wendungen übereinstimmend berichtet: der Kranz der Sieger in den pythischen Spielen ward Anfangs aus Tempe beschafft (Argum. Pind. Pyth.) oder bestand aus Eichenlaub, da der Lorbeer dort noch fehlte (Ov. Met. 1, 449) u. s. w. Der Scholiast zu Nic. Alex. 198 sagt geradezu: Θεσσαλικῆς, διότι πρῶτον ἐκεῖ εὑρέθη τὸ φυτόν. Der Lorbeer war also ein thessalisches Gewächs: weiter führt vorläufig die Spur nicht.

Begeben wir uns auf italischen Boden, so waren diesem sowohl Aphrodite als Apollo ursprünglich fremd. Erst die griechischen Ansiedlungen brachten beide Gottheiten und mit ihr die Myrte und den Lorbeer in die westliche Halbinsel. Die Vorstellungen der campanischen Griechen von des Aeneas, des Sohnes der dardanischen Aphrodite, Wanderfahrt und Niederlassung in Italien, der weite Ruhm und Einfluss des von den Phöniziern gegründeten, dann von den Griechen übernommenen Heiligthums der Venus Urania in Eryx auf Sicilien, die von dort ausgehenden neuen Stiftungen, dies Alles konnte nicht verfehlen, wie den Kultus der Göttin, so auch ihr Lieblingssymbol unter den Bewohnern des Westens zu verbreiten. Zu allererst sollte die Myrte in diesen Gegenden auf der Insel der Circe, dem Vorgebirge südlich von den pontinischen Sümpfen, am Grabe des Elpenor, des jugendlichen Gefährten des Odysseus, der wein- und schlaftrunken vom Dache gestürzt war (Od. 10, 552 ff.), erschienen sein, Theophr. h. pl.

5, 8, 3 und nach ihm Plin. 15, 29, 36: *primum Circeis in Elpenoris tumulo visa traditur Gracumpue ei nomen remanet quo peregrinam esse adparet.* In den grossgriechischen Städten war auch Apollo ein viel verehrter Gott, dem die fromme Hand der Tempelstifter und der ihn mit Opfern und Gebet Angehenden seinen Baum zu pflanzen gewiss nicht unterliess. In Rhegium sollte Orestes vom Mutterblute gesühnt worden sein, wie in Athen und Trözen; er gründete dort dem Apollo einen Tempel, aus dessen geweihtem Hain die Rheginer, wenn sie nach Delphi pilgerten, den Lorbeer mitzunehmen pflegten (Varro bei Prob. Verg. Ecl. Prooem.); Münzen der Brettier, von Nola u. s. w. zeigen den Apollokopf mit Lorbeerkranz (Mommsen, Römisches Münzwesen, S. 130, 165 u. s. w.); in Cumä, der Heimath der sibyllinischen Sprüche, stand der Tempel des weissagenden Gottes auf der Burghöhe über dem Meere; von dort her ergoss sich griechische Bildung nach Cicero's Ausdruck nicht als dünnes Bächlein, sondern in vollem Strom über die Barbaren und trug ihnen vor Allem die Verehrung der reinsten griechischen Göttergestalt und deren Attribute zu. Der Lorbeer fand bald seine Stelle in den zahlreichen dem Apolloglauben wahlverwandten Lustrations- und Sühnungsgebräuchen der latinisch-sabinischen Religion, in dem Dienst der Laren, in der Feier der Palilien und Poplifugien, bei Triumphzügen siegreicher Heere und Feldherren — denn er reinigte von dem im Kriege vergossenen Blute, wie die Myrte, das Symbol der Vereinigung und des Glückes, denjenigen schmückt, der den Feldzug ohne Schwertschlag beendigt hat —, und ward auch nach dieser reinigenden Kraft benannt.[35]) So konnte um 300 vor Chr. Theophrast (an dem soeben a. O.) schon sagen, die latinische Ebene sei reich an Lorbeer- und Myrtenbäumen und die Berge an Tannen und Fichten. Anderthalb Jahrhunderte später finden wir bei Cato drei Lorbeerarten genannt, *laurus Cypria, Delphica, silvatica*, von welchen Namen die beiden erstern sich selbst erklären, der letzte aber wohl auf *Viburnum Tinus L.* geht (Plin. 15, 30, 39: *tinus; hanc silvestrem laurum aliqui intelligunt)*, wie auch die wilde Myrte, *μυρσίνη ἀγρία* des Dioskorides, nichts ist als der Mäusedorn, *ruscus aculeatus L.* Dass der Lorbeer nicht etwa in Italien einheimisch war, beweist auch die Analogie der Insel Corsica, wo die ursprüngliche Wildniss sich bis in die historische Zeit erhielt, und an welcher Italien daher, wie immer Continente an gegenüberliegenden Inseln,

ein Spiegelbild seiner eigenen Vorzeit hatte: auf Corsica wuchs keine Art Lorbeer, gedieh aber später nach der Einführung ganz wohl, Plin. 15, 30, 39: *notatum antiquis nullum genus laurus in Corsica fuisse, quod nunc satum et ibi provenit.* In Italien war der Lorbeer immer ein Tempel- und Gartenbaum, und der nordische Wallfahrer, der von hesperischen Lorbeerwäldern träumt, wird sich in dieser Hinsicht sehr getäuscht finden. Auch in Griechenland ist *laurus nobilis* im wilden Zustande meistens nur ein grösserer Strauch, wächst aber wohl unter günstigen Umständen zu einem stattlichen Baum heran. Fraas (*Synopsis plantarum florae class. p.* 288) fand ihn im südlichen Griechenland selten, erst im nördlichen, namentlich im phthiotischen Thessalien, waldähnlich versammelt und Haine bildend, »wenigstens in der Nähe von Klöstern, die sich ihre Zucht angelegen sein lassen.« Zur Zeit Hesiod's muss der Baum in Böotien am Helikon schon nicht ungewöhnlich gewesen sein, da der Dichter (Op. et d. 435, also in einer der ächtesten Partien des Gedichts) die Vorschrift giebt, die Deichsel des Pfluges aus Lorbeer- oder Ulmenholz zu machen, als dem Wurmfraas nicht ausgesetzt:

δάφνης δ' ἢ πτελέης ἀκιώτατοι ἱστοβοῆες.

Auch die Höhle des Cyclopen in der Odysse ist schon in Lorbeer versteckt, 9, 182:

ἔνθα δ' ἐπ' ἐσχατιῇ σπέος εἴδομεν, ἄγχι θαλάσσης,
ὑψηλὸν, δάφνῃσι κατηρεφές.

Der Baum kam, wie wir vermuthen, aus Kleinasien nach Europa hinüber, wohl als Begleiter einer lustrirenden Religion, sei es mit wandernden Thrakern oder Karern oder Kretern u. s. w. Von dem Seher Branchus, dem mythischen Stifter des Branchiden-Orakels bei Milet, welches die jonischen Einwanderer als karisches Institut schon vorfanden, berichtet die Sage, er habe bei einer Pest in Milet die Milesier mit Lorbeerzweigen besprengt und gereinigt (Clem. Alex. Strom. 5. p. 570 B. ed. Paris. 1629. fol.). Eine andere Erwähnung des Lorbeers in der Argonautensage führt auf den thracischen Bosporus. Dort wohnte in der Vorzeit das mythische Volk der Bebryker, nach Strabo thrakischen Stammes, deren König Amykos, Sohn des Poseidon, sich mit Polydeukes in einen für ihn tödtlichen Faustkampf einliess — wie Apollonius Rhodius am Anfang des zweiten Buches der Argonautica ausführlich erzählt. Die Helden kränzten sich nach

dem Siege mit dem Laube eines am Ufer wachsenden Lorbeers, an dem sie ihr Schiff mit Seilen befestigt hatten, und sangen zn Orpheus Leier den Hymnus, 159:

ξανθὰ δ' ἐρεψάμενοι δάφνῃ καθύπερθε μέτωπα
ἀγχιάλῳ, τῇ καί τε περὶ πρυμνήσι' ἀνῆπτο,
Ὀρφείῃ φόρμιγγι συνοίμιον ὕμνον ἄειδον.

Dazu bemerkt der Scholiast nach dem einen von zwei ältern Autoren, die jenes Lokal in ihren Schriften behandelt hatten: es stehe dort wirklich ein hoher Lorbeerbaum an einem noch bewohnten Orte, der Amykos heisse, fünf Stadien vom Chalcedonischen Nymphäum entfernt; nach dem andern: es befinde sich dort ein Heroon des Amykos, und wer von demselben ein Reis breche, verfalle in Schmähungen (*εἰς λοιδορίαν ἀνίστησι*). Nach Plinius wuchs der Lorbeer seit Bestattung des Amycus auf dessen Grabe und hiess der unvernünftige, weil, wenn ein Reis davon aufs Schiff gebracht wurde, sogleich Zank entstand, bis es wieder weggeworfen wurde, 16, 44, 89: *in eodem tractu portus Amyci est Bebryce rege interfecto clarus*; *ejus tumulus a supremo die lauro tegitur quam insanam vocant*, *quoniam si quid ex ea decerptum inferatur navibus jurgia fiunt, donec abiciatur.* Der Lorbeer hat auch hier die Bedeutung der Sühne nach geschehener Tödtung; dass er aber zu bösen Reden verführt, und *insana* oder *δάφνη μαινομένη* heisst (bei Arrian. peripl. Ponti Eux. und Steph. Byz.) kommt daher, weil er auf dem Grabe oder beim Sacellum des prahlerischen, streitsüchtigen Riesen wuchs.[36]) Noch weiter nach Nordosten bei Panticapäum (dem heutigen Kertsch in der Krim) hatte man, wie Theophrast h. pl. 4, 5, 3 berichtet, Myrte und Lorbeer anzupflanzen versucht, zum Zwecke priesterlicher Verrichtungen (*πρὸς τὰς ἱεροσύνας*, nämlich des Apollo und der in Panticapäum vielverehrten Aphrodite), aber der Versuch misslang, offenbar der scythischen Winter wegen. Plinius wiederholt diese Nachricht, mischt aber seltsamer Weise den König Mithridates ein, 16, 32, 59: *circa Bosporum Cimmerium in Panticapaeo urbe omni modo laboravit Mithridates rex et ceteri incolae, sacrorum certe causa, laurum myrtumque habere: non contigit.* Hing diese Anpflanzung — falls Plinius nicht aus blosser Zerstreutheit, wie ihm dies nicht selten begegnet, den Mithridates herbeigezogen hat[37]) — mit der Religion des pontischen Königs, der vom persischen Stamme war, zusammen, so wird auch von den Persern selbst erwähnt, sie bedienten sich bei gewissen heiligen Handlungen der Myrten und Lorbeerreiser, die sich also

doch in ihrem Lande finden mussten, Herod. 1, 132: *Τῶν δὲ ὡς ἑκάστῳ θύειν θέλει, ἐς χῶρον καθαρὸν ἀγαγὼν τὸ κτῆνος καλέει τὸν θεὸν, ἐστεφανωμένος τὸν τιήρην μυρσίνῃ μάλιστα.* Strab. 15, 3, 14: Wenn die Perser dem Wasser opfern, *εἶτ' ἐπὶ μυρρίνην ἢ δάφνην διαθέντες τὰ κρέα, ῥάβδοις λεπτοῖς ἐφάπτονται οἱ Μάγοι καὶ ἐπᾴδουσιν κτλ.* Ob diese Pflanzen wirklich *myrtus communis* und *laurus nobilis* waren, darf in Anbetracht des Klimas zweifelhaft scheinen; die uferliebende Myrte (*amantis litora myrtos*, *litora myrtetis laetissima*) und auch der Lorbeer sind Gewächse eines milden, von Extremen freien Himmelsstrichs. Die Myrte ist in dieser Beziehung, wie auch Theophrast h. pl. 4, 5, 3 bemerkt, noch zärtlicher als der Lorbeer. Die erstere verbreitete sich, wenn wir uns nicht täuschen, von Südosten her über die Felsenufer des mittelländischen Meeres; der andere, häufig nicht bloss in Cilicien, wo er fast bis an die berühmten cilicischen Thore reicht, in dem apollinischen Lycien, an den Gestaden Kleinasiens bis Troas hinauf, sondern auch am Südrande der Propontis und des Pontus bis Georgien, wo er aufhört (s. Tchihatcheff, Asie mineure, botanique II. p. 445 und die daselbst angeführten Werke von Sestini, Grisebach und Koch), ward zuerst in den Norden der hellenischen Halbinsel und weiter nach Süden und Westen getragen, ohne indess in Europa im freien Stande, sowohl was die Zahl als die Pracht der Exemplare betrifft, so fröhlich zu gedeihen, wie in Vorderasien.

Die Frage, ob das geringere Abbild der Myrte, der immergrüne Buchsbaum, der südeuropäischen Flora ursprünglich angehört, werden alle Botaniker unbedenklich mit Ja beantworten; dem Historiker ist die Sache noch nicht so ausgemacht. Beim ersten Blick muss auffallen, dass die lateinische Benennung *buxus* (oder in der ältern, volksmässigen Form *buxum*) von den Griechen, bei denen das Gewächs *πύξος* heisst, entlehnt ist — denn an eine Urverwandtschaft beider Wörter wird Niemand denken wollen — und dass also ein in Italien einheimischer Strauch oder Baum einen fremden Namen trägt. Das Holz des *buxus* wurde seit dem frühen Alterthum wegen seiner Härte, Dichtigkeit, Schwere, unvergänglichen Dauer und wegen der fehlerlosen Glätte der daraus gefertigten Platten hochgeschätzt; es war das nordische und abendländische Ebenholz; es diente zu Werkzeugen aller Art, zu Cithern und Flöten, Schmuckkästchen, Tafeln, Thürpfosten, Götterbildern, wie auch heut zu Tage die Holzschneidekunst es

nicht entbehren kann; Grundes genug das Bäumchen zu verbreiten, welches nach Theophrast h. pl. 3, 6, 1 zu den *εὐαυξῆ* gehört d. h. zu solchen Gewächsen, die sich leicht vermehren, und also, nachdem es in einer dunkeln Periode, aus der es keine Urkunden giebt, von Menschen weitergetragen worden, in historischen Zeiten leicht sich auf dem neuen Boden als freigeboren darstellte. Wenn es aber von Asien herübergekommen war, — in welcher Gegend dieses Festlandes lag der Punkt, von dem seine Wanderung ausging? Theophrast in dem wunderbaren Abschnitt seiner Pflanzengeschichte, wo er das Bild einer Pflanzengeographie entwirft, die schon das ungeheure Reich Alexanders des Grossen und einen Theil der Welt darüber hinaus umfasst, — wir meinen die ersten Kapitel des vierten Buches —, rechnet 4, 5, 1 die *πύξος* unter die *φιλοψύχρα* d. h. unter die Gewächse nicht des warmen, sondern des kalten Himmelsstrichs, und im vorhergehenden Kapitel hatte er berichtet, der griechische Epheu lasse sich in den babylonischen Gärten wegen der übergrossen Milde des Klimas gar nicht, der Buchsbaum und die Linde aber nur mit grosser Schwierigkeit ziehen, 4, 4, 1: *τοῦτο μὲν οὖν οὐ δέχεται ἡ χώρα διὰ τὴν τοῦ ἀέρος κρᾶσιν· ἀναγκαίως δὲ δέχεται καὶ πύξον καὶ φιλύραν· καὶ γὰρ περὶ ταῦτα πονοῦσιν οἱ ἐν τοῖς παραδείσοις.* Aehnlich äussert er sich de caus. pl. 2, 3, 3; in den heissen Ländern, wo die Dattelpalme gedeiht, kommen Buchsbaum und Linde schwer fort: *ταῦτα γὰρ ὅλως ἐν τοῖς ἐμπύροις οὐ φύεται, χαλεπῶς δὲ καὶ καὶ πύξος καὶ φιλύρα.* Der Buchsbaum war also kein Gewächs des warmen semitischen Landstrichs, und der im Alten Testament Jes. 41, 19. 60, 13 und in etwas anderer Form Ezech. 27, 6 genannte Baum kann schon aus diesem Grunde nicht *buxus* sein, wie Bochart und nach ihm Celsius wollten. Aber auf den Gebirgen des pontischen Kleinasiens wucherte der Baum in unermesslicher Fülle, und erreichte in Höhe und Dicke ein Wachsthum, wie nirgends in Griechenland. Dort in Paphlagonien, bei der Stadt Amastris, war besonders das Cytorusgebirge, welches nahe an das schwarze Meer herantritt, wegen seiner Buxuswaldung berühmt, Theophr. 3, 15, 5: *φύεται δ' (ἡ πύξος) ἐν τοῖς ψυχροῖς τόποις καὶ τραχέσι· καὶ γὰρ τὰ Κύτωρα τοιοῦτον οὗ ἡ πλείστη γίνεται.* Strab. 12, 13, 10: *πλείστη δὲ καὶ ἀρίστη πύξος φύεται κατὰ τὴν Ἀμαστριανὴν καὶ μάλιστα περὶ τὸ Κύτωρον.* Catull. 4, 13:

Amastri Pontica et Cytore buxifer.

Verg. Georg. 2, 437:

Et juvat undantem buxo spectare Cytorum —

und wie es hiess: Eulen nach Athen oder Fische in den Hellespont tragen, und wie wir sagen: Holz in den Wald tragen, so galt nach Eustathius ad Il. 1, 206 auch das Sprüchwort: Du hast Buchsbaum auf den Cytorus gebracht, *πύξον εἰς Κύτωρον ἤγαγες.* Zu dem Cytorus fügt Plinius noch das Berecyntus-Gebirge in Phrygien am Flusse Sangarius, 16, 16, 28: *buxus ... Cytoriis montibus pluruma et Berecyntio tractu.* Eben so die Dichter: Verg. Aen. 9, 619:

buxusque vocat Berecyntia matris
Idaeae.

Ovid. ex Pont. 1, 1, 45:

pro sistro phrygiique foramine buxi.

Da nun die Paphlagonier schon bei Homer Bundesgenossen der Troer sind und von den dortigen Henetern die Maulthiere stammten, so erklärt sich, dass schon das Epos, obgleich in einem seiner jüngsten Theile, dem 24. Buch der Ilias, dem alten Priamus einen maulthierbespannten Wagen giebt mit einem aus Buxus gearbeiteten schön verzierten Joche, 268:

κὰδ' δ' ἀπὸ πασσαλόφι ζυγὸν ᾕρεον ἡμιόνειον,
πύξινον, ὀμφαλόεν, εὖ οἰήκεσσιν ἀρηρός.

Auch auf dem macedonischen Olympus wuchs der Buchsbaum schon zu Theophrast's Zeit, aber verkümmert, niedrig, knotenreich und darum den Technikern nicht nutzbar, Theophr. h. pl. 3, 15, 5: *ψύχρος δὲ καὶ ὁ Ὄλυμπος ὁ Μακεδονικός· καὶ γὰρ ἐνταῦθα γίνεται πλὴν οὐ μεγάλη (ἡ πύξος).* 5, 7, 7: *πύξῳ δὲ χρῶνται μὲν πρὸς ἔνια, οὐ μὴν ἀλλ' ἥ γε ἐν τῷ Ὀλύμπῳ γινομένη διὰ τὸ βραχεῖά τε εἶναι καὶ ὀζώδης ἀχρεῖος.* In dem mehr südlichen Griechenland, dem Gebiet des heutigen Königreichs, ist *buxus sempervirens* ungewöhnlich; von dem Westlande aber und insbesondere von der Insel Kyrnos hat Theophrast gehört, dort wachse der höchste und schönste Buchsbaum, der jeden anderen an Länge und Dicke übertreffe, und davon habe der dortige Honig seinen üblen Geruch, h. pl. 3, 15, 3: *μεγίστη δὲ καὶ καλλίστη ἐν Κύρνῳ· καὶ γὰρ εὐμήκεις καὶ πάχος ἔχουσαι πολὺ παρὰ τὰς ἄλλας. Δι' ὃ καὶ τὸ μέλι οὐχ ἡδὺ ὄζον τῆς πύξου.* Den Griechen, die einen Theil der Küsten Italiens, Galliens und Spaniens schon frühe mit Kolonien besetzt hatten, blieb doch das Innere der genannten Länder lange und bis in die jüngste Epoche fast unbekannt, und noch zu Theophrast's Zeit ruht

ein Schleier darüber, der den Schriftstellern des Mutterlandes nur momentane einzelne Blicke gestattet. Besonders Corsica war damals noch ein halb mythisches Land, das den griechischen Schiffern und Handelsleuten wie im Nebel verborgen lag, und auf welches nach der uralten Anschauung der Identität des äussersten Westens mit dem äussersten Osten, gewohnheitsmässig die Naturgaben des Pontus, in diesem Fall das gepriesene Holz des Buchsbaums, übertragen werden konnten. Denn auch im Pontus hatte der Honig seinen widrigen Geruch von dem Buchsbaum, Aristot. de mir. auscult. 18: *ἐν Τραπεζοῦντι τῇ ἐν τῷ Πόντῳ γίνεται ἀπὸ τῆς πύξου μέλι βαρύοσμον* (wiederholt von Aelian h. a. 5, 42), und noch ein so später Schriftsteller wie Diodor berichtet 5, 14 über Corsika wie über ein Phantasieland, in dem tugendhafte und gerechte Menschen leben, gleich den Abiern und Hyperboreern, und die einfachen Sitten der Hirtenwelt herrschen. Sei es nun, dass auf diese Art die Phantasie in die gefürchteten dichten Wälder der Insel den Buchsbaum nur hineinschaute, oder dass wirklich die jetzt den balearischen Inseln eigenthümliche, früher vielleicht weiter über die atlantisch-iberische Welt, wie Korkbaum und Speiseeiche, verbreitete Art, die die Botaniker *buxus balearica* nennen, auch auf Corsica sich fand — auf jeden Fall gehört der Zusammenhang zwischen dem bitteren Honig und dem Buchsbaum der Insel in das Reich der Fabel, ja jene Eigenschaft des Honigs selbst ist nur von der gleichen des pontischen abgeleitet. Dass aber wenigstens an der italischen Küste und zwar bei dem heutigen Policastro in Kalabrien im fünften Jahrhundert vor Chr., zwei bis dreihundert Jahre nach der ersten Ankunft der Griechen in jenen Gegenden, der Buchsbaum wuchs, geht aus dem Namen der Stadt *Πυξοῦς*, bei den Italern *Buxentum*, hervor: dieser von Mikythos, Tyrannen von Messana, Ol. 78, 2 oder 467 vor Chr. gegründete Ort war ohne Zweifel nach dem in der Umgegend vorgefundenen *buxus* benannt. Bei den späteren Römern diente der lebendige Strauch, wie noch heute, zu Einfassung von Gängen und Beeten und wurde nach dem Geschmack der damaligen Gartenkunst von der Hand der *topiarii* und *viridarii* zu mannichfachen Gestalten, Thierbildern, sogar Buchstaben zugeschnitten, — worüber der jüngere Plinius in der Schilderung seiner tuscischen Villa, Ep. 5, 6, uns ein belehrendes Document hinterlassen hat. Ein so allgemein verwendetes Gewächs und ein so gesuchtes Holz musste sich nach und nach in passenden Localitäten Dasein und Raum schaffen.

Der ältere Plinius wiederholt nach seiner Art die Angaben, die er bei Theophrast fand, darunter auch die vom corsischen Buchsbaum; Einiges aber fügt er auch selbstständig oder aus anderen Quellen hinzu, was über die damalige Verbreitung des Baumes Licht giebt, 16, 16, 28 (wir geben hier den Text nach Detlefsen): *tria ejus genera: gallicum quod in metas emittitur amplitudine proceriores; oleastrum in omni usu damnatum gravem praefert odorem; tertium genus nostras vocant, e silvestri, ut credo, mitigatum satu, diffusius et densitate parietum, virens semper ac tonsile. Buxus Pyrenaeis ac Cytoriis montibus plurima* (u. s. w., s. o.). Die gallische Art halten wir für die balearische, die edler, höher und gegen die nordische Kälte empfindlicher ist, als die gemeine, und eben dahin mag der Buchsbaum der Pyrenäen gehört haben; die beiden anderen unterschieden sich nach Plinius eigener Andeutung nur wie Verwilderung und Kultur. In den achtzehn Jahrhunderten seit Plinius hat sich der Buchsbaum an den Küsten Frankreichs, Englands, ja Irlands in völliger Freiheit angesiedelt; da ihn dorthin sicher erst menschlicher Verkehr gebracht hat, so wird es nicht unvernünftig sein, für eine viel frühere Zeit eine ähnliche Wanderung von Kappadocien in das europäische Mittelmeergebiet anzunehmen.

Dass die europäische Benennung des Baumes in allen Sprachen aus der lateinischen stammt, kann nicht verwundern; interessanter aber ist, wie seit dem Mittelalter das beliebte Material allem ursprünglich daraus Gefertigten den Namen lieh. So im Deutschen Büchse (in allen Bedeutungen, auch in der des Feuergewehrs); französisch *boîte* die Schachtel, *boiter* hinken (d. h. aus der Pfanne, *boîte*, bringen oder gerathen); *boisseau* der Scheffel, englisch *bushel*; *boussole* der Kompass, spanisch *bruxula; buisson* der Strauch, ital. *buscione; buste*, ital. *busto* die Büste (nach Diez); slavisch *pušika*, *puška* die Kanone, *puškarĭ* der Kanonier, magyarisch *puska* (aus dem deutschen *buhsa, puhsa*) und manches Andere[38].

DER GRANATAPFELBAUM,

(punica granatum L.).

Religiöser Verkehr hat in alter Zeit auch den herrlichen Granatbaum nach Europa gebracht, dessen purpurne Blüte im

glänzenden Laube und rothwangige, kernreiche Frucht die Phantasie symbolisch denkender Völker Vorderasiens von Anbeginn lebhaft ergreifen musste. In der Odyssee sind an zwei schon früher behandelten Stellen unter den Früchten im Garten des Phäakenkönigs und unter denen, die den phrygischen Tantalus durch ihren Anblick quälen, auch Granatäpfel, ῥοιαί, welcher Name allein schon für die Herkunft des Gewächses aus semitischem Sprach- und Kulturkreise entscheidendes Zeugniss ablegt[39]). Im syrisch-phönizischen Götterdienst war der Baum von so hervorragender Bedeutung, dass der Name des Granatapfels, Rimmon, mit dem des Sonnengottes, Hadad-Rimmon, zusammenfällt (Movers, Phönizier, 1, 196 ff.). In Cypern hatte Aphrodite selbst den Baum gepflanzt (nach dem Komiker Eriphus bei Athen. 3. p. 84); er war dem Adonis geweiht und in die phrygischen theogonischen Mythen vielfach verwebt. Der Apfel, den der troische Paris der Aphrodite, der Landesgöttin, im Streite mit den eindringenden Kulten der Athene und Hera als Preis zuerkannte, war ohne Zweifel ursprünglich als Granatapfel gedacht. Eine zweite griechische Benennung der Frucht und des Baumes, σίδη, stammte, wie ῥοιά aus Syrien, so vermuthlich aus Kleinasien und mag karisch oder phrygisch u. s. w. gewesen sein. Literarisch erscheint das Wort zuerst in dem von Plutarch (Symp. 5, 8, 2) aufbewahrten Verse des Empedokles (v. 220. Stein.):

οὕνεκεν ὀψίγονοί τε σίδαι καὶ ὑπέρφλοα μῆλα,

also in der Mitte des fünften Jahrhunderts. Die Schriften des Hippokrates, in denen das Wort gleichfalls wiederholt vorkommt, gewähren zwar keine sichere Zeitbestimmung, wohl aber Aufklärung über Localität und Mundart, in denen es gebräuchlich war. Die Böoter sagten σίδη, die Athener ῥοά: Athenäus erzählt nach Agatharchides (14. p. 650 f.), einst hätten die Böoter und Athener um ein Grenzland, Namens Σίδαι, gestritten; da habe Epaminondas plötzlich einen Granatapfel hervorgeholt und gefragt: wie nennt ihr dies? Als darauf die Athener erwiderten: ῥοά, rief Epaminondas: wir aber σίδη, und blieb auf solche Art Sieger im Streit. In viel ältere Zeit, als diese Erwähnungen, führen die Namen von Ortschaften, die von der σίδη entlehnt sind. An der lakonischen Küste lag eine Stadt Side, nach einer Tochter des Danaus benannt, im politischen Verein mit den beiden auf Troas hinweisenden Orten Etis und Aphrodisias (s. oben bei der Myrte); in der Landschaft Troas selbst nennt Strabo (13, 1, 11 und 42)

eine Stadt Sidene am Granikus nebst gleichnamigem Gebiet; ein anderes lycisches Sidene erwähnt Stephanus von Byzanz nach Xanthus; ein Flecken bei Korinth oder ein Hafenort in Megaris *Σιδοῦς* trug besonders schöne *μῆλα* (Nicand. in seinen Heteröumena und andere Gewährsmänner bei Athen. 3. p. 82), worunter dem Namen des Ortes nach ursprünglich oder vorzüglich Granatäpfel zu verstehen waren; Dörfer mit demselben Namen kennt Stephanus von Byzanz an der kleinasiatischen Küste bei Klazomenä und bei Erythrä; eine Stadt *Σιδοῦσσα* in Ionien kam bei Hecatäus in seiner Umschiffung Asiens vor und wird auch später noch erwähnt. Side in Pamphylien, welches auf seinen Münzen einen Granatapfel zeigt, lag zwar dem syrischen Süden schon nahe, war aber eine Gründung des äolischen Kyme (Strab. 14, 4, 2: *Σίδη, Κυμαίων ἄποικος*). Auch im innersten Pontus endlich lag in der glücklichen Landschaft Sidene, also dem Granatenlande, die hochgelegene Küstenstadt Side (Strab. 12, 3, 16). Eine ältere, auch von Kallimachus (in lavacr. Pall. 28) gebrauchte Wortform *σίβδη* statt *σίδη* — älter, weil die letztere aus der ersteren, nicht wohl aber jene aus dieser entstehen konnte — führt direkt nach Karien, Steph. Byz.: *Σίβδα, πόλις Καρίας.* — Wie in Asien, dient der Baum und seine Frucht denn auch in Griechenland in den entsprechenden Kulten zum Ausdruck dunkler Vorstellungen von Zeugung und Befruchtung und wiederum von Tod und Vernichtung. Eine phrygische Färbung trug die thebanische Legende, nach welcher am Grabe des Eteokles ein von den Erinyen gepflanzter Granatbaum wuchs, aus dem, wenn man eine Frucht brach, Blut floss (Philostr. Imag. 2, 29), oder jene andere, nach welcher beim Grabmal des Menoikeus, der beim Anzug des Polynices, einem delphischen Orakelspruch gehorchend, sich selbst den Tod gegeben hatte, eine Granate aufgesprosst war, deren reife Früchte innerlich wie von Blut geröthet waren (Pausan. 9, 25, 1). Auf der bildgeschmückten Lade des Kypselos im Heräum zu Olympia, deren Anfertigung in das erste Jahrhundert der Olympiadenrechnung fällt, und die noch Pausanias an Ort und Stelle fand und genau beschrieben hat, sah man den Gott Dionysos in einer Höhle liegend, um ihn herum aber Weinstöcke, Apfel- und Granatbäume wachsend (Paus. 5, 19, 1: *δένδρα δὲ ἄμπελοι περὶ αὐτὸν καὶ μηλέαι τε εἰσὶ καὶ ῥοιαί*). Das im Heräum zwischen Argos und Mycene von Polyklet gearbeitete Bild der Göttin hielt in der einen Hand das Scepter mit dem Kukuk, in der anderen den Granatapfel — was dieser

letztere bedeutet, fügt Pausanias bei Beschreibung des Werkes (2, 17) hinzu, verschweige ich, da es nicht auszusprechen ist. Er bedeutete aber eben die Erdgöttin als die vom Himmel befruchtete und unendlich hervorbringende, wie der Kukuk die regnerische Frühlingszeit, in der jene Befruchtung vor sich geht. Besonders im Mythus von dem Pluto und der Proserpina erscheint der Granatapfel als bedeutungsvolles Attribut: schon der homerische Hymnus auf die Demeter berichtet, wie Persephone in der Unterwelt einen Kern der Frucht (*ῥοιῆς κόκκον, μελιηδέ' ἐδωδήν*) zu kosten gezwungen worden d. h. mit dem Aïdoneus sich geschlechtlich verbunden habe und ihm dadurch verfallen sei.

Wie bei der argivischen Hera, so wird auch in dem abgeleiteten Herakult der achäischen Städte in Italien, besonders der ihnen gemeinsamen Hera Lakinia bei Kroton, das Symbol des Granatapfels und also auch bei Tempeln und in Gärten der Baum selbst nicht gefehlt haben. Darauf deutet hin, was von der Siegesstatue des Milon von Kroton in Olympia berichtet wird: dieser grossgriechische Athlet, der schon um das Jahr 520 vor Chr. lebte, war als Priester der Hera dargestellt und trug als solcher in der linken Hand einen Granatapfel (Philostr. vit. Apoll. 4, 28, woselbst der Satz aufgestellt ist: *ἡ ῥοὰ δὲ μόνη φυτῶν τῇ Ἥρᾳ φύεται*). Weiter muss der Verkehr der Römer mit den campanischen Griechen, der die erycinische Aphrodite und die vom troischen Ida stammenden sibyllinischen Bücher nach Rom brachte, auch die Kunde der Granatfrucht, dieses häufigen Symboles, und des Baumes, auf dem sie wuchs, vermittelt haben. In der That finden wir den Granatzweig in einer der ältesten Partien des römischen Priesterrituels erwähnt: die Gattin des *flamen Dialis*, die *Flaminica*, die in Tracht und Sitte ein Abbild der römischen Matrone aus der Urzeit darstellte, trug auf dem Haupte einen Granatenzweig, *arculum*, *inarculum*, dessen Enden mit einem Faden weisser Wolle an einander geknüpft waren[40]), offenbar zum Zeichen ehelicher Fruchtbarkeit — wie das Haupt ihres Gatten mit einem Oelzweig am *apex* geschmückt war. Hier wird die Granate nicht jüngeren Datums sein, als die Olive, die, wie wir sahen, zur Zeit der Tarquinier in Italien auftrat. «Granatäpfel von Thon sind zugleich mit sonstigen Früchten ähnlicher Votivbestimmung aus unteritalischen, hauptsächlich nolanischen Gräbern — zahlreich vorhanden» (Gerhard, Denkm. und Forsch. 1850, n. 14. 15). Um so mehr dürfen wir uns wundern, in Italien keine der beiden griechischen

Benennungen der Frucht, sondern bloss den allgemeinen Ausdruck *malum* mit dem specificirenden Adjectiv *punicum* oder *granatum* zu finden, z. B. Columella 12, 42, 1: *mala dulcia granata quae Punica vocantur.* Aus welcher Zeit stammt der Beisatz *punicum?* Aus jenem frühen Alterthum, in dem der von Polybius aufbewahrte Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Karthago abgeschlossen ward? Schon deshalb nicht, weil die nahe Verbindung mit den Griechen in Cumä, Velia u. s. w. in noch ältere Zeit fällt und der Name der Punier selbst ein aus griechischem Munde entlehnter ist. Wie das Wort μῆλον bei den Griechen selbst nicht bloss die eigentlichen Aepfel, sondern auch die Quitten, Granaten u. s. w. umfasst, so genügte den italischen Naturkindern auch der allgemeine Begriff *malum*, der erforderlichen Falles durch ein beschreibendes Epitheton näher bestimmt wurde. Als dann den Römern der Reichthum an Granatbäumen in den Kolonien der Karthager und endlich in Afrika selbst zu Gesicht kam und der Handel ihnen die süssesten, blutrothen, kernlosen Früchte aus Süden in Menge zuführte, da mag sich der Beiname punisch festgesetzt haben, in dem zugleich ein Anklang an die Farbe lag. Denn dem Wortlaut nach kann *malum punicum* auch als *malum puniceum*, φοινικοῦν μᾶλον, der Purpurapfel, verstanden werden. Auf dem afrikanischen Boden, wohin der Baum grades Wegs von Kanaan, seiner Heimath, gebracht war, gediehen die feinsten Sorten. Zwar wenn Plinius (13, 19, 34) den Granatapfel gradezu den Gegenden um Karthago zuspricht: *circa Carthaginem Punicum malum cognomine sibi vindicat* (Afrika), so ist dies, wie der Zusatz *cognomine* lehrt, nur ein Schluss aus dem Namen, keine historische oder naturgeschichtliche Beobachtung; aber dass Afrika in dieser Hinsicht bei den Römern berühmt war, leidet keinen Zweifel. Martialis begleitet die Zusendung eines Korbes mit Obst mit den Worten: »hier keine afrikanischen Granaten ohne Kern, sondern inländische Früchte aus meinem Garten«, 13, 42:

Non tibi de Libycis tuberes aut apyrina ramis,
De Nomentanis sed damus arboribus.

Direkt bestätigt dies das an den Flavianus Myrmecius gerichtete kleine Gedicht des Rufus Festus Avienus (bei Wernsdorf, Poetae lat. min. 5, p. 1296), der in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts lebte und Afrika selbst gesehen hatte. Er bittet den genannten Freund, wenn dessen Schiff aus Afrika ankommen sollte,

ihm einige dort gewachsene Granatäpfel zuzuschicken. Nicht dass mein eigener Garten, fügt er hinzu, keine Früchte der Art trüge, aber sie sind sauer und herb und nicht mit dem Nektar zu vergleichen, wie ihn die warme Sonne Afrikas erzeugt, v. 25:

Nec tantum miseri videar possessor agelli,
Ut genus hoc arbos nullo mihi floreat horto:
Nascitur et multis onerat sua brachia pomis,
Sed gravis austerum fert succus ad ora saporem.
Illa autem Libycas quae se sustollit ad auras,
Mitescit meliore solo coelique tepentis
Nutrimenta trahens succo se nectaris implet.

In den Paradiesen der Vandalen in Afrika, von denen Luxorius spricht, fehlte der liebliche Baum nicht, den auch die Araber, die Freunde schöner Blüten und erfrischender Fruchtsäfte, mit Vorliebe pflegten. Der Name des Granatapfels und des Granatbaumes bei den Portugiesen ist noch heut zu Tage der arabische, *roma, romeira* (also wie *malum punicum* bei den Römern); von demselben arabischen Wort stammt der italienische und französische Name der Schnellwage, *romano*, *romaine*, da das Gegengewicht bei arabischen Wagen in Form eines Granatapfels gebildet zu sein pflegte; auch die von den Mauren im zehnten Jahrhundert gegründete Stadt Granada, das Damaskus des Westens, sollte von der Granate den Namen haben, deren Bild in das Wappen der Stadt überging und noch jetzt alle Strassen und öffentlichen Gebäude schmückt (Murphy, The history of the mahometan empire in Spain, p. 188). In Italien ist bei den *scriptores rei rusticae*, von Cato an, der Baum schon gewöhnlich; Plinius in der Kaiserzeit weiss mannigfache Sorten, mit vielfacher Anwendung, aufzuzählen. Das heutige Griechenland und Italien haben schon wilde Granatäpfelbäume d. h. verwilderte, strauchförmige, dornige an Hecken, deren Früchte aber ungeniessbar sind; auch die kultivirten erreichen die Grösse und den köstlichen Geschmack nicht, der von den Granatäpfeln in dem asiatischen Paradiesklima des Baumes gerühmt wird (s. darüber den trefflichen Excurs von Ritter, Erdkunde, Band XI.). Auch dient in Italien die prächtige rothe Frucht mehr zur Augenweide, zum Schmuck der Tafel, als zum eigentlichen Genuss. Im Spätherbst, wo sie reift (vergl. oben *ὀψίγονοι σίδαι* im Verse des Empedokles), ist mit der heissen Jahreszeit auch das Verlangen nach Erquickung durch säuerlichen Fruchtsaft vorüber. Hauptsächlich die Citrone, kann man sagen,

hat dem Granatapfel den Platz geraubt, den er bei den Alten behauptete. Noch jetzt aber nach so vielen Jahrhunderten verknüpft das Volk in Griechenland mit der Granate die Vorstellung reichen Segens und der unzählbaren Menge[41]) und die purpurfarbene Blüte ist als Geschenk ein Zeichen feuriger Liebe. Dass das Wort *punicum* nirgends in den neurömischen Sprachen erhalten ist (die Italiener sagen: *melagrano*, *granato* u. s. w.), beweist, dass es nie ganz volksmässig gewesen ist.

DER QUITTENBAUM.

(Pyrus Cydonia L. Cydonia vulgaris.)

Unter den Aepfeln sind, wie oben gesagt, im früheren Alterthum neben den Granaten auch Quitten zu verstehen, die wir aus diesem Grunde sogleich hier anschliessen. Die χρύσεα μῆλα der Hesperiden und der Atalante waren idealisirte Quitten, und der der Aphrodite geweihte, in Mädchen- und Liebesspielen aller Art und zu bräutlichen Gaben dienende Apfel war gleichfalls kein anderer als der goldgelbe duftende Quittenapfel. Seine Farbe, wie die der rothen Granate, machte überall, wo er zuerst erschien, lebhaften Eindruck auf den Naturmenschen. Roh konnte er nicht genossen werden, aber in Wein, Most, Oel und besonders Honig eingemacht, gab er diesen Stoffen einen feinen Duft und Geschmack. Der griechische Name, cydonischer Apfel, μῆλον Κυδώνιον, wirft einiges willkommene Licht auf die Geschichte des Baumes. Danach kam er den Griechen zunächst aus Kreta und zwar aus dem Gebiete der Kydonen, die an der Nordwestküste am Flusse Jardanus wohnten und, mochten sie nun semitischen Stammes sein oder nicht, doch zu den ältesten halbmythischen Bewohnern der Insel gehörten. Ihre Stadt war die *mater urbium* des Landes, und dass die Quitte grade nach ihr benannt war, deutet auf ein frühes Zeitalter ihrer Einführung sowohl als ihrer Weiterverbreitung zu den Griechen. Ihre älteste urkundliche Erwähnung findet sich, wenn κοδύμαλον, worin ein Anklang an μᾶλον Κυδώνιον nicht verkannt werden kann, soviel als Quitte ist, bei dem aus Lydien gebürtigen Alcman (Fr. 90 Bergk.), also in der Mitte des siebenten Jahrhunderts; bald darauf, um 600 vor Chr., wird sie in der Helena des Siculers Stesichorus genannt (Fr. 27 Bergk.):

*Πολλὰ μὲν Κυδώνια μᾶλα ποτερρίπτουν ποτὶ
δίφρον ἄνακτι.*

Etwa um dieselbe Zeit verordnete Solon in einem Gesetz, bei Hochzeiten solle die Braut, ehe sie das Brautgemach betrete, einen cydonischen Apfel essen, offenbar um sich symbolisch damit dem Dienst der Aphrodite zu weihen (Plutarch. Conj. Praecept. 1. und Quaest. Rom. 65., der übrigens dies solonische Gesetz, durch welches nur ein attischer Brauch sanctionirt wurde, rationalistisch erklärt). Gleichzeitig wird der Baum auch von den italiotischen Griechen cultivirt worden sein: Ibykus aus Rhegium, also ein geborener Italiot, erwähnt um die Mitte des 6. Jahrhunderts der cydonischen Apfelbäume in bewässerten Gärten (Fr. 1, 1: *Κυδώνιαι μηλίδες*). Auf die umwohnenden Barbaren verfehlten die goldenen Aepfel ihren Reiz gewiss nicht. Dass die Frucht in Italien alt war, lehrt, ausser der populären Latinisirung im Volksmunde: *mala cotonea* statt *cydonia*, auch eine sprechende Stelle bei Properz (3, 13, 27), wo der Dichter die frühere Zeit mit der später herrschenden Ueppigkeit vergleicht: sonst, sagt er, schenkte die ländliche Jugend sich Quitten, vom Baum herabgeschüttelt, und volle Körbe mit Brombeeren, jetzt müssen es Levkoien und leuchtende Lilien sein u. s. w. Columella und Plinius kennen schon mehrere Arten, darunter die Quittenbirne, *malum strutheum*, wörtlich Sperlingsapfel, die schon bei Cato erwähnt wird und also gleichfalls älter als der dritte punische Krieg ist. Wie zu Plinius Zeit, werden noch jetzt in Italien die Quitten in Zimmern aufgestellt, um diese mit angenehmem Duft zu erfüllen, und den Zuckerbäckern dienen sie zu der *cotognata*, franz. *cotignàc*, wie im Alterthum zum *μηλόμελι* oder *κυδωνόμελι*. Die *melimela*, wörtlich Honigäpfel, bei Varro de r. r. 1, 59, 1: *quae antea mustea vocabant, nunc melimela appellant*, bei Horaz Serm. 2, 8, 31:

*post hoc me docuit melimela rubere minorem
ad lunam delecta*

und an mehreren Stellen des Martial werden von den neueren Auslegern als besonders süsse Aepfel gedeutet; dass sie aber eine zum Einkochen in Most und später in Honig vorzüglich geeignete Varietät Quitten waren, bezeugt nicht nur der Schol. Cruq. ausdrücklich, sondern lehrt auch das spanische *membrillo*, das portugiesische *marmelo*, Quitte, Quittenmuss, von welchem letzteren das allgemein europäische Wort Marmelade abgeleitet ist. Schon zu Galenus Zeit kam solche spanische Marmelade nach Rom, de

aliment. facult. 2, 23. VI. p. 603 Kühn.: *ἐν Ἰβηρίᾳ δὲ τὸν καλούμενον μηλοπλακοῦντα* (Quittenkuchen) *συντιθέασιν, ἔδεσμα μόνιμον οὕτως, ὡς εἰς Ῥώμην κομίζεσθαι μεστὰς αὐτοῦ λοπάδας καινάς. σύγκειται δὲ ἐκ μέλιτός τε καὶ σαρκὸς λελειωμένης ἑφθῆς ἅμα τῷ μέλιτι.* Im Uebrigen ist der Baum im heutigen Italien nicht sehr häufig und gewiss seltener als bei den Alten, die noch keine Ananas und keine Apfelsinen kannten. Im Orient dagegen und in ganz Osteuropa, der Weltgegend eingemachter Früchte und des Zuckerwerks, ist das Mittelalter hindurch und bis auf die neueste Zeit die Quitte ein beliebter, in Bazaren feilgebotener Genuss müssiger Menschen geblieben, wovon die Menge der zum Theil verstümmelten Namen derselben bei den Völkern slavischen Stammes ein lebendiges Bild giebt (s. Miklosich, Fremdwörter, S. 89, darunter auch persische und türkische, wie *pigva*, *aiva*, *armud* u. s. w.).

ROSE und LILIE,

(rosa gallica, centifolia. Lilium candidum L.).

Wie die Früchte mit dem köstlichen goldenen oder röthlichen Mark, so erschienen auch die Blumen des Orients — dort von weichlich civilisirten, nur für ihre Despoten und Religionsbräuche lebenden Menschen angepflanzt, veredelt und zu Salben und Wassern verarbeitet — den Hirten, Kriegern und Ackerbauern des Westens lockend und wunderbar. Rosen und Lilien waren schon zur Zeit des Epos zu den Griechen gelangt, Anfangs wohl nur dem Rufe nach, als etwas unbestimmt Herrliches der Blumenwelt, von dessen Farbe und Gestalt erzählt wurde, in Form duftenden Oeles, dann auch allmählig die Pflanzen selbst mit ihren Blüthen. Homer und Hesiod nennen die Morgenröthe rosenfingrig, in einem homerischen Hymnus heisst sie auch rosenarmig, wie auch in der Theogonie zwei rosenarmige Töchter des Nereus vorkommen; Aphrodite salbt den Leichnam des Hektor mit rosenduftendem Oel; Hektor will die lilienzarte Haut des Ajax mit seinem Speer zerfleischen; die Stimme der Cicaden und in der Theogonie die der Musen heisst eine Lilienstimme. Dies sind lauter vergleichende Bezeichnungen, die sich auf eine möglicher Weise ferne

Sache beziehen, wie denn auch schon jener alte Forscher bei Gellius N. A. 14, 6, 3 die Frage aufwarf, warum Homer das Rosenöl gekannt, die Rose selbst aber nicht gekannt habe *(quapropter rosam non norit, oleum ex rosa norit).* Die Blumen selbst erscheinen in dem Hymnus auf die Demeter, dieser ehrwürdigen Urkunde des alt-eleusinischen Demeterdienstes (von Welcker, Gr. Götterlehre 2, S. 546, in Ol. 30 oder in die Mitte des 7. Jahrhunderts gesetzt), aber immer noch in fremdartigem Phantasie-Scheine: Proserpina spielt auf der Wiese mit ihren Gefährtinnen und pflückt Rosen (die Rose also als Blume einer idealen Wiese, nicht vom Strauch gebrochen und nicht mit Dornen bewehrt) und ausser Krokos und Violen und Iris und Hyakinthos auch den Narkissos, eine neugeschaffene Wunderblume, bei deren Anblick Götter und Menschen staunen, die sich mit hundert Häuptern aus der Wurzel erhebt, deren Duft Himmel, Meer und Erde erfreut — offenbar Verherrlichung des in den Mysterien gebräuchlichen Symbols der Narcisse, die, wie der Name bezeugt, ursprünglich nur berauschende, exotische Blumendüfte überhaupt repräsentirte. An einer späteren Stelle desselben Hymnus erzählt Proserpina ihrer Mutter, wie sie auf der reizenden Wiese gespielt und

Kelche der Rosen und Lilien auch, ein Wunder zu schauen,

gepflückt — wo der Zusatz *θαῦμα ἰδέσθαι* das Ferne und Fabelhafte oder Seltene dieser herrlichen Blumen ausdrückt. Unter den Namen der Nymphen, der Gespielinnen Proserpina's auf der Wiese, finden sich auch zwei oder drei, die der Rose entnommen sind: *Ῥόδεια*, *Ῥοδόπη* (die Rosige), *Ὠκυρόη καλυκῶπις* (Okyroe mit dem Gesicht wie der Kelch einer Rose; dasselbe Adjectiv auch im Hymnus an die Aphrodite zur Bezeichnung einer Nymphe). In einem Fragment des um ein Menschenalter älteren Archilochus, dessen Welt aber eine weitere war, als die jener attischen Tempelpoesie, und ausser den Inseln auch Thracien und Lydien umfasst, tritt der Rosenstrauch selbst mit seinen Blüthen auf und zwar letztere neben Myrthenzweigen als Schmuck des Mädchens, ohne Zweifel der Neobule, der Geliebten des Dichters, Fr. 29. Bergk.:

ἔχουσα θαλλὸν μυρσίνης ἐτέρπετο
ῥοδῆς τε καλὸν ἄνθος.

Hundert Jahre später war die Rose ein Liebling der Dichterin Sappho, von der sie häufig gepriesen und verherrlicht und als Gleichniss schöner Mädchen gebraucht wurde (Philostr. Ep. 73). Von da an finden wir Rosen und Lilien unter dem Fest- und

Blumenschmuck liebenden Volke der Griechen eingebürgert, überall verbreitet und in Leben und Sitte verflochten. Von wo aber waren beide Blumen gekommen? Aus welcher Gegend des Orients und von welcher seiner Völkergruppen?

Dass die Rosen den Verfassern der Apokryphen des Alten Testaments nicht unbekannt sind, darf nicht Wunder nehmen, da diese Schriften in griechische Zeit fallen, aber auch in den älteren Theilen der Bibel würde, wenn wir Luther's Uebersetzung folgen wollten, die Rose erwähnt werden, z. B. bei dem Propheten Hosea (er lebte im 8. Jahrh.) 14, 6: Ich will Israel wie ein Thau sein, dass er soll blühen wie eine Rose, oder an mehreren Stellen des Hohen Liedes, z. B. 2, 1: Ich bin eine Blume zu Saron und eine Rose im Thal, 2: wie eine Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern u. s. w. Allein Luther hat hier, der Auslegung der Rabbinen folgend, das hebräische *susan*, *susannah* falsch mit Rose übersetzt: es bedeutete vielmehr *κρίνον* nach der Uebertragung der Septuaginta d. h. Lilie und zwar nicht sowohl *lilium candidum*, griechisch *λείριον*, als die farbige Feuerlilie, *lilium chalcedonicum* und *bulbiferum* (Plin. 21, 5, 11: *est et rubens lilium quod Graeci κρίνον vocant)* oder noch wahrscheinlicher eine Art der gleichfalls glockenförmigen Kaiserkrone, *fritillaria*. Die edle Gartenrose war also den Griechen früher bekannt als den alten Hebräern und ist somit keine semitische Kulturpflanze. Bestätigt wird dies durch die Abwesenheit der Rose auf den Bildwerken des alten Aegyptens, auf denen sonst die Blumenzierde nicht fehlt; auch Herodot erwähnt in seinen Schilderungen ägyptischer Sitten nur der Lotosblume und rosenähnlicher *κρίνεα*, von welchen letzteren dasselbe gilt, was von den Lilien der Hebräer (Herod. 2, 92: *φύεται ἐν τῷ ὕδατι κρίνεα πολλὰ* — von den Aegyptern *λωτός* genannt; *ἔστι δὲ καὶ ἄλλα κρίνεα ῥόδοισι ἐμφερέα*[42]). Sind wir somit in Betreff beider Blumen auf Centralasien gewiesen, so kommt uns hier die Sprache hülfreich entgegen, die so oft die Tiefen der Vorwelt erschliesst, bis zu denen keine historische Kunde reicht. Das griechische *ῥόδον*, in älterer Form *βρόδον* (noch Sappho schrieb das Wort mit dem Digamma), die Rose, und *λείριον*, die Lilie, sind ursprünglich iranische Wörter[43]), und aus Medien also, über Armenien und Phrygien kamen Benennung und Sache den Griechen zu. Das heisse, heitere Persien ist noch jetzt ein Blumenland. Ueber Teheran sagt Ritter, Erdkunde, 8, 610: «die Rose gedeiht hier zu einer Vollkommenheit, wie in keiner

Gegend der Welt, nirgend wird sie wie hier gepflanzt und hochgeschätzt; Gärten und Höfe sind mit Rosen überfüllt, alle Säle mit Rosentöpfen besetzt, jedes Bad mit Rosen bestreut, die von den immer wieder sich füllenden Rosenbüschen stets ersetzt und erneut werden. Selbst das Kalium (die Rauchtabak-Wasserflasche) wird mit der hundertblättrigen Rose für den ärmsten Raucher in Persien geschmückt, so dass Rosenduft Alles umweht.» Auch die Rosen von Schiras in Süd-Persien sind wenigstens aus Hafis Gedichten Jedermann bekannt. Zu Herodots Zeit hatten die Babylonier den Gebrauch der Rosen bereits von ihren medisch-persischen Ueberwindern angenommen: jeder Babylonier, sagt er 1, 195, trägt auf seinem Stock das Bild entweder eines Apfels oder einer Rose oder eines *κρίνον* oder eines Adlers oder irgend eines anderen Gegenstandes. Nach Griechenland aber wanderte die Blume über Phrygien, Thracien und Macedonien ein, wie unverkennbare Spuren in sagenhaften Nachrichten der Alten selbst verrathen. Das nyseische Gefilde, auf dem Persephone nach dem homerischen Hymnus Rosen und Lilien pflückt, ist nach Ilias 6, 133 in Thracien zu denken, und der Name einer ihrer Gespielinnen, Rhodope, ist zugleich der des thracischen Gebirges, in welches jene Nymphe verwandelt sein sollte. Nach Herodot 8, 138 lagen am Fuss des Bermionberges in Macedonien (an welchem nach Strabo 7. Excerpt. Vat. 25. die Briger wohnten, die in Asien Phryger genannt wurden) die sogenannten Gärten des Midas, des Sohnes des Gordias: dort sprossen von selbst die sechszigblättrigen Rosen, deren Duft schöner war, als der aller anderen. Noch deutlicher, nur mit Anwendung der gelehrten Terminologie seiner Zeit und Schule, drückt sich der alexandrinische Dichter Nicander aus, im zweiten Buch seiner Georgika (bei Athen. 15. p. 683): Midas von Odonien (Edonien, Landschaft in Thracien), nachdem er die Herrschaft von Asis (in Kleinasien) verlassen, erzog zuerst in emathischen Gärten (Emathia, Landschaft in Macedonien) die Rosen, die mit sechszig Blumenblättern umsäumt sind. Nach Macedonien, in die Gegend von Philippi setzt auch Theophrast (h. pl. 6, 6, 4) die reich gefüllten Rosen, die er *ἑκατοντάφυλλα*, Centifolien, nennt: die Einwohner sollten sie vom nahe gelegenen gold- und silberreichen Berge Pangäus (*τὸ Παγγαῖον*) beziehen. In dieselbe Gegend weist ein Fragment der Sappho, also ein altes und gewichtiges Zeugniss, Fr. 68 Bergk.:

οὐ γὰρ πεδέχεις βρόδων
τῶν ἐκ Πιερίας.

Auch aus den Mythen, die sich sofort an die neuen Blumen knüpfen, klingt der phrygische Naturdienst wieder. Die Rose ist der Aphrodite geweiht, sie ist auch die Blume des Dionysos; sie ist zugleich Symbol der Liebe und des Todes; wie sie entstand, als Attis, der phrygische Adonis, starb, wird verschieden erzählt: bald schuf sie Aphrodite aus dem Blut des Adonis (Serv. ad V. Aen. 5, 72), bald ritzte sich die Göttin selbst, als sie von dem Tode ihres Lieblings hörte und durch Dornen herbeieilte, den Fuss, und ihr Blut verwandelte die weisse Rose in die rothe (Geopon. 11, 17), bald — und dies scheint die eigentlich phrygische Form des Mythus — erwächst die Blume von selbst aus dem Blut des Adonis, wie in ähnlichem Falle Granat- und Mandelbaum, Bion 1, 64:

δάκρυον ἁ Παφία τόσσον χέει, ὅσσον Ἄδωνις
αἷμα χέει· τὰ δὲ πάντα ποτὶ χθονὶ γίνεται ἄνθη.
Αἷμα ῥόδον τίκτει, τὰ δὲ δάκρυα τὰν ἀνεμώναν.

Von der Lilie wurde gefabelt, sie sei aus der Milch der Hera entstanden, als diese schlafend den Herakles säugte (Geopon. 11, 19); mit der Aphrodite war die Lilie der reinen unbefleckten Farbe wegen im Streit; um die keusche Blume zu beschämen, setzte die Göttin ihr das gelbe Pistill ein, welches an den brünstigen Esel erinnerte (Nic. Alexiph. 406 ff., id. apud Athen. l. l.).

Nach Italien kam die orientalische Gartenrose frühe mit den griechischen Kolonien, wie die populäre Verwandlung des Namens in das lateinische *rosa* beweist, und mit ihr wohl auch die Lilie, *lilium*;[44]) von Italien gingen beide unter demselben Namen in alle Welt aus, doch je weiter nach Norden, desto mehr von der Kraft und Süssigkeit des Duftes einbüssend, der sie in ihrer ursprünglichen Heimath umweht. Unter dem italienischen Himmel gedieh indess die Rose noch herrlich, sie blühte den grössten Theil des Jahres je nach den Varietäten, von denen die campanische die früheste, die von Präneste die späteste sein sollte (Plin. 21, 4, 10); Campanien brachte Centifolien hervor; von den Rosen um Pästum rühmte man, sie blühten zweimal im Jahr. Schon bei Plautus ist *rosa*, *mea rosa* eine liebkosende Anrede; schon Cicero nennt die Rose, wo er ein Leben voll Ueppigkeit bezeichnen will, z. B. de fin. 2, 20: *M. Regulum clamat virtus beatiorem fuisse quam potantem in rosa Thorium.* Zwar mag es

orientalische Ausschweifung gewesen sein, wenn Kleopatra den Antonius in Cilicien in Speisezimmern bewirthete, deren Boden eine Elle hoch mit Rosen bedeckt war (Athen. 4. p. 148); zwar war es von Verres, dem Proprätor in Silicien, Nachahmung der bithynischen Könige, wenn er sich auf Rosenkissen in der Sänfte tragen liess und dabei ein mit Rosen gefülltes Spitzennetz an die Nase hielt (Cic. in Verr. 5, 11, 27: *lectica octophoro ferebatur, in qua pulvinus erat perlucidus, Melitensis, rosa fartus: ipse autem coronam habebat unam in capite, alteram in collo, reticulumque ad naris sibi admovebat, tenuissimo lino, minutis maculis, plenum rosae),* aber ein Blick in die lyrischen und elegischen Dichter lehrt, wie auch in Italien die Rose überall in den Liebes- und Lebensgenuss verflochten ist: der Tisch der Schmausenden ist ganz unter Rosen verborgen, Liebende liegen auf Rosen, der Boden ist mit Rosen bestreut, das Haupt der Tänzerin, der Flötenspielerin, des weinschenkenden Knaben mit einem Rosenkranz umwunden. Der Trinker bekränzt sich selbst, er bekränzt den Becher mit Rosen. Sinnentaumel und Rose sind untrennbar: unter zahlreichen Stellen der Dichter nur die eine des Martial. 10, 19, 19:

cum furit Lyaeus,
Cum regnat rosa, cum madent capilli.

Und dass die Rose wiederum auch eine Blume der Gräber war, dass man den Todten Rosen wie Thränen spendete, ist eine sehr alte, psychologisch nahe liegende und auch in Italien gewöhnliche, durch zahlreiche Grabinschriften (Orelli-Henzen, inscriptt., T. 3., ind. s. v. *rosa*) bestätigte Sitte und Vorstellung. Denn die aus dem Blute des sterbenden Naturgottes entstandene Rose ist eben so schön als flüchtig (Hor. Od. 2, 3, 13: *nimium breves flores amoenae rosae.* 1. 36, 16: *breve lilium*; »bist du an einer Rose vorübergegangen, so suche sie nicht wieder«, sagt das griechische Sprichwort bei Suidas: *ῥόδον παρελθὼν μηκέτι ζήτει πάλιν*); sie stellt höchste Lebensfülle dar, aber momentan: wegen der ersteren Eigenschaft ist sie wie Wein und Blut den Todten, den lechzenden Schattenwesen, erwünscht. Auch zu Essenzen, Wassern und Salben wurde die Rose viel verarbeitet, so wie sie auch in der Arzneikunst als Rosenwein und Rosenwasser, ja nach den Berichten der Alten sogar in der Küche reicher Schlemmer Anwendung fand. Kein Wunder, dass in und ausserhalb der Stadt Rosengärten häufig waren und deren Ertrag, sowie der der Lilienbeete, von stationären und wandernden Blumenhändlern feil geboten wurde.

Varro räth schon in der republikanischen Zeit als vortheilhaft an, wenn man in der Nähe der Stadt ein Grundstück besitze, Veilchen- und Rosengärten anzulegen, de r. r. 1, 16, 3: *itaque sub urbe colere hortos late expedit, sic violaria ac rosaria*, wie er auch 1, 35, 1. die Jahreszeit bestimmt, wo es passend sei, *serere lilium*. Aber auch in weiterem Kreise bis nach Campanien und Pästum hin sorgten Blumenanlagen für das Bedürfniss der reichen, ungeheuren Hauptstadt (Martial. 9, 61). In der Kaiserzeit, wo die Ausschweifung in der vornehmen Welt und bei Hofe immer höher stieg und die Sitten sich orientalisirten, wurde auch im Punkt der Blumen sinnlos verschwendet. Im Sommer Rosen zu haben, war jetzt schon zu gemein, man suchte sie im Winter, bei Beginn des Frühlings. Leben diejenigen nicht widernatürlich, klagt der Philosoph Seneca, die im Winter nach Rosen verlangen, ep. 122, 8: *non vivunt contra naturam qui hieme concupiscunt rosam?*, und Macrobius (Sat. 7, 5, 32) stellt als parallele Forderungen des Luxus zusammen: *aestivae nives et hibernae rosae*. Man bezog daher zur Winterszeit Rosen zu Schiff aus dem wärmeren Aegypten, wie Martial, 6, 80 beweist, und trieb Rosen und Lilien in Rom selbst unter Glas, wie wir aus demselben Dichter ersehen, 4, 22, 5:

Condita sic puro numerantur lilia vitro,
Sic prohibet tenuis gemma latere rosas.

In all dem waren die Orientalen vorangegangen. Von Antiochus dem Grossen, einem ächten griechisch-orientalischen Despoten, erzählt Florus Ep. 2, 8, 9, er habe nach Eröffnung des Krieges mit den Römern und Einnahme der Inseln goldgestickte seidene Zelte am Euripus, der ein fliessendes Wasser ist, aufgestellt, dann *sub ipso freti murmure, quum inter fluenta tibiis fidibusque concineret, collatis undique, quamvis per hiemem, rosis, ne non aliquo ducem genere agere videretur, virginum puerorumque delectus habebat* — die Römer trieben ihn, *jam sua luxuria debellatum*, wie Florus mit Recht hinzusetzt, schnell nach Hause zurück. Die spätern Kaiser in Rom aber gaben ihm nichts nach. Ueber L. Aelius Verus berichtet sein Biograph Ael. Spartianus, 5, er habe eine neue Art Bett erfunden, ganz von einem feinen Netz umgeben, ausgestopft mit Rosenblättern, denen das Weisse genommen war, und mit einer Decke von Lilienblättern. Auch bei Tische lag er, wie Einige überliefern, auf Polstern von Rosen und Lilien, und zwar gereinigten. Noch ärger ist, was Aelius Lampridius 9

und 11, von Heliogabalus erzählt. Dieser aus Syrien stammende Kaiser liess nicht nur Alles in seinem Palaste mit Rosen-, Lilien-, Violen-, Hyacinthen- und Narzissenteppichen belegen, über die er wandelte, sondern bei Gastmählern lagen seine Gäste auf beweglichen Polstern so in Blumen vergraben, dass einige, wahrscheinlich schwer von Wein, sich nicht mehr emporarbeiten konnten und in Violen und andern Blumen erstickten.

Im Mittelalter, wo so viel Kulturen zu Grunde gingen, blieben doch Rose und Lilie, beide verhältnissmässig leicht zu erziehen und durch Duft und Farbe auch dem rohen Menschen imponirend, in den Gärten gewöhnlich. Die Dichter des Mittelalters, denen nicht viel Farben zu Gebote stehen, verwenden Rosen und Lilien reichlich in ihren Schilderungen; dem Christenthum dienten beide zu beliebten Symbolen: die heilige Jungfrau in ihrer Anmuth und Milde erschien als Rose, die himmlische Reinheit ward in der Lilie angeschaut; gothische Kirchen schmückten sich mit steinernen mystischen Rosen, auf Bildern der Verkündigung pflegt der Engel den Lilienstengel zu tragen, mitunter — und dies ist charakteristisch — die Kelche ohne Staubfäden. Auch in die Wappensprache jener bildlich denkenden Zeit gingen beide Blumen über: bekannt sind die (angeblich aus Lanzenspitzen hervorgegangenen) drei Lilien im königlichen Wappen von Frankreich, die auch der Jungfrau von Orleans bei ihrer Erhebung in den Adelstand verliehen wurden, so wie die feindlichen Zeichen der rothen und der weissen Rose in den Kämpfen der Königsgeschlechter von England. Unter den unzählig vielen Einzelnheiten, die sich aus Sitte, Kunst und Religion des Mittelalters in Bezug auf dies Thema sammeln liessen, wollen wir nur zweier Züge gedenken, die beide im Grunde aus derselben Wurzel abzuleiten sind: der päpstlichen sogenannten goldenen Rose und der mythischen Figur der Russalken bei einem Theil der Slaven. Am vierten Fastensonntage, dem Sonntag Lätare, der in den Frühling fällt, weihte und weiht der Papst, weissangethan, in Gegenwart des Cardinalcollegiums, in einer mit Rosen geschmückten Kapelle, am Altare eine goldene Rose, die hernach als segenbringend Fürsten und Fürstinnen, auch Kirchen und Städten verschenkt wurde. Er tauchte sie in Balsam, bestreute sie mit Weihrauch, besprengte sie mit Weihwasser und betete indessen zu Christus als der Blume des Feldes und Lilie des Thales. Kurz vor der Reformation erhielt Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen die goldene Rose,

in unseren Tagen die unglückliche Kaiserin Charlotte von Mexico und die fromme Königin Isabella II von Spanien. Nachrichten über diesen Gebrauch gehen bis in das eilfte Jahrhundert, in die Zeit Leo des 9., hinauf, aber die Anfänge desselben knüpfen sich offenbar an die altrömischen Vorstellungen von der Rose als Blume des Lebens wie der Vergänglichkeit, die in der Hand des Ueberwinders sowohl seine Glorie und Freude als seine Sterblichkeit und Demuth bedeutet. — Ueberaus interessant sind die slavischen Russalken als lebendiger Beweis, wie in einer noch im Naturdienst befangenen Volksseele aus kleinen Umständen, Namensklängen, allgemeinen Begriffen, auswärtigem Kultureinfluss mythische Personificationen sich bilden. Rosenfeste, *rosaria, rosalia*, wurden noch im spätesten Rom an verschiedenen Tagen des Mai und Juni gefeiert und bestanden in Schmückung der Gräber mit Rosen und in gemeinsamen Mahlzeiten, bei denen den Theilnehmern Rosen, die Gabe der Jahreszeit, gereicht wurden. Der Brauch ging auch auf die Provinzen über und herrschte in Form eines ländlichen Festes unter dem Namen *ῥουσάλια* im oströmischen Reich, an der Donau, in Dalmatien, Pannonien, Mösien. In der christlichen Zeit trat das gleichfalls in den Mai fallende Pfingstfest in die Erbschaft der Rosalien ein: es hiess *pascha rosata* oder *rosarum* (im römischen Volksmunde noch heute: *pasqua rosa* oder durch Missverständniss *pasqua rugiada*) und am Pfingstsonntage, der sogenannten *domenica de rosa*, wurden Rosen von der Höhe der Kirche auf den Boden herabgelassen. Als darauf im sechsten Jahrhundert slavische Völkerschwärme die Landstriche an der mittleren und unteren Donau und im Osten und Süden der Karpathen besetzten und zwischen Heidenthum und Christenthum schwankend und getheilt waren, da fiel auf natürliche Weise das christliche Pfingst- oder Rosenfest mit der heidnisch-barbarischen Frühlingsfeier zusammen. Bei den Slowenen, Serben, Weiss- und Kleinrussen und den Slowaken hiess das Pfingstfest oder ein um die gleiche Zeit begangenes fröhliches Naturfest *rusalija* (ähnlich bei Walachen und Albanesen); aus dem Feste entwickelte sich dann bei den Weiss- und einem Theil der Kleinrussen die Vorstellung überirdischer weiblicher Wesen, die um diese Zeit Feld und Wald beleben, der Rusalky, des mythischen Gegenbildes der herumschwärmenden, lachenden, Kränze windenden und das selbsterdachte Orakel befragenden slavischen Mädchen. Diesen historischen Ursprung des Russalkenglaubens aus dem lateinischen *rosa*

hat zuerst Miklosich dargethan (in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie vom Jahr 1864), während noch Schaffarik in einer eigenen Abhandlung die Wurzeln desselben im tiefsten Alterthum und in den Abgründen des Slawismus suchte, und Andere, die in der Nationalbegeisterung stärker als in der wissenschaftlichen Kritik waren, den Volksglauben mit mannichfachen poetisch-romantischen Flittern eigener Erfindung aufstutzten.

In der neueren Zeit hat die Gartenkunst unzählige Varietäten der Rose geschaffen, in allen Formen und Farben, mit eigenen Phantasienamen belegt[45]). Es kamen auch Zeiten, wo die Rose von anderen, zum Theil aus fernen Ländern eingeführten Blumen verdrängt wurde, den Dahlien, Camelien, Azalien u. s. w. Aber bei allem Wechsel der Mode wird sich die Rose als Königin der Blumen immer wieder herstellen. Nördlich von den Alpen, besonders in England, mag die Kunst sie in einzelnen Fällen veredeln und vervollkommnen; doch wird sie dort nie so in das Leben verwebt sein und fast das ganze Jahr hindurch in Villen und an allen Mauern blühen, wie unter dem Himmel von Neapel. Im Orient, so weit er nicht ganz in Barbarei verfallen ist, hat sich die Pflege der Rosen wohl erhalten: in der Poesie ist die Rose immer gefeiert und die Liebe zwischen ihr und der Nachtigall besungen worden; noch jetzt werden auf weiten Rosenfeldern die Blätter gesammelt, die zur Bereitung der köstlichen Rosenessenz und des beliebten Rosen-Zuckerwerks dienen. Der alte Busbequius im 16. Jahrhundert erzählt im ersten seiner Briefe aus Konstantinopel, die Türken duldeten nicht, dass ein Rosenblatt auf der Erde liege, denn sie glaubten, die Rose sei aus Muhammed's Schweisstropfen entstanden — die alte, nicht erloschene, nur islamisirte und in's Prosaische übertragene Adonissage. Auf dem angeblichen Grabe Ali's bei Messar, in der Nähe des heutigen Belch und alten Bactra, sah Vámbéry (Reise in Mittelasien, Deutsche Ausgabe, S. 188) die wunderwirkenden rothen Rosen *(güli surch)*, die ihm in der That an Geruch und Farbe allen anderen vorzugehen schienen, und die, weil sie nach der islamitischen Lokalsage nirgends anderswo gedeihen sollen, anch nirgends angepflanzt worden sind.

Mit der Rose und weissen Lilie pflegt bei den Alten, wie schon aus einigen der obigen Citate hervorgeht, als Schmuck der Gärten und angenehme Zierde die Viole zusammen genannt zu werden. Ihre Geschichte läuft der der Rose parallel. Auch sie

stammt als Gartenblume und in ihren veredelten Formen aus Kleinasien; Homer erwähnt sie in vergleichenden Adjectiven, wie *ἰοδνεφής*, *ἰοειδής*, *ἴόεις*, die auf die schwarze Farbe, nicht auf den Duft gehen; einmal auch in der Odyssee bei Beschreibung der wunderbaren, selbst die Götter zum Staunen bewegenden Natur um die Höhle der Kalypso: dort wächst sie auf weicher Wiese neben dem Eppich («eine üble Standortsgesellschaft», Fraas Synops. 114); *ἴον* bedeutet eben noch jede oder irgend eine dunkelblühende Blume, duftend oder nicht. Später unterschied man von den schwarzen die hellen, farbigen Violen (Pind. Ol. 6, 55: *ἴων ξανθαῖσι καὶ παμπορφύροις ἀκτῖσι βεβρεγμένος ἁβρὸν σῶμα*) und verstand unter den letzteren durchgängig die Levkoje, *Matthiola incana*, und den Goldlack, *Cheiranthus cheiri*. Das lateinische *viola* stammt wohl aus dem Griechischen und demgemäss auch die Kultur dieser Blumen aus Griechenland, welches dieselbe selbst, wie gesagt, dem gegenüberliegenden Asien verdankt.

DER SAFRAN,

(crocus sativus L.).

Eine frühe berühmte Blume, der Rose an Rang gleich, sie an technischem Nutzen noch übertreffend, war auch der orientalische Safran, *crocus sativus*. Er ist der vornehme und erlauchte Verwandte des europäischen bescheidenen Frühlingscrocus, *crocus vernus*. Ausser seinem Dufte, der das orientalische und später auch das europäische Alterthum entzückte, gaben die Staubfäden seiner Blüte auch eine dauernde gelbe Farbe, und Gewänder, Säume, Schleier, Schuhe, mit dieser getränkt, erschienen dem Auge der ältesten asiatischen Kultur- und Religionsgründer so herrlich, wie der Purpur, sowohl an sich, als zum Ausdruck des Lichtes und der Majestät — denn Wirklichkeit und Symbol scheidet der gebundene Geist jener träumenden Zeiten noch nicht. Krokus- und Purpurgewand, thatlose Apathie, Aermel am Kleide und Binden um das Haupt bilden die Lust der Phryger, Verg. Aen. 9, 614:

Vobis picta croco et fulgenti murice vestis,
Desidiae cordi; juvat indulgere choreis
Et tunicae manicas et habent ridimicula mitrae.

Zu der Tracht der Perserkönige, die der älteren babylonisch-medischen nachgeahmt war, gehört die safrangelbe Fussbekleidung: in den Persern des Aeschylus ruft der Chor den todten Darius aus der Unterwelt mit den beschwörenden Worten empor: Erscheine, erscheine, alter Herrscher, komme mit der krokusgetränkten Eumaris an den Füssen, mit der königlichen Tiara auf dem Haupt, 657:

βαλὴν ἀρχαῖος, βαλὴν, ἴθι ἱκοῦ,
ἔλθ' ἐπ' ἄκρον κόρυμβον ὄχθου,
κροκόβαπτον ποδὸς εὔμαριν ἀείρων,
βασιλείου τιήρας φάλαρον πιφαύσκων.

(Ueber die Verbreitung dieser Pflanze durch Asien s. Ritter, Erdkunde, Band 18, S. 736 ff.). Den Abglanz orientalischer Heiligung des lichten, reinen Safrangelb zeigen die ältesten mythisch-poetischen Vorstellungen der Griechen. Jason, der Argonaute, als er in Kolchis sich anschickte, mit den feuersprühenden Stieren den Acker zu pflügen, warf das safranfarbige Gewand, mit dem er bekleidet war, ab, Pind. Pyth. 4, 232:

ἀπὸ κρόκεον ῥίψας Ἰάσων εἷμα θεῷ πίσυνος
εἴχετ' ἔργου.

Bacchus, der orientalische Gott, trägt den *κροκωτός*, das Safrankleid, und eben so die taumelnden Theilnehmer an den Freudenfesten, die ihm geweiht sind. Der neugeborene Herakles ist bei Pindar in krokusgelbe Windeln gehüllt, Nem. 1, 37:

ὡς οὐ λαθὼν χρυσόθρονον
Ἥραν κροκωτὸν σπάργανον ἐςκατέβα.

Besonders aber Göttinnen, Nymphen, Königinnen, Jungfrauen werden mit dem safrangelben oder mit Safran gezierten Kleide gedacht. Der Pallas Athene sticken die attischen Jungfrauen das buntdurchwirkte Krokusgewand, Euripid. Hec. 466:

ἢ Παλλάδος ἐν πόλει
τᾶς καλλιδίφρου Ἀθα-
ναίας ἐν κροκέῳ πέπλῳ
ζεύξομαι ἅρματι πώλους,
ἐν δαιδαλέαισι ποι-
κίλλουσ' ἀνθοκρόκοισι πήναις.

Antigone in der Verzweiflung über der Brüder und der Mutter

Tod lässt die krokosfarbene Stolis fallen, in der sie im Glücke uud als Königstochter prangte, Eur. Phoen. 1491:

στολίδα κροκόεσσαν ἀνεῖσα τρυφᾶς,

ebenso Iphigenia bei der Opferung in Aulis, Aesch. Agam. 239:

κρόκου βαφὰς ἐς πέδον χέουσα.

Venus kleidet die Medea in ihr (der Göttin) krokusgewebtes Kleid, Valer. Flacc. 8, 234:

Ipsa suas illi (Medeae) croceo subtemine vestes
Induit.

Die an den Fels geschmiedete Andromeda (oder vielmehr *Mnesilochus*, der als solche verkleidet ist) hat den κροκόεις angelegt, Aristoph. Thesm. 1044:

ὅς ἐμὲ κροκόεντ' ἐνέδυσεν.

Helena hat von ihrer Mutter Leda die goldgestickte Palla und den mit Krokus umsäumten Schleier zum Geschenk erhalten und mit nach Mycenä gebracht, Verg. Aen. 1, 648:

Ferre jubet pallam signis auroque rigentem
Et circumtextum croceo velamen acantho,
Ornatus Argivae Helenae, quos illa Mycenis,
Pergama quum peteret inconcessosque Hymenaeos,
Extulerat, matris Ledae mirabile donum.

Die Eos im Epos ist durchgängig κροκόπεπλος, bei Hesiodus die Flussnymphe Telesto und die Enyo, die Tochter des Phorkys und der Keto, und ebenso die Musen bei Alcman fr. 85: Μῶσαι κροκόπεπλοι. Auch das Haar der Jungfrauen des Mythus wird als krokusfarben angeschaut, so das der Ariadne auf Naxos, Ov. Art. am. 1, 530:

nuda pedem, croceas inreligata comas,

und das der schönen Töchter des Keleos, die mit aufgeschürztem Gewande zum Brunnen eilen, an dem die Demeter sitzt, hymn. in Cerer. 177:

ἀμφὶ δὲ χαῖται
ὤμοις ἀΐσσοντο κροκηΐῳ ἄνθει ὁμοῖαι.

Die Bekanntschaft mit der Safranfarbe geht also bei den Griechen in die Zeit der Ausbildung des Heroenmythus hinauf; dass sie aus orientalischer Quelle stammte, würde, wenn dies sonst zweifelhaft sein könnte, das Wort κρόκος selbst lehren. Die althebräische Form desselben war *carcom*, wie wir aus dem Hohenliede 4, 14 sehen; in andern semitischen Dialecten, z. B. in der Sprache der Cilicier, mag sie anders, doch ähnlich gelautet

haben. Denn in Cilicien fand sich ein Vorgebirge *Κώρυκος*, und nicht weit davon die corycische Höhle, wo in einer Thalniederung der schönste ächte Saffran wuchs, Strab. 14, 5, 5: *Κώρυκος ἄκρα, ὑπὲρ ἧς ἐν εἴκοσι σταδίοις ἐστὶ τὸ Κωρύκιον ἄντρον, ἐν ᾧ ἡ ἀρίστη κρόκος φύεται*, und dass Berg und Gefilde von dem Krokos benannt sind, ist eine naheliegende Vermuthung. Ob dem semitischen Worte vielleicht ein indisches zu Grunde liegt, das durch uralten Verkehr herübergebracht sein könnte, ist für Griechenland gleichgültig, welches die gelben oder mit Gelb gestickten Kleider als kostbare Waare zunächst aus semitischen Händen empfangen hatte. Dies war schon in und vor der epischen Zeit geschehen; eine andere Frage aber ist, ob die homerischen Sänger die Blume selbst schon mit Augen erblickt hatten? Als Zeus und Hera auf dem Ida sich vereinigten, sprosste der Krokos, wie Lotos und Hyacinthos, aus der Erde, Il. 14, 347:

τοῖσι δ' ὑπὸ χθὼν δῖα φύεν νεοθηλέα ποίην,
λωτόν θ' ἑρσήεντα ἰδὲ κρόκον ἠδ' ὑάκινθον,
πυκνὸν καὶ μαλακὸν, ὃς ἀπὸ χθονὸς ὑψόσ' ἔεργεν —

aber das ideale Frühlings-Brautbett des Himmels und der Erde schmückt der Dichter mit dem Herrlichsten, von dem er in Nähe und Ferne gehört. Auch sonst wachsen Krokusblumen auf den mythischen Wiesen, den Schauplätzen der Göttergeschichte, so bei dem Raube der Proserpina, Hom. h. in Cerer. 6:

ἄνθεα τ' αἰνυμένην, ῥόδα καὶ κρόκον ἠδ' ἴα καλά,

426:

μίγδα κρόκον τ' ἀγανὸν καὶ ἀγαλλίδας ἠδ' ὑάκινθον,

428:

νάρκισσόν θ', ὃν ἔφυσ', ὥσπερ κρόκον, εὐρεῖα χθών.

Wie hier Proserpina, ist auch Creusa, die Tochter des Erechtheus, beschäftigt, goldene Krokusblüten in ihren Schooss zu lesen, da sie von dem schimmernden Gotte Apollo überrascht wird, Eurip. Jon. 887:

ἦλθές μοι χρυσῷ χαίταν
μαρμαίρων, εὖτ' ἐς κόλπους
κρόκεα πέταλα φάρεσιν ἔδρεπον
ἀνθίζειν χρυσανταυγῆ,

und ebenso die Gefährtinnen der Europa, als sich ihr Zeus in Stiergestalt nahte, Mosch. 1, 68:

αἳ δ' αὖτε ξανθοῖο κρόκου θυόεσσαν ἔθειραν
δρέπτον ἐριδμαίνουσαι.

Wenn Pan auf weicher Wiese mit den Nymphen singend streift, dann blüht Krokos und Hyacinthos unter dem mannigfachen Rasen, Hom. h. in Pan. 25:

ἐν μαλακῷ λειμῶνι, τόθι κρόκος ἠδ' ὑάκινθος
εὐώδης θαλέθων καταμίσγεται ἄκριτα ποίῃ.

Als die Phantasie diese Scenen erfand, war die Aufmerksamkeit schwerlich schon auf den unscheinbaren *crocus verus* gelenkt; überall ist der ferne asiatische Safran gedacht, von dem die Sage erzählte. Auch in dem herrlichen Triumphliede des Sophokles auf Colonus schob sich der begeisterten Anschauung des Dichters statt des wirklichen Frühlingsblümchens, das dort wuchs, der goldstrahlende *crocus sativus* des Morgenlandes unter, O. C. 681:

θάλλει δ' οὐρανίας ὑπ' ἄ-
χνας ὁ καλλίβοτρυς κατ' ἦμαρ
νάρκισσος, μεγάλαιν θεαῖν
ἀρχαῖον στεφάνωμ', ὅ τε
χρυσαυγὴς κρόκος.

Doch mögen zur Zeit des Sophokles, die schon so Vieles erworben und gewonnen hatte, in attischen Blumengärten auch schon Zwiebeln des ächten Safran gesteckt und zur Blüte gebracht worden sein. Theophrast unterscheidet schon genau den wilden, ὀρεινός, nicht duftenden d. h. *crocus vernus*, von dem kultivirten, ἥμερος, und duftenden, h. pl. 6, 8, 3: ὁ κρόκος ὅ τε ὀρεινὸς ἄοσμος καὶ ὁ ἥμερος. Den ersten nennt er auch den weissen, eine dritte Art den dornigen, die beide duftlos sind, 7, 7, 4: οὐδὲ ὁ κρόκος οὔτε ὁ εὔοσμος οὐθ' ὁ λευκὸς οὐθ' ὁ ἀκανθώδης· οὗτοι δὲ ἄοσμοι. Doch büsste die Blume in dem kälteren Europa einen Theil ihres Aromas ein, denn sie artet leicht aus, 6, 6, 5: πλεῖστον γὰρ οὗτος (ὁ κρόκος) δοκεῖ παραλλάττειν; unter allen von Griechen bewohnten Landschaften aber trug der Krokus von Cyrene am afrikanischen Strande den Preis davon, de caus. pl. 6, 18, 3: ἐπεὶ τὰ περὶ Κυρήνην διὰ ταῦτα εὔοσμα τά τ' ἄλλα καὶ μάλιστα τὸ ῥόδον καὶ ὁ κρόκος. Auch in den römischen Gärten finden wir neben Rosen, Lilien und Violen auch den Krokus; Varro 1, 35, 1 giebt an, wann *lilium* und *crocus* zu stecken, und wie Rosenbüsche und *violaria* zu behandeln sind. Doch war die Blume fremd und sie erziehen ein Triumph der Acclimatisationskunst: wir sehen dies aus Columella, der sie mit der *casia*, dem Weihrauch, der Myrrhe zusammenstellt, 3, 8, 4: *quippe compluribus locis urbis jam casiam frondentem conspicimus, jam tuream plantam, florentesque hortos*

myrrha et croco. Nach Plinius 21, 6, 17 lohnt es sich nicht, in Italien Safran anzupflanzen: *serere in Italia minime expedit,* doch wird auch wieder der sicilische gerühmt und mit dem italichen verglichen, den es also doch geben musste. Auf jeden Fall konnte den starken Verbrauch die einheimische Produktion nicht decken, und der sonnigere Orient musste Massen von Safran, theils roh, theils in Gestalt von Wassern, Salben, Arzneien, gefärbten Stoffen ins römische Italien senden. Wo der vorzüglichste wuchs, darüber waren die Meinungen getheilt; Theophrast hatte den cyrenäischen besonders hervorgehoben, Vergil den des lydischen Tmolus-Gebirges, Georg. 1, 56:

nonne vides croceos ut Tmolus odores,
India mittit ebur?

Sonst galt allgemein der cilicische, namentlich der vom Berge Corycus, für den edelsten, so auch bei Dioscorides 1, 25, der für den nächst besten den lycischen vom Berge Olympus, für den dritten den von der äolischen Stadt Aegae in Kleinasien erklärt. Plinius 21, 6, 17 weist nach dem cilicischen und lycischen dem von Centuripae in Sicilien, einer Stadt am Fusse des Aetna, den dritten Rang an. In den Zeiten römischen Reichthums und sinnloser Anwendung desselben wurden, wie Rosenblätter, so auch Krokusdüfte und Krokusblumen verschwendet, wovon in den *scriptores historiae Augustae* Beispiele zu finden sind. Wenn schon Lucretius zur Zeit der Republik den Gebrauch kennt, die Theater des Wohlgeruchs wegen mit Safranwasser zu besprengen, 2, 416:

et cum scena croco Cilici perfusa recens est,

und nach Salustius bei Macrob. Sat. 3, 13, 9 Metellus Pius durch ein Gastmahl gefeiert wurde, bei dem der Speisesaal wie ein Tempel ausgestattet und der Boden mit Krokus bestreut war: *simul croco sparsa humus et alia in modum templi celeberrimi,* — so ist nicht zu verwundern, wenn Heliogabalus, der verkörperte Orient auf dem römischen Thron, in Teichen sich badete, deren Wasser durch Safran duftend gemacht war, oder seine Gäste auf Polstern von Krokusblättern niedersitzen liess. Auch die Kochkunst und Medicin machte von dem Safran reichlichen Gebrauch. Er bildete eine beliebte Würze in Speisen und Getränken und war gegen alle Uebel heilsam. Es gab wenig componirte Recepte, in deren Zusammensetzung dieser Bestandtheil fehlte. Die hohen Ehren, die das Alterthum dem Safran zuerkannt hatte, mussten in dem

kindisch abhängigen Mittelalter unverkürzt bleiben, ja sich noch steigern. So ging die Sage, unter Eduard III. habe ein Pilger aus dem gelobten Lande in einem ausgehöhlten Stocke eine Safranzwiebel nach England gebracht (Beckmann, Beyträge 2, 80), — offenbar weil das Köstlichste auf Erden nur in tiefem Geheimniss und unter Lebensgefahr zu gewinnen ist; mit der Seide hatte es ja eine ähnliche Bewandtniss gehabt. In Wirklichkeit waren es die Araber, die neben so vielem andern auch diese Kultur nach Europa brachten; ihnen gelang, was das Alterthum entweder vergeblich unternommen oder bei dem offenen Verkehr mit dem Orient nicht ernstlich versucht hatte. Von jener Zeit und aus Spanien stammen die Safranfelder am Mittelmeer, wie auch seitdem der arabische Name Safran, ital. *zafferano*, span. *azafran* u. s. w. den alten griechisch-römischen *crocus*, der freilich anderthalb oder zwei Jahrtausende früher auch von den Grenzen Arabiens gekommen war, verdrängt hat. Nur darin haben sich die Zeiten geändert, dass die jetzigen Menschen gegen das Aroma dieser Blume gleichgültig geworden sind: weder gilt der Duft und Geschmack für so reizend, wie er frühern Geschlechtern schien; ja die Meisten weisen ihn ganz ab; noch bedürfen wir dieser Staubfäden ausschliesslich, um den Geweben und dem Leder den Glanz hochgelber Farbe zu geben; und dies Alles nicht bloss in Europa, sondern, was sehr merkwürdig ist, auch im Orient selbst. Dieser Rückgang des Safrans in Asien beweist, dass auch in jener unbeweglichen, ganz von unabänderlichen Naturbedingungen gebundenen Weltgegend in langen Zeiträumen langsame Abweichungen vor sich gehen und die Nerven eine andere Stimmung gewinnen.

Wir fügen noch anhangsweise hinzu, dass eine ähnliche, doch minder edle Farbepflanze, der Saflor, *carthamus tinctorius*, ein Distelgewächs, das in Ostindien zu Hause ist, schon den Griechen über Aegypten bekannt geworden war. Der griechische Name κνῆκος entspricht einiger Massen dem indischen (s. Benfey, Wurzelwörterbuch, unter diesem Wort) und stammte ohne Zweifel aus der angegebenen vermittelnden Gegend. Schon Aristoteles und Theophrast kennen das Wort; Theokrit braucht es adjectivisch in der Bedeutung fahl, gelblich (wo es dann die Grammatiker κνηκός betont haben wollen). Theophrast unterscheidet h. pl. 6, 4, 5, schon die ἀγρία und die ἥμερος, von der Anwendung zur Färberei aber spricht er nicht, die doch allein die Verbreitung bewirkt haben kann. In Italien dienten die Samen als Lab zur Milch.

Erst die Araber aber lehrten den Anbau im Grossen und die Benutzung zur Roth- und Gelbfärbung, und von ihnen stammt denn auch der Name, ital. *asforo, asfiori,* deutsch Saflor, engl. *safflow, zaffer* u. s. w.

DIE DATTELPALME.

Die Dattelpalme, *phoenix dactylifera,* ist nach Ritter der ächte »Repräsentant der subtropischen Zone ohne Regenniederschlag in der Alten Welt«, einer Zone, als deren Mittelpunkt etwa Babylon, die palmenreiche Hauptstadt der semitischen Völker, angesehen werden kann. Am besten gedeiht sie nach Linck, Urwelt 1, 347 zwischen dem 19 bis 35 Grad nördlicher Breite; südwärts vom Ausfluss des Indus und eben so in der Oase von Darfur unter 13 bis 15 Grad der Breite ist sie bereits verschwunden; nach Norden bedarf sie, um geniessbare Früchte zu tragen, einer mittlern Jahreswärme von 21 bis 23° C. Sie verlangt Sandboden und liebt den sengenden Hauch der Wüste; aber als Gegensatz ist Befeuchtung ihren durstigen Wurzeln unentbehrlich. Der König der Oasen, sagt der Araber, taucht seine Füsse in Wasser und sein Haupt in das Feuer des Himmels. Kein Sturm bricht oder entwurzelt die Dattelpalme, denn ihr Stamm besteht aus den verflochtenen Fasern der Blattstiele, und die durch einander geschlungenen Wurzeladern binden sie an den Boden. Sie wird 50 und mehr Fuss hoch; sie wächst langsam, ist mit 100 Jahreu in ihrer vollen Kraft, von da an nimmt sie ab. Durch das Schirmdach der säuselnden, geneigten Blätter dringt kein Sonnenstrahl; drunten weht es lieblich, auch das Wasser fehlt nicht; Gemüse und kleinere Fruchtbäume gedeihen noch auf dem Boden. Alle Ortschaften, alle Einzelhütten der Araber bergen sich in Palmenhainen, und mit Freude sieht der Reisende am Wüstenhorizont die grünen Kronen auftauchen, gewiss, dort bewohnte Stätten und gastfreundliche Aufnahme zu finden. Ehret die Dattelpalme, soll der Prophet gelehrt haben, denn sie ist eure Mutter. Im heutigen Arabien bildet die Dattel das Brod, das eigentliche tägliche Brod des Landes und zugleich den wichtigsten Handelsartikel

(nach Palgrave, Reise in Arabien 1, 46 der deutschen Ausgabe). Aber nicht von Anbeginn ist der Baum in vollem Masse das gewesen, was er jetzt ist. Erst die Pflege der Menschenhand hat ihn so veredelt, dass seine Früchte süss und essbar wurden und ganze Völkerstämme jetzt von ihm fast ausschliesslich leben können. Die ältesten Nachrichten kennen die Dattelpalme noch nicht als Fruchtbaum (s. die Ausführung bei Ritter, Erdkunde, 13, 771 ff.). Es war in den Ebenen am unteren Euphrat und Tigris, im Paradiesklima des Baumes, wo, wie Ritter urtheilt, die Kunst der Dattelveredlung von den babylonischen Nabatäern zuerst erfunden und geübt wurde. Dort zog sich meilenweit eine ununterbrochene fruchttragende Palmenwaldung fort; dort befriedigte der Baum fast alle Lebensbedürfnisse; es gab nach Strabo 16, 1, 14 einen persischen Hymnus, in welchem 360 Arten, von ihm Nutzen zu ziehen, aufgezählt waren (die mystisch-astrologische Zahl, die uns schon bei den Aegyptern begegnet ist, und die z. B. bei den 360 Frauen des Perserkönigs, *regiae pellices*, die den Macedoniern in die Hände fielen, Curt. 3, 8, wiederkehrt). Von dort wurde die fruchttragende Dattelpalme nach Jericho, Phönizien, zum ailanitischen Golf am rothen Meer u. s. w. verbreitet. Man kann dies merkwürdige Factum der Kulturgeschichte nur mit jener andern Thatsache in Parallele stellen, dass das Kameel erst seit dem dritten Jahrhundert nach Chr. in Afrika eingeführt worden — welches Thier doch für die libyschen Wüsten wie geschaffen scheint und den unzugänglichen Welttheil fremden Völkern, ihrem Handel, ihrer Religion erst geöffnet hat (s. Waitz, Anthropologie, 1, 410, der sich auf Reinaud im Institut von 1857 p. 136 beruft; auch nach Brugsch fehlt das Kameel gänzlich auf den ägyptischen Monumenten, histoire d'Égypte, p. 25: *nous remarquons que le chameau, l' animal le plus utile aujour d' hui en Égypte, ne se rencontre jamais sur les monuments).*[46]) Kameel und Dattelpalme, zwei innerlich verwandte und denselben Existenzbedingungen unterworfene Geschöpfe, gehören dem Wüsten- und Oasenvolk der Semiten, dem Volke der bittern Mühsal und der träumerischen Musse, nicht nur ursprünglich an, sondern sind auch von ihm, so zu sagen, geschaffen worden: es hat das erstere gezähmt und verbreitet und der andern den nährenden Fruchthonig entlockt und so durch beides eine ganze Erdgegend bewohnbar gemacht.

Von einer Uebertragung der Dattelpalme nach Europa in dem

Sinne, wie der Weinstock, der Oel- und Kirschbaum dort eine zweite Heimath fanden, kann nach den oben angegebenen klimatischen Bedingungen, von denen sie abhängt, nicht die Rede sein. Sie wurde am nördlichen Ufersaume des mittelländischen Meeres angepflanzt, aber trug keine reifen Früchte mehr; sie schmückte reizend und fremdartig die Landschaft und lieh ihr einen flüchtigen Schimmer der jenseits gelegenen orientalischen Sonnenländer; der nordische Gebirgsbewohner, der in die Küstenländer hinabstieg, staunte sie als eine wunderbare Naturgestalt an, aber er konnte nicht, wie der Orientale, sorglos sein Dasein an sie knüpfen und in ihrem Schatten Märchen ersinnen und anhören: eine schwerere Arbeit war ihm unter dem rauheren europäischen Himmel auferlegt. Zwar ist alle Baumzucht, wenn sie auch nachdenkliche, zusammenhängende Thätigkeit voraussetzt und entwickelt, eine leichtere, in gewissem Sinne humanere Beschäftigung: aber von dem Leben unter der Dattelpalme gilt dies in allzu hohem Grade, und der Mensch, dem sie fast ohne sein Zuthun Alles gewährt, bleibt ewig in düsterem Fatalismus gebunden, und unter der würdevollen Ruhe, die ihn selten verlässt, schlummert eine heisse, tigerartige Leidenschaft.

Von wem den Griechen die Kenntniss des wunderbaren Baumes zugekommen war, lehrt uns gleich an der Schwelle der Name, den er bei ihnen führt. Wie *φοίνιξ* Scharlach die aus Phönizien stammende Farbe, *φοίνιξ*, *φοινίκιον* ein phönizisches musikalisches Instrument, so bezeichnete *φοίνιξ* Dattelpalme den aus Phönizien herrührenden Baum,[47]) der als charakteristisches Produkt und zugleich Symbol des Landes auf phönizischen, später auf karthagischen, in Sicilien geschlagenen Münzen wiederkehrt. Die Ilias weiss von der Palme nichts, die an der anatolischen Küste ganz eben so, wie im eigentlichen Griechenland ein Fremdling ist; aber Odyss. 6, 162, in der ältesten und schönsten Partie dieses Epos, wird der Palme auf Delos gedacht, in Worten, aus denen die Bewunderung spricht, die das neu erschienene, fremdartige Pflanzengebilde bei den Griechen der epischen Zeit erregte. Odysseus hat sich am Meeresstrande der Nausikaa genähert und spricht zu ihr schmeichelnd und um Hülfe flehend (wir versuchen ausnahmsweise eine Uebersetzung):

Denn noch nirgends sah ich, wie Dich, der Sterblichen einen,
Sei es Weib oder Mann und Bewunderung fasst mich beim Anblick.

Also auf Delos erblickt' ich einst mit Augen der Palme
Jung aufstrebenden Spross am Altar des Phöbus Apollon.
Denn dorthin auch war ich gelangt mit vielen Genossen
Auf der Fahrt, die mir schwer zum Unheil sollte gereichen.
So nun jene erblickend, erstaunt' ich lang' im Gemüthe,
Denn nicht trägt ein solches Gewächs sonst irgend die Erde.
So auch Dich, o Jungfrau, schau' ich bewundernd und fürchte
Flehend die Knie zu berühren, und schmerzliche Trauer befängt mich.

Der weitgewanderte Odysseus also hatte sonst nirgends auf Erden einen Baum (*δόρυ* — in dieser alterthümlichen Bedeutung nur an dieser einen Stelle, sonst bei Homer immer Balken, Speer; wohl mit Bezug auf den graden, zweiglosen, oben in einer Krone endigenden Schaft), wie den Spross des Phönix (*φοίνικος ἔρνος*) gesehen, und er vergleicht die schlanke Bildung des letzteren mit der Gestalt der königlichen Jungfrau, ganz wie der Sänger des Hohen Liedes, 7, 8: «Dein Wuchs gleicht der Palme und Deine Brüste den Datteltrauben», und wie Königstöchter im Alten Testament den Namen *Tamar*, Dattelpalme, tragen. Auch der homerische Hymnus auf den delischen Apollo, der bei einer delischen Festversammlung gesungen worden sein mag, versäumt nicht die Palme zu nennen, die der Stolz der Insel war; an ihrem Fuss, den Stamm mit den Armen umfassend, 117: *ἀμφὶ δὲ φοίνικι βάλε πήχεε*, gebiert Leto ihren herrlichen Sohn. Je besuchter die Insel als apollinischer Wallfahrtsort und als Emporium wurde, desto höher stieg der Ruhm der delischen Palme, zumal da er auch in der Odyssee einen Wiederhall gefunden hatte.[48]) Palmzweige dienten später bei den vier grossen Festen als Siegeszeichen, theils in Gestalt von Kränzen auf dem Haupt, theils als Zweig in den Händen: zur Erklärung dieser Sitte, die schon Pindar kennt (s. Boeckh zu Pind. Fr. p. 578), berichtete der Mythus, Theseus habe, von Kreta zurückkehrend, in Delos zu Ehren Apollos ein Kampfspiel gefeiert und die Sieger mit Zweigen der Palme geschmückt, und dies sei dann auf die übrigen Spiele übergegangen (Plut. Thes. 21. Sympos. 8, 4, 3. Pausan. 8, 48, 2). Wir deuten dies so, dass nicht bloss die Palme als Attribut des Licht- und Sonnengottes Apollon, sondern der Palmzweig als Symbol des Sieges und der Siegesfreude über Kreta und Delos aus dem Kultur- und religiösen Vorstellungskreise der Semiten gekommen war, denn auch bei diesen dienten Palmen als Zeichen des Lobes und Sieges und

festlicher Freude (z. B. am jüdischen Laubhüttenfest), und Theseus personificirt die Fahrten und Thaten der attischen Jonier zwischen Kreta und Athen und erscheint als ein eifriger Jünger auch der semitischen Aphrodite. Statt des Theseus nannte eine auf anderem Lokal erwachsene Legende den Herakles: dieser hatte aus der Unterwelt wiederkehrend, zuerst die Palme erblickt und sich mit ihren Zweigen bekränzt, Philargyr. ad V. G. 2, 67: *quia Hercules cum ab inferis rediret hanc primus arborem dicitur contemplatus esse et se inde coronasse, conveniente colore arboris illi eventui quo e tenebris in lucem commeavit* — wo im Herakles der orientalische Sonnengott, dem die Palme als Baum des Lichts angehört, nicht zu verkennen ist. Damals hatte der arkadische Held Jasios als erster Ueberwinder im Wettrennen von Herakles die Siegespalme erhalten, und Pausanias 8, 48, 1 sah sein Bild in der Stadt Tegea, wie er in der Linken ein Ross führte und in der Rechten den Palmzweig hielt. Schon in der Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Chr. stiftete der Tyrann Kypselos, der Herrscher im halborientalischen Korinth, eine eherne Palme als Weihgeschenk in Delphi, woselbst die natürliche Palme nicht wuchs: die unten am Stamme angebrachten Frösche und Wasserschlangen machten den spätern Mythologen und Hodegeten viel Kopfbrechens (Plut. Conv. sept. sap. 21. de Pyth. oracc. 12); wahrscheinlich hatte der Künstler in naturalistischer Weise nur ausdrücken wollen, dass die Palme, das Kind der Wüste, doch ohne im Boden verborgenes oder aus der Tiefe hervorbrechendes Wasser nicht leben kann, salzhaltiges oder brakiges Wasser aber allem Uebrigen vorzieht — worüber ihm in Korinth wohl Kunde zugekommen sein konnte. Wie Kypselos, weihten auch die Athener zu Ehren ihres Doppelsieges am Eurimedon eine eherne Palme in Delphi (Paus. 10, 15, 3) und später eine gleiche durch Nicias in Delos (Plut. Nic. 3, 5); Palmbäume sieht man auf Münzen von Ephesus, von Hierapytna und Priansus auf Kreta, von Karystos auf Euböa (s. Mionnet unter diesen Städten) und auf Vasengemälden als Attribut der Leto und des Apollo oder auch den Palmzweig als dem Sieger am Ziele winkend (z. B. vor einem brausend dahersprengenden Viergespann bei Millin 1. pl. 24). Dass auch das argivische Nemea schon zu Pindars Zeit seine Palme besass, geht aus dem von Dionysius de comp. verb. 22 aufbewahrten Anfang des in Athen gesungenen Frühlings-Dithyrambus dieses Dichters hervor, v. 12:

ἐν Ἀργείᾳ Νεμέᾳ μάντιν οὐ λανθάνει
φοίνικος ἔρνος, ὁπότ' οἰχθέντος Ὡρᾶν θαλάμου
εὔοδμον ἐπαΐωσιν ἔαρ φυτὰ νεκτάρεα —

wo die homerische Formel φοίνικος ἔρνος nichts anderes bedeutet als Palmbaum (Hesych. φοίνικος ἔρνος· περιφραστικῶς τὸν φοίνικα), der μάντις aber wohl nur der priesterliche Wächter ist, der den geweihten Baum beobachtet und pflegt. Auch zu Aulis vor dem Tempel der dortigen Artemis fand Pausanias 9, 19, 5 Palmbäume stehen, die keine so schöne Datteln gaben, wie die von Palästina, aber immer süssere, als die in Jonien erzeugten. So hatten sich denn im Laufe der Zeiten trotz des pythagoreischen Verbots: μηδὲ φοίνικα φυτεύειν, keinen Dattelbaum zu pflanzen, Plut. de Js. et Os. 10 (weil Zweige dieses Baumes das Siegeszeichen abgaben, ein solches aber den Pythagoreern gottlos schien) hin und wieder in Griechenland die Umgebungen der Heiligthümer und Ortschaften mit einzelnen oder Gruppen jener babylonisch-libyschen Wunderbäume geschmückt, zum Staunen Jedes, der sie zum ersten Mal sah.

Wenden wir uns zu den Schicksalen der Palme in Sicilien und Italien, so müssen wir vor Allem die Dattelpalme, *phoenix dactylifera*, und die Zwergpalme, *Chamaerops humilis*, genau unterscheiden — letztere ein in Spanien, Sicilien und auch Unteritalien auf heissem Boden wucherndes, meist verkrüppeltes, blaugrünes Gesträuch, dessen junge Blattsprossen, Wurzeln und Früchte gegessen, und aus dessen fächerförmigen Blättern Kehrbesen verfertigt, Stricke gedreht und Körbe, Matten u. s. w. geflochten werden. In Folge des gleichen Namens *palma* sind häufig Notizen der Alten, die sich auf die Zwergpalme bezogen, irrig für die Geschichte der Dattelpalme benutzt worden. Schon Theophrast sondert beide Arten aufs Bestimmteste, h. pl. 2, 6, 11: οἱ δὲ χαμαιρριφεῖς καλούμενοι τῶν φοινίκων ἕτερόν τι γένος ἐστὶν ὥσπερ ὁμώνυμον (sie haben nichts gemein als den Namen) καὶ γὰρ ἐξαιρεθέντος τοῦ ἐγκεφάλου ζῶσι (die schmackhaften Blätterknospen, während die Dattelpalme abstirbt, wenn man ihr das *cerebrum*, den Gipfeltrieb, nimmt) καὶ κοπέντες ἀπὸ τῶν ῥιζῶν παραβλαστάνουσι (dies sind die *caeduae palmarum silvae*, *germinantes rursus ab radice succisae* des Plinius, die Dattelpalme treibt nicht wieder aus der Wurzel). Διαφέρουσι δὲ καὶ τῷ καρπῷ καὶ τοῖς φύλλοις· πλατὺ γὰρ καὶ μαλακὸν ἔχουσι τὸ φύλλον (es gleicht dem der Fächerpalme), δι' ὃ καὶ πλέκουσιν ἐξ αὐτοῦ τάς τε σπυρίδας καὶ

τοὺς φορμούς (wie noch heut zu Tage). *πολλοὶ δὲ καὶ ἐν τῇ Κρήτῃ γίνονται καὶ ἔτι μᾶλλον ἐν Σικελίᾳ.* Von den Wurzeln und Trieben dieser sicilischen Küstenpalme nährten sich die Matrosen der von ihrem Führer verlassenen Flotte bei Cic. Verr. II, 5, 87: *posteaquam paulum provecta classis est et Pachynum quinto die denique appulsa: nautae coacti fame radices palmarum agrestium, quarum erat in illis locis, sicut in magna parte Siciliae, multitudo, colligebant et his miseri perditique alebantur.* Wenn Vergil Aen. 3, 705 sagt: *palmosa Selinus*, so dachte er an die Zwergpalme, die noch jetzt die Küstensteppe um die Ruinen dieser Stadt bei Castelvetrano weit und breit überzieht. Von derselben Palme kamen die Kehrwische, mit denen der musivische Fussboden gereinigt wird, bei Horaz Sat. 2, 4, 83:

Ten' lapides varios lutulenta radere palma,

und bei Martial 14, 82:

In pretio scopas testatur palma fuisse.

Zu den Stricken, Seilen und Matten, die Varro 1, 22, 1 aus Hanf, Flachs, Rohr, P a l m e n und Binsen bereiten lässt, eben so zu den Palmmatten, mit denen Columellas Oheim in der Provinz Bätica zur Zeit der Hundstage seine Weinreben bedeckte (Col. 5, 5, 15), dienten die Blätter der einheimischen Zwergpalme. *Palma campestris* bei Colum. 3, 1, 2 ist offenbar *Chamaerops humilis*, und eben dahin gehört die *regio palma foecunda* bei demselben 11, 2, 90. Das Verbum *palmare*, Colum. 11, 2, 96: *caeterum palmare id est materias alligare* — kann weder von *palma*, die flache Hand, mit der sich nichts anbinden lässt, noch von *palmes*, *palmitis*, gebildet sein, sondern nur von *palma*, die Zwergpalme. Selbst die *planta palmarum* bei dem späteren Palladius 5, 5, 2, *quam cephalonem vocamus*, und die den dürren Boden, der sonst keine Frucht trägt, von selbst überdeckt, 11, 12, 2: *constat autem locum prope nullis utilem fructibus in quo palmae sponte nascuntur* — kann keine andere sein, als die *Chamaerops humilis*, die noch jetzt in Italien *cefaglione* heisst (von *ἐγκέφαλος*, die essbaren obersten jungen Sprossen). Auch die Insel Palmaria, jetzt Palmarola, hiess so von dem Palmengesträuch, mit dem sie ursprünglich bewachsen war. — Aber auch die Dattelpalme oder die Palme als wirklicher Baum tritt uns in Italien ziemlich frühe entgegen. Zwar wenn erzählt wurde, Rhea Silvia, die Mutter des Romulus und Remus, habe im Traume am Altar der Vesta zwei Palmbäume aufwachsen sehen, von denen der eine grössere den

ganzen Erdkreis beschattete und zugleich den Himmel mit dem Gipfel berührte, Ov. Fast. 3, 31:

Inde duae pariter, visu mirabile, palmae
Surgunt. Ex illis altera major erat
Et gravibus ramis totum protexerat orbem
Contigeratque sua sidera summa coma —

so konnte diese griechische Dichtung erst entstehen, als Rom schon mächtig und an Siegen reich war, und das Vorbild gab der Weinstock ab, der aus dem Schooss der Mandane, der Tochter des Astyages, emporwuchs und ganz Asien überdeckte, oder jener Oelkranz, den Xerxes im Traume sah und dessen Zweige über die ganze Erde reichten, Herod. 7, 19. Aber auch in Roms früherer Zeit, da es noch klein war und sein Name nicht weit reichte, war schon die *tunica palmata*, die die Römer mit den übrigen Abzeichen obrigkeitlicher Herrlichkeit von den Etruskern überkommen hatten, mit den Blattformen der orientalischen Dattelpalme gestickt. Palmzweige als Siegespreis in den römischen Spielen kamen, wie Livius 10, 47 ausdrücklich berichtet, zuerst im Jahr der Stadt 459 oder 293 vor Chr. vor, in Nachahmung griechischer Sitte: *translato e Graecia more.* Hieraus, wie aus der Palmenstickerei wäre freilich noch nicht mit Sicherheit zu schliessen, dass die Palmbäume selbst schon in Italien wuchsen: die zu den Siegespreisen nöthigen Blätter konnten zu Schiff nach Italien kommen, wie noch heut zu Tage der Seehandel denselben Artikel für jüdische und christliche Feste liefert, und dies um so leichter, als Palmzweige immer grün bleiben und nicht welken. Aber um dieselbe Zeit, im Jahr 291 vor Chr., geschah folgendes Wunder im Hain des Apollo zu Antium: die Römer hatten aus Anlass einer Pest die Schlange des Aesculap aus Epidauros geholt und landeten mit ihr in der genannten Stadt: die Schlange, die bis dahin klug und willig den Abgesandten gefolgt war und deren Absichten errathen hatte, schlüpfte aus dem Schiff, ringelte sich um die dort stehende hohe Palme und kehrte nach drei Tagen ruhig in das Schiff zurück, welches dann den Tiber hinauf nach Rom fuhr u. s. w. (Val. Max. 1, 8, 2). Man mag über diesen Vorgang denken, wie man wolle: die Existenz eines Palmbaumes in Antium muss als Anknüpfungspunkt für die Sage vorausgesetzt werden und hat in einem Hafen mit lebhaftem Verkehr und Appollodienst nichts Unwahrscheinliches. Das Prodigium, welches Livius 24, 10 unter dem Jahr 214 berichtet: *in Apulia palmam*

viridem arsisse, konnte nicht geschehen, wenn damals in Apulien nicht wenigstens eine Palme vorhanden war. Wie in Antium standen wohl auch bei den griechischen Städten in Unteritalien Dattelpalmen hin und wieder an der schönen Küste als Begleiterinnen apollinischer Heiligthümer. Zu Varros Zeit fehlte es an diesen Bäumen in Italien nicht, wie aus seiner Bemerkung hervorgeht, der Palmbaum bringe in Judäa reife Datteln hervor, in Italien vermöge er es nicht, 2, 1, 27: *non scitis palmulas* (Aldina richtiger: *palmas*) *caryotas in Syria parere in Judaea, in Italia non posse*? und bei Plinius im ersten Kaiserjahrhundert ist der Baum schon in Italien gemein, 13, 4, 6: *Sunt quidem et in Europa volgoque Italia, sed steriles.* Von wem aber war er ursprünglich in Italien eingeführt worden? Wenn nach Livius die Palmen als Siegerschmuck in den römischen Spielen aus Griechenland stammten, wenn auch die etruskische Palmenstickerei, wie Otfried Müller, Etrusker 1, 373 urtheilt, ein Ausfluss griechischer Sitte war — woher dann der ungriechische Name *palma*? Das Wort ist aus dem Lateinischen nicht zu erklären; wie sollte auch ein so fremder exotischer Baum einheimisch benannt worden sein? *Palma* muss aus dem semitischen *tamar*, *tomer* entstellt (wie aus *ταώς* der Pfau *pavus*, *pavo* wurde), oder es muss einer semitischen Sprache, in der der Anlaut wie *p* klang, nachgesprochen worden sein. Letztere Annahme findet in dem biblischen *Tamar*, *Tadmor* und der entsprechenden griechisch-lateinischen Benennung *Palmyra*, *Palmira* (zuerst bei Plinius und Josephus), wobei an keine Uebersetzung zu denken ist, eine sichere Bestätigung[49]). Noch vor den Griechen also oder vielmehr, so zu sagen, an ihnen vorbei, zu einer Zeit, in deren Seeverkehr uns der von Polybius aufbewahrte Schifffahrtstraktat einen Blick eröffnet, müssen entweder tuskische und lateinische Schiffer den Baum an libyschen, sicilischen, sardischen Küsten erblickt und seinen Namen erfahren oder punische Kauffahrer Zweige desselben, *termites*, *σπάδικες*[50]), an die italische Küste gebracht haben, sei es als Wunder des Südens, wie auch unsere Schiffer Papageien und Kokosnüsse bringen, sei es zum Schmuck religiöser Feste oder als Zeichen der Huldigung für einheimische Fürsten und Oberhäupter. So könnten auch die Etrusker, wie den Namen, so auch den Gebrauch der Palmblätter als Insignien der Herrscherwürde ohne griechische Vermittelung direkt von den Puniern gelernt haben. An die Frucht der Palme als Handelsartikel ist nach dem gleich Anfangs Bemerkten in jener

älteren Zeit noch nicht zu denken. Das dem Semitischen entlehnte Wort *δάκτυλος*, *dactylus*, welches mit Finger nichts zu thun hat, wie *palma* nichts mit der Hand, kommt erst spät vor (bei Artemidor 5, 89, zur Zeit der Antonine, und unter den Lateinern bei dem wahrscheinlich noch viel jüngeren Apicius, denn bei Plinius 13, 4, 9 sind die *dactyli* nur eine bestimmte Sorte unter vielen andern), ist aber in allen romanischen Sprachen (ital. *dattero*, span. *datil*, franz. *datte*) und von diesen auch in die germanischen übergegangen. Aelter ist eine andere, gleichfalls nur einer besonderen nussförmigen Art Datteln zustehende, später verallgemeinerte Benennung: *καρυωτός*, *καρυῶτις*, lat. *caryota*, *caryotis*, häufig im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit, zu allererst bei Varro 2, 1, 27, dann bei Strabo und Scribonius Largus. Entsprechend dem griechischen *φοίνιξ* die Dattel sagten die Dichter auch *palma* für die Frucht, z. B. Ov. Fast. 1, 185:

quid vult palma sibi rugosaque carica dixi,

wie auch das verkleinerte *palmula* denselben Begriff ausdrückte, schon bei Varro 1, 67. Doch gingen alle diese Ausdrücke wieder verloren, und Dattel wurde der allgemein übliche Name in der westeuropäischen Handelssprache.

Da der in die Erde gesteckte reife Dattelkern bald keimt, so ist es leicht, Palmen zu erziehen und zu vervielfältigen. Trüge der Baum in Europa Frucht, wie im afrikanischen Dattellande, gewiss würden dann an zahlreichen Stellen der drei in's mittelländische Meer auslaufenden europäischen Halbinseln Palmenwälder rauschen, und gewiss hätten dann auch die Menschen Sorge getragen, beide Geschlechter des Baumes neben einander zu pflanzen und der natürlichen Befruchtung, wie im Orient, künstlich zu Hülfe zu kommen. Als nach dem Untergang der antiken Welt Barbarei über jene Gegenden hereinbrach und der Sinn für Anmuth des Lebens erloschen war, da starben auch die Palmbäume allmählig ab, die etwa aus dem Alterthum sich noch erhalten hatten: sie brachten nichts ein, und neben der Sehnsucht in's Jenseits und der Selbstqual herrschte nur noch der grobe gierige Eigennutz. So weit dann die Araber an den Küsten des Mittelmeers sich niederliessen, ward auch die Palme wieder sichtbar. In Spanien pflanzte um das Jahr 756 der christlichen Aera der Kalif Abdorrahman 1 in einem Garten bei Cordova mit eigener Hand die erste Dattelpalme, von der alle übrigen im heutigen Spanien abstammen sollen (*Conde, historia de la dominacion de*

los Arabes en España, part. 2, cap. 9: *en esta huerta plantó una palma que era entonces única y de ella procedieron todas las que hay en España*) und betrachtete sie oft in sehnsüchtiger Erinnerung an die arabische Heimath, von der sie beide, der Kalif und der Baum, so fern waren. Aehnlich thaten die Saracenen in Sicilien und Kalabrien, doch hatte dieser Orientalismus auf europäischem Boden nur flüchtigen Bestand. Bis in die neuere Zeit waren einzelne Exemplare des Baumes wie zufällig stehen geblieben, mehr in Griechenland — wegen des wärmeren Klimas und der Nähe des Morgenlandes —, weniger in Italien, zur Freude und Ueberraschung der Reisenden von Norden, durch welche die Anwohner erst auf den malerischen vegetativen Schmuck, den sie an dem Baum besassen, aufmerksam gemacht wurden. Wie in so Vielem, war unterdess auch in dem Symbol der Palmen die christliche Kirche der Bildersprache des Heidenthums und Judenthums treu geblieben, und dieselben Zweige, die bei den Festen des Osiris in Aegypten, bei feierlichen Einzügen der Könige und Kriegshelden in Jerusalem, bei den olympischen Spielen und auf dem Kleide römischer Imperatoren ein Zeichen der Siegesfreude gewesen waren, wurden auch in Rom am Palmsonntag vom Haupte der Christenheit geweiht und an alle Kirchen der ewigen Stadt vertheilt. Dies gab Veranlassung zu Anlage des grössten Palmenhaines, den das jetzige Italien besitzt, des von Bordighera, an der herrlichen Uferstrasse, die von Genua nach Nizza führt, zwischen S. Remo und Ventimiglia, unter fast 44 Gr. nördl. Breite. Die Einwohner dieses Städtchens haben seit alter Zeit das durch Gewohnheit geheiligte Vorrecht, zum Osterfest Palmen nach Rom zu liefern, und diese Industrie schuf allmählig die über mehrere Meilen sich hinziehende Pflanzung, die über 4000 Stämme zählen soll. Um die theureren und besonders geschätzten weissen Palmen zu erzielen, werden vom Hochsommer an die Kronen oben zusammengebunden, so dass die innersten Blätter, vom Licht unberührt, kein Chlorophyll erzeugen können und dann ein Bild nicht bloss des Sieges, wie die grünen, sondern zugleich auch der himmlischen Reinheit abgeben — ein ächt christlicher Gedanke, auf den die Alten nicht verfielen. Der Reisende, der um die genannte Zeit die Riviera di Ponente durchzieht, sieht dann die Palmengipfel in Gestalt riesiger Tulpenknospen sich erheben und begreift Anfangs nicht, was diese Verstümmelung des schönen Baumes bezweckt. Von Bordighera aus hat sich die Palme in einzelnen Exemplaren längs dieser ganzen

Küste verbreitet; in Rom bildet die herrliche Palme im Hofe des Klosters der Passionisten von SS. Giovanni e Paolo auf dem mons Caelius das Studium der Maler, die an biblischen Scenen arbeiten; wer Capri besucht hat, kennt die Palme im Garten von Michele Pagano; in der villa nazionale von Neapel sind jetzt die prächtigsten Exemplare der Umgegend vereinigt, die an dunklen Sommerabenden, von dem bleichen Licht der weissen Gasflammen getroffen, über den Klängen des Orchesters und den Köpfen der ruhenden und auf- und abwandelnden Menge geisterhaft schweben. Häufiger, mit der zunehmenden Kraft der Sonne, wird der Baum nach Calabrien zu und in Sicilien und Sardinien. Wie zu Bordighera in Italien, steht in Südspanien, zu Elche südwestlich von Alicante nach der Grenze des heissen Murcia hin, zwischen 39 und 40 Gr. nördl. Br., ein berühmter Palmenwald, 60,000 Stämme stark, der nicht bloss Blätter in die Hand frommer Waller, sondern auch süsse Früchte zum Genuss für Knaben und Mädchen bietet. Die Araber wurden besiegt, die Moriscos ausgetrieben und vertilgt, der Wald von Elche, obgleich ursprünglich von ungläubiger Hand gepflanzt, blieb stehen, ein Zeichen von Glaubensschwäche selbst bei den Zöglingen Loyolas. Im äussersten Westen mitten im Ocean auf den Inseln der Glückseligen fanden die ersten Entdecker schon fruchtbare Dattelpalmen vor: wenigstens berichtete der numidische König Juba, dessen Aussage uns Plinius 6, 32, 37 aufbewahrt hat, *hanc (Canariam) et palmetis caryotas ferentibus ac nuce pinea* (von *pinus Canariensis*) *abundare.* Wahrscheinlich waren von dem gegenüberliegenden Afrika Dattelkerne durch die Wellen hinübergespült worden und so die genannten Bäume auf jener Insel aufgegangen. In der entgegengesetzten Weltrichtung hatten die früheren Araber sogar am Südufer des kaspischen Meeres noch eine ergiebige Dattelzucht getrieben, so dass das kalte Reich der Russen hier seine Grenzen bis fast an die subtropische Zone der Dattelpalme vorgerückt hat; wenn aus jener Zeit nur noch einzelne Epigonen ohne Fruchtertrag übrig geblieben sind, so scheint v. Baer, der zuerst auf ihr Vorkommen aufmerksam gemacht hat, mehr geneigt, den Untergang dieser Kultur auf eine Abkühlung des Klimas, als auf die Indolenz der jetzigen Bewohner zurückzuführen (s. v. Baer im Bülletin der Petersburger Akademie, 1860: «Dattelpalmen an den Ufern des Kaspischen Meeres, sonst und jetzt»).

CYPRESSE,

(*cupressus sempervirens*).

Nach A. v. Humboldt, Kosmos 2, 132, der sich auf Edrisi beruft, scheinen die Gebirge von Busih westlich von Herat die ursprüngliche Heimath der Cypresse zu sein. Auf der Westseite des Industhales, in den Plateaulandschaften von Kabul und Afghanistan, wo der Baum zu riesigen Grössen emporwächst, besonders aber in dem genannten Busih oder Bushank, Fuscheng, findet auch Ritter, auf Ibn-Haukal und Edrisi gestützt, das wahre Vaterland der Berg-Cypresse (Erdkunde, Band XI: «die asiatische Verbreitung der Cypresse»). Von diesem seinem Ursitz wanderte der Baum im Gefolge des iranischen Lichtdienstes weiter nach Westen. In der schlanken, obeliskenartigen, zum Himmel aufstrebenden Gestalt der Cypresse schaute die Zendreligion das Bild der heiligen Feuerflamme; nach dem Schâh-Nâmeh stammte sie aus dem Paradiese, Zoroaster selbst hatte sie zuerst auf Erden gepflanzt, sie ward die Zeugin für Ormuzd und dessen reines Wort und prangte durch ganz Iran in alten ehrwürdigen Exemplaren vor den Feuertempeln, in den Höfen der Palläste, im Mittelpunkt der medopersischen Baumgärten oder Paradiese. Frühzeitig, mit den ältesten assyrisch-babylonischen Eroberungszügen, war sie in die Länder des aramäisch-kananitischen Stammes gelangt, auf den Libanon, auf die nach der Cypresse benannte Insel Cypern[51]), und ward auch hier ein heiliger Baum, in welchem eine Naturgöttin, die den Namen der Cypresse selbst trug, Brathy, phönizisch Berot, Berut (Movers, 1, 575 ff.), gegenwärtig war, dieselbe, deren uralten verlassenen Tempel mit der geweihten Cypresse Vergil uns im troischen Gebiete zeigt, Aen. 2, 713:

Est urbe egressis tumulus templumque vetustum
Desertae Cereris juxtaque antiqua cupressus
Relligione patrum multos servata per annos —

und die er, wie hier Ceres, so an einer anderen Stelle Diana nennt, Aen. 3, 680:

Aeriae quercus aut coniferae cyparissi
Constiterunt, silva alta Jovis lucusve Dianae.

Mit der religiösen Bedeutung, dieselbe theils erhöhend, theils durch-

kreuzend, verschmolz eigenthümlich der technisch-praktische Werth, den die Cypresse bei den Phöniziern gewann und später durch das ganze griechische und römische Alterthum behielt. Das Cypressenholz, hart, duftend, in der Flamme mit angenehmem Geruch verbrennend, galt zugleich für unvergänglich und unzerstörbar. Plat. de legg. 5 p. 741: die Landloose der Bürger sollen in den Tempeln auf cypressenen Gedenktafeln für die Nachwelt, *εἰς τὸν ἔπειτα χρόνον*, verzeichnet werden. Theophr. h. pl. 5, 4, 2: von Natur unverweslich ist die Cypresse, Ceder (folgen noch eine Anzahl Hölzer); von diesen scheint das Cypressenholz am meisten Dauer zu haben, *χρονιώτατα δοκεῖ τὰ κυπαρίττινα εἶναι.* Martial. 6, 73, 7 (das Bild des Priapus spricht):

Sed mihi perpetua nunquam moritura cupresso
Phidiaca rigeat mentula digna manu.

Cypressenstämme wurden zum Bau der phönizischen Handelsschiffe allen übrigen vorgezogen; wie schon die Arche Noah aus Cypressenholz bestanden haben sollte, so baute noch Alexander der Grosse seine Euphratflotte aus diesem edlen Material, das er zum Theil quer über Land in fertig gezimmerten Stücken aus Phönizien und Cypern bezog (Strab. 17, 1, 11 und Arrian. 7, 19, 3), so wie Antigonus zu der seinigen im Kriege gegen die wider ihn verbündeten Mitfeldherren die prachtvollen Cedern und Cypressen des Libanon fällen liess (Diodor. 19, 58). Das Cypressenholz wurde zu kostbaren Kisten, zu Thüren der Tempel, z. B. zu denen des ephesischen Dianentempels (Theophr. h. pl. 5, 4, 2) u. s. w. verarbeitet; es war im Bezirk des delphischen Tempels bei dem *μέλαθρον* verwendet worden, in welchem Arkesilas den Wagen weihte, mit dem er in den pythischen Spielen gesiegt hatte (Pind. Pyth. 5, 51); es diente zu Särgen Verstorbener, denen es eine lange Dauer versprach. Als z. B. in Athen zu Anfang des peloponnesischen Krieges jene öffentliche Bestattung der für das Vaterland Gefallenen gefeiert ward, bei welcher Perikles seine berühmte Rede zur Verherrlichung Athens hielt, da umschlossen Schreine aus Cypressenholz, *λάρνακες κυπαρίσσιναι*, je einer für jede Phyle, die in die Erde zu bergenden Gebeine (Thucydid. 3, 34). Auf dem schon erwähnten prachtvollen Getreideschiff des Hiero von Syrakus, diesem Great Eastern des Alterthums, dessen Bau Archimedes als Ober-Ingenieur leitete, bestanden Wände und Dach des Aphrodisiums aus Cypressenholz, die Thür aus Elfenbein und Thujaholz. Besonders aber zu Idolen der Götter — und deren

waren in grossen und kleinen Heiligthümern eine Unzahl über ganz Griechenland zerstreut — wurde gern duftendes, der Zeit und den Würmern widerstehendes Cypressenholz genommen: wie man sich das Scepter des Zeus aus diesem Holz bestehend dachte (Diog. Laert. 8, 1, 8 (10), Jambl. de vit. Pyth. 155), so schien es auch für *ξόανα* d. h. hölzerne Götterbilder (neben Eben-, Cedern-, Eichen-, Taxus- und Lotosholz, Pausan. 8, 17, 2. Theophr. h. pl. 5, 3, 7) ein besonders würdiger Stoff. Der komische Dichter Hermippus, der im Beginn des peloponnesischen Krieges blühte, nennt in einer uns erhaltenen merkwürdigen Stelle, die den Handel des mittelländischen Meeres in parodischen homerischen Hexametern schildert, unter den Artikeln, die zur See nach Athen kamen, auch kretisches Cypressenholz zu Statuen der Götter, Meineke Fr. com. gr. 2, 1, p. 407:

ἡ δὲ καλὴ Κρήτη κυπάριττον τοῖσι θεοῖσιν —

und Xenophon erzählt, wie er nach der Rückkehr aus Asien bei Olympia einen kleinen Tempel der ephesischen Artemis und darin das Bild der Göttin aus Cypressenholz gestiftet habe (Anab. 5, 3, 12). Auch die älteste Athletenstatue, die Pausanias in Olympia sah, die des Aegineten Praxidamas, vor Ol. 59 (c. 540 vor Chr.), bestand aus Cypressenholz und hatte sich besser erhalten, als eine andere, etwas spätere, die aus Feigenholz gearbeitet war (Paus. 6, 18, 7). Nicht anders in Italien. Plinius spricht von einem sehr alten Idol des Vejovis auf der arx in Rom, das aus Cypressenholz bestand (Plin. 16, 40, 79), und Livius erzählt, wie im Jahre 207 vor Chr. zwei aus diesem Stoff gearbeitete Bilder der Juno Regina in feierlicher Procession in den aventinischen Tempel der Göttin gebracht wurden (Liv. 27, 37). Was vor Zerstörung durch Würmer und Insekten bewahrt bleiben sollte, wurde auch bei den Römern in cypressene Kästchen eingeschlossen z. B. Manuscripte bei Horaz, ad Pis. 332: *carmina — levi servanda cupresso.*

Kein Wunder nun, dass einen religiös so hoch verehrten und technisch so nützlichen Baum die Phönizier und Philistäer schon in ältester Zeit überall verbreiteten, wo sie sich niederliessen und wo das Klima es erlaubte. In Creta, dieser frühe semitischen Insel, gedieh die Cypresse so mächtig und stieg so hoch die Gebirge hinan (Theophr. h. pl. 4, 1, 3), dass diese Insel für das ursprüngliche Vaterland derselben gehalten werden konnte, Plin. 16, 33, 60: *huic patria insula Creta.* Der homerische Schiffskatalog kennt

bereits auf dem griechischen Festlande zwei nach der Cypresse benannte Städte, die eine in Phocis auf dem Parnass, Il. 2, 519:

Οἳ Κυπάρισσον ἔχον Πυθῶνά τε πετρήεσσαν,

die andere in Triphylien, im Gebiet des Nestor, Il. 2, 593:

Καὶ Κυπαρισσήεντα καὶ Ἀμφιγένειαν ἔναιον.

Auch an der lakonischen Küste, einem frühen Schauplatz phönizischer Einwirkungen, lag eine Hafenstadt *Κυπαρισσία*, wie denselben oder einen ähnlichen Namen auch eine messenische Ortschaft trug; in beiden Städten ward eine *Ἀθηνᾶ Κυπαρισσία* verehrt, in der wir eine griechisch benannte semitische Gottheit vermuthen dürfen. Wandert man an der Hand des Pausanias durch das spätere Griechenland, so trifft man hin und wieder auf Cypressenhaine, in denen, was wohl zu beachten ist, meist Dämonen asiatischer Herkunft verehrt werden, so auf der Burg von Phlius die Ganymeda, eine dem Dionysos wesensverwandte, in keinem Bilde verehrte Göttin, sonst auch Dia genannt (Strab. 8, 6, 24), die Löserin der Bande, an deren Cypressen befreite Gefangene ihre Fesseln aufhingen (Paus. 2, 13, 3), oder im Kraneion, einem Cypressenhain bei Korinth, die Heiligthümer des Bellerophontes und der Aphrodite Melainis (Paus. 2, 2, 4), oder die himmelhohen Cypressen von Psophis in Arkadien, die am Grabe des Alcmäon standen und von den Einwohnern Jungfrauen geheissen und nicht angetastet wurden (Paus. 8, 24)[52]. Dass die Cypresse aus semitischen Landen nach Griechenland eingewandert war, wird schon durch den Namen *κυπάρισσος* (im älteren Hebräisch *gopher*, 1 Mos. 6, 14) ausser Zweifel gesetzt, und es kann nur Phantasie sein, wenn z. B. E. Curtius in seiner griechischen Geschichte 1, 34 die Waldberge Griechenlands in der Urzeit nicht bloss mit Eichen, Buchen und Tannen, sondern auch mit Platanen und Cypressen bewachsen sieht. Vielleicht bildete, wie so oft, die Insel Creta dabei eine Zwischenstation: darauf deutet wenigstens eine von Serv. ad Aen. 3, 680 aufbehaltene Version des Mythus von der Verwandlung des Cyparissos in einen Cypressenbaum: danach war dieser Jüngling ein Cretenser, wurde von Apollo oder vom Zephyr geliebt, flüchtete, um seine Keuschheit zu bewahren, zum Flusse Orontes und zum *mons Casius* (woselbst Baal als Himmelsgott thronte, ein alter den Aramäern und Philistäern gemeinsamer Kultus, s. Stark, Gaza, S. 263) und wurde dort in den nach ihm benannten Baum verwandelt. Was die Zeit dieser Einführung betrifft, so kennt die Ilias, oder wenigstens das Stück derselben,

welches unter dem Namen κατάλογος τῶν νεῶν ein abgesondertes Ganze bildet, bereits, wie so eben erwähnt, zwei nach der Cypresse benannte griechische Städte, deren Gründung also das Dasein des Baumes schon voraussetzt. In der Odyssee und zwar dem ältesten, ächtestem Kern derselben, wächst der duftende Cypressenbaum schon in dem Park um die Höhle der Kalypso, 5, 63:

Ὕλη δὲ σπέος ἀμφὶ πεφύκει τηλεθόωσα,
κλήθρη τ'αἴγειρός τε καὶ εὐώδης κυπάρισσος —

und in dem zweiten Theil der Odyssee, der auf Ithaka spielt, erscheint das Cypressenholz wenigstens als Baumaterial, entweder eingeführt oder an Ort und Stelle gewonnen: Odysseus lehnt sich, in Bettlergestalt auf der Schwelle seines Palastes sitzend, an die Thürpfosten aus Cypressenholz, die der Zimmermann einst kundig geglättet und nach dem Richtmass gefügt hatte (17, 340). In dem beschränkteren Kreise des Hesiodus ist von der Cypresse nirgends die Rede.

Da die Cypresse kein Fruchtbaum ist (Schwätzer wurden gern mit den fruchtlosen Cypressen verglichen), und da ihre religiöse Bedeutung bei den Griechen keine sehr ausgebreitete war, so fällt ihre Versetzung nach Italien schwerlich in die Zeit der ersten Colonisation. Zwar spricht Plinius (16, 44, 86) von einer Cypresse im Volcanal in Rom, die zu Ende der Regierungszeit Neros zusammenbrach und eben so alt wie die Stadt gewesen sein sollte, aber wer besass damals die Mittel, jenes Alter zu berechnen? Glaublicher sagt derselbe Schriftsteller an einer anderen Stelle, die Cypresse sei ein in Italien fremder Baum, dessen Acclimatisation schwierig gewesen, daher auch Cato so umständlich über ihn handle, 16, 33, 60: *cupressus advena et difficillime nascentium fuit, ut de qua verbosius saepiusque quam de omnibus aliis prodiderit Cato.* In Theokrits Idyllen, die auf dem wärmeren Boden Siciliens spielen, ist ein Jahrhundert vor Cato die Cypresse schon ein öfters erwähnter und gepriesener Baum, z. B. 11, 45, wo der verliebte Polyphemos die Galathea in seine Höhle lockt, die von Lorbeeren und schlanken Cypressen, ῥαδιναὶ κυπάρισσοι, umwachsen ist. Von Sicilien scheint der Baum über Tarent in's innere Italien gelangt zu sein, wie aus Catos Bezeichnung tarentinische Cypresse (151, 2) hervorgeht, Plin. l. l.: *Cato Tarentinam eam appellat, credo quod primum eo venerit.* Dies wird in der Zeit nach Unterwerfung Tarents geschehen sein, wo der hellenisirende Einfluss der Stadt auf das neue römische Gebiet mächtig war, und

wo zugleich der Geschmack an Villen, Parks, Grabmälern, die Freude an der Schönheit der Bäume als solcher den Römern allmählig aufzugehen begann. Dass auch der Nutzen, den die Cypresse als bei Tischlern und Schnitzlern im Preise stehendes Holz brachte, dem praktischen Volke bald einleuchtete, erhellt aus der Nachricht des Plinius, die Alten hätten eine Cypressenpflanzung die Aussteuer für die Tochter zu nennen gepflegt, 16, 33, 60: *quaestiosissima in satus ratione silva volgoque dotem filiae antiqui plantaria appellabant*: man pflanzte die Bäume etwa bei Geburt einer Tochter, und mit ihr wuchsen sie in die Höhe, als lebendiges Kapital, zugleich ihr Bild und Gleichniss[53]). Auch um die Grenzen des fundus zu bezeichnen, wurden ausser anderen Bäumen Reihen von Cypressen gepflanzt (Varro 1, 15, der aber zu diesem Zweck die Ulmen vorzieht). Als dann das römische Reich Afrika und Asien umfasste, verbreitete sich auch die düstere immergrüne Cypresse in orientalischer Weise als Symbol der chthonischen Gottheiten (Plin. l. l.: *Diti sacra et ideo funebri signo ad domos posita*), zunächst natürlich bei den Vornehmen, die sich bald die mystische Zeichensprache des Morgenlandes aneigneten, Lucan. 3, 442:

Et non plebejos luctus testata cupressus.

Bei den Dichtern des augusteischen Zeitalters ist die Cypresse als Baum der Trauer, mit dessen Zweigen Leichenaltar und Scheiterhaufen besteckt werden und der gern in Gegensatz zum Genuss der heiteren Gegenwart gestellt wird, schon gewöhnlich, z. B. Horaz Od. 2, 14, 22:

neque harum, quas colis, arborum
Te praeter invisas cupressos
Ulla brevem dominum sequetur —

oder Ovid. Trist. 3, 13, 21:

Funeris ara mihi ferali cincta cupresso
Convenit et structis flamma parata rogis.

Bei Vergil errichtet Aeneas dem Polydorus einen Altar mit schwarzen Binden und Cypressenzweigen umwunden, Aen. 3, 64:

stant manibus arae,
Caeruleis maestae vittis atraque cupresso —

wie auch am Scheiterhaufen des Misenus Cypressen angebracht sind, 6, 215:

Ingentem struxere pyram: cui frondibus atris
Intexunt latera et feralis ante cupressos
Constituunt decorantque super fulgentibus armis.

Seit jener Zeit ist der herrliche Baum, der neben der Pinie die eigentliche Charaktergestalt der südeuropäischen Landschaft bildet, in Italien eingebürgert. Wo die Cypresse beginnt, da beginnt das Reich der Formen, der ideale Stil, da ist klassischer Boden. Eigentliche Cypressenhaine, *cupresseta*, sind in Italien indess nicht zu finden: die Cypresse steht meist einsam oder in kleinen Gruppen, oder sie zieht in eben so düsterer als anmuthiger Säulenreihe dahin. Wie in der Ebene von Neapel der Blick besonders häufig auf Pinien fällt, so im Arnothal auf Cypressen. Ueber die Alpen geht der Baum nicht hinaus. So mächtig und schlank übrigens einzelne Exemplare hin und wieder in Italien erscheinen mögen, z. B. in der Villa Este bei Tivoli, der Baum erreicht in diesem fremden Lande doch nicht die Majestät, wie im Orient, wo nach Ritters Worten «balsamisch duftende, ewig grüne, unvergängliche Haine solcher Pyramidengestalten» über die weissen Gräber der Gläubigen ihre schimmernde lichte Dämmerung verbreiten, z. B. in Scutari bei Konstantinopel oder noch schöner in Smyrna, und im Angesicht des Todes doch das Gefühl des ewig sich erneuenden, emporstrebenden, unerschöpflichen Lebens erwecken.

Eine Abart der pyramidalen Cypresse, *cupressus horizontalis*, mit nicht aufstrebenden, sondern sich seitwärts ausbreitenden Zweigen, ist in Italien und Griechenland selten, in den wärmeren Oertlichkeiten von Kleinasien häufiger. Ein herrliches Exemplar dieser Species, die Cypresse des heil. Elias, findet sich in dem Prachtwerk: die Insel Rhodus von A. Berg, Braunschweig 1862, Beschreibender Theil S. 146, abgebildet.

PLATANE,

(platanus orientalis L.).

Der Ruhm des Platanenbaumes erfüllt das ganze Alterthum, das Morgenland wie das Abendland, und klingt noch heute aus den Berichten älterer und neuerer Reisenden wieder. Was kann

in den dürren Felsenlabyrinthen südlicher Sonnenländer erwünschter sein, ja mehr zu Andacht und Bewunderung stimmen, als der Baum, der mit herrlichem hellem Laube an grünlich-grauem Stamme, mit schwebenden, breiten, tiefausgezackten Blättern murmelnde Quellen und Bäche beschattet und noch heute den Ankömmling empfängt, wie er vor Jahrhunderten die Vorältern empfangen und mit Kühlung erquickt hat? Welche Aussicht ist köstlicher, als die von verbrannten Bergzinnen auf eine Platanengruppe tief unten, die Verkündigerin eines Quells im feuchten Thalgrunde, wo der Wanderer losbinden, sein Thier tränken, seinen eigenen Durst stillen und im Schatten ausruhen kann? Mit welchem Entzücken beschreibt der platonische Socrates jene Platane in der Nähe Athens, unter der er sich mit Phädrus zum Gespräch lagert, das eiskalte Wässerlein an ihrem Fuss, den Blütenduft von oben, die wehende Kühlung, den Chor der Cicaden, den weichen Rasen — in Worten von so süsser Fülle, dass das gekünstelte rhetorische Compliment, das ihnen später Cicero machte, uns recht abgeschmackt erscheint, de orat. 1, 7: *illa (platanus), cujus umbram secutus est Socrates, quae mihi videtur non tam ipsa aquula quae describitur, quam Platonis oratione crevisse.* Kleinasien und die griechische Halbinsel, sonst von Menschenhand so schmählich verwüstet, weisen doch noch immer einzelne Platanen von riesenhafter Grösse und hohem Alter auf. Weit und breit berühmt ist die ungeheure Platane von Vostizza, dem alten Aigion in Achaja, deren Stamm, eine Elle vom Boden, über vierzig Fuss im Umfange misst; der Baum hat noch seine vollständige Krone und «würde vielleicht noch Jahrhunderte leben, wenn man nicht während der Revolution den unten zum Theil hohlen Stamm zur Küche benutzt und ihn bei dieser Gelegenheit angezündet hätte, so dass das Feuer bis oben hinaus brannte» (Fürst Pückler, Südöstlicher Bildersaal, 2, 127). Jeder, der Konstantinopel besucht hat, kennt die Platanen von Bujukdere, genannt die sieben Brüder, aneinander gewachsen, durch Alter und die Feuer der Hirten ausgehöhlt, aber noch immer majestätisch und herrlich. Stackelberg (der Apollotempel von Bassä, S. 14. Anm.) sah in der Nähe des Tempels eine Platane, deren Stamm einen Umfang von 48 Fuss hatte, während die in demselben befindliche Höhlung einem Schäfer für seine ganze Heerde als Hürde diente. Der Verfasser von «Morgenland und Abendland» berichtet (2, S. 131 der zweiten Aufl.) von Stanchio auf der Insel Cos: «Vor der Moschee steht eine Platane,

uralt und herrlich, dreissig Fuss im Umfang, und ringsum gestützt und getragen von antiken Marmor- und Granitsäulen, denen man keine schönere Ruhestätte anweisen konnte.» Von demselben Baume sagt der Fürst Pückler, die Rückkehr, 3, 164: «Mein erster Gang am folgenden Tage war nach der berühmten Platane, die für den kolossalsten Baum dieser Gattung im Orient gilt. Der Umfang ihres Stammes misst zwar nur fünfunddreissig Fuss, aber ihre Aeste beschatten den ganzen kleinen Marktplatz von Stanchio. Sie werden von Marmorsäulen gestützt, die man früher aus dem Tempel Aesculaps entnommen hat, und die jetzt an ihrer Spitze meist schon von der Rinde der ungeheuren Aeste wie mit einer dicken Wulst überwachsen sind und sich so völlig mit ihnen amalgamirt haben. Zwei Sarkophage am Fuss des Baumes dienen als Wasserbehälter.» Nach Dodwell, *A classical and topographical tour through Greece*, 1, 121, sind noch jetzt die Bazars oder Marktplätze der meisten griechischen Städte von Platanen beschattet, ganz wie einst die Agora von Athen durch Cimon mit Bäumen derselben Gattung bepflanzt worden war, Plut. Cim. 13, 11: *ἐκαλλώπισε τὸ ἄστυ, τὴν μὲν ἀγορὰν πλατάνοις καταφυτεύσας, τὴν δὲ Ἀκαδημίαν* u. s. w. Schon die Alten bewunderten einzelne alte, besonders umfangreiche und ehrwürdige Exemplare. So erzählt Theophrast, h. pl. 1, 7, 1, von einer Platane in der Nähe der Wasserleitung im Lyceum bei Athen, die, obgleich sie noch jung war, doch schon Wurzeln von drei und dreissig Ellen Länge getrieben hatte. Auch Pausanias weiss auf seiner Wanderung hin und wieder von gewaltigen, an die Fabelwelt geknüpften Individuen dieser Bäume zu berichten. So sah er bei Pharä in Achaja am Flusse Pieros Platanen von solcher Grösse, dass man in der Höhlung der Stämme einen Schmaus halten und nach Belieben auch darin schlafen konnte (7, 22, 1), und bei Kaphyä in Arkadien die hohe und herrliche Menelaïs d. h. die Platane des Menelaus, die dieser Held selbst, wie die Umwohner sagten, vor der Abfahrt nach Troja an der Quelle gepflanzt hatte (8, 23, 3). Nach Theophrast, h. pl. 4, 13, 2, war der Baum von Kaphyä vielmehr von Agamemnon gepflanzt worden, auf den auch die Platane am kastalischen Quell in Delphi zurückgeführt wurde. Nimmt man dazu die Platane der Helena bei Theokrit 18, 43 ff., so sieht man, wie die Sage diesen Baum, der als Schatten- und Wonnebaum immer den Königen, überhaupt den Hohen und Reichen gehörte, gern mit den Pelopiden, als dem eigentlichen Herrschergeschlechte, in

Verbindung brachte. Als unter ihrer Führung die Helden in Aulis sich zur Abfahrt rüsteten, da brachten sie am Quell unter einer Platane das Opfer, Il. 2, 307:

καλῇ ὑπὸ πλατανίστῳ, ὅθεν ῥέεν ἀγλαὸν ὕδωρ,

und dort ward ihnen in den Zweigen des Baumes das Zeichen, welches Kalchas auf zehnjährige Dauer des Zuges deutete. Griechenland hatte den Baum und die Freude an ihm (sie drückt sich in dem Adjectiv καλῇ aus) aus Asien überkommen, wo die Platane, wie die Cypresse, von Alters her bei den baumliebenden Iraniern und den vorder-iranischen Stämmen Kleinasiens in religiöser Verehrung stand. Bekannt ist die schöne Episode im Kriegszuge des Xerxes gegen Hellas, die uns Herodot 7, 31 und Aelian V. H. 2, 14, aufbewahrt haben: der König kam auf dem Wege nach Sardis in Lydien zu einer Platane, deren Schönheit sein Gemüth so ergriff, dass er sie, wie ein Liebender die Geliebte, beschenkte, ihre Zweige mit Goldketten und Armbändern umwand und aus der Zahl der sogenannten Unsterblichen einen immerwährenden Wächter für sie bestellte. Hamilton, Reisen in Kleinasien, deutsche Uebersetzung 1, 470, zog ganz in derselben Gegend an dem halbverrotteten Stamme einer der riesigsten Platanen vorüber, die er jemals gesehen, und deutet an, es könne vielleicht noch die nämliche sein, die einst von Xerxes bewundert wurde. In derselben Landschaft ward auch die hohe Platane des Marsyas gezeigt, an der der Gott Apollo seinen unglücklichen Gegner aufgeknüpft hatte, Plin. 16, 44, 89: *regionem Aulocrenen diximus, per quam ab Apamia in Phrygiam itur; ibi platanus ostenditur, ex qua pependerit Marsyas victus ab Apolline, quae jam tum magnitudine electa est.* Einen der grössten Bäume der Art beschreibt derselbe Plinius 12, 1, 5, als in Lycien befindlich, wo er ohne Zweifel gleichfalls durch den Mythus geheiligt war: er stand, wie immer, an einer Quelle, *fontis gelidi socia amoenitate,* und die Weite seiner Höhlung betrug 81 Fuss, obgleich die Krone noch so kräftig grünte, dass sie ein breites undurchdringliches Schattendach bildete; der Consul Licinius Mutianus, als er in dieser Platane mit achtzehn Gästen gespeist und nach dem Schmause geruht, gestand, dass sie ihm eine schönere Umgebung gewährt habe, als die gold- und bildgeschmückten Marmorsäle Roms bieten konnten. Bei Homer erscheint die Platane nur an der einen so eben erwähnten Stelle, die möglicher Weise jüngeren Datums ist; wenigstens dem Dichter der herrlichen Stelle Od. 17, 204 ff.,

wo der pappelbeschattete Quell in der Nähe der Stadt Ithaka beschrieben wird, kann der Baum schwerlich bekannt gewesen sein. Die Phönizier hatten ihn nicht nach Griechenland gebracht, denn die Platane ist kein semitischer Baum; zwar stand bei Gortyn auf Kreta die angeblich immergrüne Platane, unter welcher Zeus mit der Europa sich vermählt hatte, Theophr. h. pl. 1, 9, 5: *ἐν Κρήτῃ δὲ λέγεται πλάτανόν τινα εἶναι ἐν τῇ Γορτυναίᾳ πρὸς πηγῇ τινι, ἣ οὐ φυλλοβολεῖ. μυθολογοῦσι δὲ, ὡς ὑπὸ ταύτῃ ἐμίγη τῇ Εὐρώπῃ ὁ Ζεύς· τὰς δὲ πλησίον πάσας φυλλοβολεῖν*, allein in dem Europadienst von Gortyn muss das phönizische Element mit lycisch-karischem sich durchdrungen haben (Movers, 2, 2, S. 80). Denn auch den Karern war die Platane, wie den Lyciern, ein heiliger Baum: nach Herodot 5, 119 stand bei Labraynda ein ausgedehnter, dem einheimischen Zeus Stratios geweihter Platanenhain, in dessen Schutz sich die von den Persern geschlagenen Karer zurückzogen. Dass die Griechen den Baum nicht aus semitischem, sondern aus phrygisch-lycischem oder überhaupt iranischem Kulturkreise empfangen hatten, beweist auch der Name desselben (*πλατάνιστος* bei Homer und Herodot, *πλάτανος* bei den Attikern): an phönizischen Ueberlieferungen haftete auch der phönizische Name; *πλατάνιστος* aber — der breitblätterige oder weitschattende Baum — ist entweder innerhalb der griechischen Sprache selbst gebildet worden (*πλατύς* breit u. s. w.) oder, was uns wahrscheinlicher ist, lautete schon in dem verwandten iranischen Idiom ähnlich (zendisch *frath* ausbreiten, *perethu* breit, von der Wohnung, den Wolken, der Erde, Justi Handbuch S. 191. Die spätern persischen Namen des Baumes, *dulb*, *dulbar* und *tschinâr*, *tschanâl* sind auch in die neueren semitischen Sprachen übergegangen, die sich also darin von iranischer Kultur abhängig zeigen, P. de Lagarde, Ges. Abhandlungen S. 31).

Ueber die Verbreitung des Platanenbaums weiter in den europäischen Westen haben wir ein gewichtiges Zeugniss des Theophrast, h. pl. 4, 5, 6: »In den Landschaften um das adriatische Meer soll die Platane nicht vorkommen, ausser um das Heiligthum des Diomedes (d. h. auf der Diomedes-Insel, einer der jetzt sogenannten Tremiti-Inseln, nördlich vom Garganos-Vorgebirge), in Italien soll sie selten sein, obgleich es dem Lande an grösseren Gewässern nicht fehlt; diejenigen Platanen wenigstens, die der ältere Dionysius in Rhegium in seinen Baumgarten gepflanzt hatte und die jetzt im Gymnasium stehen, wollen trotz aller Pflege

nicht recht gedeihen.« Diese Nachricht wiederholt Plinius 12, 1, 3, erweitert sie aber, wir wissen nicht ob aus andern Quellen oder bloss durch Interpretation der ihm vorliegenden Stelle des Theophrast, dahin, dass der Baum zuerst ins adriatische Meer nach dem Grabe des Diomedes auf der nach diesem Helden benannten Insel, dann nach Sicilien und frühzeitig, *inter primas*, nach Italien gebracht worden sei — worauf die Geschichte von der Anpflanzung des Dionysius in Rhegium folgt. Bei den römischen Grossen des letzten Jahrhunderts der Republik ist Anpflanzung von Platanen ein vornehmer Zeitvertreib, gleich den Fischteichen und andern kostspieligen Anlagen in Villen und Gärten, während geringe Leute natürlich lieber einen Fruchtbaum setzten, der etwas tragen und einbringen konnte. Dass es den Platanen gut thue, mit Wein statt mit Wasser begossen zu werden, war ein der reichen Aristokratie willkommener Aberglaube, da er dem Hange nach exclusivem Luxus entgegenkam. Von dem berühmteu Redner Hortensius, dem Zeitgenossen des Cicero, wird berichtet (Macrob. Sat. 3, 13, 3), er habe einmal bei einer Gerichtsverhandlung den Cicero gebeten, mit ihm die Reihe im Reden zu tauschen, da er nothwendig auf seine Villa bei Tusculum müsse, um seine Platane eigenhändig mit Wein zu begiessen. Wie einst Menelaus und Agamemnon und später Dionysius und wie die persischen Könige, die *μεγάλοι βασιλεῖς*, so pflanzte auch der grosse Cäsar am Gualquivir eine Platane, von der wir durch einen Hymnus des Martial wissen: ihr Wachsthum war in den Augen des Dichters ein Sinnbild der unvergänglichen Herrlichkeit des Dictators und seines Hauses, 9, 61:

O dilecta deis, o magni Caesaris arbor,
Ne metuas ferrum sacrilegosque focos.
Perpetuos sperare licet tibi frondis honores:
Non Pompejanae te posuere manus.

Im dichten Schatten dieses aristokratischen Baumes am kühlen Quell dem Genusse der Ruhe und des Weines sich hingeben, ist auch bei den Dichtern, den Freunden des Hofes, Lieblingssitte. Verg. G. 4, 146:

Jamque ministrantem platanum potantibus umbram.

Hor. Od. 2, 11, 13:

Cur non sub alta vel platano vel hac
Pinu jacentes — — potamus uncti?

Bei Ovid, Met. 10, 95, heisst die Platane *genialis* d. h. ein wonni-

ger, der Pflege des Genius oder dem Lebensgenuss dienender Baum. Indess regt sich in ächt römischer Weise auch wieder das Gewissen, den heiligen Boden, die fruchtspendende Erde durch einen blossen Schönheitsbaum, der keinen Nutzen brachte, zu entweihen — etwa wie man den Kindern verbietet, mit Brod zu spielen. Daher die Ausdrücke: *platanus vidua*, *sterilis*, *caelebs*, z. B. Hor. Od. 2, 15:

Jam pauca aratro jugera regiae
Moles relinquent, undique latius
Extentur visentur Lucrino
Stagna lacu platanusque caelebs
Evincet ulmos —

welche letztere nämlich Weinreben zu tragen geeignet sind, oder die Klage des Nussbaumes bei Ovid Nuc. 17:

At postquam platanis, sterilem praebentibus umbram,
Uberior quavis arbore venit honos:
Nos quoque frugiferae, si nux modo ponor in illis,
Coepimus in patulas luxuriare comas.

Plinius drückt dies Gefühl in directen Worten aus, 12, 1, 3: *quis non jure miretur arborem umbrae gratia tantum ex alieno petitum orbe? Platanus — jam ad Morinos usque pervecta ac tributarium etiam detinens solum, ut gentes vectigal et pro umbra pendant.* Das übrigens die ächte Platane, *platanns orientalis*, bei den Morinern am belgisch-französischen Seestrande angepflanzt worden sei und daselbst ausgedauert habe, ist nicht glaublich: es wird ein ähnlicher Schattenbaum gewesen sein, der nordische Ahorn, *acer platanoïdes*, von Plinius selbst 16, 15, 26 der gallische oder weisse Ahorn genannt, für welchen Baum eine merkwürdige gleichartige Benennung durch die Sprachen der Kelten, Germanen, Slaven und — Thraker geht.[54]) Aus noch weiterer Ferne, als die Platane der Alten, und auch nur um des Schattens willen ist der amerikanische Ahornbaum, *platanus occidentalis*, zu uns gebracht worden, der jetzt in Mitteleuropa vielfach zu Baumgängen verwandt und so oft mit der wahren orientalischen und antiken Platane von Unkundigen verwechselt wird.

DIE PINIE,

(pinus pinea L.).

Die Geschichte des Pinienbaumes ist aus dem Grunde schwierig, weil die Alten, wo sie der zapfentragenden Nadelbäume erwähnen, die Arten derselben nicht strenge zu sondern pflegen und also der Deutung und Vermuthung ein freies Feld lassen. Immerhin können zwei Gruppen dieser Bäume mit hinreichender Sicherheit unterschieden werden: die eine, *ἐλάτη* genannt, *pinus picea L.*, zu der die neu entdeckten Abarten *pinus Cephalonica* und *pinus Apollinis* gehören, die andere mit dem Doppelnamen *πίτυς* und *πεύκη*, unter der die Pinie, wo sie überhaupt vorkommt, mitbegriffen sein muss. Homer kennt schon alle drei Benennungen; *ἐλάτη* ist ihm ein hoher, zum Himmel strebender Baum, *οὐρανομήκης, περιμήκετος, ὑψηλή*, also die Tanne; dass er aber unter seiner *πίτυς* die Pinie, *pinus pinea*, den Baum mit dem reizenden Schirmdach und den essbaren, mandelartigen Früchten verstanden hat, wie Fraas, Synopsis p. 263, annimmt, geht aus den drei oder vielmehr zwei Stellen, in denen das Wort vorkommt, nicht hervor. Il. 13, 389 ff. und gleichlautend 16, 482 ff. heisst es von dem in der Schlacht fallenden Helden:

ἤριπε δ', ὡς ὅτε τις δρῦς ἤριπεν, ἢ ἀχερωΐς,
ἠὲ πίτυς βλωθρή, τήντ' οὔρεσι τέκτονες ἄνδρες
ἐξέταμον πελέκεσσι νεήκεσι, νήϊον εἶναι.

Hier führt das Prädikat *βλωθρός*, hochaufgeschossen, und die Verbindung mit Eiche und Silberpappel weit natürlicher auf *pinus silvestris* oder auch auf die sonst *ἐλάτη* genannte *pinus picea*, als auf den nüssetragenden Pinienbaum, wie denn auch Odysseus, Od. 5, 239, auf der Insel der Kalypso sein Schiff aus Ellern, Pappeln und Tannen, *ἐλάτη*, baut. Ganz eben so verhält es sich mit der andern Stelle, Od. 9, 186 ff., wo um die Höhle des Cyclopen eine Hürde für Schafe und Ziegen aus Steinen, hohen Kiefern und hochbelaubten Eichen gebaut ist:

μακρῇσίν τε πίτυσσιν ἰδὲ δρυσὶν ὑψικόμοισιν.

Πίτυς und *πεύκη* sind nur verschiedene Formen desselben Wortes, welchem die Bedeutung: harzreicher Baum, Pechbaum zu Grunde zu liegen scheint. Je nach den Landschaften mag bald diese, bald

jene Benennung für ein und dieselbe Species, oder umgekehrt dieselbe Benennung für verschiedene Arten im Gebrauch gewesen sein — wie denn Theophrast h. pl. 3, 9, 4 ausdrücklich sagt, was er πεύκη nenne, heisse bei den Arkadern πίτυς. Standort, Boden, Klima, Altersstadium brachten gewiss auch damals schon Varietäten hervor. Die ausführliche Darstellung bei Theophrast (in dem so eben angeführten 9. Kapitel des dritten Buches seiner Pflanzengeschichte) ist doch nicht bestimmt genug, um in unserem Sinne eine feste Synonymik der Nadelhölzer möglich zu machen. In der dort vorkommenden πεύκη ἥμερος, die mit der πεύκη ἡ κωνοφόρος, 2, 2, 6, identisch zu sein scheint, erkennt man die Pinie, da jenes Adjectiv die von Menschenhand der Früchte oder des Schattens wegen gepflanzten, veredelten Bäume zu bezeichnen pflegt, und κῶνοι, Zapfen, auch sonst als der specifische Ausdruck für die essbare Pinienfrucht auftritt; aber nichts sagt uns zunächst, ob die zahme Kiefer ihren wilden Repräsentanten in den griechischen Bergen hatte, oder ob sie ein fremder Baum und im letztern Falle wann und von wo sie eingeführt war. Sehen wir auf die Namen für die Nüsse selbst, so ist uns ein solcher angeblich schon aus einem Gedicht des Solon aufbewahrt: Phrynich. p. 396, ed. Lob.: ἔτι γὰρ νῦν κόκκωνα λέγουσι οἱ πολλοὶ ὀρθῶς. καὶ γὰρ Σόλων ἐν τοῖς ποιήμασι οὕτω χρῆται·

Κόκκωνας ἄλλος, ἅτερος δὲ σήσαμα.

Daraus geht nur hervor, dass κόκκωνες, die bei Solon auch Granatkerne oder sonst eine Beere bezeichnen konnten, in der spätesten Zeit als Pinienkerne gedeutet wurden. Dasselbe ist der Fall mit dem verwandten Wort κόκκαλος bei Hippokrates, von welchem Galenus, XV. p. 848 Kühn, erklärend bemerkt, es sei dasselbe, was sonst κῶνος genannt worden sei, bei den neueren Aerzten aber στρόβιλος heisse. Dass ein ähnlicher Ausdruck in späterer Zeit im Munde des Volkes lebte, beweist auch der neugriechische Name für die Pinie κουκουναριά. Eine frühere Benennung war κῶνος, eine spätere στρόβιλος, Galen. XIII. p. 10 Kühn: οὓς νῦν ἅπαντες Ἕλληνες ὀνομάζουσι στροβίλους, τὸ πάλαι δὲ παρὰ τοῖς Ἀττικοῖς ἐκαλοῦντο κῶνοι. In der attischen Inschrift bei Böckh, Staatshaushalt 2, 356 (der zweiten Ausg.), die vielleicht in das zweite Jahrhundert vor Chr. gehört, kommen in der That unter anderem Naschwerk auch κῶνοι vor, aber ob sie in Griechenland gewachsen oder von auswärts gekommen waren, wie z. B. die Datteln und die ägyptischen Bohnen, erfahren wir nicht. Pseudo-

Herodot. vit. Hom. 20 sagt von der Pinienfrucht, Einige nennten sie *στρόβιλος*, Andere *κῶνος*. Die Benennung *στρόβιλος* tritt zuerst bei Aristoteles oder bei Theophrast auf (Lobeck zu der obigen Stelle des Phrynichus). Wenn in der so eben erwähnten Inschrift ausser *κῶνοι* auch *πυρῆνες* erwähnt werden, so deutet Boeckh die erstern gewiss richtig als Pignolen mit der Schale, die letztern als geschälte (und zugleich gedörrte, weil sie sich sonst nicht halten); das Wort *πυρήν*, welches in älterer Zeit ganz allgemein den Kern der Früchte, z. B. der Weinbeere oder der Olive (Herodot 2, 92), bedeutet hatte, erfuhr also dieselbe Entwickelung der Bedeutung, wie *κόκκων*, *κόκκαλος*, *κόκκος*. Einen andern sonst nicht vorkommenden und von der Härte der Umhüllung entnommenen Ausdruck *ὀστρακίς* brauchte der athenische Arzt Mnesitheus, wie wir aus Athen. 2. p. 57 erfahren. Dioskorides im ersten Jahrhundert nach Chr. hat die abstractere Benennung *πιτυΐς*, 1, 87: *πιτυΐδες δὲ καλοῦνται ὁ καρπὸς τῶν πιτύων καὶ τῆς πεύκης ὁ εὑρισκόμενος ἐν τοῖς κώνοις* — also die Kerne selbst, die in den Nüssen stecken. Hält man alle diese Zeugnisse zusammen, so ergiebt sich als Resultat, dass, je weiter in der Zeit herab, desto deutlicher die Pinie hervortritt, desto bestimmter allgemeine Namen auf die Pinienfrucht sich fixiren und desto gewöhnlicher die letztere als Naschwerk im gemeinen Leben erscheint. Bei den attischen Komikern geschieht, soviel wir uns erinnern, der Pignolen keine Erwähnung. In Sicilien kennt Theokrit die Piniennüsse bereits als beliebten Leckerbissen: 5, 45 ff. wird ein angenehmer Ruhesitz beschrieben, wo Quellen frischen Wassers sprudeln, die Vögel zwitschern, die Schatten der Bäume Kühlung verbreiten und die Pinie von oben ihre Nüsse abwirft:

βάλλει δὲ καὶ ἁ πίτυς ὕψοθε κόνως —

(in der That öffnet der Pinienzapfen, nachdem er vier Jahre festverschlossen am Baume gehangen, von selbst die Schuppen und lässt dann die Nüsse herabfallen, die dann nur aufgeklopft zu werden brauchen). Auf dem italienischen Festland treffen wir die Pinie auch bei Cato, der die Kerne säen lehrt, 48, 3: *nuces pineas ad eundem modum, nisi tanquam alium serito.* Plinius 15, 10, 9 beginnt seine Aufzählung der Baumfrüchte schon mit vier Sorten essbarer Zapfenkerne, vier verschiedenen Arten Bäume angehörig, darunter auch die *picea sativa* und der Pinaster, dessen Nüsse die Taurier in Honig einkochten und dann *aquicelos* nannten. Wenn der jüngere Plinius in seinem berühm-

ten Briefe an Tacitus den aus dem Vesuv aufsteigenden Rauch mit einer *pinus* vergleicht, 6, 20: *nubes oriebatur, cujus similitudinem et formam non alia arbor magis quam pinus expresserit*, so erkennen wir deutlich unsere Pinie mit der gewölbten Laubkrone auf schlankem, oben in Aeste sich theilenden Stamme. Von den Dichtern wird sie bei Schilderung ländlicher Paradiese mitaufgeführt; sie war kein Wald-, sondern ein Gartenbaum und also gewiss fremder Herkunft. Verg. Ecl. 7, 65:

Fraxinus in silvis pulcerrima, pinus in hortis,
Populus in fluviis, abies in montibus altis.

Ovid. Art. am. 3, 687:

Est prope purpureos colles florentis Hymetti
Fons sacer et viridi cespite mollis humus.
Silva nemus non alta facit; tegit arbutus herbam;
Ros maris et lauri nigraque myrtus olent.
Nec densae foliis buxi fragilesque myricae
Nec tenues cystisi c u l t a q u e p i n u s *abest.*

Petron. sat. 131:

Nobilis aestivas platanus diffuderat umbras
Et baccis redimita daphne tremulaeque cupressus
Et circumtonsae trepidanti vertice pinus —

wo das Bild der unten zweiglosen, *circumtonsa*, oben ein flüsterndes Schirmdach tragenden Pinie deutlich wiedergegeben ist. Die Pinie steigt nicht auf die hohen Gebirge, entfernt sich auch nicht von den Vorbergen und Ufern des mittelländischen Meeres, für uns ein Beweis mehr, dass sie in Italien, ja auch in Griechenland eingewandert ist; denn was ursprünglich in diesen Ländern, über die doch auch schneidende Nordhauche hinwehen, einheimisch war, besitzt auch die Kraft, mit Hülfe pflegender Kultur die Alpen zu übersteigen und einzelne begünstigte Localitäten Mitteleuropas zu betreten. Der Pinie ist aber bereits die Gegend von Turin zu kalt. Wir wissen nicht, ob und in welcher Landschaft Asiens sie etwa noch wild vorkommt. Nach Fiedler wächst sie im heutigen Griechenland nur hin und wieder meist einzeln; was an Kiefernüssen auf den grösseren Bazars feilgeboten wird, kommt meistens aus Russland von *pinus cembra L.* Damit stimmt die Notiz bei Fraas, Synopsis p. 262, nicht überein, dass im Jahr 1836 allein Pignolen für 60,000 Drachmen aus Griechenland nach Italien und den jonischen Inseln ausgeführt seien; allein diese angeblichen Pignolen mögen wohl nur Zirbelnüsse gewesen sein, die der griechische

Zwischenhandel weiter nach Italien brachte. Nach Grisebach, Spicilegium II, 347 findet sich die Pinie, vermischt mit *pinus Laricio*, als hoher Wald auf dem nördlichen Ufer der Halbinsel Hajion-Oros (die in den Berg Athos ausläuft). — Im heutigen Italien bildet die Pinie den malerischen Schmuck der Villen und Gärten, z. B. in Rom; besonders häufig ist sie neuerdings, wie schon früher bemerkt, in der reichen Campagna von Neapel angepflanzt, über der weit und breit ihre reizenden grünen Laubkugeln schweben. Hin und wieder trifft man die Pinie auch in zusammenhängenden Beständen, nirgends so ausgedehnt, als in der berühmten Pineta von Ravenna. Dieser Pinienwald, dem das sumpfumgebene Ravenna nach der allgemeinen Meinung seine gesunde Luft verdankt, erstreckt sich auf altem Meeresboden in einer Breite von einer Stunde und in einer Länge von mehr als sechs geographischen Meilen dem Ufer entlang. Schön ist er von Karl Witte beschrieben, Alpinisches und Transalpinisches, Berlin 1858, S. 308: «Statt der Einförmigkeit eines schwebenden Baldachins, die man sonst an ihm gewohnt ist, entwickelt der Baum hier in so viel hundert uralter und kräftiger Exemplare die mannigfachsten, oft wunderbar verschränkten und knorrigen Gestalten. Unter dem Dache der Pinien aber, auf dem feuchten fruchtbaren Boden hin, wuchert ein üppiges Wachsthum von niedern Gesträuchen und Schlingpflanzen in buntester Fülle. Schon ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts zählte fast dreihundert Pflanzenarten in dieser Pineta. Dazwischen singt und summt und zwitschert es von unzähligen Vögeln und anderem fliegenden Gethier; oben durch die Pinienzweige aber flüstert ohn Unterlass der Windeshauch vom nahen Meere.» Ueber den Ertrag an Früchten und die Art der Einsammlung und Reinigung s. ebendaselbst S. 309 f. Die Pineta giebt jährlich etwa 9000 preussische Scheffel Pinienkerne, die leeren harzigen Zapfen bilden das schönste Material für Kaminfeuer. Da der Wald von Ravenna zum grössten Theil auf neugebildetem Boden steht, der zur Römerzeit noch Meer war, so kann er erst im Mittelalter, nicht vor den Zeiten des Procopius, angelegt worden sein. Wohl aber war jenes ganze Territorium schon frühe reich an Pinien. Sil. Ital. 8, 595:

et undique sollers
Arva coronantem nutrire Faventia pinum.

Das von Ravenna nicht weit abstehende Faenza pflegte also zu

Silius Zeit schon die Pinie, die die Saatfelder krönt. Dass Augustus wegen dieses Baumes Ravenna zu einem der beiden Standorte seiner Flotte erhoben haben sollte, glauben wir nicht, da Schiffswerft und Flottenstation zweierlei sind und bei Wahl der letzteren ganz andere militärisch-politische Gründe entscheiden. Jordanis 57: *(Theodoricus) transacto Pado amne ad Ravennam, regiam urbem, castra componit tertio fere milliario loco qui appellatur Pineta.* Zur Zeit des Einbruchs der Ostgothen gab es also schon einen Ort Pineta bei Ravenna, der aber nordwestlich von der Stadt gelegen zu haben scheint und also mit der heutigen Pineta nicht zusammenfällt (Palmann, Geschichte der Völkerwanderung, II, 489 f.). Der Wald wurde zum Schutze Ravennas gegen das Meer zu der Zeit angelegt, wo durch ganz Norditalien im Kampfe mit der Natur Kanäle, Dämme und andere Wunderwerke der technischen Kunst ausgeführt wurden. Dante kennt und preist ihn bereits und benennt ihn nach Chiassi (dem alten Hafen, Classis, von Ravenna), eben so Boccaccio. Er gehörte sonst mehreren Kirchen und Klöstern und bildete dann bis zur Entstehung des Königreichs Italien ein Eigenthum der apostolischen Kammer; diese trat ihn im Jahre 1860 durch Vertrag (oder Scheinvertrag) an die Kanoniker des Lateran ab, die ihrerseits ihre Rechte auf eine Privatperson übertrugen. Beide Kontrakte wurden von den italienischen Gerichten für nichtig erklärt, da wegen Wechsel der Landessouveränetät die päpstliche Kammer nicht mehr als Eigenthümerin angesehen werden konnte. Indess liess sich die italienische Regierung zu einem Abkommen herbei, vermöge dessen gegen eine verhältnissmässig geringe Abfindungssumme die Pineta, deren Kapitalwerth auf 4 bis 5 Millionen Franken geschätzt wird, in die Hand der neuen Regierung überging (heftige Debatten darüber im Florentiner Parlament, März 1866). Uebrigens haben nach uraltem Brauch die Bürger von Ravenna ausgedehnte Nutzungsrechte an dem Walde; ja man beschwerte sich, dass der leichte Erwerb, zu dem er Gelegenheit biete, der Faulheit Vorschub leiste und müssiges Gesindel aus weitem Umkreise herbeiziehe. Dennoch gilt die Pineta für das Heiligthum Ravennas, das die Stadt und ihr Gebiet gegen giftige Dünste und die Meeresströmungen schützt und demgemäss hochgehalten und gepflegt wird.

DAS ROHR

(arundo donax L.).

Der nordische Reisende staunt, wenn er jenseits der Alpen ein dichtes, hochwallendes, im Winde rauschendes Rohrfeld sieht, dessen schwankende, in Blätter gekleidete, knotenreiche Halme, oft bis zu einem Zoll Dicke, weit über seinen Kopf reichen. In fetten befeuchteten Gründen, längs den Dämmen, an den Ufern der Flüsse und Kanäle, aber auch auf trockenen Feldern werden die Wurzelknollen (*oculi* bei den Alten) in tiefe Gräben gelegt, die aufgeschossenen Rohre im Herbste geschnitten und die übrig bleibenden Stöcke angezündet, damit die Asche den Boden für die neuen Triebe des künftigen Jahres dünge. Oft sieht man dann von höhern Punkten, z. B. auf Abendspatziergängen von einem der sieben Hügel Roms, Feuer und Rauch in der Ferne wunderbar über die Ebene ziehen. Dies Riesengras ersetzt nicht nur im waldlosen Süden das fehlende Holz zur Feuerung, sondern es stützt auch die Weinreben, umzäunt die Aecker und Gärten, dient zu Lauben, Spalieren, Gipsdecken der Zimmer, zum Brechen der Früchte in den hohen Kronen der Bäume, zum Trocknen der Wäsche, zu Angel- und Leimruthen, zu Spulen der Weber und zu hundertfältigem anderem Gebrauch. Wie schon im Alterthum, so ist noch jetzt ein Stück Rohr die leichte Spindel des Hirtenmädchens, mit der sie, ohne an ihr schwer zu tragen, auf Felsenpfaden den Zickeln und Lämmern nachspringt; wie im Alterthum, schneidet noch jetzt der Hirtenbursche aus dem Rohrhalme sich seine Schalmei, die *tibia, fistula, syrinx.* Zwar geschrieben wird auch im Süden nicht mehr mit dem Rohre, aber das Tintenfass heisst noch immer *calamajo*, wie die Magnetnadel *calamita* und das Brenneisen *calamistro,* und die Knaben reiten noch immer auf dem langen Rohrhalme umher, wie die Buben zu Horatius Zeiten, Sat. 2, 3, 248: *equitare in arundine longa.* Auch diese Kulturpflanze, die mit dem europäischen Sumpfrohr, *Phragmites communis*, nicht zu verwechseln ist (s. Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Neue Folge, Band 13: »Die Grasvegetation Italiens, nach Parlatores *Flora italiana* bearbeitet von Dr. C. Bolle«, S. 298), stammt aus dem wärmeren Asien und verlässt auch jetzt

nicht den Bezirk des Mittelmeers. Schon in homerischer Zeit brachten die Phönizier mancherlei aus *arundo donax* Gefertigtes herüber — wie wir aus einigen Namen schliessen, die schon die epische Sprache kennt. Das dem Semitischen entnommene κάννη, ursprünglich κάνη (Renan, *histoire des langues sémitiques*, édit. 1, p. 192. 193 und Benfey unter diesem Wort), das wieder die Römer den Griechen entlehnten (*canna*, früher *cana*, wie *canalis* beweist), gab nämlich das homerische κάνεον, κάνειον, Brodkorb, und den κανών d. h. Kamm oder Spule am Webstuhl und das Querholz am Schilde, das entweder die Handhabe zu befestigen oder den Schild selbst auszuspannen diente. Der Brodkorb, später auch in der erweiterten Form κάναστρον, κάνιστρον, aus dem beim Mahl den Gästen das Brod vertheilt wird, war aus gespaltenem Rohr geflochten und mag ein phönizischer Handelsartikel gewesen sein. Die κανόνες am Schilde mussten stark und zugleich leicht sein: beide Eigenschaften sind die Hauptvorzüge eines guten Schildes, und beide besass gerade das asiatische Rohr. Die Wage, deren sich die phönizischen Kaufleute bedienten, wenn sie am Strande ihre Waaren ausbreiteten und den Kauflustigen zuwogen, wird ein gleichschwebendes Rohr gewesen sein[55]), eben so das Mass und das Richtscheit ein grader Rohrstab, denn in beiden Bedeutungen finden wir das Wort κανών später wieder. Die cyclopischen Mauern von Mycenä waren mit dem Kanon und dem Steinmeissel gefügt, Eurip. Herc. fur. 944:

τὰ Κυκλώπων βάθρα
φοίνικι κανόνι καὶ τύκοις ἡρμοσμένα,

wo das Adjectiv φοίνιξ roth — denn phönizisch kann es ja wohl nicht bedeuten — beweist, dass der Dichter sich unter κανών bereits eine Richtschnur gedacht hat, die beim Abschnellen eine farbige gerade Linie zurücklässt. Auch Matten und Decken aus κάννα geflochten kommen frühe vor, schon in einem Fragment des Hipponax bei Pollux 10, 183. Das Wort κάννα, κάννη selbst ist im griechischen Alterthum selten und wo es erscheint, hat es die Bedeutung des aus Rohr Geflochtenen, nicht der Pflanze selbst. Wann kam die letztere also nach Griechenland, und wie allgemein wurde sie angebaut? Das Rohrdickicht, in welchem Menelaus und Odysseus die Nacht hindurch vor Troja im Hinterhalt lagen, Od. 14, 474, mag aus gewöhnlichem Sumpfrohr bestanden haben; aber waren nicht die δόνακες καλάμοιο an der Phorminx des Hermes, Hymn. in Merc. 47, aus edlem asiatischem Rohr geschnitten? Das

letztere liesse sich noch am ehesten bei dem Pfeil voraussetzen, mit welchem Paris, Il. 11, 584, den Eurypylus im Schenkel traf, so dass das Rohr abbrach, denn hier kam es auf einen leichten und doch kräftigen Schaft an: aber die Pfeile konnten eingeführt und das Material ein fremdes sein. Auch die ausführliche Erörterung über die Arten des Rohres bei Theophrast, h. pl. 4, 11, ist nicht präcis genug, um *arundo donax* mit Sicherheit in einer derselben wiederzuerkennen. Indess wenn er am Schluss des Kapitels hinzufügt, alles Rohr wachse schöner wieder, wenn es nach dem Schnitt abgebrannt werde, so muss er doch wohl eine wirkliche Rohrpflanzung oder wenigstens ein Geröhricht, das von Menschenhand gepflegt wurde, im Auge gehabt haben. Deutlicher bezeichnet Dioscorides das ächte asiatische Rohr, wenn er 1, 114 sagt: »eine Art des Rohres ist dick und hohl, wächst an Flüssen und wird *donax*, von Einigen auch cyprisches Rohr genannt« — von welcher Insel es also bezogen wurde oder ursprünglich gekommen war. Eine weitere Uebergangsstation mag die Insel Creta gewesen sein, deren Einwohner schon bei Pindar *τοξοφόροι* sind und treffliche, im ganzen Alterthum berühmte Pfeile führten. Cnidus an der karischen Küste heisst bei Catull 36, 13 *arundinosa;* im eigentlichen Griechenland eignete sich keine Oertlichkeit mehr zur Aufnahme des fremden Rohres, als die Ufer des kopaïschen Sees in Böotien und der in denselben mündenden Flüsse, eine Gegend, die frühe dem orientalischen Einfluss geöffnet war. Das später dort wachsende Flötenrohr, *κάλαμος αὐλητικός*, kann wohl nur *arundo donax* gewesen sein, aus der sich noch heute die griechischen Hirten ihre Syrinx schneiden (Fraas, Synops. 298 denkt an eine andere seltenere Rohrspecies, *Saccharum Ravennae L.*). Vielleicht waren auf sicilischem Boden die Rohrhalme, mit denen Dionysius der ältere Nachts das achradinische Thor in Syrakus anzündete, und die er aus den nahen Sümpfen hatte holen lassen, Diodor. 13, 113, von Menschenhand gezogen worden — wie noch jetzt am Anapus *arundo donax* üppig gedeiht. In Italien giebt schon Cato 6, 3 Anweisung, an Flussufern und feuchten Stellen ein *arundinetum* anzulegen, eben so seine Nachfolger Varro, Columella, Plinius u. s. w., und zwar sind die Methoden, das Einlegen der Wurzelstöcke, das Abbrennen, die Benutzung zu Hürden, zum Häuserbau, zur Stütze der Weinstöcke u. s. w. ganz die heutigen. Wie in Griechenland erscheint aber auch in Italien das Wort *canna* erst spät, ja es ist der Name für das dünnere und schwächere

gemeine Rohr im Gegensatz zu der eigentlichen *arundo*. Der älteste Schriftsteller, bei dem es vorkommt, scheint Vitruvius zu sein, welcher 7, 3 die Wände zum Behuf der Stuckatur mit *cannae* benageln lehrt. Ovid, der eine Vorliebe für das Wort *cànna* hat, dessen sich seine poetischen Zeitgenossen enthalten, unterscheidet die kleinere *canna* von der langen *arundo*, Met. 8, 337:

longa parvae sub àrundine cannae,

und Columella berichtet ausdrücklich, das Volk nenne das ausgeartete Rohr *canna*, 7, 9, 7: *tanquam scirpi juncique et degeneris arundinis quam vulgus cannam vocant*, und meint, durch Alter werde der Wuchs des Rohres so dicht, dass die Halme schlank würden, wie die der *canna*, 4, 32, 3: *ut gracilis et cannae similis arundo prodeat.* Vitruv in dem so eben angeführten Kapitel räth für den Fall, dass *arundo graeca* nicht zur Hand sei, als Surrogat dünnes Sumpfrohr zu nehmen: *sin autem arundinis graecae copia non erit, de paludibus tenues colligantur*, und nennt also *àrundo donax* noch immer nach dem Lande, aus dem es zunächst stammte. Bei Palladius endlich in der spätesten Kaiserzeit ist der vulgäre Ausdruck schon ganz so, wie noch heute, für Rohr überhaupt herrschend, 1, 13: *postea palustrem cannam, vel hanc cràssiorem, quae in usu est... subnectemus.* Dass das Wort in Italien viel älter als Vitruv ist, bezeugt die schon oben erwähnte Ableitung *canalis;* auch der berühmte Flecken Cannae am Aufidus in Apulien wird von dem dort wachsenden Rohr den Namen gehabt haben, wie von demselben Umstand die äolische Stadt *Κάναι* in Kleinasien. Die neueren europäischen Sprachen besitzen dann noch weitere Anwendungen und Ableitungen des Wortes, denen man die mannichfache Geschichte, deren Niederschlag sie sind, nicht ansieht: Kanne und Kannengiesser, Knaster, Canon, Kanone, kanonisches Recht, Kaneel (Zimmt), *chanoine* und *chanoinesse*, *chéneau* (Dachrinne), engl. *channel* (der Kanal zwischen England und Frankreich) u. s. w., alle in letzter Instanz auf das hebräische *kaneh* oder dessen phönizischen Repräsentanten zurückgehend.

Eine den Cyperaceen oder Halbgräsern angehörende, also der *arundo donax* nur halb verwandte Pflanze, die Papyrusstaude, übertrifft diese durch tausendjährigen Ruhm und reizende Schönheit der Erscheinung. Dass sie auch nach Europa gekommen ist,

weiss Jeder, der das alte Syrakus auf der Insel Sicilien besucht hat. Dort ist ein Nebenarm des Anapus, der zu der fabelberühmten Quelle der Cyane (jetzt Testa di Pisima) führt, von beiden Seiten mit Papyrusschilf bewachsen, der unmittelbar aus dem nicht tiefen, klaren, leise rinnenden Gewässer aufsteigt. Besonders an einer Stelle, wo sich das Flüsschen zu einem seeartigen Becken ausdehnt, dem sogenannten Camerone, wird die Scene märchenhaft und ganz tropisch: die riesenhaften, zwölf bis sechszehn oder gar achtzehn Fuss hohen Stauden mit ihren anmuthig geneigten Kronenbüscheln umschliessen von allen Seiten wie ein dichter Wald die Spiegelfläche, auf der ihr Bild ruhig schwimmt und an der ihre Wurzeln und Stengel ewig trinken. Im alten Aegypten wuchs diese Pflanze, wie allbekannt, in ungeheurer Menge und wurde zu mannigfachen Zwecken verwendet, die Wurzeln zur Nahrung, der Bast zu Stricken, Körben, Matten, Flusskähnen, die feinen Häute zu Schreibpapier. Die Griechen bezogen ihr Byblos-Material aus dem Nilthale und benannten ihre Bibeln oder Bücher, Schriften und Briefe nach dem Namen desselben. Merkwürdig genug ist es, dass die Papyrusstaude im heutigen Aegypten ganz ausgestorben ist — denn wenn einzelne Reisenden sie gesehen haben wollten, so war höchst wahrscheinlich Verwechslung im Spiel — und dass die Pflanze erst in Nubien, und auch dort, wie es scheint, nur spärlich, wieder vorkommt. Sie ging in Aegypten unter, wohin sie wohl aus den oberen Gegenden eingeführt war, und theilte darin das Schicksal der im Alterthum vielgenannten ägyptischen Bohne (*κύαμος Αἰγύπτιος*, Nymphaea Nelumbo L.) — zum Beweise, dass die Kultur, wie sie ein Land oder ganze Welttheile bereichert, so auch unter veränderten Umständen ihre Gaben wieder zurücknimmt. Beiden Gewächsen ward die Concurrenz anderer Pflanzen und neuer Erfindungen verderblich, die des Pergaments und besonders des Lumpenpapiers, des Hanfes und Spartgrases, mehlreicherer Früchte u. s. w. In Griechenland selbst hat sich nie eine Spur einer Papyruspflanzung gefunden: um so räthselhafter schien ihr Auftreten in Sicilien, bis die Untersuchungen des Florentiner Botanikers P. Parlatore in den Schriften der Pariser Akademie (*Mémoires présentés par divers savants etc. Sciences mathém. et physiques* T. 12. 1854. p. 469 *et suiv.*) die Geschichte des sicilischen Papyrus aufklärten. Parlatore unterscheidet zunächst zwei Arten der Pflanze, die jetzt verschwundene ägyptische, die aber in Mumienresten und noch lebend

in Nubien und Abyssinien vorhanden ist, und die er *cyperus papyrus* nennt, und die sicilische, viel höher wachsende, oben in einen ausgebreiteten Büschel, nicht in einen Kelch ausgehende, die aus Syrien stammt und der er daher den Namen *cyperus syriacus* giebt. Wir wissen nicht, ob spätere Erfahrungen diese Unterscheidung bestätigen oder als nichtig ergeben werden, historisch sicher aber ist, dass die Alten von keiner Papyrusstaude in Sicilien wissen, und dass sie damals auf der Insel also noch fehlte. Vielmehr brachten sie die Araber kurz vor dem 10. Jahrhundert aus Syrien dahin: Ibn-Haukal, dessen Reisen von 931 bis 960 fallen, nennt sie zuerst; Hugo Falcandus bei Muratori Scriptt. t. 7 (gegen Ende des 12. Jahrhunderts) kennt sie gleichfalls in Sicilien. Zuerst mag sie an dem Flüsschen bei Palermo, dem danach benannten Papireto, angepflanzt worden sein: dort wuchs sie reichlich bis zum Jahr 1591, wo auf Veranstaltung des damaligen Vicekönigs wegen der vom Papireto ausgehenden Malaria die ganze Gegend trocken gelegt wurde und damit auch der Papyrushain verschwand. Aber noch jetzt heisst jene Oertlichkeit *piano del papireto*, und in dem dort angelegten öffentlichen Garten wird auch die Papyrusstaude gepflegt. Nach Syrakus muss sie erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts versetzt worden sein, denn ein zuverlässiger Autor vom Jahr 1624 kennt sie daselbst noch nicht, wohl aber ein anderer vom Jahr 1674. Jetzt findet sie sich, ausser am Anapus, hin und wieder im südlichen und östlichen Theil der Insel wild und in den Gärten der reichen Aristokratie mit Vorliebe cultivirt. Die Exemplare in den europäischen Gewächshäusern scheinen alle aus Sicilien zu stammen. Hätten die Araber ihre Herrschaft auch auf Griechenland ausgedehnt und daselbst, wie in Palermo, einen glänzenden Hof gegründet, so würden wir an dem einen oder dem anderen Flusse dieses warmen und der syrischen Küste näheren Landes vielleicht auch dem herrlichen Uferschmuck begegnen, wie einst am Papireto und jetzt am Anapo.

CUCURBITACEEN.

Die Früchte dieser Familie, die zu den grössten, zu den wahren Riesen des Pflanzenreiches gehören, stammen alle aus Asien, die meisten aus Südasien, speciell aus Indien. In einigen Arten frühe in den Ländern der alten Kulturwelt verbreitet, bilden sie noch jetzt die Lieblinge der südlichen, besonders aber der östlichen Völker. Durch eine dichte Schale gedeckt, die die Ausdünstung der inneren Feuchtigkeit verhütet, sammeln sie während der Monate, wo der Sonnenbrand Alles versengt, einen reichlichen immer kühlen Saft an, mit dem sie dann den durstenden Esser erquicken. Je nach den Arten ist freilich Menge und Geschmack desselben sehr verschieden; bald zerfliesst das Fleisch der Frucht fast zu Wasser und träufelt beim Essen in dicken Tropfen von Hand und Mund, wie bei der orientalischen Wassermelone, bald bildet es eine aromatische, süsse, duftende Masse, wie bei der Zuckermelone; während die eben genannten Arten im Zustand völliger Reife, nach Entfernung der Saat, genossen werden, dient die Gurke heut zu Tage nur unreif mitsammt der Saat und meistens eingemacht oder mit beissenden Zuthaten versehen zur Nahrung; der Kürbiss aber ist nicht, wie seine Verwandten, roh, sondern nur gekocht oder gebraten essbar. Zu der oft ungeheuren Grösse der Früchte stehen die schwachen Stengel und Ranken nicht im Verhältniss, daher die ersteren ruhig auf der Erde liegend anschwellen und ihre Reife erwarten, nicht etwa, wie die Kokosnüsse oder andere Baumfrüchte, lockend von oben herabhängen und endlich zur Verbreitung des Samens auf den Boden niederfallen. Dies setzte schon die Alten in Verwunderung. So nannte Matron, der lustige Paröde, den Kürbiss »den Sohn der hehren Erde», was Homer von dem Titanen Tityos gesagt hatte, und wenn der Letztere bei Homer auf dem Boden liegt und neun Plethren bedeckt, so lag der Kürbiss des Matron im Gartenbeet und reichte über neun Tische weg, Athen. 3. p. 73:

Καὶ σικυὸν εἶδον, γαίης ἐρικυδέος υἱὸν,
κείμενον ἐν λαχάνοις· ὃ δ'ἐπ' ἐννέα κεῖτο τραπέζας.

So wächst und wächst bei Callimachus der Kürbiss im thauigen Beet (d. h. nicht am luftigen Zweige), Athen. ibid.:

ὡς δ'ὅτ' ἀέξηται σικυὸς δροσερῷ ἐνὶ χώρῳ,

und ist daher ἡδύγαιος, wie Heraklides von Tarent bei Athenaeus eben da sagt, und so windet sich bei Vergil die Gurke durch das Gras, allmählig zur Bauchform anschwellend, G. 4, 121:

tortusque per herbam
Cresceret in ventrem cucumis.

Bei keiner Art Früchte sind die Abweichungen, Uebergänge und Ausartungen so gross, als bei den Cucurbitaceen. Vielleicht liegt die Ursache in demselben strotzenden und daher leicht abirrenden Bildungstriebe, der auch den erstaunlichen Umfang einiger derselben erzeugt. Da nun schon im Alterthum die Grenze zwischen den Arten in der Anschauung des Volkes oft unbestimmt schwankte und die gebräuchlichen Namen, von vieldeutiger Allgemeinheit, je nach Zeit und Gegend und Umständen Verschiedenes bezeichneten, so is es jetzt ausserordentlich schwer, ja unmöglich, die Angaben der Alten mit unserer Kenntniss der Sache zu vereinigen und im gegebenen Falle mit Sicherheit zu entscheiden, ob ein Kürbiss und welcher oder eine Gurkenart und welche gemeint sei.

Das älteste Zeugniss für die Existenz der Kürbissfrüchte im Orient oder eigentlich in Aegypten findet sich im 4. Buch Mosis 11, 5. Dort erinnern sich die Israeliten, durch die wasserlose Wüste wandernd, sehnsüchtig der in Aegypten genossenen Früchte: »Wir gedenken der Fische, die wir in Aegypten umsonst assen, und der Kürbiss, Pfeben, Lauch, Zwiebeln und Knoblauch.» Was hier Luther mit Kürbiss und Pfeben wiedergiebt, wird von neueren Auslegern seit Celsius, Hierobotanicon I, 356 und II, 247, wahrscheinlicher durch Gurken und Melonen gedeutet, da die beiden hebräischen Ausdrücke, *kuschijim* und *abattichim*, bis auf den heutigen Tag bei den semitischen Völkern in dem angegebenen Sinne gebräuchlich sind. Bei der Gurke wird dabei an die ägyptische *cucumis Chate L.* gedacht, eine grosse, längliche Frucht, die noch jetzt unter diesem Namen in der Levante allgemein frisch verzehrt wird, nachdem sie zur Reife gelangt und dann in Geschmack und Wirkung einiger Massen der Melone ähnlich geworden ist. Doch wäre immer möglich, dass seit jener frühen Zeit bei Syrern, Arabern und Juden die Namen von einer Art auf die andere übergingen und, während die eine verschwand und die andere neu auftrat, doch die Bezeichnung dieselbe blieb, s. unten.

In der epischen Poesie der Griechen, bei Homer und Hesiod, findet sich weder eine der für diese Früchte später üblichen Benennungen, noch eine Andeutung, die auf Kenntniss derselben zu

jener Zeit schliessen liesse. Eine solche könnte in dem Namen der Stadt Sicyon liegen d. h. der Gurkenstadt, doch geht derselbe in kein hohes Alterthum hinauf. Zwar kennt ihn schon die Ilias an zwei Stellen, im Schiffskatalog v. 572 und bei den Leichenspielen zu Ehren des Patroklus 23, 299, aber der erstgenannte Vers ist auch aus anderen Gründen als späteres Einschiebsel verdächtig, und die letzterwähnte Partie trägt ganz den Charakter einer nachmaligen rhapsodischen Erweiterung. Der frühere Name Sicyons war Mekone, die Mohnstadt, und so heisst der Ort noch in der hesiodischen Theogonie; als den Vater des Sikyon nennt der Mythus den Marathon d. h. den Fenchelmann. Danach trug die fruchtbare Ebene von Sicyon, die Asopia längs dem unteren Laufe des Asopus, zuerst Mohn (ein uraltes, mit dem Getreide als Unkraut aus Asien gekommenes Gewächs, mit schöner Blume und essbarem Samen) und Fenchel (eine einheimische Doldenpflanze, schon frühe von den ältesten Bewohnern des Landes als Gewürz aufgefunden und seitdem durch alle Jahrhunderte hindurch hochgehalten), dann erst in weiterer Folge die aus dem Morgenlande über See eingeführten Gurken (oder Kürbisse). Bei einer Neugründung erhielt die Stadt dann auch nach dieser Kultur ihren neuen Namen, etwa wie Selinus in Sicilien den ihrigen nach dem in der Gegend häufigen Eppich. Bestände für uns nicht die lange traurige Lücke, die in der griechischen Literatur das älteste Epos von Pindar und Aeschylus trennt, so würden wir den Zeitpunkt, in dem die Griechen Kleinasiens und des europäischen Mutterlandes sich zuerst mit Gurken und Kürbissen befassten, vielleicht genauer präcisiren können. Aber weder die Elegiker und Lyriker sind uns erhalten, noch Archilochus, der vielberühmte zweite Homer, dessen Werke noch in der christlichen Zeit vorhanden waren und erst dem Vertilgungseifer der Kirche und ihrer Bischöfe erlagen. Jetzt wissen wir durch einen Zufall nur, das Alcäus einmal das Wort *σίκυς* brauchte, das also zu seiner Zeit schon bestand, Athen. 3 p. 73: *Ἀλκαῖος δὲ »δάκῃ, φησὶ, τῶν σικύων« ἀπὸ εὐθείας τῆς σίκυς.* Aber was dachte sich der Dichter unter *σίκυς*? Das Wort mit wechselnder Endung, ist, wie wir glauben, eine Neben- und Scheideform von *σῦκον* die Feige (s. Anmerkung 21) mit vertauschtem oder dissimilirtem Vocal; wie bei der Feige, war es auch bei der Gurke und dem Kürbiss, der *praegnans cucurbita*, zunächst die strotzende Zeugungskraft, der Samenreichthum, woran Sinn und Blick des Natursohnes haftete. Für Kürbiss setzte sich später

ein anderer Ausdruck fest: *κολόκυνθα*, *κολοκύντη*, wie wir aus dem Ausspruch des Phanias, eines Schülers des Aristoteles, sehen, Athen. 2, p. 68: *κολοκύντη δὲ ὠμὴ μὲν ἀβρωτός· ἑφθὴ δὲ καὶ ὀπτὴ βρωτή* — denn nur gekocht oder gebraten geniessbar zu sein, kann nur auf den Kürbiss gehen. Die Anschauung, die diesem Namen zu Grunde liegt, ist übrigens derjenigen, die zu der Benennung *σίκυς*, *σίκυος*, *σικύα* führte, analog: die Frucht wurde nach ihrer kolossalen Grösse so benannt (*κολοσσός* für *κολοκιος* mit der häufigen Ableitungssilbe *υντ*, *υνθ*; eine andere Form desselben Wortes enthält der Beiname der in Sicyon verehrten *Κολοκασία Ἀθηνᾶ*, der Kürbiss-Göttin, bei Athen. 3, p. 72, worunter später die sog. ägyptische Bohne, eine gleichfalls durch den Wuchertrieb und die Grösse der Blätter auffallende Pflanze, verstanden wurde). Eben dahin deutet das Sprüchwort: gesunder als ein Kürbiss, das schon Epicharmus brauchte, Athen. 2, 59 (nach Meineke):

ὑγιέστερός θήν ἐστι κολοκύντας πολύ

und später Diphilus, Com. gr. fr. 4, 420:

ἐν ἡμέραισιν αὐτὸν ἑπτά σοι, γέρον,
θέλω παρασχεῖν ἢ κολοκύντην ἢ κρίνον —

also »in sieben Tagen stelle ich ihn dir entweder als Kürbiss oder als Lilie« d. h. entweder strotzend von Gesundheit oder bleich und todt als ein Bild der Vergänglichkeit. Dass die *κολοκύντη* als etwas Neues und Ausserordentliches gleichsam in die bekannte Naturordnung nicht passte, sieht man aus dem lächerlichen Streit der akademischen Philosophen im Gymnasium bei dem Komiker Epicrates, Athen. 2, p. 59: dort ist die Frage aufgeworfen, was die *κολοκύντη* für eine Pflanze sei; die Denker beugen sich nieder und versinken in tiefes Sinnen; plötzlich sagt Einer, es sei ein rundes Gemüse, ein Anderer, es sei ein Kraut, ein Dritter, es sei ein Baum (*λάχανόν τις ἔφη στρογγύλον εἶναι, ποίαν δ' ἄλλος, δένδρον δ' ἕτερος*); da unterbricht sie drastisch ein anwesender sicilischer Arzt; worauf Plato mit unerschüttertem Ernst die Untersuchung fortführt. Besonders merkwürdig aber ist, dass die *κολοκύντη* noch in späterer Zeit hin und wieder *Ἰνδική*, die indische Frucht, genannt wird, mit dem ausdrücklichen Beifügen, sie heisse so, weil sie aus Indien stamme, Athen. 2, p. 59: *Εὐθύδημος Ἀθηναῖος, ἐν τῷ Περὶ λαχάνων, σικύαν Ἰνδικὴν καλεῖ τὴν κολοκύντην, διὰ τὸ κεκομίσθαι τὸ σπέρμα ἐκ τῆς Ἰνδικῆς.... Μηνόδωρος δέ, ὁ Ἐρασιστράτειος, Ἱκεσίου φίλος, »τῶν κολοκυντῶν, φησίν, ἡ μὲν Ἰνδική, ἡ καὶ*

αὐτὴ καὶ σικύα, ἡ δὲ κολοκύντη. καὶ ἡ μὲν Ἰνδικὴ κατὰ τὸ πλεῖστον ἕψεται. ἡ δὲ κυλοκύντη καὶ ὀπτᾶται.« ἄχρι δὲ τοῦ νῦν λέγεσθαι παρὰ Κνιδίοις τὰς κολοκύντας Ἰνδικάς. Ein dritter, noch späterer Ausdruck ist πέπων, eigentlich das Adjectiv reif, welches dann ohne hinzugefügtes σίκυος diejenige Frucht bezeichnete, die zur Reife kommen musste, um zur Nahrung zu dienen. Der Name schloss also nur solche Gurken aus, die im ersten zarten Stadium genossen wurden, während diejenigen Sorten, die bei der Reife einen melonenartigen Wohlgeschmack erreichten und nach orientalischer Weise frisch aus dem Garten gegessen wurden, eben so wohl πέπονες heissen konnten.

Alle bisher erwähnten und auch die nicht angeführten Stellen der Alten lassen sich ohne Zwang auf Gurke und Kürbiss deuten, keine einzige mit Sicherheit auf die eigentliche Melone. Nirgends wird die honiggleiche Süssigkeit (eingekochter Melonensaft dient den Orientalen noch jetzt an Stelle des Zuckers), nirgends das auf der Zunge schmelzende, den köstlichsten Baumfrüchten ebenbürtige Mark, die goldgelbe oder auch zartweisse Farbe, der ambrosische, die Verkaufshalle, ja den Markt erfüllende Duft hervorgehoben. Erst unter den späteren römischen Kaisern erkennen wir in der von den scriptores historiae Augustae *melo* genannten Frucht, die, wie Pfirsiche u. s. w., zu den Delicien gerechnet wird, ohne Schwierigkeit unsere Zuckermelone. Plin. 19, 5, 23 berichtet, in Campanien sei zufällig eine Gurke entstanden, *mali cotonei effigie* (die goldgelbe Farbe des Quittenapfels mit eingeschlossen), die dann durch Saat weiter vermehrt worden; das Wunderbare dieser *melopepones* sei ausser der Gestalt und dem Dufte, dass sie sich nach der Reife sogleich vom Stengel ablösten. Hier hören wir zum ersten Mal von dem Duft, *odor*, dieser Früchte sprechen; der griechische Ausdruck entstand in dem griechischen Campanien (μῆλον die Quitte) und wurde später nach Verbreitung der Frucht im Volksmunde zu *melo* abgekürzt — wie sie auch Palladius nennt. Bei Galenus ist das Wort μηλοπέπων schon häufig. Dass die Melone durch ein Naturspiel in Campanien aus der *cucumis* entstanden sei, wird Niemand glaublich finden; woher also kam sie? Nach Alph. Decandolle, géographie botanique p. 907, wäre die Melone ursprünglich ein Produkt der Tartarei und des Kaukasus. Unter der ersteren kann wohl nur das alte Bactrien und Sogdiana, die Oasen am Oxus und Jaxartes, gemeint sein, und von dorther also wäre die Frucht im Laufe des ersten christlichen Jahrhun-

derts in die Gärten Neapels gebracht worden. Zwar ist über die letztere Thatsache keine positive historische Nachricht aufbehalten worden, aber diese Art Früchte sind leicht durch die Saat in die weiteste Ferne zu übertragen, und die ersten Versuche konnten unbemerkt bleiben oder in Vergessenheit gerathen. Noch jetzt ist Persien ein vorzügliches Melonenland, in welchem die feinsten Sorten erzogen, mit äusserster angeerbter Sorgfalt behandelt und aufs Höchste geschätzt werden. Der Varietäten sind dort unzählige, und sie wechseln von Dorf zu Dorf; darunter einige von weitverbreitetem, verdientem Ruhme. Zu den wichtigsten Lebensbedürfnissen der persischen Städte, berichtet E. Polak, gehören auch die Melonen: in den Preistarifen steht gleich hinter Brod, Reiss, Fleisch, Käse, Butter und Eis der Marktpreis der Melonen. Sie sind dort so süss, dass der Perser über den Unverstand der Europäer lacht, die ihre Melonen mit Zucker essen. Das Alles scheint dafür zu sprechen, dass die Zuckermelone eine in Persien einheimische Frucht ist; dem Ausländer aber ist ihr Genuss gefährlich, zum Theil auch dem Inländer, in so fern Unmässigkeit in diesem Punkt auch bei diesen, obgleich häufig begangen, doch sich sogleich bestraft.

Die lateinischen Bezeichnungen für Gurke und Kürbiss, *cucumis* und *cucurbita*, geben den Eindruck strotzenden Wachsthums, den diese Früchte auch dort auf die Volksempfindung gemacht hatten, durch die Reduplication wieder; zugleich steht *cucurbita* so nahe zu *corbis*, Korb, Gefäss, *corbita* das Lastschiff, *corbitare* einladen, und eben so *cucumis*, gen. *cucumis* und *cucumeris*, zu *cumera*, *cumerum*, bedecktes Gefäss, Truhe, dass es schwer ist, den Zusammenhang zwischen beiden abzuweisen. Kürbissschalen dienten von jeher zu Gefässen und dienen unter dem Namen Calebassen dazu noch jetzt: erblickten die italischen Strandbewohner zuerst solche grüne Schalen und Töpfe in den Händen gelandeter Schiffer, ehe sie die Frucht selbst zu essen und später auch zu pflanzen Gelegenheit hatten? Colum. 11, 3, 49: *nam sunt (cucurbitae) ad usum vasorum satis idoneae.* Plin. 19, 5, 24: *nuper in balnearum usum venere urceorum vice, jampridem vero etiam cadorum ad vina condenda* — also Kürbissflaschen zur Aufbewahrung des Weines. Sonderbar stimmen zu dem lateinischen *cucumis* die Glossen des Hesychius: *κύκυον· τὸν σικυόν*, und *κυκύϊζα· γλυκεῖα κολόκυνθα.* Leider erfahren wir nicht, wo das Wort *κύκυον* gebräuchlich war, oder welcher Schriftsteller es gebraucht hatte; wir wür-

den sonst vielleicht sagen können, ob es nur Entstellung des lateinischen Namens war oder etwa mit dem weitverbreiteten Stamme des griechischen Verbums *κυέω*, fassen, zusammenhängt.

Im frühen Mittelalter trat in Byzanz ein neuer Name für Gurke auf, der aus dem Orient gekommen war und sich im Laufe der Zeiten weit über Europa von Volk zu Volk verbreitete. Es war dies *ἀγγούριον*, *ἄγγουρον*, *ἀγγούριν*, ein persisch-aramäisches Wort, zu dessen Bildung der Anklang an *ἀγγεῖον* Gefäss vielleicht mitgewirkt hat. Neben *ἀγγούρια* sagte man auch *τετράγγουρα*, entweder um damit eine viermal schwerere oder eine viereckig gestaltete Sorte zu bezeichnen, oder nach Salmasius gar nicht verwerflicher Vermuthung, als Verstümmelung und Umdeutung von *κιτράγγυλον*, ital. *citriuolo*, franz. *citrouille*, von *citreum*. Ueber die Zeit, wann dieser neue Name auftrat, sagt E. Meyer, Geschichte der Botanik, 3, 361: »In den Geoponicis heissen die Gurken noch wie vor Alters *σικύα*; erst Suidas erklärt diesen zu seiner Zeit ausser Gebrauch gekommenen Namen durch *τὰ τετράγγουρα*, und einen Unterschied zwischen Angurien und Tetrangurien macht erst Michael Psellus.« Indess, wenn der Arzt Aëtius Amidenus, der unter Justinian lebte, das neue Wort schon brauchte, so muss es bedeutend älter sein, als die Sammlung der Geoponica und Suidas. Die damit bezeichneten Gurken scheinen dieselben Sorten gewesen zu sein, deren wir uns jetzt zu unseren Salaten und zum Einmachen bedienen; was das Alterthum an Gurken besass, war nach allem Obigen eine grosse, jetzt in Europa nicht mehr angebaute Art, die zur Erfrischung gegessen und je nach dem Stadium der Reife auch gesotten und gebraten wurde. Von Byzanz kam die Gurke, wie der Name bezeugt, zu den Slaven, russisch *ogurec*, poln. *ogórek* u. s. w. und ward bei den Völkern dieser Race, so wie bei den unmittelbar hinter ihnen wohnenden Stämmen tatarischer und mongolischer Abkunft, zu dem allgemeinsten, mit grosser Vorliebe genossenen Nahrungsmittel. Ohne Gurken kann z. B. der Gross- und Kleinrusse nicht leben; in Salzwasser eingemacht verzehrt er sie den ganzen Winter und schlägt sich mit ihrer Hülfe durch die langen, strengen Fasten der orientalischen Kirche durch. Von den Slaven kam die Agurke, später mit abgefallenem Vocal Gurke, wie gleichfalls der Name lehrt, zu den Deutschen, aber erst in neuerer Zeit, denn die Spuren des Wortes gehen nur bis in das siebzehnte Jahrhundert hinauf (s. Grimm, Wörterbuch, unter A g u r k e, und

Weigand unter Gurke). Ethnographisch beachtenswerth ist der Umstand, dass die sogenannte »saure Gurke« nur in den Theilen Deutschlands üblich geworden ist, die ehemals von Slaven bewohnt waren und sich erst nachmals germanisirt haben. Uebrigens soll die kleine, grünliche, wohlschmeckende slavische Gurke, wie sie in ganz Russland gemein ist, nach Deutschland versetzt ausarten: sie bedarf also wohl eines excessiven Klimas.

Gleichfalls erst ein Ankömmling des Mittelalters ist die saftreiche Wassermelone, *cucumis citrullus*, denn dass sie der *pepo* der Alten sei, wie Manche angenommen haben, lässt sich nicht erweisen. Italienisch trägt sie den byzantinischen Namen *anguria* (in manchen Gegenden *cocomero* aus *cucumis*), französisch den arabischen *pastèque.* Sie ist jenseits der Alpen beliebt, da sie in der entsprechenden Jahreszeit ein erfrischendes Labsal bietet, und überall sieht man dann die blutrothen Halbfrüchte mit den glänzend schwarzen Kernen auf den Märkten und an den Strassenecken aufgethürmt und die Tische, wo sie schnittweise für geringe Kupfermünze feil sind, von durstigen Bauern, Soldaten u. s. w. umdrängt. Ungleich wichtiger aber ist sie im Haushalt des orientalischen Lebens und bei den Halborientalen des europäischen Südostens. Die glühenden Sommer und strengen Lüfte begünstigen dort das Gedeihen der einjährigen Pflanze. Sie wird auf weiten Feldern gebaut und zur bestimmten Zeit in ganzen Wagenladungen in die Städte gebracht, wo Jung nnd Alt sich mit Leidenschaft dem Genusse hingiebt. Die Wassermelone geht durch ganz Vorderasien, Persien, die Kaukasusländer bis zur Niederdonau, Ungarn, der Wallachei (vergl. schon Plin. 19, 5, 23: *cucumeres ... placent grandissimi Moesiae)*, besonders aber den humusreichen trockenen Ebenen des südlichen Russlands und den angrenzenden asiatischen halb Steppen- halb Gartenländern. Mindestens zwei Monat im Jahr lebt der russische Steppenbewohner nur von Arbusen — dies ist der tatarisch-slavische Name der Frucht — mit ein wenig Brod. Ist der nordische Reisende in seinem unförmlichen »Tarantas« allmählig bis in jene Gegend gerollt, dann lehrt ihn ein Blick auf die Melonenfelder und die gewöhnlich danebenstehenden hochragenden Sonnenblumen, *helianthus annuus*, deren Samen ein beliebtes Oel abgeben, dass er die Schwelle des Orients bereits überschritten hat. In den Kaukasusländern, die so überschwenglich reich an dem herrlichsten Obst, an Trauben und Nüssen sind, verschmäht der Eingeborne, er sei welcher

Race er wolle, neben dem Saft der Wassermelone, der dem Deutschen wie Gurkenwasser mit ein wenig Zucker schmeckt, jeden andern Leckerbissen. Auf die Herkunft der Frucht wirft der neupersische Name *hindevâne* d. h. indische Frucht ein helles Licht; woher sie nach Griechenland, Russland und Polen kam, lehrt die tatarische Bezeichnung *charpuz*, *karpus* gegenüber dem neugriechischen *χαρπούσια*, slavischen *arbuz*. Sie wanderte also nach Persien ein, als die Verbindung mit Indien neu eröffnet war, sei es zur Zeit der arabischen oder der mongolischen Herrschaft, nach Griechenland durch die Türken, nach Russland von den tatarischen Reichen Astrachan und Kasan; in Kleinrussland waren wohl die Kosakenhorden am Dniepr die Verbreiter. Das polnische *kawon* Wassermelone ist gleichfalls ein orientalisches Wort (asiatische Benennungen der Früchte dieser Familie finden sich gesammelt und untersucht von Pott in der Zeitschrift für Kunde des Morgenl. 7, 151 ff.). Das altslavische *tykva*, der Kürbiss, haben wir schon früher (bei der Feige) an das griechische *σικύα* angelehnt; das altsl. *dynja*, Melone, erklärt Miklosich aus dem Verbum *dąti dąnąti flare*, also die aufgeblasene Frucht; poln. *banja*, Wassermelone, scheint eins und dasselbe mit *banja*, Gefäss, Wanne; beides letztere, wie man sieht, eine der Auffassung der alten Griechen und Römer ganz verwandte Namensgebung. Alt- und südslavisch *krastavicĭ*, *cucumis* erklärt sich aus *krastavĭ scabidus*, *scaber*, also die rauhe Frucht, alt- und südslavisch *lubŭ*, *cucurbita citrullus* wohl aus *lŭbŭ calva*, Hirnschädel. Die deutschen Wörter Kürbiss, Pfebe, Melone stammen aus dem Lateinischen und die damit bezeichneten Naturobjecte aus Italien, also nicht etwa aus Ungarn und dem byzantinischen Reiche.

DER HAUSHAHN.

Der Haushahn ist in Vorderasien und in Europa viel jünger, als man denken sollte. Die semitischen Kulturvölker können ihn nicht gekannt haben, da das Alte Testament seiner nirgends erwähnt. Er fehlt auch auf den ägyptischen Denkmälern, deren Bildwerke uns im

Uebrigen das Detail des Haushalts der Nilthalbewohner so anschaulich vor Augen stellen: wir sehen dort Scharen von zahmen Gänsen, wie sie von der Weide heimgetrieben, sie selbst und ihre Eier sorgfältig gezählt werden u. s. w., nirgends aber Hühner, und wenn Aristoteles sagt, die Eier würden in Aegypten auch künstlich ausgebrütet, indem man sie in Mist vergrabe, hist. anim. 6, 2, 3: *ἐκπέττεται (τὰ ᾠά) μὲν οὖν ἐπῳαζόντων τῶν ὀρνίθων, οὐ μὴν ἀλλὰ καὶ αὐτόματα ἐν τῇ γῇ ὥσπερ ἐν Αἰγύπτῳ, κατορυττόντων εἰς τὴν κόπρον*, und Aehnliches auch Diodor 1, 74, 4 berichtet, so ward diese Industrie entweder nur an Gänsen und Enten geübt — welcher Vermuthung Aristoteles nicht widerspricht, da er nur ganz allgemein von Vogeleiern redet, oder gehört in die Zeit nach der persischen Eroberung, — wie Diodor selbst anzudeuten scheint, da er seine Erzählung von den Brutöfen mit den Worten einleitet, Vieles in Betreff der Züchtung und Wartung der Thiere hätten die Aegypter von den Vorfahren überkommen, Vieles aber hätten sie dazu erfunden und darunter als das Wunderbarste die künstliche Ausbrütung der Eier: *καὶ πολλὰ μὲν παρὰ τῶν προγόνων πρὸς θεραπείαν καὶ διατροφὴν ἀρίστην τῶν βοσκομένων παρειλήφασιν, οὐκ ὀλίγα δ' αὐτοὶ διὰ τὸν εἰς ταῦτα ζῆλον προςευρίσκουσι καὶ τὸ θαυμασιώτατον, διὰ τὴν ὑπερβολὴν τῆς εἰς ταῦτα σπουδῆς οἵ τε ὀρνιθοτρόφοι καὶ οἱ χηνοβοσκοὶ χωρὶς τῆς παρὰ τοῖς ἄλλοις ἀνθρώποις ἐκ φύσεως συντελουμένης γενέσεως τῶν εἰρημένων ζῴων αὐτοὶ διὰ τῆς ἰδίας φιλοτεχνίας ἀμύθητον πλῆθος ὀρνέων ἀθροίζουσιν* u. s. w. Der Haushahn stammt ursprünglich aus Indien, wo sein Vorfahr, der Bankiva-Hahn, noch jetzt von Hinterindien und den indischen Inseln bis nach Kaschmir hin lebt, und verbreitete sich erst mit den medisch-persischen Eroberungszügen weiter nach Westen. Der Samier Menodotus behauptete in seiner Schrift über den Tempel der samischen Hera, wie der Hahn von der Landschaft Persis aus, so habe sich der Pfau von dem genannten Heiligthum aus über die umliegenden Gegenden verbreitet. In der Zoroaster-Religion waren Hund und Hahn heilige Thiere, der eine als der treue Hüter des Hauses und der Heerden, der andere als Verkündiger des Morgens und also Symbol des Lichts und der Sonne. Der Hahn ist vorzüglich dem Çraosha geweiht, dem himmlischen Wächter, der, vom Feuer geweckt, selbst wiederum den Hahn weckt: dieser vertreibt dann durch sein Krähen die Daêvas, die bösen Geister der Finsterniss, besonders den Dämon des Schlafes, die gelbe langhändige Bûshyâçta. Im 18. Fargard

des Vendidad heisst es §. 34 ff. (nach Spiegels Uebersetzung): »Darauf entgegnete Ahura-mazda: der Vogel, der den Namen Parôdars führt, o heiliger Zarathustra, den die übelredenden Menschen mit dem Namen Kahrkatâç belegen, dieser Vogel erhebt seine Stimme bei jeder göttlichen Morgenröthe.« (Ebenso 18, 51 ff.) Ormuzd hatte den Vogel also selbst dem Zoroaster empfohlen. Eine Stelle des Bundehesch im 14. Abschnitt lautet (übersetzt von Grotefend in Lassens Zeitschr. 4. S. 51): »Halka der Hahn ist den Dews und Zauberern feind. Er unterstützt den Hund, wie im Gesetze steht: Unter den Weltgeschöpfen, die Darudsch plagen, vereinigen Hahn und Hund ihre Kräfte. Er soll Wache halten über die Welt, gleich als wäre kein Hund zur Beschützung der Heerden (oder Häuser) da. Wenn der Hund mit dem Hahn gegen Darudsch streitet, so entkräften sie ihn, der sonst Menschen und Vieh peinigt. Daher heisst es: durch ihn werden alle Feinde des Guten überwunden; seine Stimme zerstört das Böse.« Wo sich ein persischer Mann niederliess, da sorgte er gewiss so sicher für einen Hahn, als er die Frühgebete und Reinigungen vor und bei Sonnenaufgang nicht unterliess. So weit die Grenzen der persischen Herrschaft reichten, fand ohne Zweifel das so zahme und nützliche, so leicht übertragbare und zugleich in Gestalt und Sitten so eigenthümliche Thier in den Höfen und Haushaltungen der Menschen, auch der Andersgläubigen, leichten Eingang und willige Aufnahme. Auf griechischem Boden zeigt sich bei Homer und Hesiod und in den Fragmenten der ältern Dichter von Hahn und Henne keine Spur. Und doch müsste der bei Nacht die Stunden abrufende Prophet (unter Menschen, die noch keine Uhr besassen), der vornehm stolzirende, lächerlich krähende, blinzelnde Sänger (Herr *Chanteclers*), der von seinem Hühnerharem umgebene, höchst eifersüchtige Sultan (*salax gallus*), der hitzige, eitle, mit Kamm, Trottel und Sporn bewaffnete Kämpfer, die ihr Eierlegen durch schluchzendes Gackern der Welt verkündende Henne (Frau Kratzefuss), überhaupt diese ganze lustige Parodie menschlicher Familie und ritterlichen Treibens ein häufiger Gegenstand der Besprechung und Vergleichung bei den Dichtern sein, wenn Bekanntschaft damit stattgefunden hätte. Auch war es schon den Alten nicht entgangen, dass Homer, wenn er auch die Eigennamen *Ἀλέκτωρ* und *Ἀλεκτρύων* habe, doch das Thier, das eben so benannt wurde, nicht zu kennen scheine, Eustath. ad Il. 17, 602, p. 1120, 13: *τὸ δὲ τοῦ ζῴου ὄνομα, φασὶν οἱ παλαιοὶ, οὐδέπω*

ἐπὶ Ὁμήρου ἐγνῶσθαι (ähnlich p. 1479, 41). Die älteste Erwähnung ist die bei Theognis, einem Dichter der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, der ohne Zweifel die Unterwerfung der Ionier durch Harpagus und die Besetzung von Samos durch die Perser (im J. 522) erlebte und schon die nahe Besorgniss vor einem Kriege mit den gewaltigen Medern ausspricht, (v. 863. 864):

ἑσπερίη τ' ἔξειμι καὶ ὀρθρίη αὖτις ἔσειμι,
ἦμος ἀλεκτρυόνων φθόγγος ἐγειρομένων

— obgleich die Zumischung so mancher fremden Bestandtheile in unserer Sammlung der Gedichte des Theognis jeder darauf gebauten Zeitbestimmung viel von ihrer Sicherheit nimmt. Aus der Batrachomyomachie, wo der Hahn gleichfalls vorkommt, ist bei dem Zustand des Textes und dem vermuthlich jungen Ursprung dieses Werkes natürlich noch viel weniger zu schliessen. Zu der Zeit des Theognis würde es stimmen, wenn der berühmte Athlet, Milon von Kroton, wirklich von der *gemma alectoria* d. h. dem im Magen des Hahnes gefundenen angeblichen Edelsteine als Amulet zur Erringung des Sieges Gebrauch gemacht hätte (Plin. 37, 10, 54): allein dieser Aberglaube wurde von den Späteren nur auf Milon übertragen, dessen Leben von einer Menge Legenden umsponnen ist. Aber bei Epicharmus, der um die Zeit der Perserkriege blühte, bei Simonides, Aeschylus und Pindar finden wir den Hahn unter dem stolzen Namen ἀλέκτωρ schon als gewohnten Genossen des Menschen. Der Kampf der Hähne desselben Hofes mit einander wird frühe von den Dichtern als Gleichniss und Vorbild auf den Streit der Menschen bezogen. In den Eumeniden des Aeschylus (v. 848 ed. Herm.) warnt Athene vor dem Bürgerkrieg, als dem Kampf der Hähne gleichend (nach Otfr. Müllers Uebersetzung):

Noch auch vergäll' ihr Herz wie eines Hahnes Sinn,
Und pflanze Kriegslust meinen Bürgern in den Geist,
Die innern Zwist schafft, Trutz und Gegentrutz erzeugt.
Jenseits der Marken wüthe Krieg, vom Heerde fern,
Wo hohe Sehnsucht nach dem Ruhm sich offenbart;
Den Kampf des Vogels auf dem Hof wünsch' ich hinweg.

Eben so vergleicht Pindar im 12. olympischen Liede den ruhmlosen Sieg in der Vaterstadt mit dem des Hahnes daheim auf dem Hofe (in der Epode): ἐνδομάχας ἅτ' ἀλέκτωρ. Auch Themistokles soll den Muth seines Heeres einst durch den Hinweis auf zwei kämpfende Hähne belebt haben, die bloss für den Siegerruhm,

nicht für Heerd und Götter ihr Leben einsetzen (Ael. V. H. 2, 28). Wenn man die späteren öffentlichen und künstlichen Hahnengefechte, die sehr beliebt wurden und in zahlreichen Bildwerken des Alterthums dargestellt sind (O. Jahn, Archäologische Beiträge, S. 437 ff.), von dieser Rede des Themistokles ableitete, so erhellt daraus wenigstens, dass man sich diese Wettkämpfe nicht älter dachte, als die persischen Kriege. Bei den Komikern, bei denen wir mehr die Sprache des Lebens vernehmen, heisst der Hahn immer noch der persische Vogel: Cratinus bei Athen. 9, p. 374:

ὥσπερ ὁ περσικὸς ὥραν πᾶσαν καναχῶν ὀλόφωνος ἀλέκτωρ.

Aristoph. av. 483:

αὐτίκα δ' ὑμῖν πρῶτ' ἐπιδείξω τὸν ἀλεκτρυόν', ὡς ἐτυράννει,
ἦρχέ τε Περσῶν πρῶτον πάντων, Δαρείου καὶ Μεγαβάζου,
ὥστε καλεῖται Περσικὸς ὄρνις ἀπὸ τῆς ἀρχῆς ἔτ' ἐκείνης.

v. 707:

ὁ μὲν ὄρτυγα δοὺς, ὁ δὲ πορφυρίων', ὁ δὲ χῆν', ὁ δὲ Περσικὸν ὄρνιν.

(Nach Aussage des Scholiasten verstanden hier Einige unter dem Vogel den Pfauen; aber die Zusammenstellung mit Wachtel, Wasserhuhn und Gans spricht mehr für das bescheidene Huhn, als für den kostbaren Pfau).

v. 833:

ὄρνις ἀφ' ἡμῶν τοῦ γένους τοῦ Περσικοῦ,
ὅσπερ λέγεται δεινότατος εἶναι πανταχοῦ
Ἄρεως νεοττός.

An einer anderen Stelle desselben Stückes (v. 276) führt der Hahn den komischen Namen Μῆδος, der Meder, und Peithetairos wundert sich, wie er als Meder ohne Kameel herbeigekommen sei. An zwei Stellen des Tragikers Jon, die Athenäus (4, p. 185) erhalten hat, lässt die Flöte als Hahn das lydische Lied erklingen:

ἐπὶ δ' αὐλὸς ἀλέκτωρ λύδιον ὕμνον ἀχέων

(nach Meinekes Emendation), und die Hirtenpfeife heisst der Hahn vom Berge Ida in Phrygien:

προθεῖ (Mein. ῥοθεῖ) δέ τοι σῦριγξ Ἰδαῖος ἀλέκτωρ.

Woher aber das Wort ἀλέκτωρ, ἀλεκτρυών selbst, das ein so eminent griechisches Gepräge trägt? Es muss in Ionien, als die dortigen Städte nach dem Sturz des Crösus unter persische Botmässigkeit fielen und wie den Besatzungen, so auch dem Kultus des Siegers und dessen heiligen Thieren ihre Thore öffneten, entstanden oder vielmehr — erfunden worden sein. Der wunderbare, lichtverkündende Sonnenvogel, der den priesterlichen Namen Paro-

dârs führte, wurde in einer aus dem Traume des Mythus halb erwachten und der epischen Sprache, wie der epischen Sage schon in beginnender Reflexion sich gegenüberstellenden Zeit mit dem auf den Sonnengott hinweisenden, gleichfalls mystisch-bedeutungsvollen Worte *ἀλέκτωρ* genannt. Die Namen *ἠλέκτωρ Ὑπερίων* (die strahlend wandelnde Sonne), *ἤλεκτρον* (glänzendes Metall, sonnenfarbiger Bernstein), *Ἠλέκτρα* (Göttin des wiederspiegelnden Wasserglanzes), *Ἠλεκτρύων*, Sohn des Perseus, die elektrischen Inseln, das elektrische Thor in Theben u. s. w., und auch die Formen mit anlautendem *α*: *Ἀλεκτρύων*, *Ἀλέκτωρ* waren aus Homer und dem Heroenmythus jedem gebildeten Frommen lebendig und geläufig, wie auch noch Empedokles in dem Verse, in dem er die vier Elemente aufzählt, das Feuer hieratisch *ἠλέκτωρ* nennt:

ἠλέκτωρ τε χθών τε καὶ οὐρανος ἠδὲ θάλασσα.

Mit der Zeit freilich, als der ursprüngliche Sinn des alten Wortes im allgemeinen Gefühl erloschen war, wurde es in populärer Deutung als Zusammensetzung mit *λέκτρον* aufgefasst, entweder als Lagergenosse, wie Sophokles *ἀλέκτωρ* für *ἄλοχος* Gattin gebrauchte (fr. 766 Nauck), oder als der Lagerlose, nicht Schlummernde, was auf den Hahn gut zu passen schien. Dass aber der neue Name in den beiden Formen *ἀλέκτωρ* und *ἀλεκτρυών* auftrat — von denen die erstere sich als die poetisch-edle isolirte, die andere dem täglichen Gebrauche zufiel —, ist ein sprechender Beleg dafür, dass er nach dem Vorbild jener mythischen Heroennamen gebildet ist. Auch dass zu Aristophanes Zeit die Sprache noch keine feste Form des Femininums zu dem Masculinum *ἀλεκτρυών* gebildet hatte, so dass der Dichter diejenigen verlacht, die sich des Ausdrucks *ἀλεκτρύαινα* bedienten (Nub. 658 ff.), bestätigt die Neuheit des Namens und der Sache, da gerade bei diesem Hausthier die fixe Unterscheidung beider Geschlechter ein dringendes sprachliches Bedürfniss ist; erst Aristoteles braucht die weibliche Form *ἀλεκτορίς* neutral in der Weise unseres Huhn für die Gattung. Der Volksmund mag sich, ehe *ἀλεκτρυών* von oben herab durchdrang, mancherlei Benennungen gebildet haben, von denen persischer Vogel eine ist, die übrigen aber, wie natürlich, auf literarischem Wege nicht bis zu uns gelangt sind. — Da der Hahn in einer jüngeren Epoche erschien, wo die mythische Produktion schon im Absterben begriffen war, so konnte er keine hervorstechende religiöse Bedeutung erlangen. Als Kampfhahn war er natürlich dem Ares und auch der Pallas Athene heilig; Plutarch

Marcell. 22 erzählt, in Sparta sei nach vollbrachtem Feldzuge eine zwiefache Art Opfer Brauch gewesen: wer seine Sache mit List und Ueberredung geführt, opferte ein Rind; wer durch Kampf seine Absicht erreicht, einen Hahn: *θύει γὰρ ἐν Σπάρτῃ τῶν ἀποστρατήγων ὁ μὲν δι' ἀπάτης ἢ πειθοῦς ὃ βούλεται διαπραξάμενος βοῦν, ὁ δὲ διὰ μάχης ἀλεκτρυόνα.* Als die Sonne verkündend oder bedeutend war der Hahn in Olympia, von der Hand des Onatas gemahlt, auf dem Schilde des Idomeneus zu sehen, der ein Enkel der Pasiphae und also Abkömmling des Sonnengottes war (Pausan. 5, 25, 5); Plutarch spricht (de Pythiae oracc. 12) von einem Bilde des Apollo, der auf der Hand einen Hahn trug, also als Sonnengott gedacht war. Dass der Hahn dem Heilgotte Asklepios geopfert wurde, ist aus dem Schlusse von Platos Phädon allgemein bekannt. Der Hahnenaberglauben in dem Felsenstädtchen Methana zwischen Epidaurus und Trözen, von welchem Pausanias (2, 34, 3) erzählt, hängt gleichfalls mit dem Dienst des Asklepios in jener Gegend zusammen: um die bösen Wirkungen des *Λίψ*, des Südostwindes, auf die Reben zu verhüten, zertheilten dort zwei Männer einen Hahn, liefen jeder mit der Hälfte des Thieres von entgegengesetzter Seite um die Weinberge herum und begruben das Thier an der Stelle, wo sie zusammentrafen. Dass bei dem berühmten Beilager des Ares und der Aphrodite der Wächter Alektryon eingeschlafen, den Tag zu melden vergessen und dafür von Ares in einen Hahn verwandelt worden, erklärt Eustathius, der an der betreffenden Stelle der Odyssee (p. 1598 ex.) diese auch von Lucian (Somnium seu gallus p. 292 f. ed. Bip.) erwähnte Fabel erzählt, selbst für eine spätere Erdichtung. — Bald nach ihrem Erscheinen in Griechenland werden Hühnerfamilien zu Schiffe — nichts ist leichter, als diese Thiere zu Schiffe mit sich zu führen — auch nach Sicilien nnd Unteritalien gekommen und wie in Griechenland von Haus zu Haus gewandert sein. Dass die Sybariten keinen Hahn geduldet, um nicht im Schlaf gestört zu werden, ist eine von den spät erfundenen Anecdoten, an denen der Witz sich übte; ihre Stadt wurde übrigens schon im Jahr 510 vor Chr. zerstört, als der Hahn noch gar nicht in Italien oder daselbst noch sehr jung war. Auf den Münzen von Himera in Sicilien sieht man den Hahn, zuweilen auch auf der Rückseite die Henne, vielleicht als Attribut des Asklepios, der in den Heilquellen der Stadt waltete.

Die Römer, die den Vogel direkt oder durch Vermittelung von einer dieser griechischen Städte empfingen, benutzten ihn mit

ächt römischer religiöser List zur Weissagung im Kriege: da nämlich kein Augur das ausziehende Heer begleitete und folglich *auspicia ex avibus* nicht möglich waren, schuf man sich den Ausweg, zahme Hühner im Käfich mitzuführen und mittelst ihrer sog. *auspicia ex tripudiis* anzustellen: frassen die Thiere mit Begierde von dem vorgeworfenen Brei und zwar so, dass Stücke desselben aus dem Schnabel wieder auf die Erde fielen, so war dies ein *tripudium solistimum* d. h. ein günstiges Zeichen für die bevorstehende Unternehmung; der umgekehrte Fall ward als Warnung und Abmahnung angesehen. Natürlich hatte dabei der *pullarius*, je nachdem er seinen Thieren vorher zu fressen gegeben hatte oder nicht, den Erfolg ganz in seiner Hand. Dass die Sitte jüngeren Ursprungs war (Cic. de divin. 2, 35: *quo antiquissimos angures non esse usos*, *argumento est*, *quod decretum collegii vetus habemus*, *omnem avem tripudium facere posse)*, geht auch aus der verhältnissmässig kritischen Auffassung hervor, die sie in einer religiös bereits herabgestimmten Epoche erfuhr. Jener Feldherr im ersten punischen Kriege, P. Claudius, von dem Cicero erzählt (de nat. deor. 2, 3, 7), liess die heiligen Hühner, weil sie das vorgeworfene Futter verschmähten, in's Wasser werfen; wenn sie nicht fressen wollten, rief er, so möchten sie saufen, büsste die Lästerung freilich mit dem Verlust der Flotte und dem Leben. Cicero selbst aber drückt sich nicht sehr respectvoll über das Hühnerorakel aus — er nennt es ein *auspicium coactum et expressum* — und Plinius 10, 21, 24 ist ironisch erstaunt, dass die wichtigsten Staatsgeschäfte, die entscheidenden Schlachten und Siege von Hühnern gelenkt und die Weltbeherrscher wieder von Hühnern beherrscht würden. In Catos ländlicher Oekonomie spielen die Hühner noch keine grosse Rolle — er lehrt nur an einer Stelle, wie Hühner und Gänse gestopft würden — aus der ausführlichen Unterweisung aber, die Varro 3, 9 und Columella 8, 2 ff. über die Behandlung und Pflege derselben geben, ersieht man, wie entwickelt und verbreitet die Hühnerzucht zur Zeit dieser Schriftsteller in Italien schon war. Beide kennen als Hausgeflügel ausser den *gallinae villaticae* (Varro) oder *cohortales* (Columella) d. h. den Hof- und Haushühnern auch schon die *africanae* oder *numidicae*, griechisch *μελεαγρίδες*, d. h. die Perlhühner, deren Vaterland ausschliesslich Afrika ist. Grössere edlere Varietäten des asiatischen Haushahnes, besonders Kampfhähne, wurden aus verschiedenen, durch besondere Zucht und Race sich auszeichnenden Orten Grie-

chenlands bezogen. In früherer Zeit war die Insel Delos in dieser Hinsicht berühmt gewesen: Cicero erzählt (Acad. 2, 18), die Delier hätten bei Anblick eines Eies die Henne angeben können, von der es gelegt worden (was übrigens nicht so schwer ist, denn das Sprüchwort: so ähnlich wie ein Ei dem andern — trifft nicht ganz zu); jetzt standen die tanagräischen, rhodischen, chalcidischen Hähne als stark und schön in besonderem Ruf. Varro, Columella und Plinius erwähnen auch der grossen, sogenannten melischen Hühner, *gallinae melicae*, die nach dem Erstgenannten, der auch ein Sprachforscher war, wiewohl nicht immer ein glücklicher, eigentlich *medicae*, medische Hühner, heissen sollten. Wir entnehmen daraus die Thatsache, dass noch in römischer Zeit Medien, woher die Hühner zuerst nach Europa gekommen waren, frisches Blut nachlieferte; die Form *melicae* könnte aber eben desshalb richtig sein und das altbactrische *meregha avis*, persische *murgh*, kurdische *mrishk*, ossetische *margh gallina* wiedergeben, welches dann auch die Urform zu dem griechischen, durch Volksetymologie entstellten μελεαγρίς wäre.

Auf welchen Wegen sich das Geschlecht der Haushühner zu den Barbaren im mittleren und nördlichen Europa verbreitete, darüber giebt es natürlich keine direkten historischen Zeugnisse. Diese Verbreitung konnte geraden Weges von Asien zu den stammverwandten Völkern der südrussischen Steppen und des Ostabhangs der Karpathen gehen, deren Religion der der übrigen iranischen Stämme folgte und die in einigen ihrer Glieder schon zu Herodots Zeit Ackerbau trieben, oder durch die griechischen Kolonien am schwarzen Meer, deren Einfluss sich bekanntlich weit erstreckte, oder von Thracien zu den Stämmen an der Donau, oder von Italien aus auf den alten Handelswegen über die Alpen, oder über Massilia in die Rhone- und Rheingegenden, oder endlich auf mehreren dieser Wege zugleich. Je mehr ein Volk vom nomadischen Hirtenleben zur festen Ansiedlung überzugehen sich anschickte, desto leichter musste dies den geschlossenen Hof belebende, körnerfressende, von Fuchs und Wiesel verfolgte Hausgeflügel bei ihnen Aufnahme, bleibende Stätte und Gedeihen finden. Cäsar traf um die Mitte des ersten Jahrhunderts die Henne schon bei den Britannen (de b. gall. 5, 12), indess vielleicht nur bei den gallisch gebildeten, den Boden bestellenden Stämmen in der Nähe der Südküste. Befragen wir die Sprachen, so ergeben sich einige nicht uninteressante Resultate. Wir sehen Reihen von Benennungen

von Volk zu Volk gehen, in verschiedenen sich kreuzenden Richtungen, die auf die Sitze und den Verkehr dieser Völker ein dämmerndes Licht werfen. Zwar gestatten auch manche andere Kulturbegriffe ähnliche Schlüsse, selten aber mit einem verhältnissmässig so festen chronologischen Anhalt. Da der Hahn nicht vor der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts vor Chr. in Griechenland erschien, so werden wir seine Ankunft im inneren Europa nicht vor das fünfte Jahrhundert setzen dürfen. Was in dem civilisirten Griechenland schnell von Statten ging, konnte im barbarischen Norden nur langsam, allmählig und stufenweise sich vollziehen. Um die genannte Zeit nun müssen

1) die Germanen schon ein abgesondertes Ganze gebildet haben, da sie den Vogel mit einem eigenen, nur ihnen angehörenden Namen: *hana* bezeichnen; sie müssen

2) auf engem abgeschlossenem Raum zusammengewohnt haben, da alle germanischen Stämme diesen Namen gleichmässig besitzen; sie zerfielen folglich noch nicht in einen scandinavischen und einen continentalen Zweig;

3) die Deutschen müssen unmittelbare Nachbarn der Finnen gewesen sein, da das gothische Wort sich finnisch (nicht aber litauisch u. s. w.) wiederfindet;

4) die deutsche Lautverschiebung kann noch nicht eingetreten gewesen sein, da das deutsche *hana* bei den Finnen *kana* lautet;

5) der bildende Trieb war in der Sprache der Deutschen jener Zeit noch so naturalistisch fein und rege, dass er mit den geringsten Lautmitteln für das männliche und weibliche Thier und das Junge besondere Benennungen schuf, etwa wie solche für Stier, Kuh und Kalb schon bestanden. Aus dem gothischen *hana*, ahd. *hano*, ags. *hona*, altn. *hani* — welches selbst sehr alterthümliche Gestalt zeigt, da es durch keinen anderen Behelf, als das bei Nominalstämmen so häufige *n*, gebildet ist — ward ein epicönisches Neutrum ahd. *huon*, in der Bedeutung *pullus*, später in der des nhd. Huhn, also gothisch *hôn*, und zur Bezeichnung des weiblichen Genus vermittelst eines *j* ahd. *hennâ*, also gothisch *hanjô*, abgeleitet — zwei ungemein primitive Bildungen;

6) Slaven und Litauer müssen bereits von einander gesondert gewesen sein, da sie den Hahn abweichend benennen;

7) das Volk der Slaven muss schon auf dem ursprünglichen Boden in die spätere nordost-südliche und die westliche Gruppe zerfallen sein, da *pietlŭ gallus* nur bei der ersteren, *kogut*, *kohut*

idem vorzugsweise bei der letzteren erscheint, während das erstere Wort zugleich in der Bedeutung (der Sänger), nicht in der Etymologie mit dem litauischen und vielleicht dem germanischen zusammenstimmt;

8) die Slaven müssen nach ihrer Trennung von den Litauern in einem, auch durch andere Indicien sich verrathenden Zusammenhang mit medopersischen Stämmen (Scythen und Sauromaten, Budinen und Alanen) gestanden haben, da das gemeinslavische *kurŭ*, *kura gallus*, *gallina*, zugleich persisch ist: *churu*, *churûh*, *churûs;*

9) das *tik*, *tyuk gallina* der Magyaren stimmt genau zu dem kurdischen *dik gallus* (bei Lerch, Forschungen, II. 130. 122): erhielten sie es, wie ihr Wort für den Begriff tausend, direkt von einem iranischen Volke, damals als sie noch jenseits der Wolga im Lande der heutigen Baschkiren sassen?

10) eine seltsame Kette von Namen geht vom Kanal bis zum innersten Winkel der Ostsee oder vom französischen (nicht provençalischen) und armorischen *coq* bis zum finnischen *kukko* und zu anderen finnischen Stämmen, während ein ähnliches Wort (Küchlein) in etwas veränderter Bedeutung bei Niederdeutschen, Angelsachsen und Scandinaviern (nicht bei Hochdeutschen) herrscht, also auf dem angegebenen Parallel am Boden haftete;

11) keine Spur weist direkt nach Italien, sondern alle führen mehr oder minder deutlich nach dem Südosten des Welttheils, was nur bei iranischen, nie bei semitischen Kulturerwerbungen der Fall ist. Wäre uns das Alt-Thracische und Alt-Illyrische oder Pannonische erhalten, so würden die Namensanklänge, die das Griechische gewährt, vielleicht zur vollen Identität werden;

12) das altbactrische *kahrka* Huhn (zu erschliessen aus *kahrkâça* der Geier d. h. der Hühnerfresser) stimmt unmittelbar zusammen mit dem altirischen *cerc gallina*, Glosse bei Zeuss p. 765. *cerc-dae*, *gallinaceus*. Dazwischen liegt das ossetische *kjark gallina* und die Glosse des Hesychius: *κέρκος· ἀλεκτρυών* (welche Benennung irgendwo auf der Hämus-Halbinsel Brauch gewesen sein muss), so wie vielleicht gothisch *hruk gallicinium*, mit dem dazu gehörigen Verbum *hrukjan*. Das Wort geht also quer durch das europäische Festland vom Pontus bis an den Kanal und jenseits desselben und stammt aus der Zeit, wo keltische Stämme von Gallien bis zum schwarzen Meer theils sich tummelten, theils sich bereits gelagert hatten. Die litauischen und slavischen Verba *karkti*, *karkati*, *krokati* bedeuten mehr krächzen, schnarren, und

gehen, wie *graculus*, altn. *krâka*, *κρώζειν*, *crocire, crocitare* und eine Menge anklingender Ausdrücke auf das Genus *corvus;*

13) Es war natürlich, dass mit dem Thier und seinem Namen auch die religiösen Begriffe, die daran sich knüpften, von Land zu Land wanderten. Die Redensart: den rothen Hahn aufs Dach setzen, nennt statt des Elementes den Vogel, der ihm geweiht und in der Anschauung verwandt war. Eine in dem *Volumen decretorum* des Bischofs Burchard von Worms (bei Panzer, Bayerische Sagen und Bräuche, I. S. 310) enthaltene Stelle, wonach es gefährlich ist, vor dem Hahnenruf Nachts das Haus zu verlassen, *eo quod immundi spiritus ante gallicinium plus ad nocendum potestatis habent, quam post, et gallus suo cantu plus valeat eos repellere et sedare, quam illa divina mens, quae est in homine sua fide et crucis signaculo* — diese Stelle klingt wie ein direkter Bericht über den Glauben der alten Perser an die von ihnen Daêvas genannten *immundi spiritus* und an die Kraft des Hahnes, dieselben durch seine Stimme zu verscheuchen. Auch die slavischen Pommern verehrten den Hahn und fielen anbetend vor ihm nieder (die Citate bei Panzer a. a. O. S. 317). In dem altindischen Gesetzbuch war das Essen von Hühnerfleisch nicht erlaubt (Lassen, Ind. Alterth. 1, 297), und bei den Persern galt das Tödten, und also um so mehr das Verspeisen, des heiligen Vogels für eine Todsünde: in überraschender Weise berichtet Cäsar (am so eben a. O.) von den Britannen: *gustare gallinam fas non putant* —, die also mit dem Namen des Thieres *cerc* auch die Scheu vor seiner Göttlichkeit mit übernommen hatten. Wie die Römer, wo keine wilden Vögel und keine Vogelschauer zur Hand waren, mit zahmen Hühnern sich halfen, so opferten auf Seeland die heidnischen Dänen alle neun Jahre neben Menschen, Pferden und Hunden auch Hähne, weil die Raubvögel nicht zu beschaffen waren, Thietmar von Merseburg bei Pertz, Monumenta, Scriptt. III. p. 739: *nonaginta et novem homines et totidem equos cum canibus et gallis pro accipitribus oblatis immolant* — was ihnen vielleicht kluge Sclaven aus dem Süden vor Alters an die Hand gegeben hatten. Wie ferner bei Plutarch de Is. et Osir. 61. Anubis sowohl über die Oberwelt, *τὰ ἄνω*, als unter dem Namen Hermanubis über die Unterwelt, *τὰ κάτω*, waltet und ihm in der ersteren Eigenschaft ein weisser, in der anderen ein saffrangelber, gleichsam schwefelfarbiger, Hahn geopfert wird, so singt in der

Völuspâ, dem ältesten Theil der Edda, der goldkammige Hahn, Symbol des Lichtes, bei den Asen, der schwarzrothe, dämonische in der Unterwelt, in den Sälen der Hel (Völ. 35), und so unterscheiden die Volkssagen auch sonst zwischen dem weissen, rothen und schwarzen Hahn (s. Reinhold Köhler in der Germania XI, S. 85 ff.). Wenn es wahr ist, was in der Zeitschr. für d. Mythologie II. S. 327 f. deducirt wird, dass der Hahn dem Donar, Thunar, Thôrr eigenthümlich gehört, so würde dieser deutsche Gott sich dem Çraosha oder einer entsprechenden Gestalt der vermittelnden Völker substituirt haben. Da die nordischen Stämme zur Zeit, wo dies neue, seltsame Hausthier bei ihnen erschien, noch in ganz elementarem Bewusstsein befangen lagen und das Gemüth sich der Eindrücke, die es erfuhr, nur in ahnender Bildersprache entäussern konnte, so wird ein mannichfacher Hahnenaberglaube seitdem auch spontan bei ihnen Wurzel gefasst und sich ausgebreitet haben. Die Mythenvergleicher aber, die die wirkliche oder angebliche Uebereinstimmung von mythischen Vorstellungen, Namen, Sprüchen, Märchen, Zauberformeln, Gebräuchen u. s. w. der alten und neuen europäischen und asiatischen Völker zum Aufbau einer reichen und phantasievollen Urmythologie des indoeuropäischen Stammvolkes benutzen, sollten, wie sich auch hierbei wiederum ergiebt, drei Momente bei jedem Schritte sich gegenwärtig halten: erstens dass, so weit der Blick reicht, eine ungeheure Kultur- und Religionsentlehnung Statt gefunden hat, zweitens dass dieselben Umstände und Lebensstufen auf den verschiedensten Punkten zu sehr verschiedener Zeit parallele Anregungen hervorriefen, drittens dass in gewissen Grenzen auch dem Zufall sein Recht werden muss.

Statt die Geschichte des Hahnes durch das Mittelalter zu verfolgen, wo sich ein überreiches Material ergeben würde, und durch alle fünf Welttheile zu begleiten, denn dies nützliche Hausthier ist selbst bis zu den Negern im innersten Afrika gedrungen, schliessen wir lieber mit den Worten des alten würdigen Thomas Hyde (*Veterum Persarum et Parthorum et Medorum religionis historia.* Ed. II. Oxonii 1760. 4⁰. p. 22): *Usque hodie gallinis adeo scatet Media, ut eo fere solo cibo et earum ovis (una cum carne ovina) excipiantur nostrates ibi peregrinantes. Ab illa regione jam utilissima haec avis per totum orbem multiplicatur. Hocque novisse juvat: nam rebus alienigenis longo temporis*

tractu apud nos factis tamquam indigenis, unde primum venerint tandem ignoratur; quod de multis plantis et arboribus verum et de animalibus haud paucis[56]).

DIE TAUBE.

Schon Homer erwähnt nicht selten der Tauben unter dem Namen πέλειαι, πελειάδες; aber nichts lässt vermuthen, dass er die Haustaube darunter verstanden habe. Die Tauben sind ihm das Bild des Flüchtigen und Furchtsamen: so entzieht sich Artemis der Hera, die ihr den Köcher geraubt hat, Il. 21, 493:

δακρυόεσσα δ' ὕπαιθα θεὰ φύγεν, ὥστε πέλεια,
ἥ ῥά θ' ὑπ' ἴρηκος κοίλην εἰσέπτατο πέτρην,
χηραμόν· οὐδ' ἄρα τῇγε ἁλώμεναι αἴσιμον ἦεν.

Also wie eine Taube, die vom Habicht verfolgt, glücklich in ein Felsenloch schlüpft, denn nicht war es ihr beschieden, seine Beute zu werden. Hector flieht vor Achilles, wie eine scheue Taube vor dem Falken, Il. 22, 139, wo das Gleichniss folgendermassen ausgemalt wird:

Ἠΰτε κίρκος ὄρεσφιν, ἐλαφρότατος πετεηνῶν,
ῥηϊδίως οἴμησε μετὰ τρήρωνα πέλειαν·
ἡ δέ θ' ὕπαιθα φοβεῖται· ὁ δ' ἐγγύθεν ὀξὺ λεληκὼς
ταρφέ' ἐπαΐσσει, ἑλέειν τέ ἑ θυμὸς ἀνώγει.

Daher auch das Adjectiv τρήρων, scheu, flüchtig, das Homer dem Namen der Tauben gern hinzufügt. Auch als der schnellste Vogel erscheint die Taube in dem Sagenkreise von den Argonauten. Das Schiff Argo war, wie der Name sagt, wunderbar schnell, und wenn die Taube zwischen den zusammenschlagenden Felsen hindurchflog, durfte auch das Fahrzeug, das die Helden trug, unverletzt hindurchzusegeln hoffen. Daher vorher mit ihr die Probe gemacht werden soll, Apoll. Rh. Argon. 2, 328:

Οἰωνῷ δὴ πρόσθε πελειάδι πειρήσασθε,
νηὸς ἄπο προμεθέντες ἐφιέμεν.

Aus der Argonautensage stammt denn auch in der Odyssee die Warnung der Circe vor den glatten Felsen, 12, 59:

Ἔνθεν μὲν γὰρ πέτραι ἐπηρεφέες, προτὶ δ' αὐτὰς
κῦμα μέγα ῥοχθεῖ κυανώπιδος Ἀμφιτρίτης·
Πλαγκτὰς δή τοι τάςγε θεοὶ μάκαρες καλέουσιν.
Τῇ μέν τ' οὐδὲ ποτητὰ παρέρχεται οὐδὲ πέλειαι
τρήρωνες, ταίτ' ἀμβροσίην Διὶ πατρὶ φέρουσιν,
ἀλλά τε καὶ τῶν αἰεὶ ἀφαιρεῖται λὶς πέτρη·
ἀλλ' ἄλλην ἐνίησι πατὴρ ἐναρίθμιον εἶναι.

So verderblich sind diese Felsen, dass selbst die geschwinden Tauben ihnen nicht immer entgehen und Vater Zeus, dem sie Ambrosia bringen — d. h. sie schwingen sich als διιπέτεις durch die Himmelsbläue —, die verlorenen durch andere ersetzen muss. Auch bei den Tragikern ist die Taube schnell wie der Sturmwind und wie die Wuth oder die Rache, Soph. O. C. 1081:

εἴθ' ἀελλαία ταχύρρωστος πελειὰς
αἰθερίας νεφέλας
κύρσαιμι.

Eurip. Bacch. 1090 (die Mänaden stürzen auf den Pentheus):

ἦξαν πελείας ὠκύτητ' οὐχ ἥσσονες.

Noch schneller freilich ist der Habicht oder Falke, der der schnellste aller Vögel ist — da er ja auf die Tauben Jagd macht — und nur das Wunderschiff der Phäaken, das den schlummernden Odysseus nach Ithaka brachte, übertrifft ihn an Flüchtigkeit, Od. 13, 86:

ἡ δὲ μάλ' ἀσφαλέως θέεν ἔμπεδον· οὐδέ κεν ἴρηξ
κίρκος ὁμαρτήσειεν, ἐλαφρότατος πετεηνῶν·
ὣς ἡ ῥίμφα θέουσα θαλάσσης κύματ' ἔταμνεν.

Griechenland war in Fels und Wald so reich an Tauben, Ringel-, Felsen-, Turteltauben, dass ihre Rolle in Gedicht und Sage nicht auffallen kann. Der Schiffskatalog bezeichnet das böotische Thisbe (Il. 2, 502) und das lacedämonische Messe (582) als πολυτρήρων, taubenreich, ebenso Aeschylus die Insel Salamis als πελειοθρέμμων, taubennährend (Pers. 309 Dindorf.). Drosseln und Tauben werden in Netzen oder Schlingen gefangen, die im Gebüsch aufgestellt sind, Od. 22, 468:

ὡς δ' ὅτ' ἂν ἢ κίχλαι τανυσίπτεροι ἠὲ πέλειαι
ἕρκει ἐνιπλήξωσι, τό θ' ἑστήκει ἐνὶ θάμνῳ,
αὖλιν ἐσιέμεναι, στυγερὸς δ' ὑπεδέξατο κοῖτος·

und es kann daher nicht auffallen, wenn im 23. Buch der Ilias Achilles bei den Leichenspielen des Patroklus eine lebendige, an die Spitze eines Mastbaumes gebundene Taube als Ziel aufstellt:

Teukros, der gefeierte Bogenschütze, schiesst zuerst, aber er vergisst, dem Apollo sein Gelübde zu thun, und trifft nur die Schnur; die befreite Taube strebt kreisend zum Himmel auf; da ergreift Meriones schnell den Bogen, betet, und holt den flüchtigen Vogel mit dem Pfeil vom Himmel herunter (Il. 23, 850 ff.). Daher die Taube auch das mythische Bild des der Fesseln sich entledigenden Gefangenen und Flüchtlings ist: die drei Töchter des Anius auf Delos, die Oino, Spermo und Elais, die Alles, was sie berührten, in Wein, Korn und Oel verwandelten und desshalb Oinotropoi genannt wurden, sollten von Agamemnon in Fesseln geschlagen und mit Gewalt nach Troja geschleppt werden, da verwandelten sie sich in Tauben und flogen davon (Ov. Metam. 13, 650 ff.). Dass endlich die Taube auch ein dämonischer, weissagerischer Vogel ist, beweist das Orakel von Dodona: dort thaten Ringeltauben vom Gipfel der heiligen Eiche in ihrem Fluge und Girren, dem Geräusch ihrer Flügel, ihrem Kommen und Gehen, Aufsteigen und Niederstürzen die Zukunft und den Willen des Zeus kund, wie ja Vögelorakel auch in dem gegenüberliegenden, in Vielem dem epirotischen Lande so verwandten Italien ein uralter Brauch waren und wie die Veneter den Dohlen Kuchen auf dem Felde hinzustellen pflegten, damit sie die Saat verschonten (Theopompus bei Müller Fr. 143).

An allen angeführten Stellen des Epos wird die Taube *πέλεια* genannt (im Plural auch *πελειάδες*); nur einmal kommt bei Homer das später übliche *φάσσα* vor und zwar als erster Bestandtheil des Adj. *φασσοφόνος*, taubenmordend, Prädikat des Habichts, Il. 15, 237:

ἴρηκι ἐοικὼς
ὠκέϊ, φασσοφόνῳ, ὅστ' ὤκιστος πετεηνῶν.

Ein dritter Ausdruck, *φάψ*, Gen. *φαβός*, findet sich zuerst bei Aeschylus, fragm. 206 Nauck.:

σιτουμένην δύστηνον ἀθλίαν φάβα,
μέσακτα πλευρὰ πρὸς πτύοις πεπλεγμένην —

also die vom Korn naschende, unglückliche Taube, der mit der Worfschaufel die Knochen zerschmettert werden. Die spätere wissenschaftliche Zoologie (bei Aristoteles, Anim. hist. 5, 13, 2) unterscheidet mit diesen Namen die besonderen Arten Tauben und fügt noch *οἰνάς* (wörtlich: die Weintaube) und *τρυγών* (die Turteltaube, vom Girren, *τρύζω*, benannt, zuerst bei Aristophanes in den Vögeln) hinzu: in der Urzeit gingen diese Benennungen wohl ohne Unterschied je nach der Landschaft oder nach einer

der Eigenschaften des Thiers, die grade in das Bewusstsein des Redenden fiel, auf das Geschlecht der wilden Tauben überhaupt, denn die dodonäische *πέλεια*, die in den Bäumen wohnte, *columba palumbus*, kann unmöglich mit der *πέλεια*, die bei Homer in einen Felsspalt schlüpft, *columba livia*, dieselbe gewesen sein. Der eigentliche Name für die Haustaube, und damit diese selbst, tritt erst in der spätern attischen Sprache auf, bei den Komikern und bei Plato: *περιστερός*, *περιστερά*, Täuberich, Taube, *περιστεριδεύς*, *περιστερίδιον*, *περιστέριον*, Täubchen, *περιστερεών*, der Taubenschlag — neue Wörter, die der dorische Dialect, der fortfuhr *πελειάς* zu sagen, gar nicht annahm (Sophron bei Athen. 9, p. 394). Woher nun kam den Griechen in so später Zeit dies freundliche Hausthier, das gegen das Ende des 5. Jahrhunderts vor Chr. in Athen schon ganz gewöhnlich ist? und war die zahme Taube etwa identisch mit einer der in Griechenland lebenden wilden Arten? — Sehen wir uns zur Beantwortung dieser Fragen zuerst, wie gewöhnlich, in der semitischen Welt um.

Dass in den syrischen Städten die Taube der dort unter verschiedenen Namen verehrten weiblichen Naturgottheit, die die Griechen Aphrodite nennen, heilig war und bei ihren Tempeln in dichten Schaaren gehegt wurde, ist eine von den verschiedensten alten Schriftstellern bezeugte Thatsache. Xenophon, als er im Heere des jüngern Cyrus mit andern griechischen Söldnern Syrien dnrchzog, fand, dass die Einwohner die Fische und die Tauben als göttliche Wesen verehrten und ihnen kein Leid anzuthun wagten, Anab. 1, 4, 9: *οὓς* (die Fische) *οἱ Σύροι θεοὺς ἐνόμιζον καὶ ἀδικεῖν οὐκ εἴων, οὐδὲ τὰς περιστεράς.* Nach Pseudo-Lucian. de Syria dea waren in Hierapolis oder Bambyce die Tauben so heilig, dass Niemand eine derselben auch nur zu berühren wagte; wenn dies Jemandem wider Willen widerfuhr, dann trug er für den ganzen Tag den Fluch des Verbrechens; daher auch, fügt der Verfasser hinzu, die Tauben mit den Menschen ganz als Genossen leben, in deren Häuser eintreten und weit und breit den Erdboden einnehmen, 54: *τοὔνεκα δὴ αὐτέοισι σύννομοί τέ εἰσι καὶ ἐς τὰ οἰκήϊα ἐςέρχονται καὶ τὰ πολλὰ ἐν γῇ νέμονται.* Ganz dasselbe berichtet der Jude Philo (bei Euseb. praep. evang. 8, 14) von Askalon, dem Ursitz der *Ἀφροδίτῃ Οὐρανίῃ* oder der Astaroth: »ich fand dort, sagt er wörtlich, eine unzählige Menge Tauben auf den Strassen und in jedem Hause, und als ich nach der Ursache fragte, erwiderte man mir, es bestehe ein altes re-

ligiöses Verbot, die Tauben zu fangen und zu profanem Gebrauch zu verwenden. Dadurch ist das Thier so zahm geworden, dass es nicht bloss unter dem Dache lebt, sondern ein Tischgenosse des Menschen ist und dreisten Muthwillen treibt.« Die Tauben der paphischen Göttin auf Cypern, die *Paphiae columbae*, die im Tempel ein- und ausflogen, ja sich selbst auf das Bild der Göttin setzten, sind so bekannt, selbst aus Münzen und Gemmen, dass es der Anführung eines besonderen Zeugnisses nicht bedarf. Da nun die Astarte von Askalon in sehr alter Zeit nach Kythera und Lacedämon, überhaupt die semitische Aphrodite nach Korinth und an die verschiedensten Punkte der griechischen Küste verpflanzt wurde und Cypern schon frühe das Ziel griechischer Seefahrten und Niederlassungen war, so musste, wie man denken sollte, auch die Taube, das Symbol und der Liebling der Göttin, mit ihr selbst und eben so frühe nach Griechenland gekommen und bei ihren Heiligthümern Gegenstand der Zucht und Pflege geworden sein. Davon aber giebt es durchaus keine Ueberlieferung. In dem homerischen Hymnus auf Aphrodite finden sich die Tauben nicht erwähnt: die Göttin betritt ihren duftenden Tempel auf der Insel Cypern, sie wird von den Chariten mit dem unsterblichen Oel gesalbt, mit herrlichen Gewändern bekleidet und mit goldenem Geschmeide geschmückt und schwingt sich dann, Cypern verlassend, hoch durch die Wolken nach dem quellenreichen Ida. Und auch am Schlusse des Hymnus heisst es bloss: sie entschwebte zum wehenden Himmel: *ἤϊξε πρὸς οὐρανὸν ἠνεμόεντα*. Auch in den kleineren Hymnen V und IX bezieht sich keines der der Göttin gegebenen Prädikate auf ihre Tauben; sie heisst *χρυσοστέφανος*, *ἰοστέφανος*, *ἑλικοβλέφαρος*, *γλυκυμείλιχος*, *Σαλαμῖνος ἐϋκτιμένης μεδέουσα καὶ πάσης Κύπρου*, *ἣ πάσης Κύπρου κρήδεμνα λέλογχεν εἰναλίης* u. s. w. In der uns durch Dionysius von Halikarnassus de compos. verb. erhaltene Ode der Sappho, die mit den Worten beginnt:

Ποικιλόθρον᾽, ἀθάνατ᾽ Ἀφρόδιτα,

wird der Wagen der Göttin nicht von Tauben oder Schwänen, sondern von schnellen Sperlingen durch den Himmel gezogen (fr. 1. Bergk.):

καλοὶ δέ σ᾽ ἆγον
ὤκεες στροῦθοι περὶ γᾶς μελαίνας
πύκνα δινεῦντες πτέρ᾽ ἀπ᾽ ὠράνω αἴθε-
ρος διὰ μέσσω.

Von einer Erwähnung der Tauben bei derselben Sappho berichtet das Scholion zu Pindar Pyth. 1, 10: bei Pindar nämlich sitzt der Adler auf dem Scepter des Zeus, die Flügel sinken lassend: ὠκεῖαν πτέρυγ' ἀμφοτέρωθεν χαλάξαις; umgekehrt, sagt der Scholiast, äussert sich die Sappho über die Tauben: ἡ δὲ Σαπφὼ ἐπὶ τοῦ ἐναντίου ἐπὶ τῶν περιστερῶν·

Ταῖσι δὲ ψῦχρος μὲν ἔγεντο θῦμος,
πὰρ δ' ἵεισι τὰ πτέρα (fr. 16 Bergk.)

Wir wissen weder, mit welchem Worte hier die Tauben bezeichnet waren, noch ob sie als Attribut eines Gottes oder einer Göttin vorkamen; da ihnen ein kaltes Gemüth zugeschrieben wird, können nur die wilden, nicht die cyprischen gemeint gewesen sein. In der ganzen übrigen Lyrik bis auf Pindar hinab — so weit sie uns in Bruchstücken und Nachrichten erhalten ist — fehlt die Taube durchaus.

Dies späte Erscheinen des nachher in Kunst, Religion und Leben so verbreiteten Vogels hat seinen Grund offenbar in dem gleichen Vorgang in Syrien, Palästina und Cypern. Auch dort geht die zahme Taube nicht in frühes Alterthum hinauf, sondern wurde erst Symbol der Astarte und Aschera, als in Folge von Eroberungszügen und Handelsverkehr der Dienst dieser Göttinnen mit dem der wesensgleichen centralasiatischen Semiramis verschmolz. Semiramis war als Taube gedacht und bedeutete so viel als Taube, Diodor 2, 4, 6: Σεμίραμιν ὅπερ ἐστὶ κατὰ τὴν τῶν Σύρων διάλεκτον παρωνομασμένον ἀπὸ τῶν περιστερῶν, ἃς ἀπ' ἐκείνων τῶν χρόνων οἱ κατὰ Συρίαν ἅπαντες διετέλεσαν ὡς θεὰς τιμῶντες. Hesych. Σεμίραμις· περιστερὰ ὄρειος Ἑλληνιστί. Sie wurde in Askalon von ihrer Mutter, der Fischgöttin Derketo, gleich nach der Geburt ausgesetzt, von Tauben genährt, vom Hirten Simmas, der sie nach seinem Namen benannte, auferzogen; dann trat sie in Ninive als herrliche Kriegerin auf und verwandelte sich zuletzt in eine Taube und flog mit Tauben davon, Diod. 2, 20 nach Ktesias: Ἔνιοι δὲ μυθολογοῦντές φασιν αὐτὴν γενέσθαι περιστερὰν καὶ πολλῶν ὀρνέων εἰς τὴν οἰκίαν καταπετασθέντων μετ' ἐκείνων ἐκπετασθῆναι· διὸ καὶ τοὺς Ἀσσυρίους τὴν περιστερὰν τιμᾶν ὡς θεόν, ἀπαθανατίζοντες τὴν Σεμίραμιν. Nach Hygin. fab. 197 fiel vom Himmel ein ungeheures Ei in den Euphrat; Fische wälzten es an das Ufer, Tauben brüteten es aus, und es ging die Venus daraus hervor, die später die dea Syria genannt wurde; daher die Syrer auch Fische und Tauben für heilig halten und nicht essen. Der Tau-

bendienst kam also vom Euphrat nach Vorderasien, ebenso die Anschauung der Naturgöttin als Taube. Im Alten Testament sind Taubenopfer zwar schon sehr alt und werden als Sitte der Urzeit gedacht — Genesis 15, 9 opfert schon Abraham eine Turteltaube und eine junge Taube —, aber in dem taubenreichen Kanaan wurde das Thier viel gefangen und was der Mensch selbst schätzt, bringt er auch dem Gotte dar. Noah liess die Taube, die in den Zweigen der Bäume zu nisten pflegt, fliegen und erkannte aus ihrer Wiederkehr oder ihrem Ausbleiben, ob die Wipfel schon aus der Wasserflut emportauchten. Wie den griechischen, ist auch den hebräischen Dichtern die den Himmelsraum durchschneidende Taube der schnelle Vogel, z. B. Psalm 55, 7 ff. Die erste sichere Erwähnung der zahmen Taube findet sich bei Pseudo-Jesaias 60, 8: »Wer sind die, welche fliegen wie die Wolken und wie die Tauben zu ihren Fenstern (Gittern, d. h. zum Taubenschlage)? Diese Partie des Jesaias ist in der Epoche des Exils geschrieben, und um diese Zeit, nach den babylonischen Eroberungszügen, mag sich auch die Aneignung der Taubenzucht in Vorderasien und die Aufnahme des zärtlichen Vogels in den syrisch-phönizischen Kultus und als Tempelbewohner schrittweise vollzogen haben. Sollten die Taubengleichnisse in dem Hohen Liede nicht anders als von zahmen Tauben verstanden werden können — was wir dahingestellt sein lassen —, dann könnte auch dies Gedicht, dessen Zeitalter ungewiss ist, nicht höher hinaufgerückt werden.

Von den syrischen Küsten, doch auf einem Umwege, kam dann die Haustaube mit dem Beginn des fünften Jahrhunderts auch den Griechen zu — wie uns ein merkwürdiges Zeugniss belehrt, das nur richtig verstanden werden muss. Charon von Lampsakus, der Vorgänger des Herodot, berichtete in seinen *Περσικά*, zu der Zeit, wo die persische Seemacht unter Mardonius bei Umschiffung des Vorgebirges Athos zu Grunde ging, also zwei Jahre vor der Schlacht bei Marathon, seien zuerst in Griechenland die weissen Tauben erschienen, die bis dahin unbekannt waren, Athen. 9, p. 394: *καὶ λευκαὶ περιστεραὶ τότε πρῶτον εἰς Ἕλληνας ἐφάνησαν, πρότερον οὐ γιγνόμεναι.* Was ist hier unter weissen Tauben gemeint? Nichts anderes als Haus- und Tempeltauben edler Race, wie die wilden als schwarze, graue, aschfarbene, fahle gedacht und danach genannt werden, und zwar nicht bloss bei den Griechen, sondern auch in den Sprachen der urverwandten europäischen

Cas

Völker. Den Tauben von Dodona legt Herodot ausdrücklich schwarze Farbe bei, 2, 55 und 57, wenn er auch das schwarze Gefieder, so wie das ganze Taubenorakel, bereits in der Weise der jüngeren Zeit rationalistisch deutet. Den Namen des Vogels *πέλεια* erklärten schon die Alten aus dem Adjectiv *πελός*, *πελιός*, *πελλός*, *πολιός* grau (womit einverstanden ist Pott, Zeitschr. 6, 282); dasselbe Wort ist das lateinische *palumbus* oder *palumbes*, auch *palumba*, dessen erweiterte Form aus dem ursprünglich auf das *l* folgenden *v* mit hinzutretender Nasalirung entstand, wie in *pallidus*, *pullus* das doppelte *l* aus Assimilation. Ganz so stammt das böhmische (auch polnische und russische) *siwák*, die wilde Taube, aus *siwý* = *caesius*, *glaucus*, das gleichbedeutende russische *sizjak* aus *sizyi* bläulich, das französische *biset*, die Holztaube, aus *bis* schwärzlich. Nicht anders ist auch das deutsche Taube, goth. *dubo*, ags. *deáf*, altn. *daufr* mit dem Adjectiv *daubs*, taub, stumm, blind, düster, dunkelfarbig, zusammenzustellen, für welche letztere Bedeutung das Keltische willkommene Bestätigung bietet: altirisch *dubh niger*, *dub atramentum*, *Dubis* der Schwarzbach (Zeuss, p. 17). Verwandt ist auch das griechische *τυφλός* (mit *τ* für *ϑ*), so wie, nur mit anderem Suffix, das lateinische *fuscus* (*fusca cornix*, *fuscis alis*, *fuscis avibus*, gleichsam *ϑυσικός*, vergl. *ϑύσκη*, die Räucherpfanne). Im Gegensatz dazu wird die asiatische, der Aphrodite geweihte Taube wegen ihres zart weissen, in hellen Farben schillernden Gefieders durchgängig die weisse, *λευκή*, *alba*, *candida* genannt. Der Komiker Alexis bei Athen. 9. p. 395:

λευκὸς Ἀφροδίτης εἰμὶ γὰρ περιστερός.

Catull. 29, 9:

ut albulus columbus aut Adoneus.

Tibull. 1, 7, 17:

Quid referam, ut volitet crebras intacta per urbes
Alba Palaestino sancta columba viro.

Ovid. Metam. 2, 536 (vom Raben, der früher schneeweiss war wie die Taube):

Nam fuit haec quondam niveis argentea pennis
Ales, ut aequaret totas sine labe columbas.

Martial. 8, 28 (der Dichter richtet das Epigramm an eine ihm geschenkte Toga und rühmt die Reinheit ihrer weissen Farbe durch Vergleichung mit der Lilie, der Ligusterblüte, dem Elfenbein, dem Schwan, der paphischen Taube und der Perle), v. 11:

Lilia tu vincis nec adhuc delapsa ligustra
Et Tiburtino monte quod albet ebur.
Spartanus tibi cedet olor Paphiaeque columbae,
Cedet Erythraeis eruta gemma vadis.

Apulej. Met. 6, 6, p. 175: *de multis quae circa cubiculum dominae stabulant procedunt quatuor candidae columbae et hilaris incessibus picta colla torquentes jugum gemmeum subeunt susceptaque domina laetae subvolant.* Sil. Ital. 3, 677 lässt im Anschluss an Herodot und zugleich einigermassen im Widerspruch mit ihm, also vielleicht nach Pindar, der in seinem Päan an den dodonäischen Zeus derselben Stiftungssage erwähnt hatte, ursprünglich zwei Tauben aus dem Schooss der Thebe ausfliegen: die eine schwingt sich nach Chaonien und weisssagt aus dem Wipfel der Eiche von Dodona; die andere, weiss mit weissen Flügeln (jene erste war also schwarz oder grau) strebt über das Meer nach Afrika und gründet als Vogel der Cythere das ammonische Orakel:

Nam cui dona Jovis non divulgata per orbem,
In gremis Thebes geminas sedisse columbas?
Quarum Chaonias pennis quae contigit oras,
Implet fatidico Dodonida murmure quercum.
At quae Carpathium super aequor vecta per auras
In Libyen niveis tranavit concolor alis,
Hanc sedem templo Cythereïa condidit ales.

Die λευκαὶ περιστεραί des Charon von Lampsakus waren also zahme Tauben, die beim Schiffbruch der persischen Flotte am Athos von den scheiternden Fahrzeugen sich an's Land gerettet haben mochten und den Einwohnern in die Hände fielen. Da die Perser nach Herodot 1, 138 die assyrisch-babylonischen λευκὰς περιστερὰς — auch Herodot nennt sie λευκαί — als der Sonne feindlich verabscheuten und in ihrem Lande nicht duldeten, so werden es phönizische, cyprische, cilicische Schiffer gewesen sein, die mit Idolen ihrer Göttin auch die Tauben derselben mit sich führten. Ein halbes Jahrhundert später ist unter den Athenern, die mit Thracien in lebhaftem politischen und Handelsverkehr standen, die Taube unter dem Namen περιστερά, der vielleicht auch aus jener nördlichen Gegend stammt, ein verbreitetes Hausthier und wird, wie im Orient, zu schnellen Botschaften gebraucht, Pherecr. bei Athen. 9. p. 395 (Meineke, fr. com. gr. II, 1, p. 266):

ἀπόπεμψον ἀγγέλλοντα τὸν περιστερόν.

Der um dieselbe Zeit lebende Aeginet Taurosthenes sandte seinem Vater von Olympia aus durch eine Taube Botschaft von seinem Siege, die noch an demselben Tage nach Aegina gelangte, Ael. V. H. 9, 2. Müller. Aegin. p. 142. Anm. Dass von nun an die Tauben der Aphrodite untrennbar gehörten, dass sie in deren Heiligthümern gehegt, ihr als Geschenk dargebracht wurden, in Wirklichkeit und in Marmor, dass Tauben unter Liebenden eine bedeutungsvolle Gabe bildeten, das Alles ist aus bildlichen Darstellungen und Erwähnungen der Dichter allbekannt.

Italien machte mit der Haustaube wohl durch Vermittelung des Tempels von Eryx in Sicilien zuerst Bekanntschaft. Auf diesem Berge, einem alten phönizischen und karthagischen Cultussitze, wohnten Schaaren weisser und farbiger, schmeichlerischer, girrender Tauben, der dort verehrten grossen Göttin geweiht und an deren Festen theilnehmend. Zog die Göttin am Tage der *Ἀναγώγια* fort nach Afrika, dann verschwanden mit ihr auch ihre Tauben; erschien nach neun Tagen die erste Taube wieder, dann war auch die Göttin nahe, und es brach das lärmende Freudenfest der *Καταγώγια* an (Athen. 9, p. 394. Ael. H. A. 4, 2). In der traurigen Zwischenzeit der neun Tage mochten die Tauben wohl in ihren Kammern verschlossen gehalten werden. Vom Eryx stammten denn auch die *Σικελικαὶ περιστεραί*, die in Theophrast's Characteren V. der Selbstgefällige neben Affen sich anschafft. Den Vogel nannten die sicilischen Griechen, als sie ihn zuerst erblickten, *κόλυμβος*, *κολυμβά* (vergl. *κολυμβάω*), wie wir aus dem lateinischen *columba*, *columbus* schliessen. Schwärzlich nämlich war die die Uferklippen, Felsenzinnen und Kronen hoher Bäume bewohnende wilde Taube im Gegensatz zu den Wasser- und Schwimmvögeln, welche letztere die weissen hiessen: z. B. ahd. *alpiz*, ags. *älfet*, altn. *âlft*, kirchensl. *lebedĭ*, der Schwan, identisch mit lat. *albus*, gr. *ἀλφός*. Das griechische *κόλυμβος* (gebildet wie *κόρυμβος* und *palumbus*) hat sein Analogon im litauischen *gulbe* der Schwan, und da es also den weissen Wasservogel bedeutete, so lag es nahe, auch den weissen Vogel der Aphrodite so zu benennen, die ja selbst eine pelagische Göttin ist und desshalb auch den Schwan liebte. In Italien wurde der schöne Vogel erst allmählig näher bekannt und seine Zucht zur allgemeinen Sitte. Wir brauchten sonst, sagt Varro, ohne Unterschied *columbae* von den Männchen und Weibchen, erst später, da der Vogel in unseren Häusern gewöhnlich ward, lernten wir den *columbus* von der *columba* unter-

scheiden, de l. l. 9, 38. Spengel: *Nam et cum omnes mares et feminae dicerentur columbae, quod non erant in eo usu domestico quo nunc, contra propter domesticos usus quod internovimus, appellatur mas columbus, femina columba.* Aus den *scriptores rei rusticae*, zuerst aus Varro, 3, 7 ersehen wir, dass auch eine Art der einheimischen Taube, das *genus saxatile*, also die Felsentaube, italienisch *sassajuolo*, in den Villen zu einer Art halber Zähmung gebracht war: diese Tauben bewohnten die höchsten Thürme und Zinnen des Landhauses, kamen und gingen und suchten im Uebrigen ihr Futter frei im Lande. Die andere Art, fügt Varro hinzu, ist zahmer und lebt nur von dem innerhalb des Hauses gereichten Futter: sie ist hauptsächlich von weisser Farbe, während jene wilde Taube gemischten Gefieders, ganz ohne Weiss, ist. Diese völlig domesticirte, weisse Taube — offenbar die aus Babylonien stammende cypriotisch-syrische — wurde dann auch mit der einheimischen grauen Art zusammengebracht und eine Mischlingsrace erzeugt, *miscellum tertium genus*, von der in den grossen Taubenhäusern, *περιστερεών* oder *περιστεροτροφεῖον* genannt, oft bis auf 5000 Stück versammelt waren (Varro l. l.). Den Unterschied beider Arten, der *κατοικίδιοι* oder Haustauben und der *βοσκάδες*, *ἄγριαι* oder Feldtauben, kennt auch Galenus, der noch hinzusetzt, bei ihm zu Hause d. h. in der Gegend von Pergamus in Kleinasien erbaue man auf dem Lande Thürme zum Anlocken und Unterhalt der letztgenannten, *de compositione medicamentorum per genera*, II. 10 (T. XIII. p. 514 Kühn): — *αἵματι περιστερᾶς, οὐ τῶν κατοικιδίων, ἀλλὰ τῶν βοσκάδων καλουμένων ὑπό τινων εἰς τοὺς πύργους, οὓς παρ' ἡμῖν κατασκευάζουσιν ἐν τοῖς ἀγροῖς. ἔνιοι δὲ ταύτας ἀγρίας ὀνομάζουσιν*[60]).

Von Italien ging mit der Macht und Kultur des römischen Reiches die Haustaube über ganz Europa aus. Die keltischen Namen für dieselbe (altirisch *colum*, wälsch und altkornisch *colom*, bretonisch *koulm*, *klom*) sind dem Lateinischen entlehnt, eben so die slavischen (kirchensl. *goląbĭ* u. s. w.). Dem Christenthum diente ihr Bild frühe zum Ausdruck der neuen Religion und der damit verbundenen Seelenstimmung: die Taube war ein reiner, frommer Vogel, einfältig und ohne Falsch; in ihrer Gestalt stieg der heilige Geist nieder; beim Tode des Gläubigen schwang sich die Seele als Taube zum Himmel. Man sieht sie in den ältesten christlichen Katakomben häufig abgebildet, und in den Heiligenlegenden des Mittelalters ist sie das sichtbare Zeichen des Einwirkung des Gei-

stes von oben. Als der Frankenkönig Chlodwig sich in Rheims taufen liess, da brachte eine Taube dem h. Remigius — wie Hincmar im Leben des Heiligen erzählt — das Oelfläschchen zur Salbung vom Himmel herab. Es war seit den Zeiten der Kirchenväter ein allgemeiner Glaube, dass die Taube keine Galle habe; daher z. B. bei Walther von der Vogelweide 19, 13 Lachm.:

rôs âne dorn, ein tûbe sunder gallen.

Der Papst verschenkte, wie die Rose, so auch das Bild der Taube. Den europäischen Naturvölkern war die graue Taube, wie sie in der Wildniss lebt, ein düsterer, vorbedeutender Vogel, vielleicht auch ein Leichen- und Trauervogel gewesen (Grimm, D. M.[2] S. 1087 f. und daselbst die Stelle aus Paulus Diaconus 5, 34): ihr trat jetzt, wie dem Heidenthum das Christenthum, die anmuthige und zärtliche, mit dem Menschen lebende und aus der Hand des Menschen ihre Speise nehmende, weisse, fremdländische Taube gegenüber. Im Westen war indess die Taube immer auch ein Hausvogel, dessen Mist und Federn verwandt wurden und der wie Gans, Ente und Huhn zum Essen diente; in den Gemeinden der anatolischen Kirche aber bildete sie in Anknüpfung an altorientalische Vorstellungen einen Gegenstand religiöser Verehrung und abergläubischer Skrupel. In Moskau und den übrigen Städten des weiten Russlands werden überall Schaaren von Tauben von den Kaufleuten und dem gläubigen Volke unterhalten und genährt, und einen der heiligen Vögel zu tödten, zu rupfen und zu essen wäre eine Art Schändung des Heiligen und würde dem Thäter übel bekommen — ganz wie einst zur Zeit Xenophons und Philos in Hierapolis und Askalon. In dem halbgriechischen Venedig bewohnen noch jetzt Schwärme von Tauben die Kuppeln der Markuskirche und das Dach des Dogenpalastes, treiben, von Niemandem gekränkt, auf dem Markusplatz ihr Wesen und erhalten zur bestimmten Stunde auf öffentliche Kosten ihr Futter gestreut. Die neueuropäische Taubenzucht theilt sich zwar auch noch in die beiden varronischen Zweige, aber die Arten und Varietäten der eigentlichen Haustaube, der sog. Racen- oder Farbentaube, haben sich, gegen die Alten gehalten, in Folge der Züchtung und des umfassenden Weltverkehrs in's Unübersehbare vermehrt, wie jeder zoologische Garten und jede Taubenausstellung beweist. Im Orient werden noch jetzt, wie ältere und neuere Reisende berichten, ungeheure Taubenhäuser unterhalten, deren Hauptwerth in der Erzeugung des für die Gartenkultur unschätzbaren Taubenmistes

besteht: sie mögen noch dieselbe *columba livia* enthalten und noch die Form und Grösse haben, wie die, deren Galenus an der o. a. Stelle erwähnt. Auch bei Moscheen und Heiligthümern, in Mekka und anderswo, unterhalten die Muhamedaner gern Tauben, die ihnen, wie den orientalischen Christen, fromme, dem Reiche Gottes angehörende Vögel sind. Zu keiner Zeit aber, weder im Westen noch im Osten, hat die Taube im wirthschaftlichen Leben der Menschen die Bedeutung erreicht, wie das Haushuhn[59]).

An die beiden im Obigen behandelten, zu historischer Zeit aus Asien nach Griechenland versetzten Hausvögel schliessen sich drei andere an, gleichfalls Fremdlinge auf dem naturarmen europäischen Boden, gleichfalls zur Griechenzeit herübergebracht, um das auf höheren Stufen der Civilisation sich regende Bedürfniss nach Erweiterung und Bereicherung der Anschauung zu befriedigen: der Pfau, das Perlhuhn, der Fasan.

DER PFAU.

Noch weniger, als die Taube, war der Pfau unmittelbar nutzbar, aber noch mehr geeignet, durch die Pracht seines Gefieders, das er stolz auszubreiten verstand, der schauenden Menge zur Augenweide zu dienen und den Glanz reicher Häuser und Höfe zu erhöhen. Er galt für den schönsten aller Vögel, Varr. 3, 6, 2: *huic (pavoni) enim natura formae e volucribus dedit palmam;* Columell. 8, 11, 1: *harum autem decor avium etiam exteros, nedum dominos oblectat.* Der Weg seiner Einführung zu den Kulturvölkern des Alterthums lässt sich im Allgemeinen, wenigstens nach den Haupt-Haltepunkten, noch erkennen. Er stammte aus dem fernen Wunderlande Indien und gehörte, wie das blanke Gold, die blitzenden Edelsteine, das weisse Elfenbein und das schwarze Ebenholz zu dessen angestaunten und begehrten Herrlichkeiten. Alexander der Grosse fand dort die Pfauen noch im wilden Zustande in einem Walde voll unbekannter Bäume, Curt. 9, 2: *Hinc per deserta*

ventum est ad flumen Hydraotim. junctum erat flumini nemus, opacum arboribus alibi inusitatis agrestiumque pavonum multitudine frequens, und bedrohte, von der Schönheit der Vögel betroffen, Jeden, der sie zum Opfer schlachten wollte, mit den schwersten Strafen, Aelian. N. A. 5, 21: *καὶ τοῦ κάλλους θαυμάσας ἠπείλησε τῷ καταθύσαντι ταὼν ἀπειλὰς βαρυτάτας*. Dort also lebte der Vogel frei in den Wäldern, und von dort gelangte er auf dem Wege des phönizischen Seehandels in das Gebiet des Mittelmeers, wie nicht blos ein bestimmtes, auf den Anfang des zehnten Jahrhunderts weisendes Zeugniss lehrt, sondern auch die Vergleichung der Namen bestätigt. König Salomos in den edomitischen Häfen ausgerüstete Schiffe brachten von der Fahrt nach und von Ophir neben andern Kostbarkeiten auch Pfauen mit (1 Könige 10, 22), die im hebräischen Text den Namen *tukkijim* führen. Dieses Wort ist, wie zuerst Benfey Griech. Wurzelwörterb. 2, 236 erkannt hat (dem dann Lassen, Indische Alterthumskunde 1, 538 folgte, ohne Neues hinzuzufügen; Ritter, Erdkunde 14, 402 ff. beruht auf Lassen), nichts anderes, als das Sanscritwort *çikhi*, welches mit malabarischer Aussprache *togei* lautet. An der Küste Malabar also lag Ophir, oder von dort kamen jene kostbaren Waaren nach Ophir, wenn letzteres nur ein vermittelnder Stapelplatz war, — und neben bunten Papageien und lächerlichen Affen ward auch der Pfau nicht unwürdig befunden, dem Hofe des weisen Königs Unterhaltung und den Schein des Ausserordentlichen zu geben. Eine ferne Seltenheit muss der Vogel indess noch lange geblieben sein; er war theuer zu beschaffen, vielleicht noch nicht ganz gezähmt oder schwer im neuen Klima zu erhalten und zu vermehren. Wir schliessen dies aus der Langsamkeit seiner Verbreitung nach Westen und der Schwierigkeit, die seine Zucht und Hütung noch gegen Ende des fünften Jahrhunderts in Athen machte. Dass die Griechen ihn aus dem semitischen Vorderasien erhalten hatten, lehrt schon der Name, den er bei ihnen führt: *ταώς* (mit schwankender grammatischer Form; die Attiker sprachen in sonst ganz ungewöhnlicher Weise, aber der ursprünglichen Gestalt des Wortes näher, die zweite Silbe mit Aspiration: *ταῶς*). Der erste Punkt auf griechischem Boden, wo Pfauen gehalten wurden, könnte das Heräum von Samos gewesen sein, da nach dem *ἱερὸς λόγος* des genannten Tempels die Pfauen dort zuerst entstanden und von dort als dem Ausgangspunkt den andern Ländern zugeführt sein sollten (Menodotus von Samos in der schon oben im Ab-

schnitt vom Haushuhn aus Athen. 14. p. 655 angeführten Stelle). Was den Pfau zum Liebling der Hera machte, war der Augenglanz seines Gefieders; denn die Augen sind Sterne, und Hera war auch die Himmelsgöttin, nicht blos im abgeleiteten samischen, sondern auch im ursprünglichen argivischen Cultus. Hier floss der Bach Asterion, also der Sternenbach, dessen drei Töchter die Ammen der Hera gewesen waren; am Ufer dieses Flusses wuchs das Kraut Asterion, also das Sternenkraut, welches der Göttin dargebracht wurde (Pausan. 2, 17,2). Der Pfau, der Sternenvogel, schloss sich so, nachdem er bekannt geworden, dem Herakultus ganz natürlich an. Ein sich von selbst ergebender Mythus war es denn auch, dass der allschauende Argus, der die Mondgöttin Io zu bewachen hatte, nach seiner Tödtung durch den Argeiphontes sich in den Pfau verwandelte, Schol. Aristoph. Av. 102: *ὁ μῦθος δὲ λέγει τὸν Ἄργον εἰς ταῶνα μεταβεβλῆσθαι*, oder dass der Pfau aus dem purpurnen Blut des Getödteten mit blumenreichen Fittigen hervorging und seine Schwingen entfaltete, wie das Seeschiff seine Ruder, Mosch. 2, 58:

Τοῖο δὲ φοινήεντος ἀφ' αἵματος ἐξανέτελλεν
Ὄρνις ἀγαλλόμενος πτερυγῶν πολυανθέϊ χροιῇ,
Ταρσὸν ἀναπλώσας ὡσεί τέ τις ὠκύαλος νηῦς
Χρυσείου ταλάροιο περίσκεπε χείλεα ταρσοῖς,

oder dass die Juno die hundert Augen des Wächters auf die Federn des Vogels setzte, Ovid. Met. 1, 722:

Excipit hos (oculos) volucrisque suae Saturnia pennis
Collocat et gemmis caudam stellantibus implet.

Der Pfau war also an der Kultstätte selbst entstanden, nicht aus Indien gekommen, aber in »unvordenkliche Zeit«, wie Movers will, dürfen wir desshalb seine Aufnahme in den Heradienst nicht setzen. Dass bestehenden religiösen Gebräuchen eine anfangslose Dauer zugeschrieben wird, liegt in der Natur solcher Institute und der an dieselben sich knüpfenden Legende. Als der spätere samische Tempel, den Herodot für den grössten aller griechischen seiner Zeit erklärt, vollendet war, da schenkte vielleicht ein reicher Verehrer, ein Kaufmann, der nach Syrien und bis ins rothe Meer handelte, oder ein in einem syrischen oder ägyptischen Hafenplatz angesiedelter frommer Samier dem Tempel das erste Paar; ging dieses etwa zu Grunde, dann bemühte sich die Priesterschaft um ein neues, das endlich beschafft wurde und glücklich ausdauerte und sich fortpflanzte; das Naturwunder zog dann immer neue

Wallfahrer an und trug dazu bei, das Ansehen des Tempels und dessen Einkünfte zu mehren; und so stolz war die Insel zuletzt auf diesen Besitz, dass sie den Pfau auf ihre Münzen setzte (Athen. a. a. O.; Mionnet unter den Münzen von Samos). Zu Polykrates Zeit wird der Vogel indess auf Samos noch nicht vorhanden gewesen sein: hätten die Dichter Ibykus und Anakreon, die am Hofe des Tyrannen lebten, den Pfau mit Augen gesehen, so hätten sie desselben in ihren Gedichten doch wohl erwähnt und Spätere, wie Athenäus, nicht unterlassen, diese Stellen zu citiren und für uns aufzubewahren[61]). Auch nach Athen würde dann der Ruf des Vogels und der Vogel selbst wohl früher gedrungen sein. In Athen nämlich finden wir ihn erst nach Mitte des 5. Jahrhunderts und zwar als höchste Merkwürdigkeit und Gegenstand äusserster Bewunderung. Vielleicht gab der Abfall der Samier von der athenischen Hegemonie in Ol. 84, 4 oder 441 a. Chr. und der Feldzug, den Perikles zur Züchtigung der Jnsel unternahm und mit Unterwerfung derselben beschloss, den Siegern Gelegenheit, auch Pfauen vom Heräon nach Athen zu entführen, obgleich Thucydides 1, 117. nur von Auslieferung der Schiffe und Bezahlung der Kriegskosten spricht. Wie das neugierige, schaulustige athenische Volk durch die Erscheinung des glänzenden Vogels aufgeregt wurde, und wie sich die Begierde, ihn zu sehen und zu besitzen, durch den hohen Preis und die Schwierigkeit der Zucht und Vermehrung nur steigerte, dies Bild malen uns in einzelnen treffenden Zügen die bei Athenäus 14. p. 654. 655. aufbewahrten Stellen der Komiker und die Inhaltsangaben eines *λόγος* des Redners Antiphon über die Pfauen (ibid. und bei Aelian N. A. 5, 21). Aus der letzteren Schrift ersehen wir z. B., dass es in Athen einen reichen Vögelzüchter gab, Namens Demos, Sohn des Pyrilampes, — reich, denn er stellte eine nach Cypern bestimmte Triere und besass vom Grosskönig eine goldene Trinkschale als *σύμβολον*, vielleicht weil er dem Monarchen einen Pfauen überreicht hatte (Lysias de bonis Aristophanis 19, 25 ff.)? Dieser Demos wurde seiner Pfauen wegen von Neugierigen überlaufen, selbst aus fernen Landschaften, wie Lacedämon und Thessalien. Jeder wollte die Vögel schauen und bewundern und womöglich Eier von ihnen sich verschaffen. Jeden Monat einmal, am Tage des Neumondes, wurden Alle zugelassen, an den andern Tagen Niemand. »Und das, setzt Antiphon hinzu, geht nun schon mehr als dreissig Jahr so fort.«[62]) In der That war auch schon der Vater, Pyri-

lampes, Besitzer einer ὀρνιθοτροφία und sollte seinem Freunde, dem grossen Perikles, bei dessen Liebeshändeln Vorschub geleistet haben, indem er den Weibern, die Perikles zu gewinnen wünschte, unbemerkt Pfauen zuwandte, Plut. Pericl. 13, 13: ὅς (Πυριλάμπης) ἑταῖρος ὢν Περικλέους αἰτίαν εἶχε ταῶνας ὑφιέναι ταῖς γυναιξὶν, αἷς ὁ Περικλῆς ἐπλησίαζε. Die Vögel in der Stadt zu verbreiten, fährt Antiphon fort, geht nicht an, weil sie dem Besitzer davonfliegen; wollte sie Jemand stutzen, so würde er ihnen alle Schönheit nehmen, denn diese besteht in den Federn, nicht in dem Körper. Daher sie lange eine Seltenheit blieben und ein Paar 10,000 Drachmen (δραχμῶν μυρίων, nach anderer Lesart χιλίων) kostete. Ist es nicht Wahnsinn, hiess es bei Anaxandrides, einem Dichter der mittleren Komödie, Pfauen im Hause zu ziehen und Summen dafür aufzuwenden, die zum Ankauf von Kunstwerken ausreichen würden?

οὐ μανικόν ἐστι ἐν οἰκίᾳ τρέφειν ταώς,
ἐξὸν τοσουτουὶ δυ' ἀγάλματ' ἀγοράσαι;

Und in einer Komödie des Eupolis kamen die Worte vor: So viel Geld zu verzehren! Hätte ich Hasenmilch und Pfauen, wahrhaftig ich würde dass nicht verzehren!

καταφαγεῖν
αὐτὸς τοσοῦτ' ἀργύριον, οὐδ' εἰ γάλα λαγὼ
εἶχον μὰ τὴν γῆν καὶ ταὼς, κατήσθιον.

Die Komiker unterliessen nicht, den Werth, der auf den Besitz von Pfauen gelegt wurde, aus deren Seltenheit zu erklären, Eubulus bei Athen. 9. p. 397:

Καὶ γὰρ ὁ ταὼς διὰ τὸ σπάνιον θαυμάζεται,

denn an sich sind Pfauen und nichtige Possen an Gehalt einander gleich, wie eine Stelle des Strattis sagte:

πολλῶν φλυάρων καὶ ταῶν ἀντάξια,
οὓς βόσκεθ' ὑμεῖς ἕνεκα τῶν ὠκυπτέρων.

Im Laufe des 4. Jahrhunderts mussten die Pfauen von Athen aus, der, wenn auch nicht mehr politisch, doch im Punkte der Sitten und des Geschmackes noch immer hegemonischen Stadt, sich mehr und mehr unter den Griechen verbreiten. Sonst — sagt der Komiker Antiphanes ohne Zweifel übertreibend — war es etwas Grosses, auch nur ein Paar Pfauen zu besitzen, jetzt sind sie häuger als die Wachteln:

Τῶν ταῶν μὲν ὡς ἅπαξ τις ζεῦγος ἤγαγ' ἓν μόνον,
σπάνιον ὂν τὸ χρῆμα· πλείους εἰσὶ νῦν τῶν ὀρτύγων.

Nach Alexander dem Grossen drang mit der griechischen Herrschaft und Colonisation auch der Pfau in die Städte und Gärten des Inneren Asiens. Zwar wird auch Babylonien reich an schönfarbigen Pfauen genannt, Diod. Sic. 2, 53, 2: *ἡ μὲν γὰρ Βαβυλωνία ταώνων ἐκτρέφει πλῆθος παντοίαις χρόαις ἐπηνθισμένων*, und dass ein Naturobjekt, welches schon König Salomo aus der Ferne bezog, auch in dem verwandten, durch Krieg und Handel mit den semitischen Küstenländern am Mittelmeer vielfach verbundenen Babylon bekannt und dann häufig geworden, hätte an sich nichts Unwahrscheinliches; aber der Umstand, dass die asiatischen Pfauennamen alle dem Griechischen entlehnt sind (Pott in Lassens Zeitschr. 4, S. 28., Paul de Lagarde, Gesammelte Abhandlungen, 227. 35 ff.), spricht dafür, dass erst die griechische Herrschaft — durch Rückwanderung, die auch sonst noch beobachtet werden kann —, den Vogel in dem weiten Continent populär machte. Dass Suidas *μηδικὸς ὄρνις* mit Pfau glossirt und Clemens von Alexandrien den Pfauen an zwei Stellen das Prädikat *Μῆδος*, *μηδικός* giebt, will eben so wenig sagen, als wenn wir den aus Amerika stammenden Mais Türkischen Weizen oder den gleichfalls amerikanischen Truthahn Kalkutischen Hahn (d. h. Hahn von Calicut) nennen.

Die Griechen hatten den Pfau *tawôs*, *tawôn*, *tahôs* genannt: die Römer nannten ihn abweichend *pâvus* oder *pâvo*, *pâvonis*. Dieses Eintreten eines *p* statt des *t* erinnert an das gleiche bei *tadmor* — *palma*, welches wir durch eine vorausgesetzte Differenz semitischer Mundarten zu erklären suchten. Wäre auch hier der Vogel aus phönizisch-karthagischen Händen direkt den italisch redenden Stämmen überliefert worden? Die Notiz bei Eustathius (Il. 22, p. 1257. 30): *ταὼς δὲ τοῖς περὶ Λιβύην ἱερὸς ἦν καὶ ὁ βλάψας αὐτὸν ζημίαν εἶχεν* — ist zu vereinzelt und bei einem so späten Schriftsteller ohne Gewicht; von Pfauen in Afrika weiss die Naturgeschichte nichts und eben so wenig die Religionsgeschichte von solchen beim Tempel des Ammon oder der karthagischen Juno. Adler und Pfau auf den Münzen von Leptis magna, auf die sich Movers beruft, sind nichts als Apotheosen des Augustus und der Livia oder Julia, die demgemäss als Jupiter und als Juno erscheinen sollten (Müller, Numismat. de l'anc. Afrique II. p. 13.). Die Möglichkeit indess, dass, wie *ebur*, *barrus*, *palma*, so auch dies Produkt der Ophirfahrten aus Karthago, Sardinien, Sicilien unmittelbar an die italische Küste gelangt sei, lässt sich nicht ver-

neinen. Pfauenfedern, aus ihnen zusammengebundene Büschel und Wedel, mit ihnen besetzte Hüte sind wie Glas- und Bernsteinperlen ein bei Kindervölkern beliebter Absatzartikel, für den sie ihre Schafe und Felle gern hingeben. Wenn Ennius fingirte, Homer sei ihm im Traume erschienen und habe ihm eröffnet, er (Homer) erinnere sich in einen Pfau verwandelt gewesen zu sein (Vahlen, Enn. poes. reliquiae p. 6. Charis. ed. Keil. 96: *memini me fieri pavum*), so war dies ohne Zweifel eine pythagoreische Vorstellung, die sich der Dichter in Tarent angeeignet hatte: als Symbol des sternetragenden Firmamentes und der Erd- und Himmelsgöttin war grade der Pfau würdig befunden worden, Homers Seele aufzunehmen, der ja auch für einen Samier galt, wie der Meister Pythagoras einer war. Auch als römisches Cognomen tritt *Pavus*, *Pavo*, wie andere Vogelnamen, schon zur Zeit der Republik auf und die Sache kann daher in Italien nicht neu gewesen sein: so der Fircellius Pavo bei Varro de r. r. 3, 2, 2., der auch wenn Reatinus nicht dabei stünde, durch Fircellius (fircus=hircus) sich als Sabiner verrathen würde, und P. Pavus Tuditanus in der 14. Sat. des Lucilius (bei Non. Marc. de propr. serm. v. nebulones):

Publiu' Pavu' mihi Tuditanus (al. Tubitanus) quaestor Hibera
In terra fuit, lucifugus, nebulo, id genu' sane.

Bei den spätern Römern musste ein Thier, das schon in Athen der Ueppigkeit gedient hatte, in um so höherem Masse in Aufnahme kommen, als der römische Luxus und Reichthum den attischen hinter sich liess. Zuerst sollte der Redner Hortensius, der Zeitgenosse des Cicero, der auch in andern Dingen den Reihen römischer aberwitziger Ausschweifung eröffnet, den Pfau gebraten auf die Tafel gebracht haben und zwar bei dem prächtigen Antrittsmahl, das er bei seiner Ernennung zum Augur gab (Varr. de r. r. 3, 6, 6.). Obgleich das Pfauenfleisch ziemlich ungeniessbar ist, so fand das gegebene Beispiel doch bald allgemeine Nachfolge. Schon Cicero schreibt in einem Briefe: Ich habe mir eine Kühnheit erlaubt und sogar dem Hirtius ein Diner gegeben — ohne Pfauenbraten (Ad famil. 9, 20, 3: *sed vide audaciam: etiam Hirtio cenam dedi, sine pavone tamen)*, und Horaz wirft seinen Zeitgenossen vor: wird ein Pfau aufgetragen und daneben ein Huhn, da greift Alles nach dem Pfau — und warum das? weil der seltene Vogel Goldes werth ist und ein prächtiges Gefieder ausbreitet, als wenn dadurch dem Geschmack geholfen werde, Sat. 2, 2, 23:

Vix tamen eripiam, posito pavone, velis quin
Hoc potius quam gallina tergere palatum,
Corruptus vanis rerum, quia veneat auro
Rara avis et picta pandat spectacula cauda,
Tamquam ad rem adtineat quidquam —,

welchem horazischen quia als eigentliches Motiv das stolze Bewusstsein, im Besitz gränzenloser Mittel zu sein und Sonne, Mond und Sterne in die Luft verpuffen zu können, und der daraus hervorgehende Selbstgenuss zu Grunde lag. Auch zu Fliegenwedeln dienten an reichen Tafeln Pfauenschweife, wie goldenes Geschirr und Becher mit geschnittenen Steinen, Mart. 14, 67. Muscarium pavoninum:

Lambere quae turpes prohibet tua prandia muscas,
Alitis eximiae cauda superba fuit.

Da so der Pfau in allgemeinem Begehr stand, so wurde die Zucht dieses Vogels in ganzen Heerden Gegenstand landwirthschaftlicher Industrie, die Anfangs nicht ohne Schwierigkeit war. Die kleinen Eilande um Italien herum wurden zu Pfaueninseln eingerichtet, wohl nach griechischem Vorgange; so hatte schon zu Varros Zeit (3,6,2) M. Piso die Insel Planasia, jetzt Pianosa, mit seinen Pfauen besetzt. Die Vortheile solcher seeumgebenen Pfauengärten setzt Columella 8, 11 auseinander: der Pfau, der weder hoch noch längere Zeit zu fliegen vermag, kann über die Insel nicht hinaus, lebt aber auf dieser in völliger Freiheit und sucht sich den grössten Theil seines Futters selbst; die Pfauhennen erziehen in der Freiheit ihre Jungen mit naturgemässer Sorgfalt; kein Wächter ist erforderlich, kein Dieb und kein schädliches Thier ist zu fürchten; der Aufseher hat nur nöthig, zur bestimmten Stunde die Heerde um das Wirthschaftsgebäude zu versammeln, den herbeieilenden Thieren etwas Futter zu streuen und sie dabei zu überzählen. Da solcher Inseln aber doch nur eine beschränkte Zahl war, so wurden denn auch auf dem Festlande Pfauenparks mit grossen Kosten angelegt. Die ganze Einrichtung, die dabei zu beobachtende Vorsicht und die mannigfachen Operationen einer solchen Züchtung beschreiben uns die Alten gleichfalls ausführlich. Zu Athenäus Zeit (gegen Ende des zweiten Jahrhunderts p. Chr.) war Rom so voll von Pfauen, dass diese nach des Komikers Antiphanes prophetischem Ausspruch wirklich gemeiner waren, als die Wachteln, während gleichzeitig der indische Handel über das rothe Meer und wohl auch zu Lande über Neu-Per-

sien immer neue Exemplare aus dem Vaterlande des Thieres selbst lieferte. In dem Gespräch des Lucian Navigium seu vota 23. wünscht sich der eine der Redenden, Adimantus, wenn er plötzlich reich würde, für seine Tafel ausser andern Leckerbissen aus fernen Ländern auch einen *ταὼς ἐξ Ἰνδίας*, der also damals aus jener Gegend noch bezogen wurde.

In sämmtlichen europäischen Sprachen beginnt der Name des Pfauen mit dem lateinischen p, nicht dem griechischen t, zum deutlichen Beweise, dass der Vogel von der Apenninenhalbinsel, nicht aus Griechenland oder dem Orient in das barbarische Europa gekommen ist. Wie die Taube, nahm das Christenthum auch den Pfau in seine Symbolik auf, theils als Bild der Auferstehung, weil nach der märchenhaften Naturgeschichte der Zeit das Pfauenfleisch unverweslich sein sollte (August. de Civ. Dei 21, 4: *quis enim nisi Deus creator omnium dedit carni pavonis mortui ne putresceret?* der Kirchenvater will lächerlicher Weise bei einem von ihm selbst angestellten Versuche die Sache bestätigt gefunden haben), theils zum Ausdruck himmlischer Herrlichkeit, wegen der Pracht seines Aeussern. In letzterer Beziehung erinnern wir nur an die Pfauenfedern in den Flügeln der Engel auf Hans Memlings berühmtem Bilde des jüngsten Gerichts in Danzig. Das Misstrauen gegen alle sinnliche Schönheit, das der christlichen negativen Weltansicht eigen war, schärfte den Blick dann auch wieder für die Unvollkommenheiten des schmuckreichen Geschöpfes, z. B. in Freidanks Bescheidenheit, 43, S. 142. Grimm:

der phâwe diebes sliche hât,
tiuvels stimme, und engels wât,

und gern wies man im Sinne christlicher Moral auf seine nackten hässlichen Füsse hin, als eine beschämende Mahnung zur Demuth. Auf den schleichenden Diebsgang ging wohl auch der Name Petitpas, den der Pfau im französischen Renart führt. Im Uebrigen sagte die Pfauenfeder dem barbarischen Geschmacke ganz so zu, wie eingesetzte Edelsteine und wie überhaupt alles Schimmernde und Hervorstechende. Pfauenfedern prangten auf dem Haupte des Ritters, wie in Gestalt von Kränzen um den Hals des Fräuleins, Petr. Crescentius im Kapitel de pavonibus: *pennae puellis pro sertis et aliis ornamentis aptae*, und wenn z. B. im Parcival die prächtige Kleidung des kranken Königs Amfortas (225, Lachmann) oder die majestätische Tracht der furchtbaren Kundrie la Sorcière (313) oder die des Königs Gramoflanz (605) beschrieben

wird, da fehlt nirgends unter andern kostbaren Gewandstücken der pfaewîn oder phawîn huot. Dass solche Pfauenhüte aus England kamen, lehren die oben genannten und noch andere Dichterstellen, und dort müssen auch die das Material dazu liefernden Thiere gezüchtet worden sein. Schon Karl der Grosse hatte befohlen, auf seinen Gütern ausser andern Vögeln auch Pfauen und Fasanen zu halten (Capitulare de villis 40), und diese Sitte pflanzte sich wohl auf den Schlössern des normannischen Adels in England fort. Auch der Gebrauch, bei Prunkmahlzeiten einen gebratenen Pfauen im ganzen Schmuck seines Gefieders auf den Tisch zu bringen, war seit dem Alterthum nicht verloren gegangen und erhielt sich bis ins 16. Jahrhundert hinein. Gewöhnlich trug ihn die Dame selbst unter Trompetenschall auf goldener oder silberner Schüssel feierlieh auf und der Herr zerlegte ihn, wie im Lanzelot König Artus dies seinen an der Tafel versammelten Rittern thut. Ueber die auf den gebratenen Pfau von französischen Rittern abgelegten halb wahnsinnigen Gelübde, die sogenannten voeux du pân, in denen es immer Einer dem Andern zuvorzuthun suchte, s. Legrand d'Aussy, Histoire de la vie privée des Français, Paris 1782, 1. p. 299 ff. Gegen die Zeit der Renaissance begann dieser Pfauen-Enthusiasmus zu erkalten, und der Vogel trat allmählig in die bescheidenere Stellung zurück, die er heutiges Tages einnimmt. Er verschwand von der Tafel, mit manchem anderen inhaltslosen Prunk, an dem sich der rohere Sinn ergötzte, und wenn der Wilde sich mit vorgefundenen Naturgegenständen, wie Vogelfedern und Glimmerblättchen, unmittelbar behängt, so verschmäht der gebildete Geschmack allen nicht von der mildernden und ausgleichenden Hand der Kunst umgewandelten und dem Reich des Elementaren enthobenen Schmuck. In Parks mag auch jetzt noch wohl unter anderem Gethier ein Pfau stolziren, obgleich seine hässliche Stimme und der Schade, den er anrichtet, nicht im Verhältniss zu dem Vergnügen steht, das sein Anblick gewährt: die Pfauenfedern aber sind immer weiter nach Osten, zu Orientalen, Tataren, russischen Kutschern, gedrängt worden und stehen nur noch einem blau und roth tätowirten Häuptling gut, wenn er sie als glänzenden Schurz um die Weichen gürtet.

DAS PERLHUHN.

Das Perlhuhn, Numida meleagris L., wird für unsere Kenntniss zuerst von Sophokles erwähnt, der in seiner Tragödie Meleagros gesagt hatte, das Electron fliesse jenseit Indien aus den Thränen der den Tod des Meleager beweinenden Vögel dieses Namens, Plin. 37, 2, 11: *Hic (Sophocles) ultra Indiam fluere dixit (electrum) e lacrimis meleagridum avium Meleagrum deflentium.* Dass die Schwestern des Meleager bei dem Tode ihrer Mutter und ihres Bruders und dem Untergang ihres Hauses in Vögel verwandelt worden, mochte eine sehr alte Sage sein, da der Mythus in seiner Sprache das unerträgliche Leid der Unglücklichen durch Verwandlung in Vögel auszudrücken pflegt (s. Feuerbach in den annali dell' instituto T. 15. 1843 über die Meleagerstatue des Berliner Museums): merkwürdig aber ist, dass schon zu Sophokles Zeit diese Vögel nicht als irgend ein einheimisches, sondern als ein fernes, fabelhaftes Geschlecht bestimmt waren und das Elektron in einem über Indien hinaus liegenden Phantasielande erzeugen sollten. Nimmt man die andere Sage hinzu, dass die Meleagriden auf den elektrischen Inseln am Ausfluss des Eridanus — den Aeschylus zu den Iberern, dem äussersten Westvolke, verlegte — leben sollten (Strab. 5, 1, 9), eben da, wo Phaeton herabgestürzt war und von den Pappeln, in die seine Schwestern, die Heliaden, verwandelt waren, das kostbare goldgelbe Harz niederträufelte, — so bestätigt sich die Vermuthung, dass der Haushahn, *ἀλέκτωρ*, nach der Sonne und dem Sonnenstein, dem Bernstein, diesen Namen erhalten hatte: die Perlhühner, als die nächsten Verwandten des Haushuhns, waren gleichfalls Sonnenkinder und wurden tief im Morgenlande, wo die Sonne sich vom Lager erhebt, und tief im Westen, wo sie untertaucht, oder vielmehr an dem Punkte gedacht, wo Osten und Westen jenseit Indien zusammenstossen. Schon geographisch genauer, obgleich immer noch halb mythisch berichtete Mnaseas (bei Plin. 37, 2, 11), es sei in Afrika eine Gegend Sicyon, wo ein See durch den Fluss Crathis in den atlantischen Ocean abfliesse: dort lebten die Vögel, die meleagrides und penelopae (eine bunte, gleichfalls fremdländische Entenart) genannt wurden, und dort entstehe auch das Elektron. Ganz dieselbe Gegend, doch mit andern Ortsnamen und mit Weglassung

der fabelhaften Erzeugung des Bernsteins, wird dann in dem Periplus des Scylax von Caryanda 112. als einziger Ort bezeichnet, wo sich μελεαγρίδες fänden: wenn man zu den Säulen des Hercules hinausschifft und Afrika immer zur Linken behält, so öffnet sich bis zum Cap des Hermes ein weiter Golf mit Namen Kotes (Κώτης); in der Mitte dieses Golfes liegt die Stadt Pontion (Ποντίων) und ein grosser rohrumgebener See, Kephesias (Κηφησιάς) genannt; dort leben die Vögel μελεαγρίδες und sonst nirgends, ausser wohin sie von dort hinübergebracht sind. Die Heimath der Perlhühner ist in der That das nordwestliche Afrika, die Gegend von Sierra Leona, des grünen Vorgebirges u. s. w., und diese ihre Herkunft wurde, wie aus dem Obigen hervorgeht, Anfangs mythisch angedeutet, dann richtig und sicher festgestellt, nur über den Weg, auf dem sie zuerst nach Griechenland gelangt, und warum sie gerade nach Meleager benannt worden, ist uns nichts Bestimmtes aufbewahrt. Vielleicht dachten sich diejenigen unter den Griechen, die diesen schönen, dem Haushahn verwandten, mit Perlen oder Thränen über und über besäeten Vogel zuerst mit Augen erblickten, auch den blühenden, starken, dem Mutterfluch erlegenen Jüngling Meleager als den scheidenden Sonnengott, der vom Winter getödtet worden, und daher seine Schwestern als in Sonnenvögel verwandelt. Wenn Menodotus von Samos in der schon oben zweimal von uns angezogenen Notiz Aetolien als Ausgangspunkt der Meleagriden angiebt, so enthält dies Zeugniss nichts als einen Schluss aus dem Namen und ist daher historisch werthlos. Nach dem Schüler des Aristoteles, Clytus von Milet, aus dessen Geschichte von Milet Athenäus 14, p. 655. die betreffende Stelle des ersten Buches wörtlich anführt, wurden auf der kleinen, von den Milesiern kolonisirten Insel Leros um den Tempel der Parthenos d. h. der Artemis, die bei den Leriern den Namen Jokallis geführt zu haben scheint, ὄρνιθες μελεαγρίδες gehalten, d. h., wie aus der nachfolgenden ausführlichen Beschreibung hervorgeht, afrikanische Perlhühner. Wie sie dahin gekommen und warum sie der jungfräulichen Göttin geweiht waren, wird nicht gesagt. Da die Perlhühner noch tapferer und streitsüchtiger sind, als der indische Haushahn, so schaute die mythische Phantasie in diesen Vögeln wohl die kriegerischen Amazonen, die Hierodulen der spröden Artemis: sie waren die Genossinnen der Jokallis gewesen, συνήθεις Ἰοκαλλίδος τῆς ἐν Λέρῳ Παρθένου, ἣν τιμῶσι δαιμονίως (Suid. und Phot. v. Μελεαγρίδες). Die Lerier

wissen wohl, sagt Ael. N. A. 4, 42, warum derjenige, der die Gottheit, besonders aber die Artemis verehrt, sich des Fleisches dieser Vögel enthält. Kein Raubvogel, behauptete die dortige fromme Sage, wagte es mit gebogenen Krallen die lerischen heiligen Hühner anzugreifen (Ister bei Ael. N. A. 5, 27). Die Jokallis mochte wohl einerlei sein mit der arkadischen Nymphe Kallisto, der Tochter der *Ἄρτεμις Καλλίστη*, die zusammen mit Jo auch auf der Burg von Athen stand (Pausan. 1, 25, 1); vielleicht erklärt sich dadurch die sonst unerhörte Nachricht des Suidas von Perlhühnern auf der Akropolis: *Μελεαγρίδες. ὄρνεα ἅπερ ἐνέμοντο ἐν τῇ Ἀκροπόλει.* Auch eine Insel im rothen Meer war nach Strabo 16, 4, 5. und Diodor 3, 29, 2. von Perlhühnern bewohnt; obgleich der natürliche Bezirk dieser Vögel nicht bis in den Osten Afrikas reicht[63]), konnten sie doch auf mancherlei Wegen seit alter Zeit dahin gelangt sein. Italien, welches dem westafrikanischen Ausgangspunkte derselben schon näher lag, mochte sie wohl ohne Vermittelung der Griechen durch die Schifffahrt des Westens, vielleicht erst zur Zeit der punischen Kriege erhalten haben. Darauf deuten wenigstens die lateinischen Namen: *Numidicae, Africae aves*, *gallinae Africanae* bei Varro, *Afra avis* bei Horaz und Juvenal, *Libycae volucres* und *Numidicae guttatae* bei Martial u. s. w. Als man die damit bezeichneten Hühner mit den griechischen *μελεαγρίδες* vergleichen konnte, musste die Identität in die Augen springen, Varr. 3, 9, 18: *gallinae Africanae sunt grandes, variae, gibberae, quas μελεαγρίδας appellant Graeci. Hae novissimae in triclinium ganearium introierunt e culina, propter fastidium hominum. Veneunt propter penuriam magno.* Die Perlhühner waren also zu Varros Zeit immer noch selten, folglich theuer in Italien; sie kamen schon auf die Speisetische, weil die Römer Alles in den Mund stecken mussten und, je neuer und kostbarer ein Gericht war, um so gieriger danach trachteten; von einer religiösen Scheu oder Einführung in eine Phantasiewelt zeigt sich keine Spur. Mit dem Untergang des römischen Reiches verschwand auch dieser Ziervogel aus dem Bereiche europäischen Lebens — denn das Mittelalter kannte ihn, so viel wir wissen, nicht —, um nach tausend Jahren mit der Wiedergeburt der antiken Kultur und den Entdeckungen der Portugiesen längs der Küste Afrikas sich den Europäern wieder zu zeigen. Er ward von den nächsten Nachbarn Numidiens, den Portugiesen und Spaniern, auch nach Amerika hinübergebracht und fand dort am entgegengesetzten Ufer

des atlantischen Oceans eine ihm so zusagende Natur, dass er in den Wäldern Mittelamerikas jetzt in grossen Schaaren förmlich verwildert sein soll.

DER FASAN.

Dass der Fasan oder Vogel vom mythusberühmten Flusse Phasis in dem nach Morgen gelegenen Zauberlande Kolchis, zu dem einst in der uralten Wunderzeit die göttergleichen Heroen auf der schnellen Argo geschifft, — in demselben Jahrhundert bei den Griechen erschienen ist, wie der *ἀλέκτωρ* und die *μελεαγρίς*, geht nicht ohne Wahrscheinlichkeit aus diesem seinem Namen hervor. Er ist ihm von Menschen gegeben, die noch die Welt nicht anders fassten, als in mythischer Verwandlung, und die dennoch mit dem Mythus schon spielten. In den Wäldern Hyrkaniens, südlich vom kaspischen Meer, mag der Vogel ursprünglich zu Hause sein und von dort den griechischen Ansiedlern am schwarzen Meer und weiter den europäischen Griechen bekannt geworden sein. In der Literatur finden wir ihn vor Aristophanes nicht. Denn dass Solon dem Krösus, als dieser sich ihm einst in seiner ganzen königlichen Herrlichkeit zeigte, zur Beschämung gesagt habe, Hähne, Fasanen und Pfauen seien weit schöner, weil von der Natur selbst geschmückt (Diog. Laert. Sol. 51.) — dies im Sinne der spätern Zeit erdachte moralische Geschichtchen wird Niemand historisch nehmen wollen, wie wir auch beim Hahn und beim Pfauen davon keinen Gebrauch gemacht haben. Die Verse des Aristophanes aber, Nub. 108:

οὐκ ἂν μὰ τὸν Διόνυσον, εἰ δοίης γέ μοι
τοὺς φασιανοὺς οὓς τρέφει Λεωγόρας —

constatiren zur Zeit des Dichters die Fasanen als kostbaren Luxusvogel in Athen. Zwar wollten hier einige Grammatiker nicht Vögel, sondern Pferde vom Phasis verstanden wissen, allein diese Erklärung scheint nur eine zum Besten der Theorie, nach welcher die attische Sprache nicht *φασιανός*, sondern *φασιανικός* gesagt haben sollte, erdachte Auskunft. An einer andern Stelle desselben Komikers, Av. 68., kommt allerdings *Φασιανικός* als Beiwort

zu einem erfundenen lächerlichen Vogelnamen vor: nachdem Euelpides sich für einen libyschen Vogel, Hypodedios, ausgegeben, fügt Peithetairos hinzu, er sei ein phasianischer Epikechodos:

Ἐπικεχοδὼς ἔγωγε Φασιανικός —

mit offenbarer Hindeutung auf den also den Zuschauern schon wohlbekannten kolchischen Vogel. Aristoteles in seiner Thiergeschichte spricht von dem Fasan hin und wieder in einer Weise, die schliessen lässt, dass der Vogel ihm und seinen Lesern keine ungewöhnliche Erscheinung war. Einige weitere historisch-geographische Aufklärung giebt uns dann eine Stelle aus den Schriften des ägyptischen Königs Ptolemäus Euergetes II oder Physkon, die uns bei Athenäus 14. p. 654. aufbewahrt ist. In seinen Denkwürdigkeiten über den Palast von Alexandrien nämlich sagte dieser König da, wo er auf die dort gehaltenen Thiere zu reden kam, von den Fasanen: diese Vögel, die man *τέταροι* nennt, wurden nicht blos aus Medien eingeführt, sondern auch durch Züchtung so vermehrt, dass sie auch zur Speise dienten, denn ihr Fleisch soll prachtvoll sein (der verdorbene Text lautet: *τά τε τῶν φασιανῶν, οὓς τετάρους ὀνομάζουσιν, οὓς οὐ μόνον ἐκ Μηδίας μετεπέμποντο, ἀλλὰ καὶ νομάδας ὄρνιθας ὑποβαλὼν, ἐποίησε πλῆθος, ὥστε καὶ σιτεῖσθαι. τὸ γὰρ βρῶμα πολυτελὲς ἀποφαίνουσιν.*). Wir ersehen hieraus, dass die Fasanen auch nach Alexandrien aus Medien d. h. den südkaspischen Landen kamen, und dass ihr eigentlicher Name *τέταροι* war oder, wie Athenäus an einer andern Stelle (9. p. 387.) nach älteren Glossatoren das Wort schreibt: *τατύραι*. So hiessen sie in medischer Sprache, wie das heutige persische *tedzrev* der Fasan und das gleichbedeutende, eben daher stammende altslavische *tetrevĭ*, *teterevĭ*, *tetrja*, *teterę* bestätigt. Das Wort zieht sich durch den Osten Europas von Volk zu Volk fort und bezeichnet dort, da der Fasan fehlt, einen der grossen einheimischen Vögel, Trappe, Auerhahn, Birkhahn, neuerdings auch Truthahn. Russisch *teterev*, *teterja*, polnisch *cietrzew*, böhmisch *tetřv*, litauisch *teterva*, *tytaras*, lettisch *tettera*, *tetteris*; estnisch *tedder*, finnisch *tetri*, schwedisch *tjäder*, dänisch *tuir*, angeblich auch altnordisch *thidr*, *thidhr* (das Schneehuhn). In das Scandinavische kam das Wort, welches den germanischen Sprachen fehlt, aus dem Finnischen (etwa wie der Name des Fuchses: altn. *refr*, schwedisch *räf*, dänisch *räv*), in dieses aus dem Litauisch-Lettischen: entnahmen es die Litauer und die Slaven von ihren einstigen Nachbarn im Süden, den scythisch-sarmatischen Medern?

Gründe und Umstände der Entlehnung lassen sich mancherlei denken: Knechtschaft und Unterwerfung, Jagd-, Religions-, Marktverkehr, Thiermärchen, die mit sammt den Namen weiter erzählt werden u. s. w. Auch das griechische τετράων (Hesych. ὄρνις ποιός), τέτραξ (bei Epicharmus und Aristophanes), τέτριξ (bei Aristoteles), τετράδων (bei Alcäus), τετραῖον (lakonisch) ist schwerlich einheimisch, sondern aus Asien herübergenommen, aus ähnlichem Anlass, wie die Lateiner ihr *tetrao* aus dem Griechischen erborgten. — Bei der ins Ungeheure getriebenen Zucht der Vögel in den römischen Aviarien und Parks fehlte auf römischen Gasttafeln der *phasianus*, auch *tetrao* genannt, natürlich nicht, spielte vielmehr, wie sich denken lässt, eine Hauptrolle; in dem Edict Diocletians hat der gemästete und der wilde Fasan, *phasianus pastus* und *agrestis*, sowie die Fasanenhenne ihren besonderen, von oben anbefohlenen Marktpreis; auf Karls des Grossen Villen sollen, wie der Kaiser anordnet, auch Fasanen gehalten werden, und so hat sich der schöne und auf reichen Tafeln gesuchte Vogel das ganze Mittelalter hindurch nicht blos in fürstlichen Fasanerien erhalten, sondern lebt jetzt in manchen Gegenden, z. B. des österreichischen Kaiserstaats, im Zustande vollkommener Freiheit, so dass ihm Europa, wohin ihn einst die menschliche Hand nicht ohne Schwierigkeit hinüberbrachte, zum zweiten Vaterlande geworden ist. Die beiden prächtigen Abarten des gemeinen westasiatischen Fasans, der Silber- und der Goldfasan, die man jetzt in Parks der Vornehmen und in Thiergärten bewundert, wurden in Folge der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien von ihrem Vaterlande China her bekannt und in einzelnen Exemplaren nach Europa gebracht. (Dass sie schon früher in Kolchis gewesen, will Dureau de la Malle, Annales des sc. naturelles, XVIII. p. 279, aus den Worten des Plinius 10, 48, 67 schliessen: *phasianae in Colchis geminas ex pluma auris submittunt subriguntque*). Den wunderbar geschmückten Goldfasan hielt Cüvier für den alle 500 Jahre erscheinenden heiligen Sonnenvogel der Aegypter, den Phönix — in euhemeristischer grober Materialisirung eines mythischen Symbols oder einer kosmogonisch-periodologischen Phantasie, wie wir ihr von Rationalisten und Naturforschern im Felde der Wunderdeutung, der Urgeschichte u. s. w. oft genug begegnen.

Während die Zahl der Säugethiere, die der Mensch gezähmt und sich als Hausgenossen zugesellt hat, in historischer Zeit nur um ein Geringes sich vermehrte, haben sich in relativ später Epoche, wie aus dem Obigen erhellt, die Gehöfte und Niederlassungen der Menschen mit mannichfachem zahmem Hausgeflügel belebt und bevölkert, darunter das wichtigste von allem, das Haushuhn. Zucht des Geflügels und Rindviehzucht stehen in einem gewissen Gegensatz zu einander: nicht wo weite, von reichlichen Niederschlägen befruchtete Ebenen in unabsehbaren Saatfeldern und grünen Wiesen sich dehnen und dichte Wälder und Forsten sich anschliessen, sondern im sonnigen, auf- und absteigenden Gebiet der kleinen Gartenkultur, wo Hof an Hof stösst und Hecke an Hecke sich reiht, da picken und flattern die geflügelten Geschöpfe um den an und neben seinem Hause hantierenden Menschen und bilden im System seiner Wirthschaft eine nicht zu unterschätzende Quelle des Unterhalts und der Einnahme. In Europa sind daher ihrem Wohnort und ihrer Tradition nach die romanischen Völker die vögelessenden und vögelerziehenden; die Germanen nähren sich mehr von dem Fleisch und der Milch ihrer Rinder. Frankreich besitzt nach einem mässigen Anschlag über 100 Millionen Hühner und führt jährlich über 400 Millionen Hühnereier nach England aus; in südlichen Ländern ist das einzige Fleisch, das der Reisende oft Monate lang zu kosten bekommt und das der einheimische Bauer an Festtagen sich erlaubt, ein gebratenes oder mit Reiss oder Polenta gekochtes Huhn.

In viel höheres Alterthum, als das der bisher genannten Vögel, geht die Zähmung der Gans und der Ente hinauf; auch sind beide nicht aus Asien eingeführt, sondern stammen von den einheimischen wilden Arten. Der Name der Ente gehört den verwandten europäischen Völkern gleichmässig an: lat. *anas*, *anatis*, griech. *νῆσσα* (wohl aus *νητια*), ahd. *anut*, ags. *ened*, altn. *önd*, altkornisch *hoet* (mit müssigem *h* und unterdrücktem Nasal), kambrisch *hwyad*, litauisch *antis*, kirchenslavisch *ąty*, *ątę*, *ątica*, *ątuka*, russisch *utka*, serbisch *utva* u. s. w., und der der Gans erstreckt sich sogar über die ganze indoeuropäische Gruppe vom altirischen *geidh*, altcornischen *guit* (mit unterdrücktem Nasal) im äussersten Westen bis zum sanskritischen *hansas*, *hansî* im äussersten Osten. Die Gans darum für ein bereits gezähmtes Hausthier des Urvolks

vor der Epoche der Wanderungen zu halten, wäre ein voreiliger Schluss: sie konnte ein gesuchtes Jagdthier an Seen, Strömen und wasserreichen Niederungen sein, wie sie es noch jetzt bei Nomaden und Halbnomaden in Mittelasien ist. So lange sie häufig und leicht zu erlangen war, regte sich kein Bedürfniss, sie in der Gefangenschaft künstlich aufzuziehen, und war die darauf gerichtete Bemühung zwecklos, und so lange die Lebensart eine unstäte blieb, passte ein Vogel, der dreissig Tage zum Brüten und eine entsprechende Zeit zum Aufziehen seiner Jungen braucht, nicht wohl zum Haushalt der Weidevölker. Als sich aber an den Ufern der Seen relativ feste Niederlassungen gebildet, konnten junge Thierchen leicht von Knaben aus den Nestern genommen und dann mit gebrochenen Flügeln aufgezogen werden; starben diese weg, so wurde der Versuch wiederholt, bis er endlich gelang, zumal die Wildgans verhältnissmässig zu den am leichtesten zähmbaren unter den Vögeln gehört. Da sie im Süden Europas nicht brütet, sondern im Herbst mit bereits erwachsenen Jungen in das Gebiet des Mittelmeers fliegt, so ist dieser Vorgang im mittlern Europa leichter denkbar, als in den klassischen Ländern, und da es den letztern an Wasserspiegeln fehlt, so ist sie dort überhaupt nicht so häufig und zugänglich, als in den Gegenden am Ausfluss des Rheins, in Mecklenburg, Pommern und Scandinavien. Bei den Griechen galt die Gans für einen lieblichen Vogel, dessen Schönheit bewundert wurde und der zu Geschenken an geliebte Knaben u. s. w. diente (s. Jahn, Leipziger Berichte, 1848, S. 51 ff.). Schon Penelope bei Homer, in der herrlichen Stelle, wo sie ihrem unbekannten, in Bettlergestalt ihr gegenübersitzenden Gemahl ihren Traum erzählt, besitzt eine kleine Heerde von zwanzig Gänsen, an denen sie ihre Freude hat: sie erscheinen dort als Hausthiere, die weniger um des Nutzens willen, den sie bringen, als wegen der Lust des Anblicks, den sie gewähren, von der Herrin des Hofes gehalten werden. Zugleich sind die Gänse nach griechischer Vorstellung wachsame Hüterinnen des Hauses: auf dem Grabe einer guten Hausfrau war unter andern Emblemen eine Gans abgebildet, um die Wachsamkeit der Verstorbenen auszudrücken, Anth. Pal. 7, 425, 7:

χὰν δὲ δόμων φυλακᾶς μελεδήμονα.

Bei den Römern wurden sorgfältig die ganz weissen Gänse ausgewählt und zur Zucht verwandt, so dass sich mit der Zeit eine weisse und zahmere Abart bildete, die sich vor der grauen

Wildgans und ihren direkten Abkömmlingen merklich unterschied. Wie noch im heutigen Italien, war auch im alten die Gans in der kleinen Landwirthschaft nicht so verbreitet, wie im Norden: theils fehlte es an dem nöthigen Wasser, theils wurde der Schade gefürchtet, den das mit den Halsmuskeln und dem kräftigen Schnabel die jungen Pflanzen abzupfende und die Weide verunreinigende Thier anzustiften pflegt. Aber in den grossen Chenoboskien der Unternehmer und Villenbesitzer schnatterten zahlreiche Schaaren dieser Vögel; dabei ward durch Zwangsfutter die übergrosse Leber erzeugt, nach der den Schwelgern der Mund wässerte, — eine künstliche Krankheit zum Dank für die Rettung des Kapitols. Die Benutzung der Gänsefedern zu Kissen war dem eigentlichen Alterthum fremd: erst die spätern Römer lernten diesen Gebrauch von Celten und Germanen. Zu Plinius Zeit wurden ganze Heerden von Gänsen aus Belgien nach Italien getrieben, namentlich aus dem Gebiet der *Morini*, die an den belgischen Küsten sassen; auch die zarten weissen Federn, die von dorther kamen, waren berühmt und sollten einer Art angehören, die den Namen *gantae* führte (der dentale Auslaut des Wortes ist specifisch keltisch, findet sich indess in den angränzenden niederdeutschen Mundarten). Es war kein Hausvogel, sondern eine Art wilder Gans, und die von ihr gewonnenen Federn standen in so hohem Preis, dass auf den entfernten römischen Militärstationen oft ganze Cohorten auseinandergingen, um dieser Jagd obzuliegen. Die so gestopften Kissen waren eine Neuerung, zu der die ächten Römer bedenklich den Kopf schüttelten: wir sind jetzt, fügt Plinius hinzu, zu dem Grade von Weichlichkeit gelangt, dass sogar Männer ohne eine solche Vorrichtung ihr Haupt nicht niederlegen können (Plin. 10, 22, 27). Bis auf den heutigen Tag sind Federbetten eine mehr nordische Sitte geblieben, die dem wärmeren Süden nicht zusagt. Ein anderer Gebrauch der Gänsefeder, der zum Schreiben, war dem Alterthum gleichfalls unbekannt: die Schreibfeder tritt genau mit Einbruch des eigentlichen Mittelalters auf (zu allererst bei dem Anonymus Valesii, s. Beckmann, Beyträge 4, 289). Jetzt ist sie durch die Stahlfeder verdrängt, so dass sich für dieses Werkzeug drei grosse Perioden ergeben: die älteste, die von den Anfängen des Schreibens bei den Aegyptern bis zum Untergang des römischen Reiches geht, die des gespaltenen Rohres, welches Thucydides und Tacitus in der Hand führten; — die andere, die des Gänsekiels, mit der Dante und Voltaire,

Göthe, Hegel und Humboldt geschrieben haben; endlich die im 19. Jahrhundert beginnende der Stahlfeder, mit der Leitartikel und Feuilletons hingeworfen werden, um noch nass in der Werkstatt gesetzt und mit Dampfkraft gedruckt zu werden. Die Perioden dieses Schreibewerkzeugs fallen, wie man sieht, mit denen des Materials, auf welches geschrieben wurde und wird, nicht zusammen.

Das Alterthum hatte in Domestication der Vögel nach verschiedenen Seiten hin Wege eröffnet, die seitdem nicht wieder betreten worden sind, und Resultate erreicht, die die heutige Welt wieder hat fallen lassen. In Aegypten war, wie die Monumente lehren, ein grosser Wasservogel, der in unbestimmter Weise Reiher genannt wird, zum zahmen Genossen des Menschen geworden, in Rom der Kranich, der Storch, der Schwan, von kleinerem Gevögel der *turdus*, die *perdix*, *coturnix* u. s. w. Gegenstand der Zucht und Fütterung und auf den Tafeln ein von der Mode bald empfohlener und geforderter, bald wieder verschmähter Braten. Man sehe bei Horaz, um nur diesen Dichter zu nennen, die Stellen: Sat. II, 2, 49 und 8, 87. Noch in den *leges barbarorum*, wie l. Sal. 7, 8 (wenigstens in der späteren Redaction) und l. Alam. 99, 17 ff., werden dem vorgefundenen Stande römischer Landhäuser gemäss auch Schwäne, Störche, Kraniche und andere Vögel, deren Namen schwer zu deuten sind, zum Hausgeflügel gerechnet und Strafen auf deren Entwendung gesetzt. Das spätere Mittelalter beschränkte sich auf Gänse, Enten und Hühner und überliess es der Jagd, die in den ungeheuren, wenig bevölkerten Waldstrecken Mitteleuropas ein ergiebiges Revier fand, die Küche mit Wildpret zu versorgen. In Italien hatte zur Zeit der Römer von reicher Jagdbeute nicht die Rede sein können, und das Hochwild, von dem die germanischen Wälder belebt waren, so wie das Federwild der Moore des Nordens nach Italien zu schaffen, wurde durch die Entfernung und das warme Klima verhindert. So sahen sich die Römer auf künstliche Zucht delicater Wildvögel angewiesen, die denn auch in oft kolossalen Anstalten der Art betrieben wurde und auf verschiedenen Stufen zu mehr oder minder erreichter Zähmung führte. Diese Versuche sind, wie gesagt, von der neueren Thierzucht nicht wiederholt worden, und wenn auch in Europa die Wildniss immer weiter gerückt ist, so führen jetzt die Eisenbahnen die erlegten Jagdthiere der fernsten Einöden blitzschnell den grossen Consumtionscentren zu: der Markt von Paris bezieht

seine Rebhühner schon aus Algier und dem nördlichen Russland. Die Varietäten des einmal bestehenden Hausgeflügels, besonders der Hühner und Tauben, haben sich dagegen im heutigen Europa, bei der immer umfassenderen und beschleunigteren Weltverbindung, in's Unendliche vermehrt, und die vortheilhafteren und schöneren unter ihnen verdrängen allmählig die aus dem Alterthum zu uns übergegangenen Racen.

Eine gezähmte Vögelklasse, von der das frühere Alterthum nur als Wunder aus der Ferne gehört hatte, trat mit der Herrschaft der Barbaren in ganz Europa auf und ist seit dem Anbruch der neueren Bildung langsam wieder verschwunden — wir meinen die zur Jagd auf andere Vögel abgerichteten Raubvögel, Geier, Habichte, Falken, die Lieblinge des Ritters, die so stolz auf seiner Faust sassen, in denen er sein eigenes Ebenbild erkannte und denen er oft eine leidenschaftliche Zuneigung widmete. Jacob Grimm hat der Falkenjagd in seiner Geschichte der deutschen Sprache ein eigenes Kapitel gewidmet, in welchem er durch Sammlung von Stellen aus Schriftstellern und Dichtern des Mittelalters die herrschende Vorliebe für diese Art Jagd in's Licht setzt und die letztere zugleich als nationale Sitte in das höchste vorhistorische Alterthum des germanischen Stammes zurückverlegt. Allein wie es seiner Phantasie auch sonst begegnet, spät Erborgtes und nachmals Erlerntes, das auf dem neuen Boden oft am üppigsten wuchert, wenn es auf dem alten schon im Absterben begriffen ist, als ein in den Tiefen der Jahrhunderte schattenhaft sich Bewegendes und von dort an das Licht Aufsteigendes ahnungsvoll zu schauen, — so auch hier. Die Falkenjagd ist keine deutsche Uebung, vielmehr den Deutschen von den Kelten zugekommen, und nicht einmal in sehr früher Zeit. Die Jagd als Kunst, in verfeinerter und berechneter Ausbildung, ist ein keltischer Nationalzug, der sich durch den Bestand eines reichen und mächtigen Adels in dem zu Cäsars Zeit schon hochcivilisirten, mit Strassen, Städten, Brücken, Zöllen u. s. w. versehenen und doch noch frischen und waldreichen Gallien leicht erklärt. Schon die Römer lernten von den Kelten die Hetzjagd im freien Felde, die *chasse au courre*, im Gegensatz zu der Birsch (mit Spürhund, Armbrust und Bolzen, im Walde; das deutsche Wort vom altfranzösischen *berser)*, und entlehnten daher den *canis gallicus* (schon bei Ovid und Martial, erhalten im heutigen spanischen *galgo*), den *canis vertragus* (im heutigen Deutsch durch Volksetymologie in Windhund entstellt,

s. die Geschichte des interessanten Wortes bei Zeuss p. 166, Diefenbach O. E. 330 und Glück in Fleckeisens Jahrbb. 1864. S. 597) und *segusius* (eine besondere Art Jagdhund, benannt nach einem gallischen Stamme an der Loire). Beide letzteren Ausdrücke kommen schon in den deutschen Gesetzbüchern vor, und wenn der Falke als Haus- und Jagdthier eben da erwähnt wird, so beweist dies also nichts für einen altgermanischen Ursprung. Ob das Wort Falke, welches erst im spätesten Latein, gleichzeitig mit der neuen Jagdart, auftritt, von *falx* die Sichel innerhalb der lateinischen Sprache gebildet worden ist oder ursprünglich der keltischen Zunge angehört, ist für das Germanische gleichgültig, in welchem es in dem einen, wie in dem anderen Falle ein mit der Sache entlehnter Ausdruck ist. Deutlich aber weist der Name des eigentlichen deutschen Jagdvogels, des Habichts, auf seine Herkunft aus Gallien: altirisch heisst er *sebocc*, und so oder ähnlich muss er in der ältesten keltischen Sprache gelautet haben. In dem einen der beiden Zweige des Keltischen, dem britischen, dem sich auch das Idiom der Gallier des Festlandes anschloss, verwandelte sich aber in einer Anzahl Wörter das *s* in *h*: aus *sebocc* wurde im kambrisch-kornischen Munde *hebauc*, und in dieser secundären Gestalt ging das Wort zu den Deutschen über: ahd. *hapuh*, altn. *haukr* u. s. w. Die Germanen der ältesten Zeit kämpften gegen den Bären und Wolf und erlegten den Auer- und Bisonochsen, den Elch und Schelch und den Eber: die Falkenbeize aber lernten sie später von jenseits des Rheines und der Donau her kennen. Auch lässt sich nicht behaupten, dass die letztere jemals in Deutschland volksmässig gewesen sei. Sie war die Lust des Edlen hoch zu Ross, seiner Dame und des Jagdgesindes: der Bauer trieb sie nicht; er staunte die adelige fremdländische Kunst an, wie er die Waffen und Kampfmanieren des Ritters bewunderte und deren romanische Namen allmählig nachsprechen lernte. Eine andere Frage aber ist, ob die keltischen Völker, die die germanische Welt von Westen und Süden her ein- und abschlossen, die Jagd mit abgerichteten Stossvögeln etwa selbst erfunden oder sie nur ausgebildet und im letzteren Falle von welcher Seite sie sie ursprünglich empfangen hatten? Die älteste Nachricht über Jagd mit Raubvögeln in Europa findet sich bei Aristoteles H. A. 9, 36, 4 (von Grimm übersehen): *ἐν δὲ Θράκῃ τῇ καλουμένῃ ποτὲ Κεδρειπόλει ἐν τῷ ἕλει θηρεύουσιν οἱ ἄνθρωποι τὰ ὀρνίθια κοινῇ μετὰ τῶν ἱεράκων· οἱ μὲν γὰρ ἔχοντες ξύλα σοβοῦσι τὸν κάλαμον καὶ τὴν ὕλην,*

ἵνα πέτωνται τὰ ὀρνίθια, οἱ δὲ ἱέρακες ἄνωθεν ὑπερφαινόμενοι καταδιώκουσιν· ταῦτα δὲ φοβούμενα κάτω πέταται πάλιν πρὸς τὴν γῆν· οἱ δὲ ἄνθρωποι τύπτοντες τοῖς ξύλοις λαμβάνουσι καὶ τῆς θήρας μεταδιδόασιν αὐτοῖς· ῥίπτουσι γὰρ τῶν ὀρνίθων, οἱ δ' ὑπολαμβάνουσιν. Statt der Θρᾴκῃ ἡ καλουμένῃ ποτὲ Κεδρείπολις wird in der Schrift de mirab. auscultat. 118 die Θρᾴκῃ ἡ ὑπὲρ Ἀμφίπολιν genannt, und in dieser Gestalt ist die Notiz auf Plinius 10, 8, 10 übergegangen. Gewisse Thracier also bedienten sich der gezähmten Raubvögel, ἱέρακες, um in einer Sumpfgegend die aufgejagten Vögel wieder zur Erde zurückzuscheuchen, wo sie von den Jägern mit Stöcken erlegt wurden: der Raubvogel fasst das gejagte Thier nicht selbst, erhält aber von der Beute seinen Antheil (Letzteres ganz nach der Sitte der späteren Falkenjäger). War dies thracische Erfindung? Wir wissen es nicht, denn wenn auch von Aehnlichem in Indien berichtet wird (schon von Ktesias bei Photius und ausführlicher bei Aelian N. A. 4, 26, s. Müller Fr. Ctesiae 11 hinter seiner Ausgabe des Herodot; die Inder jagen Hasen und Füchse mit Raubvögeln; die Zähmung der letzteren ist ganz die der späteren Falconiere, die Thiere bekommen ihr Theil), und die Aegypter einen Raubvogel, den ἀστερίας, so zahm gemacht hatten, dass er der menschlichen Stimme gehorsam war (Ael. N. A. 5, 36: ὄνομά ἐστιν ὄρνιθος ἀστερίας καὶ τιθασεύεταί γε ἐν τῇ Αἰγύπτῳ καὶ ἀνθρώπου φωνῆς ἐπαΐει), so liegt zwischen beiden Ländern und Thracien ganz Westasien, und von einer so auffallenden Jagdart bei den Völkern des letztgenannten Ländergebietes hätten uns die Griechen wohl Meldung gethan, wenn sie daselbst üblich gewesen wäre. Ktesias erzählte von ihr als einer Merkwürdigkeit Indiens: am persischen Hofe, an dem er lebte, muss sie also unbekannt gewesen sein. Dass sie bei einem der das sogenannte Kleinasien bewohnenden Völker, der Nachbarn und Verkehrsgenossen der Thracier, gangbar gewesen, ist bei dem Stillschweigen der Griechen gleichfalls nicht anzunehmen. Da aber die von Ktesias ausführlich beschriebene Abrichtungsweise mit der späteren europäischen so genau zusammenstimmt, so mag irgend ein Zusammenhang, den wir nicht mehr aufweisen können, von dem diese Jagd betreibenden, in irgend einem Grenzgebirge Indiens hausenden Stamme (Ktesias spricht von Gebirgshasen, die so gejagt werden) bis nach Thracien reichen — wo die Zwischenglieder etwa Chorasmier und Massageten, Sarmaten und Scythen waren? Layard, Nineveh und Babylon, übersetzt von

Zenker, Leipzig s. a., enthält S. 369 Anm. die Notiz: »Auf einem Basrelief in Khorsabad, welches ich bei meinem letzten Besuche daselbst sah, war, wie es schien, ein Falkonirer mit dem Falken auf der Faust abgebildet.« Leider macht der Zusatz: »wie es schien« die Sache unsicher; aber wenn die Herrschaft der grossen Euphrat- und Tigris-Reiche zu Zeiten bis an die Grenzen Indiens reichte, mochte eine dort gebräuchliche Jagdart auch einmal in der Hauptstadt an einer der Wände des Königspalastes dargestellt worden sein. — Aus Thracien konnten die Kelten, die auf zahlreichen Kriegs- und Wanderzügen die Hämushalbinsel heimsuchten, die nicht leichte Kunst der Abrichtung von Raubvögeln zur Jagd sich geholt haben. Auf einer gewissen Lebensstufe eignen sich die Völker von ihren Nachbaren nichts bereitwilliger an, als neue und leichtere Arten dem Jagdthier beizukommen, das den Gegenstand ihrer Begierde bildet. Diejenigen Kelten wenigstens, die Italien überzogen und Rom verbrannten, können die Falkenjagd noch nicht gekannt haben, da sich bei den älteren Römern keine Spur einer solchen findet. Erst in den Jahrhunderten der Kaiserzeit tauchen hin und wieder Andeutungen derselben auf, aber in sehr unbestimmter Weise, bis plötzlich in den letzten Zeiten der Völkerwanderung und bald nachher die Sache im Munde aller Schriftsteller ist und als allgemein üblich vorausgesetzt wird. In dem Epigramm des Martial 14, 216. Accipiter:

Praedo fuit volucrum, famulus nunc aucupis: idem
Decipit et captas non sibi maeret aves —

scheint ein ganz deutlicher Hinweis auf Verwendung des Habichts zur Jagd zu liegen, aber gleichzeitig berichtet Plinius von der neuerdings ergangenen, höchst wunderbaren Sage, in der Gegend von Eriza in Asien (dies Eriza war eine Stadt in Karien an den Grenzen Lyciens und Phrygiens) jage ein gewisser Craterus Monoceros mit Hülfe von Raben, die für ihn das Wild aufspürten und trieben, und wenn er ausziehe, gesellten sich auch wilde Raben dazu, 10, 43, 60: *nec non et recens fama Crateri Monocerotis cognomine in Erizena regione Asiae corvorum opera venantis eo quod devehebat in silvas eos insidentis corniculis umerisque; illi vestigabant agebantque eo perducta consuetudine ut exeuntem sic comitarentur et feri.* Aus der zweiten Hälfte des folgenden Jahrhunderts scheint eine Stelle bei Apulejus (Apologia s. de magia lib. 34. p. 44 ed. Krueger.) auf Jagd mit Habichten hinzudeuten: wäre es nicht absurd, so ungefähr drückt sich der Autor aus, mit miss-

bräuchlicher Anwendung des Gleichklangs den Fisch accipiter zum Vogelfang brauchen zu wollen: *quam si dicas aucupandis volantibus piscem accipitrem (quaesitum)*, aber der Schluss aus den Worten wird hinfällig, wenn man das unmittelbar Folgende hinzuzieht: *aut venandis apris piscem apriculum.* Denn wie konnten Eber mit Hülfe eines Ferkels gejagt werden? Höchstens bei Wölfen konnte es zur Anlockung verwandt werden. Vielleicht liegt in folgender Beschreibung einer Art Falkenjagd in der Paraphrase von Oppian. de aucup. 3, 5 die Erklärung des obigen Epigramms von Martial und der Worte des Apulejus: eine angenehme Jagd ist es, wenn man einen Falken, *ἱέρακα*, mitbringt und diesen unter einen Busch legt; die kleinen Vögel, *οἱ στρουθοί*, erschrecken, suchen sich im Laube zu verbergen, schauen aber immer auf den Falken, von der Angst gebannt, wie wenn ein Wanderer plötzlich einen Räuber erblickt und, starr vom Schreck, sich nicht von der Stelle bewegt; der Vogelsteller zieht die Vögel so mit aller Musse vom Baume herab.« Hier haben wir den Anfang einer noch sehr unvollkommenen Jagd mit Raubvögeln, und an nichts Anderes dachten, wie gesagt, vielleicht Martialis und Apulejus. Aber bei Julius Firmicus Maternus, bei Prosper Aquitanus, Sidonius Apollinaris u. s. w. im vierten und fünften Jahrhundert ist die Falkenjagd eine ausgebildete, beliebte und verbreitete Kunst, die ohne Zweifel von den Barbaren herrührte. Im Mittelalter stand sie im ganzen feudalen Europa in Blüte und wanderte von Deutschland und von Byzanz nach dem Osten des Welttheils und zu den Völkern Asiens, an die Höfe der Grossfürsten und Czaren, der Emire, Scheikhs, Chagane und Schahs, bis zu den Nomaden der Steppe und den Beduinen der Wüste. Marco Polo fand sie in den Residenzen der mongolischen Fürsten bis nach China hin, ebenso neuere Beisende des 17. und 18. Jahrhunderts in den Ländern des Islams. In Europa gerieth sie in demselben Masse, wie das Schiessgewehr sich ausbreitete und vervollkommnete, in Verfall und endlich in Vergessenheit, wobei es charakteristisch ist, dass die Namen der neuen durch die Luft treffenden mörderischen Waffen so häufig von den Stossvögeln entnommen sind, an deren Stelle sie traten (vergl. *falconetto; moschetto*, die Muskete, eigentlich der Sperber; *terzeruolo*, eigentlich das Männchen des Habichts; *sagro*, ein Geschütz, eigentlich der Sakerfalke). In Frankreich gingen bis zur Revolution bei feierlichen Aufzügen des Hofes die königlichen Falkoniere voran, oder vielmehr Leute, die deren Ab-

zeichen trugen, denn in Wirklichkeit gab es keine *fauconnerie du Roi* mehr. In England soll noch jetzt bei einem oder zwei Landlords in ehrwürdiger Tradition ein Falkenstaat aufrecht erhalten und die dazu nöthigen abgerichteten Thiere aus Belgien bezogen werden. In Asien aber ist die Falkenjagd bis auf den heutigen Tag in vielen Gegenden eine eifrig betriebene Lieblingsbeschäftigung[63]).

DER PFLAUMENBAUM,

(prunus domestica L., prunus insititia L.).

Der Pflaumenbaum, *prunus*, wird nur einmal bei Cato 133 genannt, während er in der Parallelstelle 51 übergangen ist. Von allgemeiner Kultur in den Gärten und einer dabei sich ergebenden Mannichfaltigkeit der Sorten konnte also damals noch nicht die Rede sein. Den Dichtern der goldenen Zeit dagegen ist die Frucht schon ganz geläufig, Verg. Ecl. 2, 53:

Addam cerea pruna; honos erit huic quoque pomo.

Was *cerea pruna* sind, erklärt Ovid. Met. 13, 818:

Prunaque, non solum nigro liventia succo,
Verum etiam generosa novasque imitantia ceras.

Auch das Pfropfen der edlen Pflaume auf den Schlehdorn ist allgemein, Verg. G. 4, 145:

spinos jam pruna ferentis.

Auf Horazens Villa waren Pflaumen auf Dornen zu sehen, Ep. 1, 16, 8:

quid? si rubicunda benigne
Corna vepres et pruna ferunt?

Columella kennt drei Sorten: *cereolum*, *Damasci*, *onychinum*, Plinius aber eine verwirrende Menge von Varietäten, 15, 13, 12: *Ingens postea turba prunorum* — folgt die Aufzählung einiger derselben. *In peregrinis arboribus dicta sunt Damascena a Syriae Damasco cognominata, jam pridem in Italia nascentia.* — *Simul dici possunt populares eorum myxae, quae et ipsae nunc coeperunt Romae nasci insitae sorbis.* Diese Damascener-Pflaume, als die alleredelste, gab bei den Byzantinern und Neugriechen den Namen für Kulturpflaume überhaupt her; der Name *prunus* ging mit dem Baum und der

Frucht von Italien aus durch alle Länder West- und Mitteleuropas. Die Römer hatten ihrerseits den Namen von den Griechen entlehnt; προῦμνον aber galt nach Galenus eigentlich für die Frucht des wilden Baumes, 6, p. 619 Kühn: ὅ τε τῶν ἀγριοκοκκυμήλων, ἃ προῦμνα παρ' ἡμῖν (d. h. im nordwestlichen Kleinasien) καλοῦσι, fand aber dann auch, wie in ähnlichen Fällen auch sonst geschah, auf die edle *prunus domestica* Anwendung, z. B. bei Dioscor. 1, 174. Sonst hiess bei den Griechen die Frucht der letzteren κοκκύμηλον (die erste Hälfte ein orientalisches Wort, s. Pott in Lassens Zeitschrift 7, 109), die Schlehenpflaume βράβυλον. Das älteste Zeugniss für den ersteren Namen ist in einem Citat des Pollux 1, 232 aus Archilochus, also aus dem Anfang des siebenten Jahrhunderts, enthalten, dann in einem Fragment des Hipponax aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts, Fr. 81. Bergk.:

στέφανον εἶχον κοκκυμήλων καὶ μίνθης.

In der Abhandlung über die Pflaumen bei Athenäus 2, p. 49 ff. wird nach dem Peripatetiker Clearchus berichtet, die Rhodier und die Sikelioten nennten auch die Pflaumen βράβυλα, und nach dem Glossator Seleukus, βράβυλα, ἧλα, κοκκύμηλα, μάδρυα seien dasselbe. Der Sprachgebrauch des Theokrit bestätigt diese Angabe nicht: von den zwei Stellen dieses Dichters, in denen das Wort βράβυλον vorkommt, wird in der einen, 12, 3, die Ankunft der Geliebten so süss genannt, wie der Frühling im Gegensatz zum Winter, und das μῆλον im Vergleich mit dem βράβυλον: hier kann unter dem letzteren schwerlich die köstliche Pflaume verstanden werden, vielmehr wird μῆλον nur als kürzerer Ausdruck für κοκκύμηλον zu nehmen sein. In der anderen Stelle 7, 146, werden bei Schilderung eines ländlichen Lustortes Birnen, Aepfel und βράβυλα zusammengenannt, und es steht nichts entgegen, sie auch hier als die einheimischen Schlehenpflaumen zu fassen. Die heutigen romanischen Sprachen verwenden für die Schlehe das Verkleinerungswort der Pflaume: *prugnola*, *prunelle;* das englische *bullace* Schlehe soll aus dem Celtischen stammen; dem deutschen Schlehe, ahd. *slêhâ*, mhd. *slêhe* entspricht buchstäblich das slavische *sliva* in der Bedeutung Pflaume; dem französischen *crèque* ist das deutsche Krieche, niederdeutsche Kreke nachgebildet; Zwetsche, welches slavischen Klang hat, aber in den slavischen Sprachen nicht vorkommt, ist nach Schmeller 4, 310 aus δαμασκηνόν entstellt, wie die Engländer aus demselben griechischen Wort ihr *damsin*, *damson* gemacht haben. Das italienische *susina*, spanische *endrina*,

vielleicht nach Orten oder Menschen benannt, stimmen wenigstens in der Endung mit den Namen bei Plinius: *onychina*, *malina* u. s. w. überein. Das in Tyrol gebräuchliche Zeiber (s. Schöpf, Tyrolisches Idiotikon) lautet bei den benachbarten Slowenen *cibara*. Von den obigen Glossen ἦλα, μάδρυα, zu denen man noch ὀξύμαλα und βάδρυα hinzufügen kann (Nauck zu Arist. Byz. p. 118), ist nur ἦλα allenfalls aus orientalischen, zur iranischen Familie gehörenden Sprachen zu erklären (Pott a. a. O. S. 108).

Die gegen den nordischen Winter abgehärtete *prunus insititia* mit runden Früchten mag in Europa ursprünglich heimisch sein, aber in ihrer veredelten Gestalt stammt sie, wie die ächte Pflaume, aus Asien. Bei den Alten wird die eine von der anderen um so weniger genau unterschieden, als auch die erstere unter der Hand der Kultur die feinsten Früchte lieferte und noch liefert, z. B. die *Reine-Claude*. Wie schon der letztere Name andeutet, ist auch in diesem Zweige der Obstbaumzucht Frankreich das eigentlich klassische Land, sei es in Folge des Klimas oder der industriellen Bemühung seiner Bewohner. Geht man weiter nach Süden, zu den Küsten des mittelländischen Meeres hinab, so scheint auch die Pflaume viel von ihrem köstlichen Aroma zu verlieren. Die europäische Gegend aber, wo die Pflaumenzucht im Grossen betrieben wird und als integrirender Factor der Bodenproduction auftritt, ist das oesterreichisch-türkische Grenzland (s. darüber G. Thoemmel, Geschichtliche, politische und topographisch-statistische Beschreibung des Vilajet Bosnien, Wien 1867, und F. Kanitz, Serbien, Wien 1868). Dort begegnet man ganzen Wäldern von Zwetschenbäumen, ihre Früchte bilden 4 bis 6 Wochen hindurch frisch gepflückt die Hauptnahrung der Bevölkerung und werden in gedörrtem Zustande massenhaft nach Deutschland, ja bis nach Amerika hin, ausgeführt. Schweine und Pflaumen sind fast die einzigen Aequivalente, mit denen diese Länder ihren Bedarf vom Auslande, von dem sie in allen Stücken abhängig sind, bezahlen. Die Hauptanwendung aber, die von dem reichen Ertrage der Frucht gemacht wird, ist die zu Pflaumenbranntwein, der beliebten *slivovica*. Obgleich von diesem Artikel ungeheure Mengen an Ort und Stelle verbraucht werden — denn wozu besässen jene Racen einen grösseren Hang, als zu Raki? —, so ist auch die Ausfuhr noch bedeutend. Wie alt diese Kultur dort ist und ob sie vielleicht über die Zeit der slavischen Einwanderung hinausgeht, ist uns unbekannt. Aus Beeren, an denen der Nordosten reich ist,

ein Getränke zu machen, ist ein altslavischer oder osteuropäischer Nationalzug, der schon von Herodot in seiner Beschreibung des hinterscythischen Landes angedeutet wird.

DER MAULBEERBAUM,

(morus nigra L.).

Dieser medisch-pontische Baum fand seiner blutrothen, angenehm säuerlich-süssen Früchte wegen ziemlich frühe Verbreitung nach Westen. Er erreicht eine ansehnliche Höhe und trägt ein dunkles Laub, das im Frühling spät hervorbricht. Letztere Eigenschaft verschaffte ihm, wie Plinius 16, 25, 41. ex. sagt, den Beinamen *sapientissima arborum* d. h. der vorsichtige Baum, der sich erst hervorwagt, wenn kein Frühlingsfrost mehr zu fürchten ist. Die Beeren, der Himbeere an Gestalt ähnlich, im eigentlichen Vaterlande oft einen bis anderthalb Zoll gross, munden nur und sind nur gesund, wenn sie die völlige Reife haben, dann aber müssen sie rasch verzehrt werden, weil der Saft bald in Gährung geräth und zu Essig wird. Man pflückt sie daher frühmorgens und kauft und geniesst sie, ehe die Hitze des Tages sie verdorben hat, auf den Fruchtmärkten heutiger südlicher Städte, wie einst in Italien zu Horaz Zeiten, Sat. 2, 4, 21:

Ille salubris
Aestates peraget qui nigris prandia moris
Finiet, ante gravem quae legerit arbore solem.

Die dunkelrothe Färbung war das Merkmal, das den Alten an ihnen besonders auffiel. Wie Horaz, so nennt sie auch Martial schwarz, 8, 64, 7:

sit moro coma nigrior caduco;

bei Vergil sind sie blutig, Ecl. 6, 22:

Sanguineis frontem moris et tempora fingit;

so auch bei Columella, 10, 401:

cumulataque moris
candida sanguineo manat fiscella cruore;

Sullas Gesicht war von grellem Roth mit weissen Flecken unter-

mischt, so dass ein Spötter in Athen dichtete, es sei wie eine Maulbeere, mit Mehl bestreut, Plut. Sull. 2:

Συκάμινον ἔσθ' ὁ Σύλλας, ἀλφίτῳ πεπασμένον.

Elephanten, denen vor der Schlacht der Rüssel mit Maulbeeren bestrichen war, sollten dadurch kampfgierig werden, offenbar wegen der Aehnlichkeit des Saftes mit dem Blute (1 Maccab. 6, 34 nach Luther: »da liess der König.... die Elephanten mit rothem Wein und Maulbeersaft bespritzen, sie anzubringen und zu erzürnen«). Ueppige Weiber und lustige Leute, die Mummenschanz trieben, bemalten sich Schläfe und Wangen mit Maulbeersaft, und dem Weine, den sie dazu tranken, war vielleicht auch, wenn er zu blass gewesen war, ein Zusatz von demselben Saft gegeben worden, um ihn dunkelroth zu machen (*μέλας οἶνος*, wie *μέλαν αἷμα*) — wie noch jetzt im Süden Praxis ist.

Fragen wir, wann der Maulbeerbaum aus seinem asiatischen Vaterlande zuerst in Europa erschienen, so verweisen uns einige beiläufig aufbewahrte Dichterstellen auf die Zeit der attischen Tragiker, andere ein Jahrhundert später auf die der mittleren und neuen Komödie. Nur dass die Verwechselung mit der Sykomore, dem ägyptischen Maulbeerfeigenbaum, und andrerseits mit dem Brombeer- und Himbeerstrauch einige Unsicherheit in die Deutung der Zeugnisse bringt. Die Sykomore nämlich, ein weitschattender Baum mit feigenähnlichen Früchten, ursprünglich in Aegypten zu Hause, aber auch in semitischen Landen, wo der Boden es erlaubte, in Palästina und Cypern vielfach angepflanzt, war auch den Griechen aus ihrem Verkehr mit jener Erdgegend nicht unbekannt geblieben; der Baum empfahl sich nicht bloss durch die Kühlung, die sein Laub gewährte, sondern auch durch die Früchte, die eine Nahrung des niederen Volks bildeten, und durch das sehr geschätzte Holz, das eben so fest als leicht sein sollte. In den heiligen Schriften der Hebräer erscheint die Sykomore nur in den beiden Pluralformen: *schikmim* und *schikmot*, und vergleicht man dazu die beiden griechischen Benennungen, die frühere *συκάμινος*, und die spätere *συκόμορος*, *συκομωρέα*, so ist augenfällig, dass sie jenen hebräischen oder vielmehr den entsprechenden syrischen oder niederägyptischen nachgebildet sind. Diesem Sykomorenbaum erschien nun der eigentliche Maulbeerbaum mit Recht oder mit Unrecht sehr ähnlich und entlieh ihm auch seinen Namen. Theophr. 4, 2, 1: *ἔστι δὲ ἡ μὲν συκάμινος παραπλησία πως τῇ ἔνταυθα συκαμίνῳ· καὶ γὰρ τὸ φύλλον παρόμοιον*

ἔχει καὶ τὸ μέγεθος καὶ τὴν ὅλην πρόσοψιν. Wiederholt von Plinius, 13, 7, 14: *Arbor (ficus Aegyptia) moro similis folio, magnitudine, adspectu.* Ebenso Dioscorides, 1, 181: *τοῖς φύλλοις ἐοικὸς μορέᾳ.* Daher sagt Diodor geradezu: es giebt zwei Arten Sykaminen, die einen tragen Maulbeeren, die anderen Früchte wie Feigen, 1, 34, 8: *τῶν δὲ συκαμίνων αἱ μὲν τὸν τῶν μόρων καρπὸν φέρουσιν, αἱ δὲ τὸν τοῖς σύκοις ἐμφερῆ.* Andrerseits waren die Früchte des Maulbeerbaumes denen des Brombeerstrauches, *βάτος*, sehr ähnlich, und der uralte Name der letzteren *μόρα, μῶρα, mōra*, konnte leicht auch auf die ersteren angewandt werden. Athen. 2. p. 51: *συκάμινα ἃ καλοῦσιν ἔνιοι μόρα... Δημήτριος δὲ Ἰξίων τὰ αὐτὰ συκάμινα καὶ μόρα.* Phanias, der Eresier, der Schüler des Aristoteles, wollte den Namen *μόρον* auf die Frucht der wilden *συκάμινος* d. h. auf die Brombeere beschränkt wissen, die auch sehr süss sei, Athen. ibid.: *Φανίας δὲ Ἐρέσιος, ὁ Ἀριστοτέλου μαθητής, τὸν τῆς ἀγρίας συκαμίνου καρπὸν μόρον καλεῖ, ὄντα καὶ αὐτὸν γλυκύτατον καὶ ἥδιστον, ὅτε πεπανθείη*, aber die Uebertragung hatte schon zu weit um sich gegriffen. Ja, die Alexandriner brauchten, wie Athenäus eben dort berichtet, ausschliesslich *μόρα* für Maulbeeren, vermuthlich weil *συκάμινα* für die bei ihnen häufigen Früchte der ägyptischen Sykomore schon seine feste Verwendung gefunden hatte. Selbst der Ausdruck *βάτια*, der doch wörtlich die Beeren des Dornstrauchs bedeutet, wurde hin und wieder auf die Maulbeeren angewandt, Bekk. Anecd. gr. 224, 13: *βάτια· συκαμίνου ὁ καρπός, ὑπὸ Σαλαμινίων.* Wenn nun berichtet wird, Aeschylus habe in seiner Tragödie »die Phryger« von Hector gesagt, er sei reifer gewesen, als die *μόρα*, Athen. 2 p. 51:

ἀνὴρ ἐκεῖνος ἦν πεπαίτερος μόρων,

so sind wir nicht sicher, ob der Dichter hier in der That, wie die Späteren annahmen, an Maulbeeren gedacht und diese ihm also bekannt gewesen, oder ob er nicht vielmehr die einheimischen Brombeeren im Sinne gehabt? Bedenkt man, dass die Maulbeere vor der völligen Reife ungeniessbar ist, dann aber auch unverweilt gepflückt und verzehrt werden muss, so kann das Erstere allerdings wahrscheinlicher sein und besser auf Hectors vollzogenes Geschick passen. Aber dasselbe Wort *μόρον* hatte Aeschylus noch bei einer anderen Gelegenheit gebraucht, in den Kreterinnen, und zwar vom Brombeerstrauch, *κατὰ τῆς βάτου*, Athen. ibid.:

Λευκοῖς τε γὰρ μόροισι καὶ μελαγχίμοις
καὶ μιλτοπρέπτοις βρίθεται ταὐτοῦ χρόνου.

Hier würde der Wechsel der Farbe an den Früchten vom Weiss durch das Röthliche bis zum Schwarzen in der That auf Maulbeeren rathen lassen (Plin. 15, 24, 27: *moris... trini colores, candidus primo, mox rubens, maturis niger*, cf. Theophr. de caus. pl. 6, 6, 4), wenn nicht Athenäus, der die Stelle excerpirte und den Zusammenhang doch gekannt haben muss, grade die βάτος als den Gegenstand der Rede angäbe. Eben so unbestimmt als diese Stellen des Aeschylus ist die des Sophokles aus einer verlorenen Tragödie, Bekk. Anecd. gr. 361, 20 (Nauck, Fr. Soph. n°. 362):

πρῶτον μὲν ὄψει λευκὸν ἀνθοῦντα στάχυν,
ἔπειτα φοινίξαντα γογγύλον μόρον,
ἔπειτα γῆρας λαμβάνεις Αἰγύπτιον.

Ausser manchen Bedenken, die diese Verse erwecken, worunter das unerträgliche ὁ μόρος für τὸ μόρον, welches freilich Eustathius sich gefallen liess, erscheint das Beiwort γόγγυλος rund weder für die Brombeere, noch für die Maulbeere passend. Ein dritter Zeuge aus älterer Zeit für das Wort μόρα, welches mehr der dorischen Mundart angehörte, ist Epicharmus, Phot. Lex. v. συκάμινα· τὰ δὲ μόρα, Δώριον μᾶλλον· καὶ Ἐπίχαρμος· μόρων νέον τὸ φυτόν. Muss auch hier die eigentliche Bedeutung zweifelhaft bleiben, so findet sich bei den jüngeren Komikern die Maulbeere deutlich und unverkennbar, Eubulus (blühte nach Suidas Ol. 101, muss aber bis zu Demosthenes Zeit gelebt haben) bei Athen. 13. p. 557:

οὐδ' ὥσπερ ὑμεῖς συκαμίνῳ τὰς γνάθους
κεχριμέναι.

Philippides (zwischen Ol. 118 und 122, Freund des Königs Lysimachus) bei Phot. l. l.:

τοῖς συκαμίνοις δ' ἀντὶ τοῦ φύκους ὅλον
τὸ πρόςωπον —

denn statt der Schminke kann zum Färben des Gesichts nur der rothe Maulbeersaft dienen. Theophrast unterscheidet in seiner genaueren Sprache die συκάμινος oder den Maulbeerbaum von der συκάμινος Αἰγυπτία oder der Sykomore, und eben so sicher ist der erstere unter dem Namen μορέα in den von Athenäus 2. p. 51 aufbewahrten Versen aus den Γεωργικά des Nicander zu erkennen:

καὶ μορέης ἣ παισὶ πέλει μείλιγμα νέοισι,
πρῶτον ἐπαγγέλλουσα βροτοῖς ἡδεῖαν ὀπώρην.

In der That ist *morus nigra* wie mit ihrem Laube im Frühling die späteste, so mit ihren Früchten, der Wonne der Jugend, im Sommer die erste. Zu Galenus Zeit endlich war *μόρον* schon der allein gebräuchliche Ausdruck und *συκάμινον* nichts als eine klassische Antiquität: ich will lieber, bemerkt er de aliment. facult. 2, 11, *μόρον* sagen, wie es Allen geläufig ist, als *συκάμινον*, wie die Attiker vor 600 Jahren sich ausdrückten: thöricht derjenige, dem es mehr auf sogenannte korrekte Sprache, als auf Gesundheit des Leibes und der Seele ankommt. Um so auffallender ist, dass die Neugriechen, zwar auch *μωρεά*, daneben aber auch *συκαμηνεά* sagen sollen.

Bei dem Uebergange des Baumes nach Italien war die Benennung *συκάμινος* schon verloren gegangen; er trug fortan, wie der Brombeer- und Himbeerstrauch, nur den Namen *mora*. War *μόρον* oder *μῶρον* ein dorisches Wort und brauchte es Epicharmus in Sicilien, so wird Name und Sache von Grossgriechenland aus zu den Lateinern gekommen sein. Der Name in so fern, als das Beispiel der Griechen die lateinisch Redenden vermochte, das in ihrer Sprache gewiss alte Wort *morum* auf die neue Beere anzuwenden. Wo Verwechselung möglich war, da mochte man sagen Beere vom Baume, *morum celsae arboris*, und für Maulbeerbaum *morus celsa*, worauf wenigstens das italienische *gelso* führt. Bei den Dichtern wird die Frucht nicht selten erwähnt; Ovid erzählt uns im vierten Buche seiner Metamorphosen, woher die rothe Farbe der Beeren stammt, nämlich vom Blute des Pyramus, als dieser sich wegen der Thisbe unter dem Baume den Tod gab — eine ganz kleinasiatische, auch bei andern Pflanzen wiederkehrende Sage, die diesmal Babylon zum Schauplatz gewählt hatte und darin eine Erinnerung an die Herkunft des Baumes aus dem tieferen Osten bewahrte. Sehr zärtlich war der Baum nicht, denn er hat seitdem die Alpen überstiegen und gedeiht nicht blos in Frankreich, sondern auch in England und Deutschland, ja in Scandinavien. Wichtiger als durch seine Früchte wurde er ein Jahrtausend später durch sein Laub; er machte die Einwanderung der ostindisch-chinesischen Seidenraupe möglich. Die ersten Pflanzer, die nach den schwarzen Beeren begehrten, ahnten nicht, dass die rauhen Blätter einst durch eine mannigfache Metamorphose vermittelst eines kleinen Thierchens sich in ein kostbares, weiches, glänzendes Gewebe verwandeln würden. Die Römer hatten zwar die serischen Gewänder allmählig kennen gelernt und wogen sie

mit Gold auf, aber dass diese wunderbaren Fäden nur versponnene Maulbeerblätter seien, kam auch ihnen nicht zu Sinn. Im weitern Verlauf der Zeiten freilich trat *morus nigra* das Amt, die Seidenraupe zu füttern, an einen andern noch spätern Ankömmling aus dem centralen und östlichen Asien ab, an die *morus alba*, einen Schwesterbaum von kleinerem Wuchse, glatteren und zarteren Blättern und weissen honigsüssen Früchten, der gegen Ende des Mittelalters in Europa erschien. Die persischen Provinzen am kaspischen Meere, in Europa Italien und Frankreich, die Hauptseidenländer des Westens, sind jetzt in den Bezirken, wo diese Industrie blüht, über und über mit beschnittenen und berupften weissen Maulbeerbäumen bedeckt; nur hin und wieder steht der Maulbeerbaum der Alten noch angepflanzt da und dient nur in zurückgebliebenen und abgelegenen Gegenden mit seinem Laube zur Ernährung der spinnenden Raupe und zur Erzeugung einer gröbern, minder edlen Seide. Eine noch dienlichere Art *morus*, als der gewöhnliche weisse Maulbeerbaum, die *morus alba multicaulis*, ist in neuerer Zeit aus Manilla, wohin sie aus China gekommen war, in Europa eingeführt worden und soll, richtig behandelt, gut gedeihen. [64])

MANDELN. WALLNUESSE. KASTANIEN.

In der römischen Kaiserzeit wusste man die drei in der Ueberschrift genannten Früchte, als *juglandes*, Wallnüsse, *amygdalae*, Mandeln, und *nuces castaneae*, Kastanien, genau zu unterscheiden; je weiter man aber in der Zeit hinaufgeht, desto mehr verwirren sich die Namen. So lange die Bäume selbst, deren Ansehen und Natur so verschieden ist, dass sie gar nicht mit einander zu verwechseln sind, nicht allgemein bekannt waren, und nur der Seehandel jene Schalenfrüchte in Säcken oder Thonfässern auf den Markt, z. B. den von Athen, brachte, griff man bei der Benennung zu den einheimischen Wörtern N u s s oder E i c h e l und

fügte wechselnde Beinamen hinzu, die von der Beschaffenheit der Schale oder von dem Lande, wo die Frucht angeblich wuchs, oder von dem Handelshafen, der sie geliefert hatte, hergenommen waren. So schwankend aber blieb der Gebrauch, dass z. B. der populäre Name Jupiters Eichel, *Διὸς βάλανος* (d. h. die edle Eichel im Gegensatz zu der gemeinen), der in Griechenland in den meisten Fällen die Kastanie bezeichnete, in der lateinischen Uebersetzung *juglans* die Bedeutung Wallnuss hat. Am frühesten tritt die Mandel auf, die unter dem Namen *ἀμυγδάλη* bei den attischen Komikern schon gewöhnlich ist; die Namen der Wallnuss, der Kastanie und einiger edlern Arten der Haselnuss laufen aber noch lange durch einander. Hält man dle Hauptstellen zusammen, so ergiebt sich wenigstens eine unzweifelhafte pflanzengeographische Thatsache, nämlich die Herkunft aller dieser Früchte aus dem mittlern Kleinasien, besonders aber aus den Pontusgegenden und zwar in verhältnissmässig später Zeit. Dorthin weisen alle Namen: Hermippus ap. Athen. 1, p. 28:

Τὰς δὲ Διὸς βαλάνους καὶ ἀμύγδαλα σιγαλόεντα
Παφλαγόνες παρέχουσι· τὰ γάρ τ' ἀναθήματα δαιτός.

Plin. 15, 23, 25 von den Kastanien: *Sardibus hae provenere primum; ideo apud Graecos Sardianos balanos appellant.* Dioscor. 1, 145: *αἱ Σαρδιαναὶ βάλανοι, ἅς τινες λόπιμα, ἢ κάστανα καλοῦσιν, ἢ μότα, ἢ Διὸς βάλανοι.* Galen. 6, p. 778 Kühn.: *οἵ γε μὴν ἐμοὶ πολῖται, καθάπερ οὖν καὶ ἄλλοι τῶν ἐν Ἀσίᾳ, Σαρδιανάς τε καὶ λευκήνας ὀνομάζουσιν αὐτὰς* (die Kastanien) *ἀπὸ τῶν χωρίων, ἐν οἷς πλεῖσται γεννῶνται* (also wo sie am häufigsten sind, nicht etwa wo eine besondere feine Sorte wächst). *τὸ μὲν οὖν ἕτερον τῶν ὀνομάτων τούτων εὔδηλόν ἐστιν ἀπὸ τίνος γέγονε· λευκῆναι δὲ ἀπὸ χωρίου τινὸς ἐν τῷ ὄρει τῇ Ἴδῃ τὴν προςωνυμίαν ἐσχήκασιν.* Amphilochus ap. Athen. 2, p. 54: *ὅπου δὲ γίνεται τὰ κάρυα τὰ Σινωπικά, ταῦτα δένδρα ἐκάλουν ἄμωτα* (was oben Dioscorides *μότα* nannte — beide Formen schwer deutbar und vielleicht verdorben). Strab. 12, 3, 12: *ἡ δὲ Σινωπῖτις καὶ σφένδαμνον ἔχει καὶ ὀροκάρυον, ἐξ ὧν τὰς τραπέζας τέμνουσιν.* Theophr. h. pl. 3, 15, 1: *ἡ δὲ Ἡρακλεωτικὴ καρύα* — folgt die Beschreibung, die auf die Haselnuss passt. Inschrift bei Boeckh, Staatshaushalt 2, 356: *Περσικὰς ξηρὰς καὶ ἀμυγδάλας καὶ Ἡρακλεωτικὰ κάρυα καὶ κώνους καὶ καστάναια.* Macrob. Sat. 3, 18, 7: *nux castanea vocatur et Heracleotica. Nam vir doctus Oppius in libro quem fecit de silvestribus arboribus sic ait: He-*

racleotica haec nux, quam quidam castaneam vocant. Diocles ap. Athen. 2, p. 53: τὰ δὲ Ἡρακλεωτικὰ καλούμενα καὶ Διὸς βάλανοι τρέφει μὲν οὐχ ὁμοίως τοῖς ἀμυγδάλοις, ἔχει δέ τι κεγχρῶδες.

Nüsse also oder Eicheln, benannt nach Sardes in Lydien, nach einer Gegend am Idagebirge, nach Sinope und Heraklea, den beiden Hafenstädten am schwarzen Meere, und bezogen aus Paphlagonien, der Landschaft an demselben Meere. Ganz gewöhnlich ist aber auch die direkte Benennung pontische Nüsse, meistens, aber nicht ausschliesslich, für eine grössere Art Haselnüsse gebraucht, so wie persische oder königliche, weil sie aus einer Gegend stammten, die den persischen Königen unterworfen war. Plin. 15, 22, 24: *In Asiam Graeciamque e Ponto venere ideoque Ponticae nuces vocantur.* Idem eod. l.: *Et has (juglandes) e Perside regibus translatas indicio sunt Graeca nomina; optimum quippe genus earum Persicon atque basilicon vocant, et haec fuere prima nomina.* Diosc. 1, 179: τὰ δὲ πόντικα, ἃ ἔνιοι λεπτοκάρυα καλοῦσιν. Idem 1, 178: Κάρυα βασιλικά, ἃ ἔνιοι περσικὰ καλοῦσιν. Athen. 2, p. 53: Ὅτι ποντικῶν καλουμένων καρύων, ἃ λόπιμά τινες ὀνομάζουσι, μνημονεύει Νίκανδρος. Ἑρμῶναξ δὲ καὶ Τιμαχίδας ἐν γλώσσαις Διὸς βάλανόν φησι καλεῖσθαι τὸ πόντικον κάρυον.

Woher aber stammte der Name Kastanie, und wann taucht er zuerst auf? Xenophon kam mit den Zehntausend auch zu den Mosynöken, einem pontischen Volke, und fand bei ihnen viel breite Nüsse aufgespeichert — sie dienten also zur Volksnahrung —, die von den Spätern, s. Poll. On. 1, 232, für Kastanien gehalten worden sind, Anab. 5, 4, 28: καρύα δὲ ἐπὶ τῶν ἀνωγαίων ἦν πολλὰ τὰ πλατέα, οὐκ ἔχοντα διαφυὴν οὐδεμίαν — viel wahrscheinlicher aber eine grosse Art *corylus* waren, wie sie jene Gegenden hervorbringen; auf jeden Fall aber kennt er den Namen Kastanie noch nicht. Derselbe würde zuerst bei Theophrast h. pl. 4, 8, 11 erscheinen: ἐμφερὴς τῷ Κασταναϊκῷ καρύῳ, wenn die Lesart sicher wäre und die vier Worte, da sie dem sonstigen Gebrauch des Theophrast widersprechen, nicht ganz wie ein späteres Glossem aussähen. Erst der Dichter Nikander im zweiten Jahrhundert vor Chr. spricht deutlich von der Nuss, die das Land Kastanis erzeugt, Alexiph. 271:

δυςλεπέος καρύοιο, τὸ Κασταvὶς ἔτρεφεν αἶα.

Aber wo lag die Gegend Kastanis? der Scholiast belehrt uns: *πόλις Θεσσαλίας, ὅθεν τὰ καστάνια ἀπὸ τῆς Καστανίδος γῆς*, und ähnlich drückt sich das Etymologicum M. s. v. *Καστανέα* aus. In der That gab es an der thessalischen Küste am Fuss des Pelion in der Landschaft Magnesia einen kleinen Hafen oder nach Strabo ein Dorf, *κώμη*, des Namens *Κασθαναίη*, *Κασταναία*, zuerst bei Herodot 7, 183 und 188 erwähnt; auch sagt Theophrast h. pl. 4, 5, 4, es wüchsen in Magnesia und auf Euböa, welche Insel der Landschaft Magnesia gegenüber lag, viel Euböische Nüsse d. h. Kastanien. Von diesem wenig bekannten Flecken also hätte die Kastanie ihren Namen? oder suchte man in der Verlegenheit nicht vielmehr nur irgend einen geographischen Namen, um den der Frucht damit zu erklären? Auch fügt der Scholiast noch eine zweite Deutung hinzu, die an sich viel grössere Wahrscheinlichkeit hätte: *ἡ Καστανὶς πόλις Πόντου, ὅπου πλεονάζει τὸ καστάνιον* — wenn sich nur sonst von einer pontischen Stadt oder Gegend dieses Namens eine Spur fände. Oder taucht hier jenes räthselhafte *Κασταμών* südwestlich von Sinope auf, das wir in byzantinischer Zeit als einen bedeutenden Ort kennen lernen, ohne dass die Alten seiner erwähnten (Ritter, Erdkunde, 18, 414 ff.)? Jene Inschrift bei Boeckh, in der dieser Gelehrte keine römischen Spuren fand, kann wegen des darin vorkommenden Namens *καστάναια* wenigstens nicht weit von der römischen Zeit abliegen. Dass auch in verschiedenen orientalischen Sprachen die Namen *glans regia*, *Διὸς βάλανος* oder *juglans* für die Kastanie vorkommen (Pott in der Zeitschr. für Kunde des Morgenl. 7, 110 ff.), würde bedeutungsvoll sein, wenn nicht Benennungen wie *bendak*, *pandek* für *nux Pontica*, arabisch *mitkon* für *malum Medicum* bewiesen, dass auch abendländische Fruchtnamen den Rückweg in den Orient fanden. Nicht in den semitischen, wohl aber, wie wir glauben, in iranischen Idiomen, besonders im Altarmenischen, würden Kenner dieser Sprachen vielleicht den Ursprung und eine Erklärung des Namens Kastanie entdecken können. — In Italien nennt Cato gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. weder *juglandes*, noch Kastanien, noch Mandeln. An einer Stelle aber, 8, 2, giebt er die Vorschrift: *nuces calvas avellanas praenestinas et graecas, haec facito uti serantur.* Hier sind unter *nuces avellanae* die aus Campanien stammenden, dorthin von den griechischen Küstenstädten verpflanzten edlern Haselnüsse, unsere Lamberts- d. h. lombardischen Nüsse zu verstehen, die den Griechen selbst aus

dem Pontus zugekommen waren; aber wie sind *nuces calvae* und *graecae* zu deuten? Ernst Meyer, Geschichte der Botanik, 1, 344, vermuthet in der *nux graeca* die Kastanie, befindet sich damit aber im Widerspruch mit dem Gebrauch der Spätern, die durchgängig unter *nux graeca* die Mandel verstehen. Bei Columella heisst der Baum *amygdala*, die Frucht *nux graeca*; Plinius 15, 22, 24 sagt ausdrücklich: *haec arbor* (der Mandelbaum) *an fuerit in Italia Catonis aetate dubitatur*, *quoniam graecas nominat*, und eben so Macrob. Sat. 3, 18, 8: *nux graeca haec est quae et amygdale dicitur, sed et Thasia eadem nux vocatur. Testis est Cloatius in Ordinatorum Graecorum libro quarto*, *cum sic ait*: *Nux graeca amygdale.* Ist also Catos *nux graeca*, wie nicht zu bezweifeln, die Mandel, so hätte man bei der *nux calva* die Wahl zwischen der Wallnuss und der Kastanie. Vergleicht man die vier Sorten Kastanien bei dem Scholiasten zu Nicandr. Alex. 271: τῶν δὲ καστάνων τὸ μὲν Σαρδιανὸν, τὸ δὲ λόπιμον, τὸ δὲ μαλακὸν, τὸ δὲ γυμνόλοπον — so könnte *calvus* wohl einerlei sein mit γυμνόλοπος, nacktschalig, und *nux calva* folglich die Kastanie bedeuten. Einen ähnlichen unbestimmten Ausdruck, *mollusca nux*, hatte Plautus gebraucht, Macrob. Sat. 3, 18, 9: *Plautus in Calceolo sic ejus meminit*:

molluscam nucem
Super ejus dixit impendere tegulas.

Ecce Plautus nominat quidem, *sed quae sit nux mollusca*, *non exprimit.* Hält man diese Bezeichnung zu dem obigen μαλακόν beim Scholiasten des Nicander und zu Vergils *castaneae molles* (Ecl. 1, 82; *molles* = weichschalig, nicht, wie man gewollt hat, wohlschmeckend), so wird man nicht anstehen, auch hier den das Dach beschattenden Kastanienbaum vorauszusetzen. Auf jeden Fall kann bei dem Mangel fester Namen an eine allgemeine Kultur dieser Bäume in Italien zu Plautus und Catos Zeit nicht gedacht werden. Die Wallnüsse finden sich unter dem Namen *juglandes* schon mehrmals bei Varro und einmal bei Cicero — da wo er erzählt, der Tyrann Dionysius der ältere habe sich von seinen Töchtern den Bart mit glühenden Nussschalen abbrennen lassen, Tuscul. 5, 20, 28 —, der Kastanien erwähnt zuerst Vergil, z. B. Ecl. 2, 52:

Castaneaeque nuces mea quas Amaryllis amabat,

die *amygdala amara* und *dulcia* finden sich unter diesem Namen zuerst bei *Scribonius Largus* in dessen *compositiones medicamentorum* vor der Mitte des ersten Jahrhunderts vor Chr. Von da an waren die Bäume sowohl als die Namen in Italien so eingebürgert, wie noch heut zu Tage die *noci*, *mandorle* und *castagne*. In allen Gärten stehen die Mandelbäumchen bei mildem Wetter schon im Januar, sonst aber im Februar und März, ehe noch die Blätter hervorgekommen sind, in ihrem schneeigen Blüthenschmuck da, die Nussbäume beschatten mit ihrem dichten aromatischen Laube die Wege selbst in Deutschland, und die Kastanien haben in Italien, Spanien und einem Theile Frankreichs sogar zu wirklichen Wäldern sich vermehrt, die je nach der geographischen Breite in höhern oder tiefern Zonen die Berge, z. B. in prachtvollen Exemplaren den Kegel des Aetna, umgürten. So sehr sind die Früchte der letzteren zur allgemeinen Volksnahrung geworden, dass man in Frankreich die Trägheit der Corsen ihren Kastanien zugeschrieben und desshalb den Untergang dieser Bäume gewünscht hat — wie die Banane den Tropenmenschen faul macht. In der That — besitzt eine corsische Familie nur zwei Dutzend Kastanienbäume, dazu eine Heerde Ziegen, die das ganze Jahr hindurch frei weidet, so sind alle Bedürfnisse gedeckt, und der Wunsch des Vaters und jedes der Söhne geht nur noch auf Erwerb eines Sümmchens, um damit eine — Flinte zu kaufen. Auch im rauhen italienischen Apennin lebt der Gebirgsbewohner, da wo der Ackerbau unmöglich oder unergiebig geworden ist, einen grossen Theil des Jahres von Kastanien und Kastanienmehl und geräth in grosse Noth, wenn einmal in einem ungünstigen Jahr die Erndte spärlich ausfällt. Ausser den Früchten giebt der Kastanienbaum in der heissen Zeit auch Schatten und Kühlung und das Holz dient nicht blos zur Feuerung, sondern auch zu Werkzeugen und Geräthen jeder Art. So gehört dieser Baum zu den allerwichtigsten Erwerbungen der Kultur, die uns das Alterthum hinterlassen hat. Auf die Botaniker pflegt freilich die Kastanie in Südeuropa den Eindruck eines dort von Urbeginn einheimischen Gewächses zu machen. So lässt z. B. Link, der ein vorzüglicher Kenner des europäischen Südens gewesen sein soll, die ersten Menschengeschlechter in Europa, noch vor der Epoche des Hirtenlebens, von dieser Frucht sich hauptsächlich nähren (die Urwelt und das Alterthum, 1, 355—361). Allein dem widerspricht schon der Umstand, dass weder die Griechen noch die Römer für den Kasta-

nienbaum und seine Frucht einen individuellen Namen haben. Vielmehr waren Himmel und Boden in den Gebirgen Süd- und zum Theil Mitteleuropas für diesen Baum so günstig, dass er sich rasch verbreitete, der Hand des Menschen sich entzog und in weiten Strecken zum Waldbaume wurde. Der Fall ist durchaus nicht der einzige dieser Art. So wurden nach der Eroberung Teneriffas durch die Spanier am Ende des 15. Jahrhunderts Kastanien auf dieser Insel angepflanzt und »bilden dort jetzt einen Wald, der fast nur durch europäische Blumen, die er beschützt, seinen europäischen Ursprung verräth« (L. von Buch, Ueber die Flora auf den kanarischen Inseln, Abhandll. der Berliner Akademie, 1816—1817, S. 351). Man vergesse nicht, dass seit der vorausgesetzten Einführung dieses Baumes zweitausend Jahr und mehr verflossen sind. Nach eben so langer Zeit wird Amerika in noch grösserem Massstabe ähnliche Erscheinungen bieten. Auch würden die Griechen, wenn sie in ihrem Lande den Kastanienbaum vorgefunden hätten, seiner Frucht gewiss in ihren kulturgeschichtlichen Sagen erwähnen. Wir hören aber immer nur von den Eicheln der *δρῦς*, der Speiseeiche, und die ersten Menschen, wie die wilden Arkader in ihren Bergen und Wäldern, werden immer nur als Eichelesser, *βαλανηφάγοι*, bezeichnet, selbst durch Göttermund, Orakel bei Herod. 1, 66:

Πολλοὶ ἐν Ἀρκαδίῃ βαλ ηνοφάγοι ἄνδρες ἔασιν.

Würde Hesiodus in der schönen Stelle der Werke und Tage, wo er das Gedeihen schildert, das Friede und Recht über die Menschen bringen, 232:

τοῖσι φέρει μὲν γαῖα πολὺν βίον, οὔρεσι δὲ δρῦς
ἄκρη μέν τε φέρει βαλάνους, μέσση δὲ μελίσσας·
εἰροπόκοι δ' ὄϊες μαλλοῖς καταβεβρίθασιν —

würde er die Kastanien vergessen haben, wenn sie damals schon in den Bergen wuchsen und ihre süsse Frucht den Menschen spendeten? Dass aber die Gegenden südlich vom Kaukasus und der Nordrand von Kleinasien alle Arten Nüsse und Kastanien in höchster Fülle und Vollkommenheit hervorbringen, darüber sind ältere wie neuere Reisende einstimmig. Kolenati sah in Armenien Haselnussbäume, deren Stamm zwei bis drei Fuss Durchmesser hatte; Wutzer, Reise in den Orient, II, 151, traf auf dem Wege von Nicäa nach Brussa Platanen und Kastanien, deren Grösse ihn in Erstaunen setzte: »beide Bäume bilden die Riesen der Vegetation Westasiens, in welcher die Platane den ersten, die Kastanie den

zweiten Platz einnimmt. — Es war die Zeit der Kastanienerndte, wesshalb denn zahlreiche mit Säcken beladene Esel umherstanden, um die Früchte aufzunehmen, welche Männer und Knaben von den hohen Bäumen herabholten, während Frauen sie aufhoben und verpackten. Die glühenden Sonnenstrahlen bemühten sich vergebens, das gewaltige Laubdach zu durchdringen.« Von diesen Gegenden kamen die Kastanien auf dem Landwege über Thracien, Macedonien und Thessalien nach Euböa, nach welcher Insel sie in Athen zu Theophrasts Zeit euböische Nüsse hiessen. Heut zu Tage sind die griechischen Kastanien klein und meist mit der den Kern umgebenden bittern Schale durch- und verwachsen und daher nicht angenehm zu essen (nach Fiedler). Die besten durch Kultur veredelten Kastanien liefert von den europäischen Ländern jetzt das südliche Frankreich[65]).

Die wilde oder sogenannte Rosskastanie, *aesculus hippocastanum L.*, gehört zu den Gewächsen, deren Verbreitung Europa den Türken verdankt. Der schöne, schattige, im Frühling unter den ersten sich belaubende Baum kam gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts über Wien aus Konstantinopel und wurde bald in Gärten und auf öffentlichen Spaziergängen beliebt — man erinnere sich nur der Kastanien des Tuileriengartens und unter ihnen des berühmten Napoleon-Baumes. Die aufrecht stehende, stolz prangende Blüthe entsprach, wie die Tulpe, dem türkischen Geschmack; der prosaische Name Rosskastanie soll von der türkischen Gewohnheit stammen, den Husten der Pferde mit der Frucht des Baumes zur curiren.

DER KIRSCHENBAUM,

(prunus cerasus L.)

Dass die Kirschen, die Lust der Knaben und der Vögel, von dem reichen Lucullus, dem Sieger über Mithridates, nach Europa gebracht worden, das weiss auch jeder Knabe aus der römischen Geschichte, obgleich ihm vor dem vollen Korbe mit den süssen rothen Beeren die Sache so gleichgültig ist, wie dem naschenden

Sperling auf dem Baum. In der That melden von Plinius an verschiedene Gewährsmänner, dass nach Zerstörung der Stadt Cerasus, die an der pontischen Küste zwischen Sinope und Trapezunt lag, der römische Feldherr, L. Lucullus, aus der Umgegend derselben den Kirschbaum nach Italien verpflanzt habe — jedenfalls eine kostbarere und länger dauernde Kriegsbeute, als das sechs Fuss hohe goldene Kolossalbild des Mithridates und der gemmenbesetzte Schild und die vielen goldenen und silbernen Gefässe, mit denen Lucullus seinen Triumph zierte. Wo Plinius seine Angabe her hat, wissen wir nicht; Plutarch im Leben des Lucullus, der doch eine Menge Einzelheiten gesammelt hat, schweigt über die durch seinen Helden geschehene Einführung einer neuen Obstgattung. Indessen stimmt mit der Nachricht des Erstern gut überein, dass die Kirsche bei Cato ganz fehlt, bei Varro nur einmal genannt wird und bei den Spätern häufig ist. Eine völlig neue Entdeckung war die Frucht freilich auch zu Lucullus Zeit nicht. Erstens wird bei Athenäus 2 p. 51 eine Stelle aus den Schriften des Diphilus von Siphnus, eines Zeitgenossen des Königs Lysimachus, dessen Reich sich auch über Vorderasien erstreckte, angeführt, in der die diätetischen Eigenschaften der Kirschen, *τὰ κεράσια*, erörtert werden, mit dem Beifügen, die rötheren und die milesischen verdienten den Vorzug. Zweitens besass auch Italien einen einheimischen Verwandten des Baumes, *prunus avium L.*, der bei den Alten von dem Cornelkirschenbaum, *cornus mascula L.*, nicht unterschieden wird, dessen Früchte aber in Europa bisher nicht veredelt waren und sich dort vielleicht auch nicht veredeln liessen. Daher Servius ad Verg. G. 2, 18 ganz richtig bemerkt: *hoc autem etiam ante Lucullum erat in Italia, sed durum, et cornum appellabatur.* Diese wilde Süsskirsche, zusammen mit der Kornellenkirsche und dem Hartriegel, wird bei Theophrast h. pl. 3, 12 unter dem Namen der männlichen und weiblichen *κράνεια* beschrieben: die männliche hat sehr hartes Holz, die weibliche weicheres; die Bewohner des troischen Idagebirges sagen von der weiblichen, sie trage Frucht; diese letztere ist essbar, süss und duftend; die Macedonier dagegen behaupten, beide Geschlechter seien fruchttragend, die weibliche Frucht aber nicht essbar. Solche auf kleinasiatischem Boden am Idagebirge und bei Milet zur Zeit des Königs Lysimachus bereits veredelte Süsskirschen mögen auch die *κεράσια* des Diphilus Siphnius, — diejenigen aber, die Lucullus im Reiche Pontus kennen

lernte und mit denen er Italien beschenkte, eine edlere, grössere, saftreichere Art Sauerkirsche gewesen sein. Beide Hauptarten wurden, nachdem diese Frucht einmal bekannt und beliebt geworden, rasch vermehrt, aus Asien, das sich bald darauf völlig aufschloss, vielfach bezogen, auf die einheimischen wilden Bäume gepfropft und eine Menge Varietäten, darunter die allerköstlichsten und feinsten, erzeugt. Ein besonderer Vorzug der Kirsche war es, dass sie so frühe, schon mitten im Sommer, reifte und in der heissen Zeit ihren erfrischenden Saft spendete, wenn die übrigen Früchte noch im Rückstande waren. Als aus dem Pontus, einer Gegend mit harten Wintern, stammend und in gemeinern Arten sogar im südlichen Europa einheimisch, konnte dieser Fruchtbaum auch durch das ganze mittlere Europa, bis in den Norden des Welttheils hinein, weiter wandern. Wirklich war die Kirsche zu Plinius Zeit, hundert zwanzig Jahr, nachdem sie zuerst in Italien erschienen, schon über den Ocean nach Britannien gegangen (Plin. 15, 25, 30); sie wuchs an den Ufern des Rheins; in Belgien gab man der nach Lusitanien benannten Sorte den Vorzug, in welchem letzteren Lande sie also gleichfalls vorkam und schon eine eigne Spielart gebildet hatte. Ja, in den Alpen und jenseits der Alpen in den ehemaligen Barbarenländern trägt der Baum aromatischere Früchte, als an den Gestaden des Mittelmeers, wo ihm unter Einwirkung der See das Klima zu gleichmässig milde ist, Plin. l. l.: *septentrione frigidisque gaudet.* Tyrol, die Schweiz, der Oberrhein sind jetzt ein reicher Kirschenbezirk, in welchem es dem Baume besonders wohl ist. Wie in der Schweiz aus dem Ueberfluss dieser Erndte das bekannte Kirschwasser destillirt wird, so in Dalmatien, Triest, Venedig aus der *marasca* d. h. der Sauerkirsche der *maraschino rosolio*, der an Feinheit seine ungarisch-serbische Nachbarin, die Pflaumen-Slivovica, übertrifft.

Entsprechend den beiden europäischen Hauptarten der Kirsche, der süssen und der sauern, gehen durch die europäischen Sprachen zwei Hauptnamen für diese Frucht. Das lateinische *cerasus,* griechische *κέρασος*, *κερασός*, ist, wie zuerst Casaubonus einsah, nicht von der sinopischen Kolonie *Κερασοῦς* hergenommen, sondern die Stadt vielmehr nach dem Namen des dort wachsenden Baumes benannt. *Κέρασος* scheint nur die kleinasiatische Form für das eigentlich griechische *κράνεια* (schon homerisch), lat. *cornus*, welche Wörter mit *κέρας* und *cornu* genau verwandt sind und den Baum nach der hornartigen Härte des Holzes, die es

zu Wurfspeeren besonders geeignet machte, bezeichnen. Man beachte die Schilderung des Theophrast, h. pl. 3, 12, 1: *τὸ δὲ ξύλον τὸ μὲν τῆς κρανείας ἀκάρδιον καὶ στερεὸν ὅλον, ὅμοιον κέρατι τὴν πυκνότητα καὶ τὴν ἰσχύν, τὸ δὲ τῆς θηλυκρανείας ἐντεριώνην ἔχον καὶ μαλακώτερον καὶ κοιλαινόμενον δι' ὃ καὶ ἀχρεῖον εἰς τὰ ἀκόντια.* Nach derselben Eigenschaft wurde auch der deutsche Hartriegel genannt. Theophrast kennt auch den Namen *κέρασος*, h. pl. 3, 13; 4, 15, 1; 9, 1, 2; aber aus seiner Beschreibung geht hervor, dass er einen Waldbaum meinte, dessen Bast zu Stricken verwendet, dessen bohnengrosse rothe Früchte mit weichem Kern aber, wie es scheint, nicht essbar waren. Bei den Griechen am Pontus hiess die edle Kirsche, die ja gleichfalls ein Baum mit rothen Früchten war, *κέρασος*, und von da ging der Name mit dem Baume nach Italien über, von Italien ins transalpinische Europa. Die romanischen Sprachen bildeten ihr Wort, wie gewöhnlich, aus dem Adjectiv *ceraseus* (die Formen bei Diez, 1, 129); das deutsche Kirsche ist nicht aus dem Romanischen, sondern unmittelbar aus dem Lateinischen genommen, folglich zur Zeit der Völkerwanderung oder bald nachher (genaue Sammlung aller Varianten von Hildebrand unter Kirsche im Grimm'schen Wörterbuch); das slavische *črješnja* wurde seit der Einwanderung der Slaven in das Donaugebiet aus dem Deutschen entlehnt (wie auch das aus dem deutschen Pluralzeichen entstandene n lehrt — gleich dem deutschen Femininum aus dem lat. Plural *cerasa*, Wackernagel, Umdeutschung, S. 42), das magyarische *tseresznye* wieder aus dem Slavischen; das byzantinische *κέρασος* ging in das Türkische, Persische, Kurdische u. s. w. über. — Dunkler ist die Herkunft des andern durch ganz Europa verbreiteten Namens der Kirsche, besonders der sauren: ital. *visciola*, altfranz. *guisne*, jetzt *guigne*, span. *guinda*; deutsch Weichsel, ahd. *wîhsela*; slav. *višnja*, *višnĭ*, lit. *wyszna*, neugr. *βίσηνον*, *βίσινον* (auch walachisch, albanesisch, türkisch) — lauter Formen desselben Wortes, ohne regelmässige Lautvertretung. Liesse sich irgend ein Begriffszusammenhang zwischen den Kirschen und den Beeren der Mistel aufweisen, oder vielmehr, — da ein solcher auf mannigfache Art herzustellen wäre —, versicherte uns irgend ein Factum, dass er reell geltend geworden, so wäre nicht blos durch das griech. *ἰξός* (mit Digamma), lat. *viscus*, *viscum*, eine Erklärung des Wortes gefunden, sondern auch die naturgemässe Herkunft der Frucht aus Italien durch den Namen bestätigt. Will man das deutsche Wort an die

Spitze stellen, wozu der französische und spanische Anlaut *gu* einladet, so ist zunächst der inlautende Guttural als jüngeres Element zu entfernen; er fand sich vor *sl*, wie im Flussnamen Weichsel (*Vistula*, *Visula*, slav. *Wisla*) ein, während im niederdeutschen Wispelbaum (Vogelkirsche, Bremisches Wörterb.) durch Einfühgung eines *p* ein deutscher Klang hervorgebracht wurde[66]). In einem Fragment des Komikers Amphis wird die Frucht der *κράνεια* oder des Cornelkirschenbaumes *μέσπιλον* genannt, Mein. fr. com. gr. 3, 318:

> ὁ συκάμινος συκάμιν', ὁρᾷς, φορεῖ,
> ὁ πρῖνος ἀκύλους, ὁ κόμαρος μιμαίκυλα,
> κράνεια μέσπιλα.

Wir wissen nicht, ob dies auf eine Spur führen kann.

ARBUTUS. MEDICA. CYTISUS.

Dem heissen, gebirgigen Süden sind die blumenreichen Wiesen des Nordens und die grünen Matten der Hochalpen versagt: ihre Stelle vertritt die immergrüne Strauchvegetation, die, nachdem der Wald längst der Kultur gewichen, die Vorberge, die felsigen Küsten, die Ränder der Schluchten und Wasserrinnen bekleidet. Von einem der schönsten Bäumchen dieser Region, dem Erdbeerbaum, *arbutus unedo L.*, wisssen wir nicht, ob er immer da gewesen oder mit den Menschen von Südosten her eingewandert. Mit lorbeerartigen Blättern, den Erdbeeren ähnlichen, erst grünen, dann allmählig gelb und roth sich färbenden Früchten, die er wie der Citronenbaum gleichzeitig mit den Blüthen an seinen Zweigen trägt, mit ewig sich erneuerndem Laube, dessen gleichmässiges Schwinden und Spriessen schon Theophrast h. pl. 1, 9, 3 richtig beobachtet hat, — geht der Baum über das mittlere Italien nicht gern nach Norden hinaus, entwickelt aber, wie Juba bei Plinius 15, 24, 28 übertreibend behauptet, in Arabien einen Wuchs von 50 Ellen und würde somit auch dort sein wahres Vaterland haben. Varro indess 2, 1, 4 rechnet die Arbutusfrucht, wie Eicheln, Brombeeren und *poma* (Aepfel oder Beeren), zu den Nahrungsmitteln der Urwelt, also zu den Früchten, die die jungfräuliche Erde selbst darbot: *quae inviolata ultro ferret*

terra, und die folglich nicht erst die Kultur erzogen und verbreitet hat. Und in dem Gemälde, das Ovid von dem goldenen Zeitalter entwirft, sammeln die ersten Menschen ausser Brombeeren und Erdbeeren, Cornelkirschen und Eicheln, auch Früchte des Arbutusbaumes, Met. 1, 101:

Ipsa quoque immunis rastroque intacta, nec ullis
Saucia vomeribus per se dabat omnia tellus:
Contentique cibis nullo cogente creatis
Arbuteos fetus montanaque fraga legebant,
Cornaque et in duris haerentia mora rubetis
Et quae deciderant patula Jovis arbore glandes.

Jetzt gilt die Frucht sowohl in Griechenland als in Italien für ungesund und betäubend, und man überlässt sie den Vögeln, für die sie den gesuchtesten Leckerbissen bildet; dies populäre Vorurtheil theilten schon die Spätern unter den Alten, so bereits Dioscorides 1, 175. Theophrast (s. unten) nennt sie ohne Vorbehalt essbar; nach Galen. de alim. fac. 2, 38 pflegten Landleute sie zu geniessen: *τὰ μιμαίκυλα ἐσθίουσι συνήθως οἱ κατὰ τοὺς ἀγρους*, und heut zu Tage ist sie von Nordländern oft ohne Schaden gegessen worden (z. B. Petter, Dalmatien, Gotha 1857, 1, S. 76: »ich habe mit meiner Familie die schönen rothen Beeren des Erdbeerbaums oft genossen, mit Wein, Zucker und Zimmt zubereitet, wie man es in meiner Heimath mit den Erdbeeren macht, aber keine betäubenden Eigenschaften wahrgenommen.«). — Die Verschiedenheit der Benennung bei Griechen und Römern erlaubt übrigens den Schluss, dass in dem Lande, wo der griechische und der italische Urstamm sich trennten, um verschiedene Wanderrichtungen einzuschlagen, der Erdbeerbaum nicht wuchs. Das lateinische *arbutus*, *arbutum* schliesst sich sichtlich an *arbos*, *arbustum* an; das griechische *κόμαρος* erklärt Benfey durch gewunden, kriechend, was aber zu der Natur des Baumes nicht passt. Der Name der Frucht *μιμαίκυλον* (mit Varianten der Schreibart) kommt zuerst bei Aristophanes vor, Athen. 2. p. 50 (nach Meinekes Correctur):

ἐν τοῖς ὄρεσιν δ᾽ αὐτομάτ᾽ αὐταῖς τὰ μιμαίκυλ᾽ ἐφύετο πολλά,

dann auch bei Theophr. h. pl. 3, 16, 4: *ἡ δὲ κόμαρος, ἡ τὸ μεμαίκυλον φέρουσα τὸ ἐδώδιμον* — nach Benfey 1, 219 ff. eine Zusammensetzung von *μιμ*- mit *ἄκυλος* die essbare Eichel. Man könnte auch Winterfrucht deuten (*μαιμάσσω*, *μαιμάκτης*, *μαιμακτήρια*), Lucret. 5, 940:

quae nunc hiberno tempore cernis
Arbuta puniceo fieri matura colore.

Auch *arbutus andrachne* L., ἀνδράχλη, war den Alten bekannt — wohl so viel als der Strauch, der eine gute Kohle, ἄνθραξ, giebt.

In jenen immergrünen *saltus* fand die Heerde des Ackerbauers zur Noth eine genügende Nahrnng; da dieselben aber nicht überall nahe lagen, mussten die Alten darauf verfallen, das Laub der im Garten gepflanzten Bäume abzustreifen und neben der theuren Korn- nnd Mehlnahrung zur Fütterung der Hausthiere zu verwenden. Esel und Ziege hatten, so zu sagen, Anleitung dazu gegeben; der Esel verzehrte Alles, was abseits wuchs, es mochte noch so stachlicht, hart und klebrig sein, und die Ziege ging mit Vorliebe den jungen Blättern der Sträucher und Bäumchen nach. So wurden die Zweige, die bei Schneitelung des Oelbaums und des Weinstocks abfielen, den Thieren vorgeworfen und im Herbste das welke Laub gesammelt und zum Unterhalt des Viehes benutzt. Da dies nicht ausreichte, so erfolgte der weitere Schritt, die Ränder der Aecker und die Gräben und Wege einfach und doppelt mit Reihen von Bäumen zu bepflanzen, die zugleich Holz zur Feuerung und zu ländlichen Werkzeugen und ihr Laub zur Nahrung des Viehes und zur Streu abgaben. So führte die südliche Form des Ackerbaus zu L a u b f ü t t e r u n g und F o r s t g ä r t n e r e i. Schon Cato 30 ertheilt die dem Ohr des nordischen Landwirthen seltsam klingende Vorschrift: Gieb dem Ochsen Laub von Ulmen, Pappeln, Eichen und Feigenbäumen, so lange du davon hast; den Schafen gieb grünes Baumlaub, so lange du solches hast u. s. w., und 54, 2 wiederholt er: Hast du kein Heu, so gieb dem Ochsen Eichen- und Epheublätter. Auch bei den spätern landwirthschaftlichen Schriftstellern wird diese Art Fütterung so oft erwähnt und vorausgesetzt, dass sich an ihrer Allgemeinheit nicht zweifeln lässt. An diesem Punkte sehen wir besonders deutlich, wie sehr die südlich-antike Bodenwirthschaft von der neuern in nordischen Breiten sich unterschied und noch unterscheidet; die letztere, die grösseren Raum hat, nimmt die Gaben aus der Hand der Natur mehr direct entgegen, die erstere verdankt Alles sich selbst und lebt wie in einer zweiten, selbstgeschaffenen Welt, von der aus gesehen die rohe Natur in unabsehbar weiter Ferne liegt. Auch die Alten aber mussten bemerken, dass nicht jedes Baumlaub geeignet war, den Pflugstier kräftig, das Schlachtvieh fett, die

Milchkuh ergiebig zu machen, und dies gab Gelegenheit, Futterpflanzen, die diesem Zwecke besser entsprachen, aus dem Orient einzuführen. Eine solche Erwerbung waren die *medica* und der *cytisus*, die Cato beide noch nicht kennt, Varro aber erwähnt und die also in der Zwischenzeit von der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. bis nach der Mitte des ersten Jahrhunderts in Italien verbreitet wurden. Die *μηδικὴ πόα* oder *μηδίκη*, lat. *medica, medicago sativa L.*, stammte, wie der Name sagt, aus Medien, aus den wohlbewässerten, mit üppigem Pflanzenwuchs und saftigen Triften gesegneten Landschaften südöstlich vom Kaukasus, *ὑπὸ ταῖς Κασπίαις πύλαις*, die Strabo als so reizend schildert und denen er ausdrücklich die gepriesene Staude zuweist, 11, 13, 7: *καὶ τὴν βοτάνην δὲ τὴν μάλιστα τρέφουσαν τοὺς ἵππους καὶ τοῦ πλεονάζειν ἐνταῦθα ἰδίως Μηδικὴν καλοῦμεν.* Besonders den Pferden sollte ihr Genuss zuträglich sein, und den Rosse züchtenden und das Ross verehrenden Persern wird denn auch ihre Verbreitung zugeschrieben, in genauerer Angabe den Kriegszügen des Königs Darius, Plin. 18, 16, 43: *Medica externa etiam Graeciae est, ut a Medis advecta per bella Persarum quae Darius intulit.* Unter den griechischen Schriftstellern erscheint sie zuerst bei Aristophanes und zwar als Pferdefutter, Eq. 606: *ἤσθιον δὲ (οἱ ἵπποι) τοὺς παγούρους ἀντὶ ποίας μηδικῆς.* Aristoteles erwähnt sie wiederholt, aber in Betreff ihres Nutzens in ziemlich abfälliger Weise: zwar sollte sie den Bienen zuträglich sein, hist. anim. 9, 40: *φυτεύειν δὲ συμφέρει περὶ τὰ σμήνη . . . πόαν Μηδικήν*, aber ihr erster Schnitt ist untauglich, 8, 8: *τῆς δὲ πόας τῆς Μηδικῆς ἡ πρωτόκουρος φαύλη*, und sie entzieht den Thieren die Milch, besonders den Wiederkäuern, 3, 21: *τῆς δὲ τροφῆς ἡ μὲν σβέννυσι τὸ γάλα, καὶ μάλιστα τοῖς μηρυκάζουσιν.* In Italien war das Urtheil in so fern eiu anderes, als wenigstens die Schafe durch Fütterung mit der Medica reicheren Ertrag an Milch geben sollten, Varr. 2, 2, 19: *maxime amicum cytisum et medica, nam et pingues facit facillime (oves) et genit lac.* Im folgenden Jahrhundert ist Columella über diese Futterpflanze des Lobes voll, 2, 10, 25: *ex iis (pabulorum generibus), quae placet, eximia est herba Medica. quod cum semel seritur, decem annis durat; quod per annum deinde recte quater, interdum etiam sexies demetitur; quod agrum stercorat; quod omne emaciatum armentum ex ea pinguescit; quod aegrotanti pecori remedium est; quod jugerum ejus toto anno tribus equis abunde sufficit.* Da sie also perennirend ist, bis zu sechs Mal

im Jahre gemäht werden kann, den Acker nicht erschöpft, sondern befruchtet, das gesunde Vieh fett macht, das kranke heilt und von einem Morgen Medica drei Pferde das ganze Jahr erhalten werden können — wie sollte sie nicht eifrig angebaut worden sein, besonders in den verbrannten, im Sommer wasserlosen Gebirgsgegenden, wo noch für das kletternde Schaf, nicht aber für das Pferd und den Ochsen genügende frische Nahrung sich fand. Die Staude, die, weil sie die Wurzeln sehr tief treibt, die Trockenheit nicht scheut, wird auch jetzt noch in Italien angebaut, doch viel seltener, als im Alterthum; die Namen, die ihr ausser *medica* je nach den Landschaften gegeben werden, *erba spagna*, *fieno d'Ungheria,* scheinen auf eine abermalige Einführung in neuerer Zeit zu deuten. Das spanische *mielga* ist nur eine Entstellung aus *medica*, das gleichfalls spanische *alfalfa* stammt aus dem Arabischen, ist aber vielleicht eine andere Pflanze. Das französische *luzerne*, das auch in die deutsche Sprache übergegangen ist, provençalische *lauzerdo* ist etymologisch dunkel, denn die Herkunft aus dem Schweizer Kanton Lucern oder dem piemontesischen Oertchen und Flüsschen *Lucerna* oder *Luserne* wird, so viel wir wissen, durch kein historisches Zeugniss belegt. Der, wie es scheint, von Belgien ausgegangene Kleebau scheint in Nordeuropa der *medicago sativa* hinderlich gewesen zu sein. — Der *cytisus*, *Medicago arborea L.*, ist ein Strauch, dessen Laub als den Hausthieren erwünscht und heilsam von Dichtern und technischen Schriftstellern des Alterthums einstimmig gepriesen wird. Wie der Maulbeerbaum in den Seidebezirken und der Theestrauch in China, ward er nur seiner Blätter wegen gebaut und musste sich gefallen lassen, derselben in regelmässigen Fristen grausam beraubt zu werden. Man köpfte ihn und zog ihn niedrig und benutzte also vorzugsweise den immer erneuten Stockausschlag. Nicht bloss dem eigentlichen Vieh, auch den Hühnern und Bienen war er zuträglich und die specifische Wirkung auf Vermehrung der Milch so augenfällig, dass selbst säugenden menschlichen Müttern ein Decoct aus Cytisusblättern mit Wein eingegeben und das Kind dadurch gestärkt und sein Wuchs befördert wurde. Acht Monat lieferte der Baum den Thieren grünes Futter, den Rest des Jahres noch gute Nahrung in getrockneter Gestalt. Dabei sollte diese Kultur nur geringe Kosten machen, die Pflanze selbst mit dem magersten Boden sich begnügen und gegen alle Witterung und die Unbilden excessiven Klimas unempfindlich sein. So etwa

drücken sich Columella 5, 12 und Plinius 13, 24, 47 aus, wobei der letztere noch hinzusetzt, es sei um so mehr zu verwundern, dass der Cytisus in Italien nicht noch häufiger sei. Zu allererst sollte der Strauch auf der Insel Kythnos, einer der Cycladen, aufgetreten, von dort auf die übrigen Inseln, dann auf das griechische Festland und nach Italien übergegangen sein. Ob er auch nach Kythnos von anderswo gekommen, darüber fehlte die Nachricht; in wie frühe Zeit die erste Benutzung und die Verbreitung fiel, wird nicht gemeldet. Das Wort *κύτισος* kommt in einer der pseudo-hippokrateischen Schriften (*de victus ratione* 2, 54. T. III, p. 447 *Ermerins*) vor, deren Zeit wir nicht bestimmen können, dann mit Sicherheit in dem berühmten Ziegenchor aus den *αἶγες* des Eupolis, bei Meineke fragm. 1. Aristoteles und Theophrast nennen den Cytisus, ein Athener Amphilochus hatte über ihn und die *medica* eine eigene Schrift geschrieben (Plin. 18, 16, 43 und jetzt auch 13, 24, 47. Schol. Nic. Ther. 617), aber wann er lebte, wissen wir nicht. Wenn auch aus Democritus ein Ausspruch über den Cytisus angeführt wird, so führt dies auf kein höheres Alter, denn die Schriften, die unter dem Namen des berühmten Philosophen gingen, waren späte Fälschungen. Ob nicht die Insel Kythnos durch eine Art etymologischer Sage zur ersten Heimath dieses Strauches oder seiner Kultur geworden ist? Das griechische *κύτισος* (lateinisch auch als Neutrum *cytisum*, aus dem Accusativ *κύτισον*) sieht wie ein einheimisches Wort aus und mag mit *κότινος* der wilde Oelbaum und lat. *cotinus*, *rhus cotinus L.*, verwandt sein; es könnte auch aus einer der Sprachen oder Mundarten Kleinasiens stammen, etwa wie *κέρασος* im Verhältniss zu *κράνεια* und *cornus*. In der neuern Landwirthschaft spielt der Strauch, so viel uns bekannt ist, keine Rolle mehr, bildet aber eine Zierpflanze unserer Gärten. In den Lobsprüchen, die ihm die Römer ertheilten, darin dem Vorgang der Griechen folgend, drückt sich wohl nur die Freude an dem neuerfundenen Futterbau überhaupt und dessen überraschend wohlthätigem und nachhaltigem Einfluss auf das Gedeihen der ganzen Wirthschaft aus.

OLEANDER,

(nerium oleander L.).

Der Oleander oder Lorbeerrosenbaum schmückt jetzt in Griechenland und Italien nicht bloss die Gärten, sondern begleitet auch die Wege und die trockenen Betten der Flüsse mit seinen rosenartigen, lieblich duftenden Blüten und dem fahlen Glanze seiner länglichen immergrünen Blätter. Wie so manche andere Pflanze dieser Gegenden schwebt er mitten inne zwischen dem Kultur- und dem wilden Stande d. h. einmal herübergebracht, wusste er sich selbst zu helfen und nahm den Schein eines freien Naturkindes an. So fand ihn schon Plinius; auf den ersten Blick mochte er das Bäumchen für eingeboren in Italien halten, aber als er sich auf den Namen besann, der ein griechischer ist, *rhododendron*, Rosenbaum, oder *rhododaphne*, Rosenlorbeer, erkannte er wohl, dass er einen Fremdling zunächst aus Griechenland vor sich hatte, 16, 20, 33: *rhododendron, ut nomine adparet, a Graecis venit; alii nerium vocarunt, alii rhododaphnen, sempiternum fronde, rosae similitudine, caulibus fruticosum; jumentis caprisque et ovibus venenum est, idem homini contra serpentium venena remedio.* Auch der Zeitgenosse des Plinius, der Arzt Dioscorides, kennt und beschreibt den Strauch genau, der als giftig zugleich einen wirksamen Arzneistoff und, wie der eigentliche Lorbeer und vorzüglich die Raute, ein Heilmittel gegen Schlangenbiss abgab, 4, 82: *νήριων, οἱ δὲ ῥοδοδάφνη, οἱ δὲ ῥοδόδενδρον. θάμνος γνώριμος, ἀμυγδαλῆς μακρότερα καὶ παχύτερα ἔχων φύλλα* — folgt die weitere Beschreibung, dann: *φύεται ἐν παραδείσοις καὶ παραθαλασσίοις τόποις καὶ παρὰ ποταμοῖς. δύναμιν δὲ ἔχει τὸ ἄνθος καὶ τὰ φύλλα κυνῶν μὲν καὶ ὄνων καὶ ἡμιόνων καὶ τῶν πλείστων τετραπόδων δὲ ζώων φθαρτικὴν, ἀνθρώπων δὲ σωστικὴν, σὺν οἴνῳ πινόμενα, πρὸς δήγματα θηρίων καὶ μᾶλλον, εἰ πηγάνῳ παραμίξειας· τὰ δὲ ἀσθενέστερα τῶν ζώων, ὡς αἶγες καὶ πρόβατα, ἐπὰν τὸ ἀπόβρεγμα αὐτῶν πίῃ, ἀποθνήσκει.* Dass der Oleander den Thieren verderblich sei, war eine allgemeine Meinung, die noch jetzt herrscht. Palladius 1, 35, 9 erwähnt selbst eines Mittels die Mäuse damit zu vertilgen, indem man nämlich deren Gänge und Löcher mit Blättern dieses Baumes verstopft, und die bei Lucian in der lächerlichen

Geschichte vom verwandelten Esel, der hungrig in einen Garten bricht, Asin. 17, ausgedrückte Furcht vor den dort wachsenden Oleandern liegt noch dem heut zu Tage in Süditalien gebräuchlichen Namen *ammazza l'asino*, Eselsmörder, als Volksmeinung zu Grunde. In der römischen Kaiserzeit also ist der Rosenlorbeer bei den Aerzten und im gemeinen Leben so häufig und bekannt, wie noch jetzt. Sehen wir uns bei den älteren Griechen um, aus deren Sprache die Namen desselben stammen, so treffen wir nirgends eine Spur von Bekanntschaft mit dem doch so auffälligen Gewächse an. In Theophrast's beiden botanischen Werken findet sich in der langen Reihe der von ihm beobachteten oder auch nur vorübergehend erwähnten Pflanzen keine, die auf den Oleander passte, denn der auf Lesbos und anderswo wachsende, εὐώνυμον genannte Baum h. pl. 3, 18, 13, der zwar auch den Schafen und Ziegen tödtlich ist, aber Blüten trägt wie das weisse Veilchen, die nach Mord, φόνου, riechen (was Plinius 13, 22, 38 übersetzt: *pestem denuntians)*, ist kein anderer als *Evonymus latifolius*, der Spindelbaum. Eben so wenig stossen wir bei Aristoteles oder einem Komiker oder sonst einem der früheren Prosaiker oder Dichter auf eine dahin zu beziehende Notiz. Der andere griechische, zuerst bei Plinius und Dioscorides auftretende Name νήριον könnte uns verführen, der Pflanze dennoch ein hohes Alterthum in Griechenland beizulegen: schliesst sich derselbe nämlich an das tragische ναρός, νηρός fliessend, an Nereus, den Wassergott, und die Nereiden, die Göttinnen des feuchten Elements, und sagt er also soviel als Wasserpflanze aus, so muss er jener frühen Periode der Sprachbildung angehören, aus der diese alterthümlichen Wort- und Fabelzeugen in die jüngere Welt herabgestiegen waren. Allein, wenn der Oleander es auch liebt, die Rinnen der Bäche und die kiesigen Schluchten, in denen sich vorübergehend, oft nur einige Stunden lang, die wilden Wasser hinabstürzen, von beiden Seiten in langen blühenden Reihen zu verfolgen, so ist er doch keine eigentliche Wasserpflanze und ersteigt auch die Berge; und sollte die liebliche Blume mit ihrem Mandelduft, wenn sie schon so frühe Griechenlands Landschaften zierte, oder das den Ziegen und Eseln todbringende Laub nirgends in Literatur und Mythus einen Widerhall gefunden haben? Von einem späten Schriftsteller, der in der zweiten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts lebte und allerlei Sagen, persönliche Vorfälle und wunderbare Züge sammelte, dem Ptolemäus Chennus aus Alexandrien (auszugsweise

erhalten in des Photius Bibliothek), erfahren wir, eine Rhododaphne sei auf dem Grabe des Amycus gewachsen und wer davon genoss, sei zum Faustkampf angeregt worden, p. 148. b. Bekk.: *ὡς Ἀμύκου τῷ τάφῳ ῥοδοδάφνη ἔφυ καὶ οἱ φαγόντες αὐτῆς ἐπεθύμουν πυκτικήν.* Es ist derselbe Amykos und dasselbe Grab, von denen schon früher bei dem Lorbeer die Rede gewesen. Was dort dem Lorbeer zugeschrieben wurde, die Kraft die Sinne zu verwirren und zu Streit zu verführen, das wird hier dem Oleander beigelegt; aber wie alt ist diese Variante, und aus welcher trüben Quelle mag Ptolemäus sie abgeleitet haben? — Bei all dem ist nicht unwahrscheinlich, dass der Baum aus Kleinasien und speciell der Pontusgegend, dem Vaterland der Gifte und Gegengifte, nach Griechenland herüberwanderte. Dort lebten z. B. die Sanni, ein Volk, dessen Honig betäubende Kraft hatte: man suchte die Ursache davon in den Blüten der Oleanderbüsche, von denen dort alle Wälder voll waren, Plin. 21, 23, 45: *aliud genus in eodem Ponti situ, gente Sannorum, mellis quod ab insania quam gignit maenomenon vocant. Id existumatur contrahi flore rhododendri quo scatent silvae; gensque ea, cum ceram in tributa Romanis praestent, mel, quoniam exitiale est, non pendit*[67]). Noch jetzt wuchert der Oleander in ganz Kleinasien an den Bächen und auf den Bergen; mehr nach Süden, in dem Gebiet der semitischen Race, trägt er bei den Arabern den sichtlich aus dem griechischen *δάφνη* abgeleiteten Namen *difleh, defle, difna*, ist also nicht vor der Bekanntschaft mit den Griechen dort eingeführt worden.

Nach Allem kann der Oleander erst in der Zeit zwischen Theophrast und etwa den letzten Zeiten der römischen Republik nach Griechenland gekommen sein, nach Italien entsprechend später. Die älteste literarische Erwähnung wäre die in dem Vergilischen Culex, v. 402:

Laurus item Phoebi surgens decus; hic rhododaphne —,

wenn wir sicher sein könnten, dass dieses Gedicht wirklich ein Jugendwerk dessen ist, dem es zugeschrieben ward[68]). Sehen wir davon ab, so erscheint der Name zuerst ein Jahrhundert später bei Scribonius Largus, während er bei Celsus noch fehlt; bald darauf ist das Gewächs, wie schon bemerkt, Jedermann in Italien bekannt: zuerst war es in den Gärten (Dioscorides: *ἐν παραδείσοις*) der Zierde wegen angepflanzt worden, dann verbreitete es sich auch im freien Lande um so schneller, als Ziegen und Esel, die

Feinde aller jungen Bäumchen, die nichts aufkommen zu lassen pflegen, es verschonten, und von da an leuchten die hellrothen Oleanderrosen, vermischt mit den sanften blauen Blüten des *vitex agnus*, wie gewundene röthliche Landstreifen an beiden Ufern der vom Gebirge herabkommenden Wasserrinnen Südeuropas. Das Volk in Italien aber verwandelte das ihm schwierige griechische Wort *rhododendron*, unter Anlehnung an *laurus*, allmählig in das heutige *oleandro*, *leandro*, das in allen Sprachen und auch in der wissenschaftlichen Botanik gilt; nur die Neugriechen sagen gewöhnlich πικροδάφνη oder bittrer Lorbeer.

DIE PISTAZIE,

(pistacia vera L.).

Die köstliche Pistaziennuss, die auch in nordischen Ländern den Zuckerbäckern und Glaciers zu einem ihrer feinsten Ingredienzen dient, wächst auf einem kleinen Baume mit gewürzhaft duftenden Blättern aus der Familie der Terebinthaceen. Sie gleicht an Grösse einer Haselnuss, ist länglich-dreikantig gestaltet und schliesst einen grünen, enganliegenden, mandelartigen Kern ein. Das Vaterland des Baumes ist das wärmere Mittelasien, sein Name scheint persisch[69]). Im semitischen Syrien war er, wenn die Deutung nicht trügt, frühe zur Zeit der Erzväter, und dann wieder ganz spät, als im Abendlande schon die römische Republik in's Kaiserthum umschlug, wegen seiner Früchte hochgeschätzt. Aber da die älteren Griechen von Pistazien nichts wissen, kann der Handel dieselben in jener früheren Zeit noch nicht den europäischen Küsten zugeführt haben. Erst nachdem Alexander der Grosse das Herz des Welttheils aufgeschlossen hatte, taucht von dorther die erste Kunde von dem Baume und seinen Nüssen auf, die die Einen der Mandel, die Anderen der Pignole vergleichen, und erst in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr., wird uns berichtet, brachte ein Römer die Pflanze selbst aus Syrien nach Italien hinüber und gleichzeitig ein anderer nach Spanien.

Als die Brüder Josephs, von der Hungersnoth gedrängt, zum zweiten Mal nach Aegypten zogen, nahmen sie kostbare Geschenke mit, den Vezir des Pharao, in dem sie ihren Bruder nicht vermutheten, damit günstig zu stimmen. Unter den erlesenen Landesfrüchten, die bei dieser Gelegenheit, Genesis 43, 11, aufgeführt werden, stehen neben Mandeln auch *batnim* d. h. nach der Uebersetzung der Septuaginta, der vulgata, der arabischen und syrischen: Terebinthenbeeren; da diese aber, wenn sie auch in manchen Gegenden gegessen werden, doch in keinem Falle zu den Leckerbissen gehörten, die des Mitnehmens und Darbringens werth gewesen wären, so suchte zuerst Bochart Geogr. sacra II, 1, 10 den Beweis zu führen, es seien vielmehr Pistazien gemeint. Olaus Celsius im Hierobotanicon 1, 24 stimmte ihm bei, und seitdem scheint bei den meisten neueren Interpreten die Sache keinen Zweifel mehr zu leiden. Ein Umstand aber bleibt dabei bedenklich: dass nämlich seit Jacobs und Josephs Zeiten der Baum wie verschollen ist, die Griechen ihn nicht kennen und erst Theophrast, offenbar in Folge von Alexanders Zügen, nicht von Syrien, sondern von Bactrien her von dieser neuen wunderbaren Art Terebinthus durch Hörensagen vernommen hat. So kann man sich der Vermuthung nicht erwehren, ob nicht erst die persische oder gar erst die griechisch-syrische Herrschaft den Baum in die Gegend der von den syrischen Königen neu gegründeten Stadt Beroea, Berroea, des heutigen Aleppo (J. Oppert, Expédition scientif. en Mésopotamie, 1. p. 39), gebracht habe. Die Stelle des Theophrast lautet, h. pl. 4, 4, 7: *φασὶ δ' εἶναι καὶ τέρμινθον, οἱ δ' ὅμοιον τερμίνθῳ, ὃ τὸ μὲν φύλλον καὶ τοὺς κλῶνας καὶ τἆλλα πάντα ὅμοια ἔχει τῇ τερμίνθῳ, τὸν δὲ καρπὸν διάφορον· ὅμοιον γὰρ ταῖς ἀμυγδαλαῖς. Εἶναι γὰρ καὶ ἐν Βάκτροις τὴν τέρμινθον ταύτην, καὶ κάρυα φέρειν, ἡλίκα τὰ ἀμύγδαλα καὶ τῇ ὄψει δὲ παρόμοια, πλὴν τὸ κέλυφος οὐ τραχύ, τῇ δ' εὐστομίᾳ καὶ ἡδονῇ κρείττων τῶν ἀμυγδάλων· δι' ὃ καὶ χρῆσθαι τοὺς ἐκεῖ μᾶλλον* (wiederholt von Plinius 12, 6, 13). Die Beschreibung ist richtig, obgleich sie bloss auf einem *φασὶ δ' εἶναι* ruht, der Name aber fehlt noch. Dieser erscheint erst bei Nicander im folgenden Jahrhundert, aber die Pflanze wächst auch bei diesem Dichter noch am indischen Strome des Choaspes, des Flusses von Susa, Theriac. 890:

ὅσσα θ' ὑπ' Ἰνδὸν χεῦμα πολυφλοίσβοιο Χοάσπεω
πιστάκι' ἀκρεμόνεσσι ἀμυγδαλόεντα πέφανται.

Der Erste, der der syrischen Pistazien erwähnt, ist dann,

wieder ein Jahrhundert später, der Stoiker und Geschichtschreiber Posidonius aus Apamea in Syrien, also ein Kind des Landes selbst, bei Athen. 14. p. 649: *φέρει δὲ καὶ τὸ πέρσειον* (die ägyptische Persea) *ἡ Ἀραβία καὶ ἡ Συρία, καὶ τὸ καλούμενον βιστάκιον* (die sogenannte Pistazie, also ein noch neuer Name) *ὃ δὴ καὶ βοτρυώδη τὸν καρπὸν ἀφίησι, λευκόφλοιον ὄντα καὶ μακρὸν, παρεμφερῆ τοῖς δακρύοις* (so auch bei Müller, Fragm. 6; da die Nüsse des Pistazienbaumes nicht wohl als Tropfen, wie wohl die Ausschwitzungen der Harzbäume, angeschaut werden können, so haben die früheren Erklärer *ἀμυγδάλοις* oder *καρύοις* vermuthet; doch wissen wir nicht, wie genau Posidonius in seiner Beobachtung und seinem Ausdruck war), *ἃ δὴ ῥαγῶν τρόπον ἀλλήλοις ἐπιβάλλει· τὰ δ'ἔνδον ἔγχλωρον, καὶ τοῦ κωνίου τῶν στροβίλων ἧττον μὲν εὔχυμον, εὐώδη δὲ μᾶλλον.* Die Späteren wissen Alle, dass Syrien und namentlich Aleppo diese Frucht in höchster Vollkommenheit hervorbringt, so Dioscorides 1, 177: *πιστάκια τὰ μὴν γεννώμενα ἐν Συρίᾳ, ὅμοια στροβίλοις, εὐστόμαχα.* Plin. 13, 5, 10: *Syria — peculiaris habet arbores: in nucum genere pistacia nota.* Galen. de simpl. medic. temperamentis et facult. 8, 21 (Tom. 12 Kühn.): *πιστάκιον. ἐν Συρίᾳ πλεῖστον γεννᾶται τοῦτο τὸ φυτόν.* Idem de aliment. facult. 2, 30 (T. 6 Kühn.): *περὶ πιστακίων. Γεννᾶται καὶ κατὰ τὴν μεγάλην Ἀλεξάνδρειαν* (der Baum war also schon nach Aegypten verpflanzt), *πολὺ πλείω δ'ἐν Βερροίᾳ τῆς Συρίας.* Nach Europa und zwar nach Italien versetzte den Baum Vitellius, nach Spanien zu derselben Zeit der römische Ritter Flaccus Pompejus, Plin. 15, 22, 24: *haec autem (pistacia) idem Vitellius in Italiam primus intulit simulque in Hispaniam Flaccus Pompejus eques Romanus qui cum eo militabat;* L. Vitellius, der nachher Censor wurde, war zur Zeit des Kaisers Tiberius Legat in Syrien gewesen und hatte seine Anwesenheit in jener Provinz dazu benutzt, mancherlei Gartenfrüchte von dort auf sein Landgut bei der Stadt Alba zu versetzen — wie Plinius kurz vorher 15, 19, 21 berichtet hatte. Ob die Pistazien am letztgenannten Orte gediehen, wird uns nicht gesagt; da aber die Stadt Alba nicht weit vom Fuciner See, dem heutigen lago di Celano, also mitten im rauhen marsischen Gebirge liegt (der See friert mitunter zu) und es noch heut zu Tage der Pistazie in Nord- und Mittelitalien zu kalt ist, so wird wohl auch L. Vitellius an diesem Theil seiner Pflanzung wenig Freude gehabt haben. In Calabrien und Sicilien liess sich der Baum eher naturalisiren; dort liefert er jetzt Früchte zur Ausfuhr, die indess

für nicht so gewürzhaft gelten, wie die orientalischen. Da die Pistazie, wie alle Terebinthaceen, eine diöcische Pflanze ist, so sichert auch bei ihr, wie bei der Dattelpalme, die Hand des Gärtners die Befruchtung, indem er die Blütenrispe des männlichen Baumes künstlich mit der des weiblichen in Berührung bringt. Sehr gewöhnlich ist es, den gemeinen Terpentinbaum mit einem Pistazienreis zu veredeln. Ob die sicilischen Pistazien übrigens aus der Zeit des L. Vitellius und überhaupt aus der Römerzeit oder erst aus der Epoche der arabischen Herrschaft stammen, könnte fraglich scheinen, zumal da der sicilische Name *fastuca* dem arabischen gleicht, wenn nicht Palladius in seinen Büchern *de re rustica* wiederholt über Pflanzung und Kultur der Pistazien Unterricht gäbe. Palladius besass, wie er selbst berichtet, 4, 10, 16, Güter in Sardinien, und auf dieser warmen Insel konnte allerdings der zärtliche medisch-syrische Baum theilweise seine ursprüngliche Heimath wiederfinden. Wäre der Orient nicht im Gartenbau, wie in allem Uebrigen, so tief in Barbarei versunken, die Pistazienzucht könnte dort unter Völkern, die dem Sorbetto und allen Süssigkeiten leidenschaftlich zugethan sind, für den Pflanzer gewinnreich werden. Noch immer ist der Pistazienhain von Aleppo weit und breit berühmt; von Persien berichtet Polak (Persien, 2, S. 147): »Pistazien ziehen ausschliesslich die Bewohner von Kaswin und Damgan und zwar in unübertrefflicher Qualität.« Dort also ist auch der erste Ausgangspunkt des Baumes zu suchen.

Zu den Charakterpflanzen der Mittelmeerflora gehören die nahen und entfernteren Verwandten der Pistazie: *pistacia lentiscus*, der sog. Mastixbaum, der mehr in Form von immergrünen Gebüschen in der süditalischen Küstenregion häufig ist, dort aber keinen Mastix und aus seinen Beeren auch nur ein herbes, höchstens zum Brennen dienliches Oel giebt; *pistacia terebinthus*, der Terpentinbaum, der in Italien oft seine Blätter abwirft und nur ganz im Süden als immergrüner Strauch auftritt, in Europa keinen Terpentin liefert, auch keine essbaren Beeren trägt; *rhus cotinus*, der Perrükenbaum (warum er so heisst, weiss Jeder, der den Baum nach der Blüte und die einem verwirrten Haarschopf ähnlichen Rückstände derselben gesehen hat); endlich *rhus coriaria*, der eigentliche Sumach, dessen Blätter in getrocknetem und gepulvertem Zustand den vorzüglichsten Gerbestoff für feine farbige Lederarbeiten aus Ziegen-

fellen, für Saffian, Corduan, Maroquin abgeben, jetzt in Sicilien allgemein angebaut und einer der wichtigsten Exportartikel der Insel.

Ob diese Bäume oder Sträucher, alle balsamisch, immergrün, gerbstoffhaltig, der Schmuck südlicher Felsenufer, von Urbeginn zu der europäischen Flora gehört haben oder gleich der Myrte erst an der Hand des Menschen von Asien eingewandert und dann verwildert sind, erscheint zweifelhaft. In Europa halten sie sich an dem warmen südlichen Rande des Welttheils und wagen sich nicht weit nach Norden, wie doch ächt italienische Gewächse zu thun pflegen; sie erscheinen in Strauchgestalt, während ihre Brüder in Asien zu stattlichen Bäumen aufwachsen; sie liefern kein balsamisches Harz, keine essbaren Früchte, kein duftendes Oel, oder nur in dem Masse, als sie sich dem wärmeren Asien nähern; zu ihrer Einführung konnten ihre medicinischen Kräfte, ihr technischer Nutzen, der aromatische Duft und Geschmack ihres Harzes und ihrer Beeren, endlich auch religiöser Wahn das Motiv abgeben. Unter ihnen ist der Sumach technisch am wichtigsten, die Terebinthe historisch am interessantesten. Der Terpentinbaum weist uns in die älteste Zeit nach Persien. Die Perser sind Therebinthenesser: als Astyages, König der Meder, auf dem Throne sitzend, erblicken musste, wie die Seinigen von den Schaaren des Cyrus geschlagen wurden, da rief er: wehe! wie tapfer sind diese terebinthenessenden Perser! Nicol. Damasc. ed. Müller. 66, 59. p. 404: *οἴ μοι τοὺς τερμινθοφάγους Πέρσας, οἷα ἀριστεύουσι.* Ael. V. H. 3, 39, die Arkader assen Eicheln, die Perser aber Terebinthen: *βαλάνους Ἀρκάδες . . . δεῖπνον εἶχον . . ., τέρμινθον δὲ καὶ κάρδαμον Πέρσαι.* Unter den für die Tafel der persischen Könige täglich zu liefernden Artikeln, deren Betrag neben anderen Gesetzen auf einer ehernen Säule im Palaste eingegraben stand, findet sich auch Terebinthenöl, Polyaen. Strat. 4, 3, 32: *ἐλαίου ἀπὸ τερμίνθου πέντε μάριες*, das also auch der König zur Speise nicht missen wollte. Die Jugend der Perser wurde angehalten, in freiem Felde zu leben und sich von Terebinthen, Eicheln und wilden Birnen zu nähren, Strab. 15, 3, 18: *καὶ καρποῖς ἀγρίοις χρῆσθαι, τερμίνθῳ, δρυοβαλάνοις, ἀχράδι.* Terebinthen wuchsen auf dem Paropamisus: als Alexander nach Bactriana zog, kam er durch eine furchtbare Bergwüste; sie war ganz baumlos, Terebinthengebüsch ausgenommen, Strab. 15, 2, 10: *πλὴν τερμίνθου θαμνώδους ὀλίγης* (hier *Pistacia vera* zu verstehen, wie Sprengel zu Dioscorides und nach

ihm Ritter wollen, ist kein Grund). Zu Dioscorides Zeit lieferte der Baum vorzugsweise in der Region, die den Wohnplatz der semitischen Völker bildet, das hochgeschätzte Terpentinharz, 1, 91: *ἡ δὲ ἐξ αὐτῆς (τερμίνθου) ῥητίνη κομίζεται μὲν ἐξ Ἀραβίας τῆς ἐν Πέτρᾳ· γεννᾶται δὲ καὶ ἐν Ἰουδαίᾳ καὶ Συρίᾳ καὶ ἐν Κύπρῳ καὶ ἐν Λιβύῃ καὶ ἐν ταῖς Κυκλάσι νήσοις*, und schon früher hatte Theophrast die hohen mächtigen Terebinthusbäume der Umgegend von Damascus mit dem niedrigen Terebinthengebüsch des Idagebirges und Macedoniens in Contrast gesetzt, h. pl. 3, 15, 3: *ἔστι δὲ τὸ δένδρον (ἡ τέρμινθος) περὶ μὲν τὴν Ἴδην καὶ Μακεδονίαν βραχὺ, θαμνῶδες, ἐστραμμένον, περὶ δὲ Δαμασκὸν τῆς Συρίας μέγα καὶ πολὺ καὶ καλόν· ὄρος γάρ τί φασιν εἶναι πάμμεστον τερμίνθων· ἄλλο δ'οὐδὲν πεφυκέναι* (dasselbe bei Plinius 13, 6, 12). Im Alten Testament hat der Baum religiöse Bedeutung und zwar um so mehr, je älter die Zeit ist, um die es sich handelt. Die beerentragende Terebinthe ist, wie die eicheltragende Eiche, von der sie nicht immer zu unterscheiden ist, der Urbaum, unter dem die Erscheinung des Göttlichen empfangen und der Altar errichtet und das Opfer dargebracht wird. Abraham erhob seine Hütte und kam und wohnte bei den Terebinthen Mamre, die zu Hebron sind und baute daselbst dem Herrn einen Altar (Genes. 13, 18). Und dort ward ihm die Erscheinung des Herrn und dessen Verheissung (Genes. 18). Die Stätte, wo der Baum des Abraham gestanden hatte, war noch lange Jahrhunderte geweiht: die dortige Terebinthe sollte so alt sein, wie die Welt, Joseph. de bell. jud. 4, 9, 7: *δείκνυται δὲ ἀπὸ σταδίων ἓξ τοῦ ἄστεως (Χεβρὼν) τερέβινθος μεγίστη, καὶ φασὶ τὸ δένδρον ἀπὸ τῆς κτίσεως μέχρι νῦν διαμένειν.* Euseb. demonstrat. evang. 5, 9: *ὅθεν εἰςέτι καὶ νῦν παρὰ τοῖς πλησιοχώροις, ὡς ἂν θεῖος ὁ τόπος, εἰς τιμὴν τὴν αὐτόθι τῷ Ἀβραὰμ ἐπιφανέντων θρησκεύεται καὶ θεωρεῖταί γε εἰς δεῦρο διαμένουσα ἡ τερέβινθος.* Auch die ferner Wohnenden, Phönizier und Araber, kamen dort zusammen, spendeten Wein, schlachteten Opferthiere, schütteten Gaben in die Quelle, und wie gewöhnlich war mit dem religiösen Dienst Handel und Wandel, Waaren- und Marktverkehr verbunden. Wegen des Gräuels solcher Baum- und Quellvergötterung befahl Kaiser Constantin der Grosse, auf Andringen seiner Mutter, der heiligen Helena, den Altar zu zertrümmern, die Bildsäulen zu verbrennen und eine christliche Kapelle an die Stelle zu setzen (Sozomen. h. e. 2, 3). Eine andere heilige Terebinthe war die des Jacob zu Sichem (Genes. 35, 4), unter der zu Josuas Zeit die Bundeslade

stand und von Josua ein steinerner Altar errichtet wurde (Jos. 24, 26); dort versammelten sich noch zur Zeit der Richter alle Männer von Sichem und machten Abimelech zum Könige (Richter 9, 6). Auch zu Gideon kam der Engel des Herrn unter einer Terebinthe zu Ophra, und Gideon baute daselbst einen neuen Altar, nachdem er die Aschera der Midianiter umgehauen hatte (Richt. 6, 11 ff.). Todte wurden unter Terebinthen begraben, Genes. 35, 8: Da starb Debora, der Rebecca Amme, und ward begraben unter Beth El, unter der Eichen (Terebinthe), und ward genennet die Klageiche. In späterer Zeit, da der Jehovahkultus geistiger geworden war, ist es den Propheten besonders anstössig, dass den kanaanitischen Heiden die Bäume, darunter die Terebinthen, heilig sind, z. B. Hos. 4, 13: Oben auf den Bergen opfern sie und auf den Hügeln räuchern sie, unter den Eichen, Pappeln und Terebinthen, denn die haben feine Schatten. Ezech. 6, 13: dass ihr erfahren sollet, Ich sei der Herr, wenn ihre Erschlagenen unter ihren Götzen liegen werden um ihren Altar her, oben auf allen Bergen, und unter allen grünen Bäumen und unter allen dicken Eichen (Terebinthen). Gerade diese Verehrung aber mochte frühzeitig dazu beigetragen haben, dass der Baum sich an die Küsten Europas verbreitete. Lieferte er indess schon in Asien nur geringe Mengen des kostbaren, heilkräftigen, reinen Terpentins, so büsste er in Europa mit der Höhe des Wuchses auch die Kraft, diesen auszuscheiden, gänzlich ein; einige griechische Inseln, wie Chios, etwa ausgenommen. Was man schon bei den Römern und auch jetzt noch unter Terpentin versteht, wird von *pinus picea* und dem Lärchenbaum, *larix*, gewonnen und kommt dem ächten Terpentin natürlich nicht gleich. Das Geigenharz, Kolophonium genannt, trug diesen Namen schon im Alterthum, *Κολοφωνία πίσσα*, weil es, wie Dioscor. 1, 92 berichtet, ehemals aus dem kleinasiatischen Kolophon bezogen wurde.

Der Mastixbaum, *σχῖνος*, wird unter diesem Namen zuerst bei Herodot 4, 177 genannt. Das Harz des Baumes, *μαστίχη*, hatte seinen Namen von der Sitte, es zu kauen (*μαστάζω* kauen, *μάσταξ* Mund), wie aus dem Holze auch beliebte Zahnstocher gemacht wurden. Die Einwohner der Insel Chio, wo viel Mastix gewonnen wird, kauen noch jetzt beständig dieses Harz, womit sie nicht bloss einen angenehmen Athem zu gewinnen, sondern auch ihrer Gesundheit zu dienen glauben. Es gehört dieser Gebrauch, wie das Betelkauen, mit zu dem System des orientalischen Müssig-

Cas

gangs, kann sich indess neben dem amerikanischen, in der ganzen Welt gemein gewordenen Tabakrauchen immer noch mit Ehren sehen lassen. Der lateinische Name *lentiscus*, eine Ableitung von *lentus*, ist von der zähen, klebrigen Beschaffenheit des Harzes hergenommen.

Der Perrükenbaum, *rhus cotinus*, findet sich bei Theophrast h. pl. 3, 16, 6 unter dem Namen *κοκκυγέα* (so ist der Text nach Plin. 13, 22, 41 und Hesych. v. *κεκοκκυγωμένην* sicher festzustellen) erwähnt. Dass dieser Baum, der zum Rothfärben diente, eins ist mit *rhus cotinus L.*, geht aus dem Zusatz des Theophrast hervor: *ἴδιον δὲ ἔχει τὸ ἐκπαπποῦσθαι τὸν καρπόν. Πάππος* ist nämlich eben jenes grosse röthliche Gefieder der Fruchtrispen, von dem der Baum seinen deutschen Namen hat.

Der Sumach, *rhus coriaria*, wird unter dem Namen *ῥοῦς* sehr frühzeitig, nämlich schon von Solon, also am Anfang des 6. Jahrhunderts, genannt, Phot. p. 491, 21: *ῥοῦν· τὸ ἥδυσμα. Σόλων.* Die Beeren bildeten also ein Gewürz, *ἥδυσμα*, das die Speisen schmackhaft machte, wie Myrtenbeeren oder wie jetzt der Pfeffer. Diosc. 1, 147: *ῥοῦς ὁ ἐπὶ τὰ ὄψα, ὃν ἔνιοι ἐρυθρὸν καλοῦσι, καρπός ἐστι τῆς καλουμένης βυρσοδεψικῆς ῥοός. Ἐρυθρός* ist ein häufiger Beiname dieser Frucht, und vielleicht liegt dieselbe Wurzel dem Namen *ῥοῦς* zu Grunde, der entweder auf griechischem Boden oder in einer verwandten kleinasiatischen Sprache danach gebildet wurde. Dann würde der Sinn mit dem von *κοκκυγέα* zusammentreffen, wie auch beide Bäume sich nahe stehen. Schon die Alten brauchten die Blätter des Gewächses, das nach seinem Vaterlande Syrien bei Celsus und Scribonius Largus *rhus syriacus* heisst, als Gerberlohe; dass es aber in Sicilien, wo es jetzt das beste Produkt giebt, erst seit der arabischen oder mittelgriechischen Zeit angebaut wird, verräth der Name *sommaco*, Sumach, der dem arabischen *sommâq* und byzantinischen *σουμάκι* bei Du Cange ganz gleich ist. Für die Kultur des Sumach sind übrigens die Inseln Sardinien und Sicilien, so wie manche Provinzen der pyrenäischen Halbinsel wie geschaffen, denn gleich dem Opuntiencactus zieht er steriles Steingeröll und dürren Felsengrund jedem anderen Boden vor und findet darum in jener Erdgegend einen fast unbeschränkten Verbreitungsraum.

Unter dem Räucherwerk des wärmeren Asiens, den *θυμιάματα* und *ἀρώματα*, wird von den Alten häufig auch des Styraxharzes gedacht, welches die Phönizier zu Herodots Zeit nach Griechenland ausführten, Herod. 3, 107: *τὴν στύρακα . . . τὴν ἐς Ἕλληνας Φοίνικες ἐξάγουσι.* Vielleicht aber hatten diesen syrischen Baum die Phönizier frühe auch um ihre europäischen Niederlassungen anzupflanzen gesucht. Zwar Theophrast, da wo er die lange Reihe asiatischer aromatischer Substanzen aufführt, darunter auch die *στύραξ*, h. pl. 9, 7, 3: *οἷς μὲν οὖν εἰς τὰ ἀρώματα χρῶνται, σχεδὸν τάδε ἐστί· κασία κινάμωμον . . . στύραξ, ἶρις* u. s. w., fügt gleich hinzu, mit Ausnahme der Iris gehöre nichts davon Europa selbst an: *ἐκ γὰρ αὐτῆς Εὐρώπης οὐδέν ἐστιν ἔξω τῆς ἴριδος.* Aber bei der bötischen Stadt Haliartus, in einer Landschaft, an die sich Ueberlieferungen früher phönizischer Kultur und religiösen Verkehrs mit der Insel Kreta knüpfen, wuchsen nicht weit von der Quelle *Κισσοῦσα*, in der die Ammen den neugeborenen Bacchus abgewaschen hatten, Styraxbäume, Plut. Lys. 28, 7: *οἱ δὲ Κρήσιοι στύρακες οὐ πρόσω περιπεφύκασιν*, und die Haliartier bestätigten damit, dass Rhadamanthys bei ihnen gewohnt habe, und wussten auch sein Grab noch aufzuzeigen. Von Kreta kam auch später noch Styrax, doch wurde dieser natürlich nicht für den besten gehalten, Plin. 12, 25, 55: *styrax laudatur . . . ex Pisidia, Sidone, Cypro, Creta minume* — wenn die Lesart richtig ist. Die Bäumchen von Haliartus lieferten wohl gar keinen Ertrag, aber zu Lanzenschäften mochte ihr Holz wohl dienen. Die latinisirte Form *storax* beweist übrigens, das dies bei Opfern beliebte Räucherwerk frühe nach Italien kam, ganz wie wir dies aus der lateinischen Benennung des Quittenbaums schlossen, dem den Alten zufolge der Styraxbaum ähnlich sehen sollte.

PFIRSICH, APRIKOSE,

(amygdalus persica L., prunus armeniaca L.).

Beide Bäume stammten, wie ihre Namen lehren, aus dem inneren Asien, noch jenseits des Kirschenlandes, und wurden im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft in Italien bekannt. Weder Cato, Varro, Cicero oder sonst ein Schriftsteller der republika-

nischen Zeit, noch ein Dichter des augusteischen Alters weiss etwas von ihnen, und eben so wenig die älteren Griechen, so weit sie uns erhalten sind. Erst als sich die römische Staatsmacht seit Mithridates Untergang theils direkt theils mittelbar bis zu den Thälern Armeniens und an den Südrand des kaspischen Meeres erstreckte und zwischen ihr und dem Partherreiche die Gränze ungewiss schwankte und die Beziehungen in Krieg und Frieden hin und hergingen, da schlossen sich allmählig auch die Naturschätze dieser fremdartigen, fruchtreichen Gegenden auf und wurden theilweise nach Italien hinübergeleitet. Die Citrone, »die schwer ruht als ein goldener Ball«, konnte, ehe der Baum selbst von einem Europäer erblickt war, im Abendland bewundert werden — schneidet sich doch jetzt der bärtige Kaufmann in Archangel, der nächste Nachbar des ewigen Polareises, frische Citronenscheiben in seinen chinesischen Thee —; nicht so die weichliche Aprikose und der schmelzende Pfirsich, denn, nach Plinius Wort, *non aliud fugacius*. Indess, gegen die Mitte des ersten Jahrhunderts nach Chr. hatten gewerbsame Gärtner diese Fruchtbäume in Italien angepflanzt und liessen sich die ersten gewonnenen persischen Aepfel und armenischen Pflaumen theuer bezahlen. S. Plin. 15, cap. 11—13. S. 10—13. Dass die Namen Anfangs schwankten und erst später constant wurden, war bei so seltenen, unbekannten, aristokratischen Früchten, die dem Blick und der Zunge der Menge erst nach und nach vertraut wurden, und bei dem Mangel an sicherer naturwissenschaftlicher Systematik nicht zu verwundern; doch ist gerade hier die Geschichte der Namen zugleich die der betreffenden Frucht und ausserdem lehrreich für die Art, wie solche Namen überhaupt im Volksmunde entstehen. Anfangs wusste man nur, dass der Pfirsich und auch die Aprikose hinter dem im engeren Sinne so genannten Asien ihre Heimath hatten, und man nannte sie demgemäss persische Früchte, die Aprikosen, die der Pflaume ähnlich und verwandt sind, auch Früchte aus Armenien. Der Name persisch gab Verwechselungen mit der ägyptischen Persea, wohl auch mit dem medischen Apfel oder der Citrone, und die Späteren hatten die abergläubischen oder naturhistorischen Vorstellungen zu widerlegen, die durch solche Irrung veranlasst waren. Weiter fanden sich Abarten ein, deren besondere Eigenschaften durch sprechende Beinamen hervorgehoben wurden; so sagten die Obstzüchter von der feinsten Art Pfirsiche *duracina*, weil diese eine stärkere Haut oder ein festeres

Fleisch hatten, von einer andern frühe reifenden Art *praecoqua*, *praecocia*. Letzterer Name, ein auch sonst vielfach angewandter technischer Gärtnerausdruck, dessen erster Bestandtheil dem griechischen *πρωΐ*, deutschen früh, genau entspricht, musste aber besonders auf den Aprikosenbaum, der nicht blos gleich der Mandel zeitig blüht und also *πρωϊανθής* ist, sondern auch seine Früchte als *πρωΐκαρπος*, *hâtif*, *hâtiveau*, zeitig reift, Anwendung finden und blieb zuletzt als Appellativum völlig auf ihm haften. So konnte schon Dioscorides 1, 165 sagen: *τὰ δὲ μικρότερα καλούμενα ἀρμενιακά, ῥωμαϊστὶ δὲ πραικόκια.* Von den Römern aber entlehnten ferner die Griechen die so in Italien fixirten Namen — denn im Umschwung der Zeiten war die Bewegung schon eine rückläufige geworden, und orientalische Naturprodukte gingen schon von Westen nach Griechenland — und theilten sie wieder dem Orient mit, der das damit Bezeichnete ursprünglich besessen hatte, aber desselben nicht bewusst geworden war. Die Pfirsiche, deren beste Sorte, wie so eben bemerkt, die Härtlinge, *duracina*, gewesen waren, hiessen jetzt mittelgriechisch und neugriechisch *ῥοδάκινα*, der Baum *ῥοδακινιά*, *ῥοδακινέα*, nach Salmasius wahrscheinlicher Vermuthung nichts als eine Umstellung des lat. *duracina*, *δωρακινά*, zu welcher in dem Anklang an *ῥόδον* die Rose eine Verführung lag. *Praecoqua*, *πραικόκια* verwandelte sich in mittelgriechischem Munde in *πρεκόκκιον*, *προκόκκια*, *βερέκεκκον*, *βερίκωκον*, *βερύκοκκον*, *βερίκουκα*, *βερίκοκα*, und da man in der zweiten Hälfte des Wortes das griechische *κόκκος* Kern, Beere, oder *κόκκυξ* der Kukuk zu hören glaubte, auch in *κοκκόμηλα*, *μῆλον κόκκυγος*, den alten Namen der Pflaume (Langkavel, Botanik der späteren Griechen, S. 5). Aus einer dieser entstellten Formen bildeten die Araber dann mit dem Artikel ihr *al-barqûq*, und als dies sorbettoschlürfende, nach Erfrischung schmachtende Volk in Spanien, auf den Inseln des Mittelmeers und in Süditalien seine Gärten anlegte und gleichzeitig in den Häfen seine Waaren ausschiffte, da ging auch dieses Wort in seiner arabischen Form in den Mund der Abendländer zurück und vollendete so seinen westöstlichen Kreislauf: ital. *albercocco*, *albicocco*, *bacocco*, span. *albaricoque*, daraus französ. *abricot*, aus diesem wieder deutsch Aprikose u. s. w. Auch *armeniacum* hat sich in dem jetzigen ital. *meliaca*, *muliaca* erhalten, wie das alte *persicum* in den heutigen Formen *persica*, *pesca*, *pêche*, Pfirsich, slavisch je nach den Mundarten *breskva*, *praskva*, *broskvina*, magyar. *baraczk* u. s. w.

Schon zu Plinius und Columellas Zeit war eine Art Pfirsich der gallische genannt, Plin. 15, 12, 11: *nationum habent cognomen gallica et asiatica.* Colum. 10, 409:

Quin etiam ejusdem gentis de nomine dicta
Exiguo properant mitescere Persica malo.
Tempestiva madent, quae maxima Gallia donat;
Frigoribus pigro veniunt Asiatica foetu.

Da es auffallend ist, dass schon damals, in jener Jugendzeit der Frucht, Gallien eine Abart erzeugt hätte, so könnte man an Gallograecia in Kleinasien denken; doch wurde von diesem Lande schwerlich kurzweg *gallicus*, vielmehr *galaticus*, gesagt. Der Pfirsich ist eine Frucht, die leicht abändert, und so war also in der Provence schon eine grosse Art Früh-Pfirsich erzeugt worden, die in Italien nach dieser Herkunft benannt wurde. Jetzt ist die Frucht in unzählige Abarten und Spielarten auseinandergegangen, von denen wir nur der sog. Nectarinen, *pescanoci*, erwähnen wollen, entstanden, wie die Alten fabelten, durch Impfung des Pfirsichs auf den Wallnussbaum. Von den populären Aprikosennamen ist der interessanteste das neapolitanische *crisuommolo*, dem das griechische *χρυσόμηλον*, goldener Apfel, zu Grunde liegt. *Chrysomela* war nach Plinius ursprünglich Name einer Art Quitten: als diese Frucht selten und die Aprikose häufig und beliebt wurde, ging die poetische Benennung bei den phantasievollen Neapolitanern auf die letztere, und zwar auf die sogenannte Mandelaprikose, über.

Blickt man auf die lange Reihe von fruchttragenden Bäumen zurück, mit denen Italien zur Zeit seiner höchsten Macht und Blüte sich bereichert hatte — edlere Aepfel und Birnen, Feigen und Granaten, Quitten und Mandeln, Kirschen, Pfirsiche, Maulbeeren, Pflaumen, Pistazien u. s. w. —, so staunt man nicht über die Aussage Varros, Italien sei ein grosser Obstgarten, 1, 2, 6: *non arboribus consita Italia est, ut tota pomarium videatur?* und die Schilderung des Lucretius, 5, 1376:

ut nunc esse vides vario distincta lepore
omnia, quae pomis intersita dulcibus ornant
arbustisque tenent felicibus opsita circum.

Diese Umwandlung hatte dieselbe Zeit gebraucht, wie die Erhebung Roms zum Centrum von Italien und Italiens zur Herrscherin der Welt. Die älteren Griechen kennen die Halbinsel noch als ein Land, das im Vergleich mit ihrem eigenen und mit dem Orient einen nordischen primitiven Charakter trug und dessen Produktion hauptsächlich in Getreide, Holz, Vieh bestand. Der Komiker Hermippus, der in der ersten Zeit des peloponnesischen Krieges dichtete, weiss unter den Ausfuhrartikeln Italiens nur Graupen und Ochsenrippen, zu nennen, Athen. 1, p. 27: *ἐκ δ' αὖτ' Ἰταλίας χόνδρον καὶ πλευρὰ βόεια.* Alcibiades bei Thucydides 6, 90, da wo er den Lacedämoniern die Vortheile eines Zuges nach Sicilien und Grossgriechenland darstellt, beruft sich auf den Reichthum Italiens an Schiffsbauholz und Korn. Anderthalb Jahrhunderte später rechnet Theophrast, h. pl. 4, 5, 5, Italien zu den wenigen Ländern, wo *ναυπηγήσιμος ὕλη*, d. h. Schiffsbauholz, vorkomme. Als Hiero von Syrakus sein von uns wiederholt erwähntes riesenhaftes Getreideschiff von Stapel gelassen hatte, da fand sich ein Baum, der zum Hauptmast dienen konnte, nur in Italien im brettischen Gebirge, Athen. 5, p. 208 (also im Sila-Walde, der aus Laricio-Kiefern besteht; da ein Sauhirt der Auffinder war, müssen diese auch mit Eichen untermischt gewesen sein). Von ungeheuren, unwirthlichen Wäldern hören wir auch durch die römische Ueberlieferung. Den ciminischen Wald bei dem heutigen Viterbo, nördlich von der römischen Campagna, im Süden des etruskischen Gebietes, beschreibt Livius unter dem Jahr 308, also nach der Zeit Alexanders des Grossen, als so schrecklich, wie nur die von den Römern später betretenen Wälder Germaniens, 9, 36: *silva erat Ciminia magis tum invia atque horrenda, quam nuper fuere Germanici saltus, nulli ad eam diem ne mercatorum quidem adita.* Und ähnliche Farben braucht Florus 1, 12 (17): *Ciminius interim saltus in medio, ante invius plane quasi Caledonius vel Hercynius, adeo tum terrori erat, ut senatus consuli denuntiaret, ne tantum periculi ingredi auderet.* An die Stelle solcher Wildnisse und ihrer Holz- und Pech-, Jagd- und Weideerträge war jetzt eine Waldung orientalischer Obstbäume, an Stelle der Fleisch- und Breinahrung der Alten der orientalisch-südliche Genuss an erfrischendem Fruchtsaft getreten. Die Vermittler dieser Umwandlung waren grossen Theils selbst Asiaten d. h. Sclaven und Freigelassene, die von dorther gebürtig waren, Syrer, Juden, Phönizier, Cilicier. Italien wimmelte von ihnen, lange vor Juvenal, der

sich bildlich beklagt, es sei so weit gekommen, dass der syrische Orontes sich in den Tiber ergiesse, 3, 62:

Jam pridem Syrus *in Tiberim defluxit Orontes.*

Die semitischen Sclaven waren durch Arbeitsamkeit, Ausdauer und leidende Ergebung Ideale dieses Standes und für denselbeu wie geschaffen, Cic. de prov. consul. 5, 10: *Judaeis et Syris, nationibus natis servituti.* Schon Plautus kennt sie als *genus patientissimum*, Trinumm. 2, 4, 141:

Tum autem Surorum, genus quod patientissumumst
Hominum, nemo ex·tat qui ibi sex mensis vixerit.

Das rauhe Kriegshandwerk war nicht ihre Sache; von den Soldaten des Königs Antiochus sagt der Legat T. Quinctius bei Liv. 35, 49: *Syros omnes esse: haud paullo mancipiorum melius, propter servilia ingenia, quam militum genus*, und ganz eben so drückt sich der Consul M'. Acilius vor der Schlacht mit dem König aus, Liv. 36, 17: *hic Syri et Asiatici Graeci sunt, levissima genera hominum et servituti nata.* Gartenkunst aber und Freude an dem stillen, liebevollen Geschäft der Erziehung und Pflege von Pflanzen war ein Erbtheil des aramäischen Stammes von Alters her, oder vielmehr das Ergebniss einer langen, überalten Kultur und des Bodens, auf dem diese sich entwickelt hatte, Plin. 20, 5, 16: *Syria in hortis operosissima est: indeque proverbium Graecis: Multa Syrorum olera.* Wenn die römischen Aristokraten aus jenen östlichen Provinzen nach Ablauf ihres Jahres heimkehrten und manche sehöne Frucht, die dort auf ihre Tafel gekommen war, nach Italien und auf ihre Villen zu versetzen wünschten, da boten sich ihnen erfahrene Gärtner in Menge dar, die beim Transport und der Anpflanzung behülflich waren und zur Belohnung die Freiheit erhielten oder wenigstens eine milde Behandlung erfuhren. Die gleiche Geschicklichkeit der den Syrern benachbarten und stammverwandten Cilicier war in Aller Munde, seitdem Vergil in der schönen, vielbewunderten Episode des vierten Buches seiner Georgica den Garten des corycischen Greises bei Tarent und die von ihm auf ganz sterilem Boden erzielte Fülle des Gemüses und der Früchte gepriesen hatte. Wenn einige Grammatiker den *Corycius senex* des Dichters so verstehen wollten, dass mit diesem Beinamen eben nur die Meisterschaft oder die Art und Weise des Gärtners, nicht seine Herkunft, bezeichnet werde, so setzt die Möglichkeit dieser Deutung eben einen auch abgesehen von Vergil bestehenden allgemeinen Ruhm cilicischer Gartenkunst voraus.

Die syrischen Sclaven brachten aber neben anderen sinnlichen Verführungsdiensten des Orients auch das orientalische Raffinement in Behandlung der Thiere und Pflanzen mit. Wie die Entmannung, die Circumcision und die Bastarderzeugung, war dort auch die Zustutzung der Bäume und die Vermischung der Fruchtarten durch Impfen und Pfropfen von frühe an üblich. Die geflissentlich erzeugten Monstrositäten, die sorgfältig bewahrten Naturspiele, die Künsteleien mit der Kraft des Wachsthums, dies Alles war freilich nur derselbe Trieb in seiner Ausartung, der die Olive und den Dattelbaum ursprünglich fruchttragend gemacht und die Caprification der Feige, die Füllung der Rosen, Violen u. s. w. erfunden hatte. In den Gärten Italiens — von Cato an, der cap. 52 und 133 schon lehrt, am lebendigen Baum selbst vermittelst durchbrochener erdegefüllter Töpfe oder Körbe künstliche Wurzeln und einen neuen Baum zu erzeugen, und selbstzufrieden hinzusetzt: *hoc modo quod genus vis propagabis*, und: *eo modo quod vis genus arborum facere poteris*, bis zu dem *opus topiarium* der Späteren, wo durch Bescheeren, Bekleidung mit Epheu u. s. w. die Bäume in Thiergestalten u. s. w. verwandelt wurden, suchte nicht sowohl das reine Naturgefühl Ausdruck, als sich die List daran übte, die Natur, die ewig schaffende, auf fremden wunderbaren Wegen zu Formen und Zwecken zu verführen, die sie nicht gewollt hatte. Die hohen Bäume wurden in Zwerggestalt, die zarten Früchte in Riesengrösse hervorgebracht, und was in Wirklichkeit sich nicht leisten liess, das wurde wenigstens in dem allgemeinen Volksglauben, bei praktischen Gärtnern, wie bei denkenden Naturbetrachtern, als vollbracht und möglich vorgestellt. Die allmählige Steigerung darin liegt in der Reihe der Schriftsteller über diesen Gegenstand deutlich vor. Varro 1, 40, 5 meint noch, Apfel- und Birnbaum liessen sich gegenseitig auf einander pfropfen, nicht aber ein Birnenreis auf einen Eichbaum. Bei Vergil aber trägt schon der Erdbeerbaum Nüsse, die Platane Aepfel, die Kastanie Bucheckern, die Esche Birnen und die Ulme Eicheln, G. 2, 69:

> *Inseritur vero et nucis arbutus horrida foetu*;
> *Et steriles platani malos gessere valentis*;
> *Castaneae fagus ornusque incanuit albo*
> *Flore piri glandemque sues fregere sub ulmis.*

Columella thut erst 5, 11, 12 den Ausspruch, die Insition sei nur bei ähnlicher Rinde beider Bäume möglich, dann aber, 5, 11, 12,

tadelt er wieder die Alten, die die Möglichkeit des Gelingens auf gleichartige Bäume beschränkt hätten, vielmehr könne jedes beliebige Reis auf jeden beliebigen Baum gebracht werden — worauf die Beschreibung eines Kunstgriffes folgt, aus einem Feigenbaum einen Olivenzweig hervorwachsen zu lassen. Plinius 17, 16, 26 will einen Baum gesehen haben, der an seinen verschiedenen Aesten Nüsse, Oliven *(bacae)*, Weintrauben, Birnen, Feigen, Granaten, Aepfelsorten zugleich trug. Bei Palladius endlich, der seinen Büchern *de re rustica* ein eigenes Gedicht in elegischem Versmass *de insitionibus* hinzufügt, und in der Sammlung der *Geoponica* ist kaum ein Baum, von dem nicht ausgesagt werde, er könne die und die fremden Früchte zu tragen gezwungen werden. Plinius ist über diese Virtuosität, die Natur zu irren und zu missbrauchen, wie über einen Frevel erschrocken, 15, 15, 17: *pars haec vitae jampridem venit ad columen, expertis cuncta hominibus Nec quicquam amplius excogitari potest; nullum certe pomum novom diu jam invenitur. Neque omnia insita misceri fas est.* Plinius war zwar nur ein Compilator, der bei der Last der Geschäfte und des ungeheuren Materiales nicht immer genau sein konnte, und dessen Ausdruck manierirt und daher oft dunkel ist, aber es bricht doch nicht selten bei ihm ein grosser Sinn durch, und im gegenwärtigen Fall das tragische Gefühl eines beschlossenen, nach allen Seiten und bis auf den Grund seines Inhalts erschöpften Lebens. Italien, will er sagen, hat alle Pflanzen des Erdkreises in sich versammelt und an ihnen mit Aufwand alles Witzes alle Bildungs- und Triebkraft der Natur versucht — was steht noch bevor, was kann noch kommen, als das Nichts? Und es kam in der That das tausendjährige Mittelalter, und in Syrien war der Mann schon aufgestanden, dessen Lehre sich wie ein fremder tödtender Stoff durch alle Adern der griechisch-römischen Welt goss, der wahre *ex ossibus ultor* nicht bloss für den Brand Karthagos, der syrischen Kolonie. So weit die alte Religion noch hielt, widersetzte sie sich auch dem Spiel mit der organischen Natur: Bäume, die zweierlei Aeste trugen, brachten Irrung in den Ritus von Beschwörung und Sühnung der Blitze, und dieser Scrupel mag Manchen von solchen Versuchen abgeschreckt haben. In demselben Sinne hatte schon das mosaische Gesetz verboten, natürlich Geschiedenes zu paaren, Bastarde zu erzielen, Kleider zugleich aus Wolle und aus Lein gewebt zu tragen, Ochsen und Esel zusammen vor den Pflug zu spannen und den

Acker mit zweierlei Saat zu besäen. Indess, diese eifrige Bemühung des Pfropfens, Impfens und Inoculirens, so aberwitzig sie sein mochte, wenn sie über die Grenzen des Natürlichen hinaus wollte, trug doch dazu bei, die Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit der einst fremden, jetzt eingebürgerten Früchte immer weiter zu steigern. Das Obst, die gesundeste, weil die ursprüngliche, des Feuers nicht bedürftige Nahrung des Menschen, der nur in den Himmelsstrichen sich schön entwickelt, wo die Baumfrüchte gedeihen, veredelte und verbreitete sich nicht nur durch ganz Italien, und wurde bis auf den heutigen Tag auch in der Familie des Armen ein nothwendiger Bestandtheil des täglichen Mahles, sondern ging auch über die Alpen in das mittlere und westliche Europa hinüber, wo das Klima bei entsprechender Einsicht und Thätigkeit des Kulturmenschen diese Zucht noch erlaubte, ja begünstigte. Frankreichs Boden und Himmel erzeugt jetzt das allerfeinste Obst, England hat auch in diesem Zweige die Kultur aufs Höchste getrieben, und dem Beispiel beider Länder folgte in einiger Entfernung Deutschland nach. Letzteres Land hielt Tacitus für schon zu kalt zum Obstbau, obgleich für Getreidebau noch geeignet, Germ. 5: *terra . . . satis ferax*, *frugiferarum arborum impatiens*, und die Einwohner nährten sich von wilden Beeren, frischem Wildpret und saurer Milch, 23: *cibi simplices; agrestia poma*, *recens fera et lac concretum*; in der That trägt der Norden Deutschlands auch heut zu Tage in offenen Gärten keine italienischen Feigen, Mandeln und Pfirsiche. In dem Donaugebiet befinden sich die meisten Arten noch sehr wohl, je weiter nach Nordosten, in die Region des excessiven Klimas mit harten Wintern und Frühlingsfrösten, desto mehr verkümmert der Fruchtbaum, und in den Dörfern des eigentlichen Moskowien fällt es dem Bauern nicht ein, einen Baum zu pflanzen oder im Herbst eine fröhliche Aepfel- oder Birnenernte halten zu wollen. Das heutige Europa hat die Versuche aufgegeben, Nüsse auf Eichen zu pfropfen und dergleichen; es veredelt auch den Wein nicht mehr durch Impfen, wie doch Cato that; es operirt durch zweckmässige Wahl und Pflege und sucht für den jedesmaligen Standort die ihm zusagende Frucht. Dass die Namen der mitteleuropäischen Früchte aus Italien stammen, haben wir bei Besprechung jeder einzelnen gesehen; dasselbe tritt grösstentheils bei den Benennungen der Veredlungsmanipulation ein. Das in der *lex Salica* vorkommende *inpotus* für Pfropfreis, das französ. *ente*, *enter*, pro-

vençalisch *entar*, ahd. *impiton*, mhd. *impfeten*, ndl. *enten*, nhd. impfen, gehen alle auf das griechische ἔμφυτος, ἐμφυτεύειν zurück; fasst man das Gebiet ins Auge, in welchem dieser Ausdruck herrscht — er kommt unter den italienischen Mundarten in der von Piemont, Parma, Modena vor, s. Diez —, so wird glaublich, dass die damit bezeichnete Erfindung den celtischen Bewohnern des westlichen Oberitaliens, der Alpen, der Rhonegegend und durch diese den Landschaften am Ober- und Unterrhein von einer griechischen Seestadt zugekommen ist — wobei Jedem zunächst Massilia einfallen muss. Eine griechische Quelle scheint auch dem französischen *greffe* Pfropfreis, *greffer* pfropfen, zu Grunde zu liegen, s. Diez unter diesem Wort. Der andere deutsche Ausdruck pfropfen, Pfropfreis führt dagegen direkt auf Italien und ins Lateinische: *propago*; ein dritter: pelzen stammt vom provençal. *empeltar*, welches selbst von *pellis*, der Haut d. h. der Rinde des Baumes, gebildet ist. Nicht minder interessant aber als diese lebendigen Zeugen des Kultureinflusses vom klassischen Süden her ist das einheimische Wort, welches Ulfilas an mehreren Stelleu im eilften Kapitel des Römerbriefes für das griechische ἐγκεντρίζειν braucht: *intrisgan*, *intrusgjan*. Es fehlt in allen übrigen deutschen Mundarten, findet sich aber auf slavischem Gebiet wieder und gehört also zu der Zahl merkwürdiger Erborgungen der ostgermanischen Sprachen aus dem Slavischen. Die Bedeutung war spalten und mit der Präposition in: einspalten, in einen Spalt senken. Im Slavischen, wo dieser Stamm mannichfach verzweigt ist, entwickelt sich aus der Vorstellung spalten, platzen, die des Krachens, ferner die des Blitzes als spaltenden Donnerkeils: nsl. *trěsnoti*, russ. *tresnuti findi*, *rumpi*, russ. *treśčati* platzen, *treśčina* Spalt, altsl. *trěska sarmentum*, *trěskŭ fulmen*, *trěsnuti percutere*, bulg. *trěsk* Span, croat. *triskati* einschlagen, *trěskati strepitum edere* u. s. w. Litauisch scheint *trukis* ein Riss, eine Spalte, *trukti* platzen (mit langem Vocal, Nesselmann S. 118) dasselbe Wort zu sein. Ob auch das griechische τέρχνος, τρέχνος Ast, Zweig dahin gehört? Den nämlichen Bedeutungsübergang von spalten zu propfen zeigt ein anderer slavisch-litauischer Stamm: *cěpati*, *cěpiti findere*, *cěp surculus insertus*, *cěpina segmentum*, lit. *czepiti* pfropfen, *czepas* Pfropfling u. s. w. (Noch andere auf die Veredlung der Obstbäume sich beziehende, grösstentheils secundäre Benennungen gesammelt von Pott in den Beiträgen von Kuhn und Schleicher II, S. 401 ff.).

AGRUMI.

Der Phantasie des Nordländers, der sich, wie alle hyperboreischen Völker seit mehr als zweitausend Jahren, nach dem schönen Süden sehnt, schweben vor Allem die Hesperidenbäume mit den goldenen Früchten vor, die er unter seinem Nebelhimmel nur in Papier gewickelt aus der Hand des Schiffers oder des Kaufmanns erhält. Und in der That, welcher Gartenbaum könnte der Orange an Schönheit und Adel den Rang streitig machen! Hoch und stattlich, wo das Klima mild und der Boden üppig genug ist, mit glänzendem, dunklem, immergrünem Laube, mit lilienartig duftenden weissen Blüten, die das ganze Jahr hindurch hervorbrechen, mit erst grünlichen, dann allmählig golden schimmernden Früchten, deren Schale, mit flüchtigem Oel gefüllt, aromatisch duftet, deren Geschmack je nach den Varietäten von balsamischer Bitterkeit und der strengsten, aber feinsten Säure bis zum süssesten Nektar aufsteigt, mit festem, dichtem Holze und einer Lebensdauer, die die des Menschen bei weitem übertrifft — in welchem anderen Baume des Südens wäre so die Kraft der Sonne und der sanfte Hauch der Lüfte und der lichte Glanz des Himmels zusammengefasst und vegetativ dargestellt, als in den Aurantiaceen! An den Citronenhain in der Nähe von Poros im Peloponnes, an die Agrumi von Messina am Fusse des Aetna und dem gegenüberliegenden Reggio in Calabrien, an die Gärten von Sorrento bei Neapel und die zauberischen Pomeranzenwälder von Milis auf der Insel Sardinien denkt jeder Reisende, der das Glück gehabt, sie zu sehen, immerfort mit Entzücken zurück. Der Agrumiwald von Poros zieht sich etwa eine Stunde in die Länge und in die Breite den sanften Abhang des Gebirges in die Ebene hinab und gewährt von seinem erhöhten Rande zugleich eine herrliche Aussicht über Land und Meer und die gethürmten Felsgipfel; reiche Quellen, die aus den Bergen kommen, bewässern ihn in mannichfach vertheilten Rinnsalen; die Bäume stehen licht, doch so, dass sich die Zweige gegenseitig berühren; die Zahl der Stämme beträgt 30,000 (nach Ross, Königsreisen II, S. 7; bei Fiedler, Reise I, S. 282, steht 2000, wohl durch Druckfehler statt 20,000). Ueber die Orangen von Milis giebt Alfred Meissner, Durch Sardinien, S. 183 folgenden kurzen, aber schönen Bericht: »Es

giebt der Orangengärten um Milis herum über dreihundert; die grössten gehören dem Domkapitel von Oristano und dem Marquis von Boyl an. Ich liess mich zuerst in den einen, dann in den andern führen. Beides sind kleine Wälder, einzig aus Pomeranzenbäumen gebildet. In der freien Natur hat der Baum seine steife Kugelform verloren, er streckt und reckt seine Aeste nach allen Seiten, und in seiner Krone leuchten die goldenen Aepfel, die silbernen Blüten. Man wandelt unter einem ununterbrochenen, schattenden, schimmernden Laubdach. Eine dicke Schicht herabgefallener Orangenblüten deckt den Boden, kleine Bächlein sind an den mächtigen schwarzen Wurzeln vorübergeleitet, ihr Gemurmel vereinigt sich mit dem Gesange der Vögel, die in den Zweigen wohnen. Man kann in diesem Haine der Hesperiden frei umhergehen, die Zweige bei Seite biegen, die dem Wanderer ihre Blüten ins Gesicht schlagen, und, von einem Duft ohne Gleichen berauscht, sich in den Schatten von Orangen strecken, die so mächtig wie Waldbäume sind. — Der gesammte, den verschiedenen Besitzern gehörige Orangenwald von Milis soll 500,000 Bäume zählen. Er giebt in einem Durchschnittsjahre zwölf Millionen Stück solch goldener Aepfel ab« (nach einem Gewährsmann bei La Marmora 60 Millionen, wohl übertrieben). »Im Garten des erzbischöflichen Kapitels ist ein Baum, der allein jährlich über 5000 Früchte tragen soll. Mehrere Bäume dort sind, wie mir der Gärtner, ein Geistlicher, sagte, nachweisbar über sieben Jahrhunderte alt. Der Urvater von allen steht im Garten des Marchese von Boyl. Er ist so stark, dass ein Mann ihn mit ausgebreiteten Armen nicht umspannen kann; seine Krone ist majestätisch, wie die einer Eiche. Der Gang durch den Orangenwald von Milis schien mir allein schon die Reise nach Sardinien zu lohnen. In einem Pavillon im höchstgelegenen Garten sitzend, sah ich die herrlichste der Campagnen sich meilenweit ausdehnen, das Abendroth lieh dem freundlichen Bilde eine zauberische Beleuchtung.« Aehnlich ist das Urtheil des neuesten Reisenden, Freiherrn v. Maltzan, der die Vega von Milis ausführlich schildert (Reise auf der Insel Sardinien, Leipzig 1869, S. 246 ff.). Das reizende Puerto de Soller auf der Insel Mallorca soll dem sardinischen Milis an Schönheit und Fülle dieser Kultur nicht nachstehen. Dort verbindet sie sich mit dem Terrassenbau an heissen schuttreichen Felswänden, über die die Winterbäche herabstürzen; während die fast senkrechten Bergzinnen ringsum glühen, hat

doch die Sonne Raum, in das Thalbecken zu dringen, und ein Flüsschen entsendet seine Wasserfäden nach allen Seiten hin durch Rinnen und über Aquäducte in die Gärten. Die jährliche Ausfuhr aus dem Hafen von Soller beträgt über 50 Millionen ausserordentlich süsser Orangen, die an Bord der Schiffe etwa eine Million Franken werth sind (s. Pagenstecher, die Insel Mallorca, Leipzig 1867, S. 97 ff.)

Indess, dies Alles sind doch nur Oasen in dem südlichen Europa, welches weit entfernt ist, ein eigentliches Orangenland zu sein. Der Tourist muss schon eigens darauf ausgehen, wenn er an einzelnen Punkten dem momentanen Genuss oder der magischen Täuschung einer freien Hesperidenwaldung sich hingeben will. In Griechenland wird die Agrumikultur weder in nennenswerthem Umfang betrieben, noch sind die gewonnenen Südfrüchte von sonderlicher Güte, vielmehr bald dickschalig und saftlos, bald sauer oder bitter u. s. w.; in Oberitalien sind die im Sommer so reizenden sogenannten *giardini* am Westufer des Gardasees, der *riviera di Salo*, doch nur an Mauern gelehnt und werden bei Eintritt der rauhen Jahreszeit mit einem Ziegeldach und bretternen Seitenwänden verwahrt; durch ganz Ober- und Mittelitalien trifft man die Limone in den Gärten zwar häufig, aber immer in grossen thönernen Kübeln; auch in dem warmen Sicilien fürchtet der Baum theils die Dürre, theils die Stürme und fehlt z. B. an der ganzen Südküste der Insel völlig. Und wie diese Naturarmuth geeignet ist, den erwartungsvollen Wanderer zu enttäuschen, so auch die historische Jugend des Baumes in Europa, der den Alten in ihrer besten Zeit ganz unbekannt, in der späteren nur halb bekannt war. Die goldenen Aepfel, die Hercules dem Atlas abnahm, und jene anderen aphrodisischen, durch welche Atalante im Wettlauf mit ihrem schönen Freier sich aufhalten liess, waren keine *mala citria*, wie die Alten später annahmen, noch weniger Apfelsinen, wie Neuere öfter geträumt haben, sondern zur Zeit der Einführung dieser orientalischen Naturmythen nur als wirkliche, wenn auch idealisirte Aepfel, Quitten oder Granaten gedacht. Erst als Alexander der Grosse durch seine Kriegszüge und die Errichtung eines griechischen Reichs im Herzen Asiens den Schleier gehoben hatte, der das Innere dieses Welttheils deckte, hörten die europäischen Griechen von einem Wunderbaum mit goldenen Früchten in Persien und Medien. Damals schrieb Theophrast bei Abfassung seiner Pflanzengeschichte die

berühmte Stelle nieder, in der er von diesem Baum Nachricht gab und die ein halbes Jahrtausend lang wiederholt, nachgeahmt und als Quelle benutzt wurde, 4, 4, 2: der Osten und Süden besitzt ihm ganz eigenthümliche Thiere und Pflanzen, wie Medien und Persien neben vielem Andern den sogenannten medischen oder persischen Apfel, *οἷον ἥ τε Μηδία χώρα καὶ Περσὶς ἄλλα τε ἔχει πλείω καὶ τὸ μῆλον τὸ μηδικὸν ἢ τὸ περσικὸν καλούμενον.* Er hat Blätter wie die Andrachle und spitze Stacheln; der Apfel wird nicht gegessen, duftet aber schön, wie auch die Blätter; unter Kleider gelegt, schützt er diese gegen Motten; wenn Jemand Gift bekommen hat, giebt er ein wirksames Gegengift ab; wenn man ihn kocht und das Fleisch, *τὸ ἔσωθεν*, in den Mund ausdrückt und hinunterschluckt, verbessert er den Athem; man steckt die Kerne im Frühling auf wohlbearbeiteten Gartenbeeten, die alle vier oder fünf Tage gewässert werden; sind die Pflanzen herangewachsen, so werden sie wieder im Frühling auf einen zarten, feuchten, nicht allzuleichten Boden, *εἰς χωρίον μαλακὸν καὶ ἔφυδρον καὶ οὐ λίαν λεπτόν*, versetzt; der Baum trägt das ganze Jahr hindurch und prangt gleichzeitig mit Blüten, mit unreifen und mit reifen Früchten (dasselbe auch de c. pl. 1, 11, 1 und 1, 18, 5); von den Blüthen sind diejenigen, die in der Mitte eine Art Spindel, *ἠλακάτην*, tragen, fruchtbar, die anderen nicht (dasselbe auch 1, 13, 4); man zieht den Baum auch in durchlöcherten thönernen Gefässen, *σπείρεται δὲ καὶ εἰς ὄστρακα διατετρημένα*, wie die Palmen; dieser Baum wächst, wie gesagt, in Persis und Medien, *περὶ τὴν Περσίδα καὶ τὴν Μηδίαν.* An dieser sehr sorgfältigen, obgleich aus der Ferne entworfenen Schilderung fällt nur auf, dass die Frucht selbst nach Grösse, Gestalt, Farbe und innerer Beschaffenheit nicht näher beschrieben wird. Waren etwa medische Aepfel schon nach Athen gekommen und den Lesern des Theophrast nicht unbekannt? Wirklich scheint ein uns aufbehaltenes Fragment des der sog. mittleren Komödie angehörenden Dichters Antiphanes sich dahin deuten zu lassen, Athen. 3, p. 84 (nach Meineke's Redaktion):

καὶ περὶ μὲν ὄψου γ' ἠλίθων τὸ καὶ λέγειν
ὥσπερ πρὸς ἀπλήστους. ἀλλὰ ταυτὶ λάμβανε
παρθένε τᾶ μῆλα. Β. καλά γε. Α. καλὰ δῆτ' ὦ θεοί·
νεωστὶ γὰρ τὸ σπέρμα τοῦτ' ἀφιγμένον
εἰς τὰς Ἀθήνας ἐστὶ παρὰ τοῦ βασιλέως.
Β. παρ' Ἑσπερίδων ᾤμην γε. Α. νὴ τὴν Φωσφόρον

φασὶν τὰ χρυσᾶ μῆλα ταῦτ' εἶναι. Β. τρία μόνον ἐστίν. Α. ὀλίγον τὸ καλόν ἐστι πανταχοῦ καὶ τίμιον.

Die Lebenszeit des Antiphanes steht nicht ganz fest; nach Suidas wäre er im Jahre 328 vor Chr. gestorben, also gerade zur Zeit von Alexanders Zügen in Asien; in einem andern Fragment des Dichters wird aber der König Seleukus erwähnt, wonach er beträchtlich länger gelebt haben müsste; doch könnte dies letztere Fragment dem jüngeren Haupte der mittleren Komödie, dem Amphis, angehören und dem Antiphanes durch Verwechslung mit diesem zugeschrieben worden sein. Da in unserer Stelle die Früchte, *τὸ σπέρμα τοῦτο*, vom *Βασιλεύς* gekommen sind und zwar neulich, *νεωστί*, so ist der letztere und sein Reich also als noch bestehend gedacht; da ferner während Alexanders Vordringen ein häufiger Verkehr zwischen dem Heere und der Heimath Statt fand, Verstärkungen und Kriegsmaterial von Europa dorthin, von dort Kranke und Beutestücke zurück nach Europa gingen, so mögen während dieser Jahre auch persische Aepfel ihren Weg nach Athen gefunden haben, so gut wie noch jetzt Apfelsinen von Sicilien bis in die Hauptstadt von Sibirien dringen. Selten und neu sind sie noch, mit Bewunderung werden sie angeschaut, mit den Hesperidenäpfeln verglichen; der Geber besitzt nur drei, denn, sagt er, das Schöne ist überall eben so rar als gesucht. Aber nach Gründung der griechischen Königreiche im innern Asien konnte es nicht fehlen, dass die Hesperidenfrucht häufig auf dem europäischen Markt erschien; doch essbar war sie nicht, und so wundervoll ihr Aeusseres schien, so abscheulich der Zunge ihr Saft. Der Glaube an ihre von Theophrast zuerst verkündigten Eigenschaften, die giftzerstörende, Ungeziefcr vertilgende Kraft nnd die Reinigung des Athems, wurde eine auch im Abendlande allgemein herrschende Phantasie. Vergil in seiner Schilderung des Baumes und der Frucht, Georg. 3, 126:

Media fert tristis succos tardumque saporem
Felicis mali: quo non praesentius ullum,
Pocula si quando saevae infecere novercae u. s. w.

ist ganz von Theophrast abhängig, dessen Worte er nur poetisch umsetzt: glücklich nennt er den medischen Apfel, weil er den guten Mächten dient und den Geschöpfen des bösen Gottes, Gift, Gewürm, unreinem Athem, entgegenwirkt; aber sein Saft ist *tristis*, d. h. stechend (wie Ennius den Senf *triste* genannt hatte, s. o.),

und sein Geschmack *tardus* d. h. lange haftend. Dass direkte Versuche die in der Frucht liegende antidotische Lebenskraft unwiderleglich bestätigten, brachte die Natur des Wunderwahnes mit sich, dem, wenn er tief gewurzelt war, die Erfolge niemals gefehlt haben. So wird bei dem fingirten Gastmahl des Athenäus 3, p. 84 nach beglaubigten Aussagen erzählt, dass in Aegypten Verbrecher, die zufällig von einer solchen Frucht gekostet hatten, wilden Thieren und giftigen Schlangen vorgeworfen wurden und unversehrt blieben; dass man darauf von zwei Verbrechern dem einen dies Gegengift auf seinem letzten Gange mitgegeben, dem andern nicht, und der letztere auf der Stelle vom Schlangenbiss getödtet worden, der erstere ohne Schaden davongekommen sei; dass dieser Versuch dann häufig und immer mit demselben Erfolge wiederholt worden sei. Als die Deipnosophisten des Athenäus dies hörten, griffen sie fleissig nach den aufgetischten medischen Aepfeln, nicht des Geschmackes wegen, dürfen wir hinzusetzen, und wohl unter Gesichterschneiden. Die zweite Eigenschaft der Frucht, dass sie verderbliches Ungeziefer abwehrte, gab zu dem lateinischen Namen *citrus*, *malum citreum* u. s. w. Veranlassung. Das griechische *κέδρος*, mit welchem die duftenden unzerstörbaren Coniferen-Hölzer, Wachholderarten, Ceder, *Thuja articulata* u. s. w., die nicht nur selbst den Würmern widerstanden, sondern auch die Kleider vor denselben bewahrten, bezeichnet wurden, — dies *κέδρος* war in Italien durch populäre Entstellung zu *citrus* geworden (wie *mala cotonea* für *κυδώνια*, *Euretice* für *Eurydice*, *taeda* für *δᾷδα* und manches Andere). *Citrus* bedeutete insbesondere das aus Afrika seit alter Zeit eingeführte Holz des Lebensbaumes, *Thuja articulata*, aus dessen Masern in der späteren Epoche des Luxus und Reichthums kostbare Tischplatten gefertigt wurden, das aber mit seinem aromatischen Dufte auch die Motte, den Erbfeind der wolletragenden Völker des Alterthums, von den Kleiderkisten fern hielt, Plin. 13, 13, 27: *libros citratos fuisse; propterea arbitrarier tineas non tetigisse.* Auf diese Sitte, die wollenen Tuniken durch Harz oder Splitter der Thuja oder südlicher Wachholderspecies vor der Zerstörung zu sichern, bezieht sich vielleicht der schon von Nävius in seinem Epos vom zweiten punischen Kriege gebrauchte Ausdruck *citrosa vestis* d. h. das citrusduftende Kleid (Macrob. Sat. 3, 19, 4), obgleich Festus p. 42 Müller und Isidorus darunter ein wie die Citrusmasern geflammtes verstanden wissen wollen. Da nun der goldene medische Apfel gleichfalls und zu

dem gleichen Zweck in die Kleiderladen gelegt wurde — und diese Sitte erhielt sich, wie wir aus Athenäus ersehen, bis zu den Zeiten der Grossväter, d. h. bis in den Anfang des zweiten Jahrh. nach Chr. —, so wurde er in der Vorstellung des Volkes zur Frucht des Citrusbaumes und im gemeinen Leben, später auch bei den Gebildeten, ja bei den Griechen danach benannt. Dioscorides 1, 166 sagt noch: τὰ δὲ μηδικὰ λεγόμενα ἢ περσικὰ ἢ κεδρόμηλα, ῥωμαϊστὶ δὲ κίτρια, aber Galenus de aliment. facult. 2, 37 lacht schon über diejenigen seiner Collegen, die aus gelehrter Affectation sich des allgemein verständlichen κίτριον enthalten und statt dessen τὸ μηδικὸν μῆλον sagen. Medisch und persisch war einst im früheren Griechenland ein auch dem Geringsten des Volkes geläufiger Begriff und Name gewesen, aber als die italischsn Völker zu Asien in Beziehung traten, da war das persische Reich längst dahin und *malus medica* oder, wie Plinius sagt, *assyria* nur im Munde antiquarisch gebildeter Literaten, nicht des mitten in das Leben gestellten Arztes passend.

Seit wann aber darf man annehmen, dass der Baum selbst in Italien gezogen wurde, und welche Art des Genus *citrus* war es, welcher die einst in Athen, dann in Italien und nach Juba von Mauritanien auch in Libyen als Hesperidenäpfel angeschaute Frucht angehörte?

Hätten die älteren unter den griechischen und römischen Schriftstellern den Baum schon in Europa mit Augen gesehen, sie hätten sich nicht so lange ausschliesslich an die Beschreibung des Theophrast gehalten, und noch viel weniger hätte der Name *citrus* für ihn aufkommen können. Plinius giebt 12, 3, 7 ganz die Schilderung des Theophrast wieder, dann setzt er hinzu: *temptavere gentes transferre ad sese propter remedi praestantiam fictilibus in vasis, dato per cavernas radicibus spiramento*, *sed nisi apud Medos et in Perside nasci noluit.* Also Versuche waren bereits gemacht worden, aber, wie es mit ersten Versuchen oft geht, vergebliche; man hatte Bäumchen in thönernen durchlöcherten Kübeln reisen lassen, sie waren aber ausserhalb Mediens und Persiens nicht fortgekommen, oder hatten wenigstens keine Früchte angesetzt, 16, 32, 59: *fastidit . . . nata Assyria malus alibi ferre.* Ohne diese ausdrücklichen Zeugnisse könnte eine audere Stelle des Plinius für die entgegengesetzte Meinung benutzt werden, 13, 16, 31: *alia est arbor eodem nomine (arbor citri), malum ferens execratum aliquis odore et amaritudine, aliis ex-*

petitum, domus etiam decorans, nec dicenda verbosius. Hier sind die drei letzten Worte durch die schon früher von dem Autor nach Theophrast gegebene Beschreibung motivirt, die drei vorhergehenden: *domus etiam decorans* erklären sich durch die im Text eben beendigte ausführliche Besprechung der aus dem afrikanischen Citrusholz gearbeiteten Prachttische. In wie fern aber schmückte, wie jener afrikanische, so auch dieser medische Baum die Häuser? Stand er in Kübeln unter den Säulen der Halle und war er also doch, der obigen Versicherung zuwider, auch ausserhalb Mediens lebensfähig? Oder zierte er die Wohnungen der Reichen nur durch seine Früchte, die etwa als *κειμήλια* auf Tischen und Gesimsen prangten und die Dämonen des Verderbens als *felicia mala* abhielten? Ein oder anderthalb Jahrhunderte nach Plinius wenigstens muss der Baum schon ein wirklicher Schmuck der Villen und Gärten begünstigter Landschaften gewesen sein. Florentinus, der im ersten Drittel des dritten christlichen Jahrhunderts gelebt haben wird und dessen Werk zwar verloren gegangen ist, aber dem Inhalt nach zum grossen Theil in der Sammlung der Geoponika des Cassianus Bassus sich wiederfindet, schildert 10, 7 die Kultur der *κιτρέαι* ganz nach dem Bilde der heut zu Tage in Oberitalien, z. B. in den *giardini* des Gardasees, gebräuchlichen; man zieht sie an der Südseite von West nach Ost laufender Mauern, bedeckt sie im Winter mit Matten, *ψιάθοις*, u. s. w. Reiche Leute, fügt Florentinus hinzu, die Aufwand machen können, pflanzen sie unter Säulengängen, die der Sonne geöffnet sind, an die Mauer, lassen die Sommerglut anf sie wirken und bedecken sie, wenn der Winter naht, *τινὲς δὲ τῶν πλουσίων καὶ τρυφώντων ὑπὸ στοαῖς πρὸς ἥλιον ὁρώσαις τὰς κιτρέας φυτεύουσι παρὰ τὸν τοῖχον, ὕδατι δὲ ἀφθόνῳ ἀρδεύουσι. καὶ τοῦ μὲν θέρους ἀστεγάστους καταλιμπάνουσι τὰς στοὰς τῷ ἡλίῳ θάλπειν παρέχοντες τὰ φυτά, προσιόντος δὲ τοῦ χειμῶνος στεγάζουσι τὰ φυτά.* Also doch nur Treibhauskultur. Bei Palladius, der im vierten oder wahrscheinlicher im fünften Jahrhundert lebte, wachsen Citronenbäume auf Sardinien und bei Neapel, also in warmen, durch Seeluft gemilderten Gegenden, auf fettem, reichlich bewässertem Boden, Winter und Sommer unter freiem Himmel, und die bisher nur traditionellen, halb sagenhaften Vorstellungen konnten jetzt an der Wirklichkeit gemessen und berichtigt werden. So fand sich z. B., dass der Baum wirklich, wie schon Theophrast angegeben hatte, immerfort Blüten und Früchte hervorbrachte, *continua foe-*

cunditate, 4, 10, 16: *Asserit Martialis (Gargilius Martialis,* Mitte des dritten Jahrhunderts) *apud Assyrios pomis hanc arborem nunquam* (in den Handschriften steht: *non) carere: quod ego in Sardinia et in territorio Neapolitano in fundis meis comperi (quibus solum et coelum tepidum est et humor exundans) per gradus quosdam sibi semper poma succedere, cum maturis se acerba substituant, acerborum vero aetatem florentia consequantur, orbem quendam continuae foecunditatis sibi ministrante natura.* So war denn im Lauf der ersten christlichen Jahrhunderte der immergrüne Baum, der die goldenen Aepfel trug, wirklich in Italien naturalisirt worden, erst in Kübeln, mit zweifelhaftem Erfolge, dann durch Mauern gegen Norden, im Winter durch Bedeckung geschützt, endlich in erlesenen Paradiesen auch völlig im Freien, und damit durch ein weiteres Beispiel bewiesen, dass die Kaiserjahrhunderte, diese Epoche unrettbaren, beschleunigten Verfalls, doch auch in manchen Zweigen menschlichen Schaffens, die weniger den Blick auf sich zu ziehen pflegen, wie in Austausch und technischer Verwerthung der Naturobjecte der verschiedensten Länder, eine aufwärts gerichtete Entwickelung zeigen. Fragen wir, welche Art der Aurantiaceen wir uns unter dem medischen Apfel und dem *arbor citri* zu denken haben, so lässt sich mit Sicherheit antworten: die Citronat-Citrone, *citrus medica cedra*, und zwar aus mehreren Gründen. Erstlich heisst diese dickschalige, oft kopfgrosse Frucht, mit verhältnissmässig geringem saurem, bei einer Abart auch süsslichem Fleische oder Safte, noch jetzt in Italien *cedro*; dann findet sich in der persischen Provinz *Gilân*, einem Theil des alten Mediens, der Citronatbaum noch ganz mit dem Habitus, den Theophrast beschreibt, namentlich mit häufigen scharfen Stacheln bewaffnet (s. Gmelin, Reise durch Russland zur Untersuchung der drei Naturreiche, Theil 3, St. Petersburg 1774, S. 108, wo Theophrast nicht genannt, aber die Beschreibung des *citrus spinosus* völlig mit dem Bilde zusammenfällt, das der Griffel des alten Meisters entworfen); drittens passen die gelegentlichen Aeusserungen der Alten über die Gestalt, Zusammensetzung und Essbarkeit des medischen Apfels nur auf diese Citrone; Dioscorides nennt sie ἐπίμηκες, länglich, und ἐρρυτιδωμένον, runzlich (s. die Abbildung bei Gmelin); die Frucht wird mit Wein, mit Honig eingekocht, sie ist essbar und ist es nicht; sie ist so gross, dass bei Apicius jede einzelne in einem besonderen Topf eingemacht wird, 1, 21: *in vas citrium mitte*, '*gipso suspende* (wo

Andere eine Art Kürbiss verstehen wollten); wenn sie noch unreif ist, umgiebt man sie mit einer thönernen Hülle, in die sie hineinwächst und deren Gestalt sie annimmt; das Fleisch d. h. die weisse, dicke, beinahe den ganzen Raum einnehmende Schale wird als Hauptbestandtheil mit aufgezählt, *τὴν οἷον σάρκα* bei Galen. de alim. fac. 2, 37 — lauter für die *citrus medica cedra* treffende Züge; endlich tragen alle übrigen Arten der Hesperidenfrucht Namen, die jeden Zweifel über das spätere Zeitalter, in welchem sie eingeführt wurden, ausschliessen. Die Limone — die wir deutsch fälschlich Citrone nennen —, eine kleinere, mehr oder minder rundliche Frucht mit dünner aromatischer Schale und reichem saurem Saft heisst so nach dem arabischen *limûn*; diess stammt aus dem Persischen; letzteres entlehnte das Wort aus dem Indischen — womit Herkunft, Weg und Zeit genugsam angedeutet sind. Als Jacobus de Vitriaco, Bischof von Accon, nachher von Tusculum und Kardinal, der im Jahre 1240 in Rom starb, die Naturwunder des heiligen Landes beschrieb, kann der Limonenbaum noch nicht in Europa gewesen sein, denn er führt ihn ausdrücklich unter den in Europa fremden palästinensischen Pflanzen auf, Bongarsii Acta Dei per Francos, Hanoviae 1611, p. 1099 (hist. hierosolymit. 1, cap. 85): *sunt praeterea aliae arbores fructus acidos*, *pontici* (mittellateinisch für *austerus*, s. Du C.) *videlicet saporis*, *ex se procreantes*, *quos appellant limones*: *quorum succo in aestate cum carnibus et piscibus libentissime utuntur*, *eo quod sit frigidus et exsiccans palatum et provocans appetitum.* Auch die Pompelmuse, franz. *pamplemousse*, von den Italienern *pomo di paradiso oder d'Adamo* genannt, fand Jacobus unter dem letzteren Namen in Palästina, *sunt ibi aliae arbores poma pulcherrima et citrina ex se producentes*, *in quibus quasi morsus hominis cum dentibus manifeste apparet et idcirco poma Adam ab omnibus appellantur.* Die Kreuzfahrer also oder Handelsleute der italienischen Seestädte oder die Araber bei ihren Kriegszügen und Niederlassungen auf den Inseln und Küsten des mittelländischen Meeres brachten die Citronen hinüber, deren intensive Fruchtsäure in Europa wie im Orient eine beliebte belebende Beigabe zu vielen Speisen bildete, unreines, übel schmeckendes Wasser trinkbar machte und mit dem zu gleicher Zeit bekannter werdenden Zucker die köstliche, vielbegehrte *limonata* abgab. Der Epoche der Araber und der Kreuzzüge verdankt Europa auch die Pomeranze, *citrus aurantium amarum*, ital. *arancio, melarancio*, franz.

orange. Ursprünglich war auch dieser Baum mit der glühend rothgoldenen, bitter aromatischen Frucht und den wundervoll duftenden Blüten aus Indien, seiner Heimath, nach Persien gekommen, persisch *nârenǵ*, von dort zu den Arabern, arabisch *nâranǵ*, und weiter nach Europa, byzantinisch νεράντζιον. In der kleinen Abhandlung, die Sylvestre de Sacy der Geschichte der Aurantiaceen bei den Arabern widmet (in seiner Ausgabe der Beschreibung Aegyptens von Abd-Allatif, Paris 1810, p. 115), findet sich aus Makrisi folgendes wichtige historische Zeugniss des Masudi angeführt: *Makrizi dit*: »*Masoudi rapporte dans son histoire* (statt dessen conjecturirt de Sacy mit einer ganz leichten Veränderung des arabischen Wortes: *en parlant de l'orange)*, *que le citron rond* (die Pomeranze) *a été apporté de l'Inde postérieurement à l'an 300 de l'hégire* (August 912 der christlichen Aera); *qu'il fut d'abord semé dans l'Oman. De là*, *ajoute-t-il*, *il fut porté à Basra en Irak et en Syrie*, *et il devint très commun dans les maisons des habitants de Tarse et autres villes frontières de la Syrie*, *à Antioche*, *sur les côtes de Syrie, dans la Palestine et en Égypte. On ne le connaissait point auparavant. Mais il perdit beaucoup de l'odeur suave et de la belle couleur qu'il avait dans l'Inde*, *parcequ'il n'avait plus ni le même climat*, *ni la même terre ni tout ce qui est particulier à ce pays.*« Bei dem weiteren Uebergange nach Europa musste sie natürlich noch mehr von dem süssen Duft und der schönen Farbe verlieren, die der Araber schon in Westasien an ihr vermisste. In einigen italienischen Mundarten und im Spanischen ist das anlautende *n* des arabischen Wortes noch erhalten; dem französischen *orange* gab der hineinspielende Begriff von *or*, *aurum* seine etwas abweichende Form: in *orange* liegt schon das Göthe'sche Goldorange. Auffallend ist, dass schon Jacobus de Vitriaco das Wort in französischer Gestalt hat: *in parvis autem arboribus quaedam crescunt alia poma citrina, minoris quantitatis frigida et acidi seu pontici saporis, quae poma Orenges ab indigenis nuncupantur.* Wahrscheinlich haben die Abschreiber das Wort etwas umgeformt.

Noch weit jünger ist in Europa die süsse Pomeranze, *citrus aurantium dulce.* Auch hier liegt in der deutschen Benennung Apfelsine d. h. chinesischer Apfel und in der italienischen *portogallo* die Geschichte und der Weg des Baumes ausgesprochen. Erst die Portugiesen brachten ihn nach Ausbreitung ihrer Schifffahrt in den Meeren des östlichen Asien aus dem südlichen China

nach Europa, angeblich im Jahre 1548, und der europäische Urbaum stand noch lange zu Lissabon im Hause des Grafen von St. Laurent. Der Jesuit Le Comte, der lange in China gelebt hatte, berichtet darüber in seinen Nouveaux mémoires sur l'état présent de la Chine, 2^e^ édition, Paris 1697, T. 1, p. 173: *On les nomme en France Orange de la Chine parceque celles que nous vîmes pour la première fois en avaient été apportées. Le premier et unique oranger, duquel on dit qu'elles sont toutes venues, se conserve encore à Lisbonne dans la maison du Comte S. Laurent et c'est aux Portugais que nous sommes redevables d'un si excellent fruit.* Noch Ferrarius (Hesperides, Romae 1646, fol.) nennt die Apfelsine *aurantium Olysiponense*, Orange von Lissabon, und fügt p. 425 hinzu, sie sei von dort nach Rom ad Pios et Barberinos hortos geschickt worden. Das Letztere ist nur ein Compliment für den Papst Urban 8. Barberini, unter dem der Jesuit Ferrari sein Werk verfasste; die Gärten der Pier können aber nur die der beiden Päpste Pius 4 und Pius 5 sein, die von 1555 bis 1572 den päpstlichen Stuhl einnahmen. Die köstliche Frucht verschaffte dem Baum bald Verbreitung um die Küsten des mittelländischen Meeres bis tief nach Westasien hinein, und nicht bloss die Italiener, auch die Neugriechen sagen *πορτογαλεά*, die Albanesen *protokale*, ja selbst die Kurden *portoghal* (Pott, Zeitschr. für Kunde des Morgenl. 7, 113), während im Norden die Russen, die Grenznachbarn der Chinesen, den deutschen Namen Appelsin angenommen haben — lauter Anzeichen der vollbrachten Umwälzung im Weltverkehr, der nicht mehr wie zur Zeit des Hellenismus und der römischen Kaiser und später der islamitischen Araber quer durch Asien von Ost nach West ging, sondern seit Vasco de Gama die umgekehrte Richtung genommen und sich den Ocean zum Schauplatz gemacht hatte. Auch nach Amerika brachten Portugiesen und Spanier den Baum, der in den tropischen Gegenden der Neuen Welt wunderbar gedieh. Eine neue Varietät, die sogenannten Mandarinen, kleiner, süsser, gewürzhafter, als die Apfelsinen, trat im 19. Jahrhundert auf und erwirbt sich mit jedem Jahr ein grösseres Terrain; der erste Ankömmling aus China und der Ahnherr aller übrigen wird im botanischen Garten zu Palermo gezeigt. Zu Abweichungen ist dies ganze Fruchtgeschlecht überhaupt sehr geneigt, und Oertlichkeit, Impfung und Behandlung haben unzählige Spielarten hervorgebracht. Solche künstlich zu erzeugen, war sonst der Stolz der Gärtner, als von den Tuilerien

und später von Versailles aus neben Oper, Ballet, Vergoldung und Porcellan auch der Besitz weitläufiger Orangerien mit kugelig beschnittenen Bäumen in prachtvollen Kübeln und Kasten, die im Sommer lange Alleen bildeten, zum kostbaren Erforderniss aller Hofhaltungen, ja der Herrenhäuser des reichsunmittelbaren Landadels geworden war. Später verwandelten sich bei steigender Bildung die Orangerien in mehr botanische Treibhäuser, und als der ästhetische Humanismus auch den mittleren Ständen den dumpfen theologischen Kerker geöffnet hatte, da zog der junge Schwärmer, den Hofgärten und ihren Schneckengesimsen den Rücken kehrend und Mignon nachsingend, in das Land, wo unter azurnem Himmel die Goldorange in dunklem Laube glühte und in reiner Form die dorische Säule aufstieg. Doch musste er lange wandern, ehe er einen Hesperidenhain betrat, und auch da war Alles in prosaischer Weise auf Ertrag, Benutzung und Absatz berechnet; die Citronen wurden zerquetscht und der abfliessende trübe Saft in hölzerne Fässer gegossen; die Blüten wurden unbarmherzig abgeschüttelt, damit aus ihnen kölnisches Wasser, *eau de Cologne*, bereitet werde; der Zuckerbäcker versott die Früchte für den Markt von London, Hamburg, Bergen in Norwegen und Archangel am Eispol; der Destillateur fabricirte Bergamottöl aus den Schalen. Auch war damals, als Pästum seine Tempel errichtete, die Tauromenier im Theater sassen und Pindar, Aeschylus und Plato von dem Herrscher von Syrakus als Gäste aufgenommen wurden, weit und breit kein blühender Citronenbaum zu sehen, ja jene alten Helden, Künstler und Denker hatten nie von einem solchen auch nur gehört[70]). Erst die Villen, in denen die Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts und die Mitglieder der platonischen Akademie wandelten, waren mit Pomeranzen geschmückt, und süsse Orangen brachen erst die schwarzen Väter Jesuiten aus den immergrünen Zweigen und überreichten sie den lächelnden Hofdamen in Puder und Reifrock zur Erfrischung für die schönen, lechzenden, geschminkten Lippen.

DER JOHANNISBRODBAUM,

(ceratonia siliqua L.).

Der Johannisbrodbaum ist ein immergrüner, nicht sehr hoher, aber schattenreicher, mächtig ausgebreiteter Baum, der am liebsten in der Nähe des Meeres die heissen, sonneerwärmten Felsenwände, die ihm zum Schutz gegen kalte Nordwinde dienen, mit seinen Wurzeln umklammert. Er wächst langsam, trägt erst nach zwanzig Jahren und dauert Jahrhunderte lang. Seine Früchte — braune, flache, einen Zoll breite, einen halben, ja einen ganzen Fuss lange, horn- oder sichelförmig gekrümmte Schoten, mit glänzend dunklen, bohnenartigen Samen und süssem, nahrhaftem Fleisch, das sogenannte Johannisbrod — werden von Thieren und Menschen gegessen und bilden einen namhaften Handelsartikel. So lange sie nicht ganz reif sind und ihre braune Farbe noch nicht angenommen haben, gelten sie für schädlich, ja giftig, nachher aber nähren sich Schweine, Pferde und Esel von ihnen, und auch der Schweinehirt und der Eseltreiber verschmäht sie nicht, nachdem er sie sich vorher geröstet oder gebacken. Soll der Baum nicht bloss Schatten gewähren, sondern auch reichlich Früchte tragen, dann muss er von Zeit zu Zeit beschnitten werden, wie der Weinstock und der Oelbaum. Seine nördliche Grenze fällt ungefähr mit der der Citronen und Orangen zusammen. Das Johannisbrod wird weit im Orient verführt und fehlt bis tief in Russland auf keinem Volksmarkt unter den feilgebotenen Leckerbissen; auch in Oberitalien sieht man es im Winter viel, es kostet wenig, und besonders die Knaben stopfen es sich gern in den Mund. Im alten Griechenland wuchs der Baum nicht, aber die süssen Hörnchen kamen, vom Orient eingeführt, auf den Markt. Man nannte sie ägyptische Feigen, aber missbräuchlich, denn in Aegypten war, wie Theophrast mit Nachdruck versichert, die *κερωνία* gerade nicht zu finden, h. pl. 4, 2, 4: *ὁ δὲ καρπὸς ἔλλοβος ὃν καλοῦσί τινες αἰγύπτιον σῦκον διημαρτηκότες· οὐ γίνεται γὰρ ὅλως περὶ Αἴγυπτον ἀλλ' ἐν Συρίᾳ καὶ ἐν Ἰωνίᾳ δὲ καὶ περὶ Κνίδον καὶ Ῥόδον.* Es war also ein Gewächs Syriens und Ioniens, das sich bis Knidos im südwestlichsten Kleinasien und bis Rhodus verbreitet hatte. Im Uebrigen beschreibt Theophrast den Baum rich-

tig und genau, aber er beschreibt ihn eben und zwar ausführlich, zum Beweise, dass seine Leser ihn selbst nicht kannten und täglich beobachten konnten. Auch Strabo kennt ihn nicht in Aegypten, wohl aber in Aethiopien oder dem Lande, wo Meroe liegt, 17, 2, 2: *πλεονάζει δὲ τῶν φυτῶν ὅ τε φοίνιξ καὶ ἡ περσέα καὶ ἔβενος καὶ κερατία.* Schon Theophrast hatte auf eine unfreundliche Wirkung der Blüte hingewiesen: *ἄνθος ἔκλευκον ἔχον καί τι βαρύτητος,* er hätte hinzusetzen können: auch der unreifen Schoten; Galenus dehnt die Schädlichkeit auch auf die reifen Früchte aus und meint, es wäre besser, sie würden aus dem Orient, wo sie wachsen, lieber gar nicht nach Europa gebracht, de aliment. fac. 2, 33: *ὥστ' ἄμεινον ἦν αὐτὰ μηδὲ κομίζεσθαι πρὸς ἡμᾶς ἐκ τῶν ἀνατολικῶν χωρίων ἐν οἷς γεννᾶται.* Das eigentliche Vaterland des Baumes war das an Fruchtbäumen so gesegnete Kanaan: da er geimpft werden muss, um essbare Früchte zu spenden, so war er also auch, wie Olive und Dattelpalme, ein Produkt menschlicher, insbesondere semitischer Kunst und Mühe. Einst, wie jetzt, bildeten die süssen Schoten in Palästina eine gemeine Speise. Der Täufer Johannes hatte damit in der Wüste sein Leben gefristet, und noch den Reisenden neuerer Zeit wurde der angebliche Baum gezeigt, der den Vorläufer des Messias mit seinem Johannisbrod genährt hatte. In der Parabel im 15. Kapitel des Lucas begehrt der verlorene Sohn, der zum Hüter der Schweineheerde herabgesunken ist, seinen Hunger mit den Hörnchen, *ἀπὸ τῶν κερατίων*, die die Schweine frassen, zu stillen, aber Niemand gab sie ihm. Auch der Name des kleinen Gold- und Diamantengewichts, des Karats, der von den Bohnen der Johannisbrodschote, *κεράτια*, genommen ist (schon bei Isidor *cerates*, später von den Arabern adoptirt und durch sie den Sprachen aller Länder mitgetheilt, — wofür auch *siliqua* gesagt ward), beweist, wie verbreitet und alltäglich die Frucht im griechischen Orient war. Bei den römischen Schriftstellern finden wir einige Stellen, die auf schon damals versuchte Anpflanzung im Abendlande hindeuten. Nach Columella 7, 9, 6 sollen die Schweine im Walde ausser von anderen wildwachsenden Früchten auch von *graecae siliquae* sich nähren. Da zu Columellas Zeit unmöglich Johannisbrodbäume einen Bestandtheil europäischer *nemora* ausmachen konnten, so mag die Notiz aus irgend einem griechisch-orientalischen Schriftsteller über Landwirthschaft stammen. An einer anderen Stelle giebt Columella den Rath, den Baum im Herbst zu säen, 5, 10, 20: *siliquam graecam quam quidam*

κεράτιον vocant et Persicum ante brumam per auctumnum serito. Auch dies ist wohl nur eine aufgenommene fremde Wirtschaftsregel; Plinius wiederholt sie mit denselben Worten (17, 18, 30) entweder aus Columella oder aus der gemeinsamen Quelle; im Uebrigen nennt er die Frucht *praedulces siliquae* (15, 24, 26) oder *siliquae syriacae* (23, 8, 79) und behandelt sie nicht als einheimische. *Syriacae* heissen die Schoten auch bei Scribonius Largus ein Menschenalter früher; wo sonst *siliquae* als Speise des Armen und Genügsamen vorkommen, ist kein Grund, etwas Anderes als das Nächste d. h. als Bohnen oder Erbsen darunter zu verstehen. Bei Galenus gegen Ende des zweiten Jahrhunderts ist, wie wir so eben gesehen haben, das Johannisbrod durchaus nur Gegenstand der Einfuhr aus dem Orient. Palladius aber in den letzten Zeiten des Römerreichs lehrt ausführlich den Baum fortpflanzen und spricht auch von seinen eigenen Erfahrungen dabei, 3, 25, 27: *siliqua Februario mense seritur et Novembri et semine et plantis: amat loca maritima, calida, sicca, campestria: tamen, ut ego expertus sum, in locis calidis foecundior fiet, si adjuvetur humore: potest et taleis poni* u. s. w. Da diese Stelle in einigen Handschriften fehlt, auch der fleissige Benutzer des Palladius, Petrus Crescentius, über den Baum schweigt, so bleibt Zweifel, ob wir nicht am Ende ein nachmaliges Einschiebsel vor uns haben. Sollte aber auch die Naturalisation des Baumes zur Zeit der Römer begonnen haben, so lehren doch die arabischen Namen: ital. *carrobo*, *carruba*, span. *garrobo, algarrobo*, portug. *alfarroba*, französ. *caroube*, *carouge*, dass erst die Araber entweder die erloschene Kultur von Neuem aufnahmen oder der noch vorhandenen die heutige Verbreitung gaben. In der südlichen Hälfte der italienischen Halbinsel sind jetzt die Carroben häufiger und die Ernte reichlicher, als derjenige Reisende voraussetzt, der bloss die gewöhnliche Strasse der Touristen gewandert ist und den syrischen Baum etwa nur an der Felsenstrasse bei Amalfi gesehen hat. Sicilien, die arabische Insel, erzeugt und verschifft viel Johannisbrod; die reichsten Bäume dieser Art stehen am apulischen Gargano, diesem in malerischer, naturwissenschaftlicher, auch botanischer Hinsicht so merkwürdigen, aber auch so selten besuchten, massigen, isolirten, zum Meer abstürzenden Kalkstein-Vorgebirge. Im heutigen Griechenland finden sich Carrobenbäume hin und wieder auf dem Festlande und auf den Inseln zerstreut, darunter einige von ehrwürdigem Alter, wie derjenige, unter dem Fiedler,

Reise, 1, 224 auf dem skironischen Wege sein Mittagsmahl hielt und dessen Stamm einige Fuss Durchmesser hatte. Wie bei allen Kulturgewächsen haben sich auch bei diesem Varietäten gebildet, die sich durch grössere oder geringere Süssigkeit und Haltbarkeit und durch Form und Grösse der Schoten unterscheiden. Im Orient, wo die Frucht noch mehr Zucker entwickeln mag, und zuweilen auch in Europa presst man aus den Schoten auch eine Art Honig, mit dem andere Früchte eingemacht werden, und wirft die Rückstände den Schweinen vor.

DAS KANINCHEN,

(Lepus cuniculus L.).

Von Spanien her lernten die Römer ein dem Hasen verwandtes Hausthier kennen, das den Griechen im Osten des Mittelmeeres nicht zu Gesicht gekommen war: das Kaninchen. Es war, wie das Spartgras und die Korkeiche, Spanien eigenthümlich und eng an den iberischen Volksstamm geknüpft, mit dem es über Afrika nach dem westlichen Europa gekommen sein muss. Es trug bei den Römern den Namen *cuniculus*, ein Wort, dessen Stamm aller Wahrscheinlichkeit nach der iberischen Zunge angehört und nur mit lateinischer Endung versehen ist[71]). Mit demselben Ausdruck bezeichneten die Römer schon seit Cicero und Cäsar auch unterirdische Gänge, und es war Streit, ob diese nach dem Thier oder umgekehrt das Thier nach jenen benannt sei; die Alten entschieden sich meist für Letzteres, aus keinem anderen Grunde, als weil ihnen die Sache und also auch das Wort in dieser Bedeutung häufiger aufstiess, als das halb unbekannte Thierchen, — während wir die erstere Annahme für natürlicher halten, wenn auch die römischen Sappeurs und Mineurs ihre Kunst nicht gerade den Kaninchen abgelernt haben, wie Martialis meint, 13, 60:

Gaudet in effossis habitare cuniculus antris:
Monstravit tacitas hostibus ille vias.

In der Literatur kommt das Kaninchen zuerst bei Polybius vor, also um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr., in der nach dem Lateinischen gebildeten Form *κόνικλος*, 12, 3: auf Corsica

giebt es keine wilden Thiere πλὴν ἀλωπέκων καὶ κυνίκλων καὶ προβάτων ἀγρίων (Moufflons). Bei Athenaeus 9. p. 400 lautet die von Polybius gebrauchte Form κούνικλος, dem Lateinischen noch etwas näher. Auch bei dem Geschichtschreiber und Philosophen Posidonius von Apamea in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Chr. kam das Wort vor. Catullus kennt Spanien als ein kaninchenreiches Land oder als ein Land reich an Kaninchengängen, 37, 18: *Tu caniculosae Celtiberiae fili Egnati.* Ausführlicher verbreiten sich darauf über das Thier, seine Ansiedelung und Verbreitung und die Art, es zu fangen, Varro 3, 12, 6, Strabo an zwei Stellen des dritten Buches 2, 6 und 5, 2, endlich Plinius 8, 55, 81. Die Iberer müssen besondere Liebhaber dieser Zucht und des Kaninchenfleisches gewesen sein: sie hatten das Thier auch auf die spanisch-italischen Inseln, auf denen sie vor Alters angesessen waren, mit über Meer gebracht, nicht bloss nach Corsika, wie wir so eben von Polybius gehört haben, sondern auch auf die balearischen Inseln. Für den grössten Leckerbissen aber galt bei ihnen der noch nicht geborene Fötus oder das noch säugende Thierchen, welches ganz und gar, ohne ausgeweidet zu werden, verzehrt wurde: solche noch erst werdende oder eben auf die Welt gekommene Kaninchen hiessen *laurices*, mit einem ohne Zweifel gleichfalls iberischen Namen. Aber die grosse Fruchtbarkeit, die dem Hasengeschlecht eigen ist — ein Kaninchen kann fünf bis sechs Mal im Jahre vier bis sechs Junge werfen und beginnt dies Geschäft schon einige Wochen nach der Geburt — machte das Thier zu einer wahren Landplage auf dem spanischen Festlande, wie auf den Inseln: es überzog mit seinen Gängen und Höhlen den Kulturboden, nagte die Wurzeln und Sprossen weg und untergrub Bäume, ja sogar die Wohnungen der Menschen. Nach Strabo sollten die Bewohner der Γυμνησίαι d. h. Mallorcas und Minorcas einst zu den Römern Abgesandte geschickt haben, mit der Bitte, ihnen ein anderes Land zum Wohnplatz anzuweisen, da sie sich gegen die Menge Kaninchen nicht mehr halten könnten. Als gewiss berichtet Plinius, sie hätten den Kaiser Augustus um militärische Hülfe angegangen, da sie allein mit den Thieren nicht fertig werden könnten. Und nicht bloss durch ganz Spanien herrschte diese Noth, sondern erstreckte sich auch bis Massilia — vielleicht ein Fingerzeig mehr für die ethnographische Stellung der Liguren, die vor der Ankunft der Kelten von Norden den ganzen Küstenstrich, an dem Marseille liegt, bewohnt hatten. Die Iberer

hatten indess in einem anderen halb wilden, halb domesticirten Thiere, das sie aus Afrika bezogen hatten, einen wirksamen Feind und Vernichter des Kaninchens und höchst eifrigen Jagdgenossen kennen und anstellen gelernt, das Frettchen, eine Art Iltis, lateinisch *viverra* (wohl auch ein iberisches Wort), ital. *furone*, *furetto*, französisch *furet*. Es kroch in die Kaninchenhöhle und trieb die Bewohner zum Ausgang hinaus, wo der Jäger sie auffing und erlegte. Die Griechen benannten dies Frettchen mit dem allgemeinen Ausdruck γαλῆ, dem sie zu näherer Bestimmung das Prädikat Ταρτησσία hinzugefügten. Schon Herodot weiss von solchen tartessischen d. h. spanischen Wieseln: er sagt 4, 192 bei naturhistorischer Beschreibung der Nordküste von Afrika, es lebten dort unter den Silphiumstauden γαλέαι, den tartessischen ganz ähnlich — welche letztere also im fünften Jahrhundert vor Chr. schon in Spanien zur Jagd üblich waren. Dass schon zur Zeit der Republik Kaninchen auch von den Römern in sogenannten Leporarien gehalten wurden, sehen wir aus Varro; an der Tafel des Athenäus hat einer der Sprechenden auf der Fahrt von Dicäarchia, dem heutigen Pozzuoli, nach Neapel die kleine Insel an der äussersten Landspitze, also das heutige Nisida, von wenig Menschen und viel Kaninchen bewohnt gesehen (Athen. l. l.) — was auch noch heut zu Tage von den italienischen Inseln im Verhältniss zum Festlande gilt. Immer aber ward das Thierchen bei den Römern als charakteristisches Merkmal des Landes Spanien betrachtet: wir sehen dies z. B. aus Gold- und Silbermünzen des Kaisers Hadrian, wo auf dem Revers mit der Legende Hispania vor einer liegenden weiblichen Figur, die einen Olivenzweig hält und den linken Arm auf den Felsen Calpe stützt, ein Kaninchen abgebildet ist (H. Cohen, Description historique des ... médailles impériales, T. 2, Paris 1859, Adrien n° 270—276).

Heut zu Tage haben sich die niedlichen, so eigenthümlichen Thierchen mit dem wohlschmeckenden Fleische über ganz Europa ausgebreitet, sind aber besonders in Frankreich unter dem Namen *lapin* (nach Diez für *clapin*, Volksausdruck: der Ducker) eine häufige und beliebte Speise. Dies muss schon zu der Zeit, die Gregor v. Tours beschreibt, der Fall gewesen sein, denn 5, 4 berichtet er von Roccolenus: *erant enim dies sanctae Quadragesimae in qua fetus cuniculorum* (also die oben genannten *laurices*) *saepe comedit.* Das weisse Kaninchenfleisch galt auch sonst für keinen Fastenbruch, was die Kirche oft zu berichtigen hatte. Bei Petrus Cre-

scentius, dem Zeitgenossen Dantes, wohnt das Kaninchen in dem zusammenhängenden Strich Landes von Spanien durch die Provence bis in die Lombardei, 9, 80: *quod in Hispania et in Provincia et in partibus Lombardiae, sibi cohaerentibus, nascitur* — also immer noch auf iberischem Urboden. Jetzt ist es nicht bloss dem Provençalen, sondern auch dem Pariser wohlbekannt[72]).

DIE KATZE.

Der Hund ist ein uralter Begleiter des Menschen, ja gewiss das früheste und erste von allen Thieren, die der Mensch sich zugesellt hat, — wer, der es nicht weiss, sollte glauben, dass die lächerliche Feindin des Hundes, die Katze, die jetzt fast in keinem Hause fehlt, so weit civilisirte und halb civilisirte Menschen leben, eine ganz junge Erwerbung der Kultur ist? Freilich die Bewohner des Nilthales müssen wir dabei ausnehmen. Dass das geheimnissvolle, mit seinem Thun in die Nacht der Zeiten hinabreichende, eben so anziehende als abstossende Volk der Aegypter die Katzen in Menge erzog, sie heilig hielt, sie nach dem Tode einbalsamirte, melden nicht bloss die Alten, wie Herodot und Diodor, sondern bestätigen auch die Denkmäler und Ueberreste. Die gezähmte Art war die *felis maniculata* Ruepp. (Dr. Hartmann in der Zeitschrift für ägyptische Sprache, 1864, S. 11). Das Verschlossene und Stumme, daher Ahnungsreiche, das nach Hegel alle Thiere haben, ist in der Katze und deren eigenthümlichen, gleichsam mystischen Sitten und Neigungen besonders fühlbar. Sie hat noch jetzt für den, der sie gewähren lässt und sie aufmerksam beobachtet, etwas Aegyptisches, das die Vorliebe der Einen, den Widerwillen der Anderen weckt. Dies Thier so vollkommen zu zähmen und an den Menschen zu gewöhnen — denn die Hauskatze verwildert nicht und kehrt immer wieder zum Hause zurück — konnte nur dem Aegypter gelingen und war die Arbeit von Jahrtausenden. Nur wenn viele, sehr viele Generationen des Thieres auf dieselbe behutsame, pflegende, liebevolle Art behandelt wurden und in der langen Zeit jede Erfahrung eines verursachten Schmerzes oder zu-

gefügten Leides aus dem Gedächtniss der scheuen Creatur ausgelöscht war, konnte aus der wilden Katze, deren Geschlecht von allen am wenigsten auf Zähmung angelegt scheint, unsere jetzige anschmiegende Hauskatze werden. Religiöser Aberglaube hat hier, wie so oft, das Unglaubliche geleistet und auch einmal der Kultur gedient, statt sie aufzuhalten. Die verhältnissmässige Kleinheit des Thieres kam der Aufgabe zu Hülfe, denn die grossen Katzen, Leopard, Tiger, Löwe, hätten schwerlich jemals mit dem Menschen zusammenwohnen können. Ein Glück war es, dass die Weiterverbreitung der ägyptischen Katze noch in den letzten Zeiten des römischen Reiches, ehe das ascetische Christenthum in die Tiefe drang, und *vor* dem Einbruch des islamitischen Sturmes Statt fand; sonst hätte mit der Vernichtung des gesammten alten Aegyptens und der Ausrottung seiner religiösen Vorstellungen und Sitten auch die dieses Hausthieres erfolgen und vielleicht nicht wieder gut gemacht werden können.

Die Griechen und Römer litten nicht selten unter der Plage ungeheurer Vermehrung der Mäuse, und hin und wieder werden uns Geschichten überliefert von wunderbarer Rettung einer Gegend vor den Mäusen oder von geschehener Auswanderung wegen übermässiger Vermehrung dieser Nagethierchen. Als Hausdiebin kennt die *Maus* schon die voreuropäische Sprache, denn dieser Name, der sich in Griechenland und Italien und an der Elbe wie am Indus wiederfindet, stammt bekanntlich von einem Verbum mit der Bedeutung *stehlen*. Als Feinde der Maus — und sie hat deren viele — mussten auch frühzeitig die das Haus des Menschen umschleichenden Thiere, das Wiesel mit seinen Unterarten[73]), Iltis, Marder, wilde Katze, beobachtet werden; einige davon wurden desshalb gehegt oder nicht verfolgt und traten von fern in eine Art Gemeinschaft mit dem Menschen, die sich in einzelnen Fällen bis zu wirklicher Zähmung steigern konnte. Doch litt in einer späteren Epoche unter diesen Räubern auch wieder das Federvieh, besonders dessen junge Brut, und man suchte sie dann wieder abzuhalten und machte ihnen den Krieg. Griechisch lauteten die Namen *γαλέη*, *ἰκτίς*, *αἰέλουρα* oder *αἴλουρα*, lateinisch *mustela*, *felis* oder *feles*, *melis*. Genau unterschieden wurden die Thiere nicht, und auch die Benennungen schwanken, wie im Volksmunde, so auch in der Literatur. (Sie völlig auseinander zu halten, ist auch dem trefflichen Dureau de la Malle nicht gelungen, s. seinen Aufsatz in den Annales des sciences naturelles, 1829, T. 17, p. 159).

An keiner Stelle aber, wo wir auf einen dieser Namen stossen, sind wir gezwungen, ihn auf die gezähmte Hauskatze zu deuten. Besonders das Wiesel, γαλέη, wird als Gegenstand der Furcht für die Maus und übermächtige Feindin mit derselben so zusammengenannt, wie wir Katze und Maus in Fabeln, Redensarten und Spielen zu verbinden pflegen. Zwei Wesen, sagt die Maus am Anfang der Batrachomyomachie zum Frosche, fürchte ich vor Allem auf der ganzen Erde, den Habicht, κίρκος, und das Wiesel, γαλέη, die meinem Geschlecht viel des Leides gebracht haben, dann auch die schmerzenreiche, verhängnissvolle, trügerische Falle, am meisten aber doch das Wiesel, das das stärkste ist und mir selbst in meine Löcher spürend nachkriecht (was die Katze nicht thut). In den Wespen des Aristophanes erwidert auf die Aufforderung des Einen: erzähle mir eine Hausgeschichte, der Andere: o, damit kann ich dienen; also es war einmal ein Mäusel und ein Wiesel, *οὕτω ποτ' ἦν μῦς καὶ γαλῆ* — wie man bei uns den Kindern vorträgt: es war einmal ein Kätzchen und ein Mäuschen. Die ägyptische Hauskatze wird von den griechischen Berichterstattern *αἴλουρος* genannt; wo das Wort, das überhaupt nicht häufig vorkommt, auf ein griechisches Thier angewandt wird, hindert nichts, an den Marder oder die Wildkatze zu denken. Das lateinische *mustela* passt genau auf das Wiesel, aber auch *felis* ist, wie *αἴλουρος*, nirgends die zahme Katze, sondern sei es der Iltis und Marder oder die Wildkatze. Die landwirthschaftlichen Schriftsteller Varro und Columella lehren die Entenhäuser und Hasenparks so anlegen, dass keine *feles* und *meles* Eingang finden können — wobei sie unmöglich an Hauskatzen gedacht haben können. Eine von Horaz Sat. 2, 6, 79 erzählte Fabel, die sich auch unter den äsopischen wiederfindet, beweist augenscheinlich, dass zu des Dichters Zeit in den Häusern der Hauptstadt noch keine Katzen gehalten wurden: »Eine Stadtmaus machte der Feldmaus einen Besuch und wurde von dieser nach Kräften bewirthet, mit Erbsen, Haferkörnern, wilden Beeren und Stückchen Speck. Der verwöhnte Gast aber verschmähte die gemeine Kost und sprach: Was nützt es dir hier in Feld und Wald einsam und fern von den Menschen zu leben? Komm, folge mir in die Stadt, da giebt es bessere Bissen. Beide brachen auf, es war tiefe Nacht, krochen über die Mauer und schlichen in das städtische Haus. Da standen noch die Schüsseln und Körbe vom Gastmahl des vorigen Abends, sie liessen sich's schmecken und ruhten auf purpurnen Teppichen. Da plötz-

lich — sehen sie die Katze herbeischleichen und retten sich kaum aus äusserster Todesnoth? Ganz und gar nicht, sondern die Thüren öffnen sich mit Geräusch, beide Mäuse laufen ängstlich hin und her und fürchten sich mehr, als wenn lautes Hundegebell das Haus erschüttert hätte. Da sagte die Feldmaus: ich danke schön für dies schwelgerische Leben; da gefällt mir mein Loch in der Erde, wo ich sicher und ungestört bin, mehr, wenn es da auch nur Erbsen zu nagen giebt.« — Hier würde ein neuerer Fabeldichter statt des Motivs der Bedienten, die frühmorgens zur Reinigung des Speisesaales eintreten, unfehlbar der Katze ihre Rolle angewiesen und auch von den bellenden Hunden nichts erwähnt haben. — Bei Plinius findet sich einige Bekanntschaft mit den Eigenheiten der Katze, *felis*, aber als zahme Hausfreundin der Menschen stellt auch er sie nicht dar, 10, 73, 94: *Feles quidem quo silentio, quam levibus vestigiis obrepunt avibus! quam occulte speculatae in musculos exsiliunt! excrementa sua effossa obruunt terra intellegentes odorem illum indicem sui esse.* Richtige Beobachtungen, die aber an der europäischen wilden Katze sich ganz eben so machen liessen, wie die entsprechenden am Fuchse und anderen Thieren der Wälder und Berge. Ein pompejanisches Mosaikbild, jetzt im Museo nazionale in Neapel, zeigt »eine Katze, die eine Wachtel zerreisst«, — aber das luchsartige, etwas gestreifte Fell, sowie der Ausdruck des Kopfes deuten mehr auf die wilde Katze, wenn auch eine ähnliche Bildung hin und wieder bei der jetzigen Hauskatze vorkommen mag. Auch die bei Mazois II, t. 55 abgebildete Katze ist zwar ein katzenartiges Thier, aber unmöglich eine Hauskatze; auch sagt der Herausgeber selbst: *un chat représenté avec assez peu de naturel.* — Bei Palladius endlich, als die Tage des weströmischen Reiches bereits gezählt waren, erkennen wir unsere Hauskatze unter dem von ihm zuerst gebrauchten, nur für dies neue Hausthier geltenden Namen *catus*, der seitdem von Italien aus, wie das ägyptische Thier selbst, zu allen Völkern gewandert ist, nicht bloss zu allen europäischen, Basken, Finnen, Albanesen und Neugriechen miteingeschlossen, sondern auch weithin in den Orient zu Asiaten des verschiedensten Stammes[74]). Die Worte des Palladius lauten, 4, 9, 4: *Contra talpas prodest catos* (in anderen Handschriften *cattos) frequenter habere in mediis carduetis* (Artischockengärten). *mustelas habent plerique mansuetas* (die also damals noch häufiger waren). *aliqui foramina earum* (oder *eorum) rubrica et succo agrestis cucumeris impleverunt. nonnulli*

juxta cubilia talparum plures cavernas aperiunt, ut illae territae fugiant solis admissu. plerique laqueos in aditu earum (eorum) setis pendentibus ponunt. Unter *talpae* verstand Palladius, der schon romanische Neigungen zeigt, an dieser Stelle vielleicht schon die Maus, nicht den Maulwurf, italienisch *topo masc.* die Maus (aus *talpa*); die Variante *eorum* könnte in diesem Falle schon dem Verfasser selbst entschlüpft sein. Nach Palladius finden wir das Wort wieder bei dem griechisch schreibenden Kirchenhistoriker Evagrius Scholasticus, 4, 23: *αἴλουρον, ἣν κάτταν ἡ συνήθεια λέγει.* Evagrius lebte in Epiphania in Cölesyrien und führte seine Geschichte bis zum Jahr 594; gegen das Jahr 600 also war der Ausdruck *κάττα* in Vorderasien schon ein gewöhnlicher. Das *συνήθεια* des Evagrius drückt im äussersten Westen der ungefähr gleichzeitig oder nur wenig spätere Isidorus durch *vulgus* aus, 12, 2, 38: *hunc (murionem) vulgus catum a captura vocant.* Es war eine in Italien gebildete Volksbenennung: das Thierchen, das Junge, wie man für Gans das Vögelchen, *auca*, für Schaf *pecora* u. s. w. sagte. Wenigstens ist dies immer noch die wahrscheinlichste Herleitung. Ob aber nicht eine besondere Veranlassung vorlag, jetzt gerade ein Thier von Aegypten zu beziehen, an das die Griechen gar nicht, die Römer bisher nicht gedacht hatten? Die Geschichte schweigt davon, doch drängt sich folgende Vermuthung auf. Zur Zeit der Völkerwanderung überzog von Asien her ein bis dahin unbekanntes gefrässiges Nagethier, die Ratte, *mus rattus*, die Keller, Speicher und Wohnungen der europäischen Welt. Der Zeitpunkt ihres Erscheinens und die Richtung ihres Weges ist nicht überliefert, aber der Name Ratte findet sich schon in frühen althochdeutschen Glossaren, so wie in dem angelsächsischen des Älfric in England und ist also bedeutend älter, als Albertus Magnus, bei dem dies Thier von Naturforschern signalisirt worden ist. Zog es im Gefolge der Völkerstürme in Europa ein, ward es im Herzen Asiens durch den Aufbruch türkischer Völker, z. B. der Hunnen, mitbeunruhigt? Als es den Osten Europas erreichte, müssen die Slaven sich bereits in Stämme gesondert haben, denn sie benennen es ungleich: der Pole sagt *szczur* (gleich ahd. *scëro*, die Schermaus, der Maulwurf), der Russe *krysa*, die Donauslaven wieder anders. Der deutsche Name Ratte, Ratz, ahd. *rato*, wird ein anlautendes *h* verloren haben und mit dem altslavischen *krŭtŭ*, russischen *krot*, der Maulwurf, identisch sein. Eine zweite, noch furchtbarere Invasion der Art hat Europa

seit dem ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts erlebt: da erschien die grosse Wanderratte, *mus decumanus*, an der unteren Wolga, überzog mit allmähligem, oft eigensinnigem Vorrücken eine Stadt und Gegend nach der anderen, verbreitete sich mit Fluss- und Seeschiffen — denn sie hat eine Vorliebe für Wasserfahrten — und in den Revolutionskriegen mit den Magazinen der österreichischen und russischen Armeen über Deutschland und den Westen Europas und hat seit lange nicht bloss von Paris und London Besitz genommen (vielleicht zu Schiffe direkt von Ostindien), sondern im Wege des Handels auch die neue Welt jenseits des atlantischen Oceans erreicht, überall ihre schwächere Vorgängerin, die Hausratte des Mittelalters, ausrottend (s. v. Middendorff, Sibirische Reise, IV, S. 887 ff.). Gegen sie hat sich in der Thierwelt noch kein überlegener Feind gefunden, wie die Katze gegen jene frühere Einwanderung. Auch die kleine niedliche, naschhafte Hausmaus muss einst so aus dem südlichen Asien zu uns hinübergekommen sein — fiel ihre Ankunft etwa mit dem Einbruch der Indoeuropäer zusammen? Noch andere Thiere, die dem Alterthum unbekannt waren, scheinen mit der Völkerwanderung oder mit dem Eindringen von Kultur und Strassen in den dunklen Osten Europas in den Gesichtskreis der Kulturvölker des Westens getreten zu sein, so der Dachs und der Hamster. Der Name des ersteren verbreitete sich von den Germanen her über das romanische Gebiet, dem das Thier bis dahin fremd gewesen zu sein scheint; der des letzteren, in Italien unbekannt, in Frankreich roh aus dem Deutschen herübergenommen: *le hamster*, von den Germanen einem slavischen Worte nachgesprochen, deutet auf einen von Osten gekommenen Erdbewohner, dem die Lichtung der Wälder durch den Ackerbau den Weg bahnte[75]).

Den Germanen kam die Katze zu einer Zeit zu, wo die mythische Produktion, wenn auch geschwächt, doch nicht ganz erloschen war[76]). Die Katze wurde das Lieblingsthier der Freya, der Liebesgöttin, vielleicht in Vertretung des Wiesels. Grimm DM² 634: »der Freya Wagen war mit zwei Katzen bespannt. Katze und Wiesel galten für kluge, zauberkundige Thiere, die man zu schonen Ursache hat.« Im späteren Mittelalter verwandeln sich Hexen und Zauberinnen in Katzen, wozu das schleichende, nachtwandlerische Wesen, das dunkle Fell, die im Finstern unheimlich glühenden Augen des Thieres auch ohne Erinnerung an das Heidenthum Anlass geben konnten. Die märkische Sage bei Kuhn n° 134 a

mag statt aller übrigen der Art dienen: »Am letzten April war ein Müllergesell noch spät Abends in einer Mühle beschäftigt, da kommt eine schwarze Katze zur Mühle hinein; er versetzt ihr einen Schlag auf den Vorderfuss, dass sie schreiend davonläuft. Andern Morgens, als er in das Haus des Müllers kommt, bemerkt er, dass dessen Frau mit gequetschtem Arm im Bett liegt, und erfährt, dass sie das seit gestern Abend habe, Niemand wisse woher. Da hat er denn gemerkt, dass die Müllerfrau eine Hexe war, und dass sie am vorigen Abend als Katze zum Blocksberg gewesen sein müsse.« Dass auch vornehme Weiber und Fürstinnen schon im eilften Jahrhundert Lieblingskatzen im Schooss hielten und mit Leckerbissen fütterten, beweist das Beispiel der Gemahlin des Kaisers Constantin Monomachus bei Tzetzes, Chil. 5, 522:

ὥσπερ γαλῆν κατοίκιον, γαλῆν τῶν μυοκτόνων
ἡ Μονομάχου σύζυγος ἡμῶν τοῦ στεφηφόρου u. s. w.

Noch jetzt ist das Thier im europäischen Osten und bei Morgenländern beliebter, als bei den mehr männlichen Occidentalen (in Russland giebt es keinen Kaufladen, an dessen Schwelle nicht eine wohlgenährte Katze im Halbschlummer blinzelnd läge), und auch die Katzen auf den Tornistern der Zuaven sind afrikanischen Ursprungs — bei den Ersteren die Neigung zu weichlicher Ruhe, bei den Letzteren die heranschleichende, plötzlich auf die Beute losspringende Kampfesart im Bilde zeigend.

DER BUEFFEL.

In Folge der Völkerwanderung vermehrte sich auch die Familie der Rinder, dieses Urthieres der aus der Wildheit sich erhebenden Menschen, um einen aus dem fernen Süden gekommenen Verwandten, den schwarzen, tückisch blickenden, mit mächtiger Zugkraft begabten Büffel. Er lebt jetzt in den feuchten, heissen Malaria-Ebenen Italiens, in deren Schlamm ihm wohl ist und deren giftige Dünste er nicht fürchtet: in den toskanischen Maremmen, in den Niederungen der Tibermündung, bei Pästum, in der Basilicata u. s. w. Er wird benutzt, wie das gemeine Rind, zieht

Lasten und den schweren Pflug, liefert Milch und Käse und nach dem Tode das gewaltige Fell zu dem schwersten derben Leder. Während der unaufhaltsame Kulturprocess die königlichen, eigenwilligen, wüthenden Bewohner der europäischen Wälder, den Ur und den Bison, bis auf einen geringen Rest vertilgt hat, brachte das Völkergedränge diesen Fremdling von den Gränzen Ostindiens bis an die Südküsten Italiens. Dort in Arachosien, dem heutigen Beludschistan, kennt Aristoteles einen wilden Ochsen, der der Beschreibung des Meisters nach kein anderer, als unser heutiger Büffel gewesen ist, hist. anim. 2, 1 (II, 4): *ἐν Ἀραχώταις, οὗπερ καὶ οἱ βόες οἱ ἄγριοι. διαφέρουσι δ' οἱ ἄγριοι τῶν ἡμέρων ὅσον περ οἱ ὗες οἱ ἄγριοι πρὸς τοὺς ἡμέρους· μέλανές τε γάρ εἰσι καὶ ἰσχυροὶ τῷ εἴδει καὶ ἐπίγρυποι, τὰ δὲ κέρατα ἐξυπτιάζοντα ἔχουσι μᾶλλον.* Dort also waren die Büffel dem Heere Alexanders zu Gesicht gekommen; in Italien zeigten sie sich zuerst gegen das Jahr 600 nach Chr. unter der Regierung des longobardischen Königs Agilulf, Paul. Diac. 4, 11: *tunc primum caballi silvatici et bubali in Italiam delati Italiae populis miracula fuerunt*[77]). Wir müssen dem longobardischen Mönche für diese Nachricht dankbar sein, denn wie selten lassen sich die Geschichtschreiber, die mit Kriegszügen und Thronstreitigkeiten alle Hände voll zu thun haben, herab, uns einen kulturhistorischen Brocken zuzuwerfen, — hätten aber doch etwas nähere Auskunft gewünscht. Waren die *caballi silvatici* wirkliche wilde Pferde, wie sie auf den Steppen Hochasiens in Rudeln umherschwärmen? Die *bubali* können nicht etwa die *uri* und *bisontes* der europäischen Wälder gewesen sein, denn diese waren ohne Zweifel schon viel und oft in Italien gesehen worden und erregten keine Verwunderung, weder bei Römern noch bei Longobarden. Wenn es aber wirkliche Büffel waren, — woher und auf welchem Wege kamen diese Bewohner warmer Landstriche, denen es in den Sümpfen und Lachen der Pomündungen noch jetzt zu kalt ist? Zu Schiffe konnten sie nicht eingeführt sein. Das Wahrscheinlichste ist, dass sie ein Geschenk des Chans der wilden Awaren an den Longobardenkönig waren; denn dies Nomadenvolk türkischen Stammes, das damals an der Donau hauste und in furchtbaren Verheerungszügen das römische Reich heimsuchte, stand mit dem longobardischen Hofe in freundlichen Beziehungen. Schickte König Agilulf dem Chan der Awaren Schiffsbaumeister, die ihm die Fahrzeuge zur Eroberung einer Insel in Thracien stellten, so konnte Jener wohl Producte aus dem

Herzen Asiens als Gegengabe bieten. So sind denn die schwarzen, schwerwandelnden Büffel, die dem Wanderer in der römischen Campagna begegnen und gegen die er Grund hat auf der Hut zu zu sein, noch lebendige Zeugen jener furchtbaren Zeiten, wo die unermessliche östliche Landmasse, mit der die Halbinsel Europa ohne andere Schutzwehr als die Entfernung znsammenhängt, ihre Horden ausspie, um wo möglich alle Menschlichkeit, das Werk und den Gewinn langer veredelnder Arbeit, bis auf die Wurzel zu vertilgen. Dass die ganzen und halben Nomaden, die sich in dem schönen, fruchtbaren, einst hochkultivirten Pannonien wechselweise lagerten und verdrängten, neue Rindviehracen mitbrachten und vielleicht vortheilhaftere, als das Alterthum sie aus der Ueberlieferung der Vorwelt besass, lag in der Natur der Dinge; eben so dass diese auch in Italien einwanderten und ihren Stamm daselbst behaupteten, nachdem die Völkerwoge, die sie herbeigetragen hatte, längst abgeflossen war. Die dreifache Race der südrussischen Steppen, einer klassischen Rindviehgegend, ist ein Niederschlag von eben so viel Nomaden-Einbrüchen. Der sogenannte ukrainische oder podolische oder ungarische Ochs, gross, grauweiss, reich an Talg und Fleisch, das Zugthier der Lastwagen und Frachtfuhren, die die Steppen oft hunderte von Wersten weit durchziehen, findet seinen Verwandten in der südlich vom Po durch Mittelitalien herrschenden grossen weisslichen Art mit den langen, von einander abstehenden Hörnern. Da schon Varro sagt 2, 5, 10: *albi in Italia non tam frequentes, quam qui in Thracia ad μέλανα κόλπον, ubi alio colore pauci*, so könnte dies das scythische Vieh gewesen sein, gekommen mit den iranischen Weidevölkern und durch Gothen oder Longobarden nach Italien verschlagen. Eben daher würde die euböische Race stammen, die gleichfalls weiss war, Ael. h. a. 12, 36: καὶ ἐν Εὐβοίᾳ δὲ οἱ βόες λευκοὶ τίκτονται σχέδον πάντες, ἔνθεν τοι καὶ ἀργίβοιον ἐκάλουν οἱ ποιηταὶ τὴν Εὔβοιαν, denn Euböa stand frühe mit Thracien und überhaupt dem Norden in Verbindung. Indess ist das scythische Vieh bei Herodot κόλον und bei Hippokrates κέρεος ἄτερ und gleicht also dem kleinen germanischen, dem nach Tacitus die Glorie der Stirne fehlt. Vielleicht also ist der zweite südrussische Schlag, das kleinere, rothe, eigentliche Steppenvieh, ein Abkömmling jener altscythischen Heerden, während die dritte Race, das sogenannte kalmückische Vieh, wie der Name sagt, die tatarischen oder gar erst die mongolischen Horden in den Westen begleitet hat. Im

Italien des Varro war die gallische (also mit den Galliern eingezogene?) Race vorzüglich zur Feldarbeit geeignet, in dem des Plinius galt das kleine, unansehnliche Alpenvieh für das milchreichste, 8, 45, 70: *plurimum lactis Alpinis quibus minumum corporis*, wie auch bei Columella 6, 24, 5 die Altinischen Kühe im Veneterlande *humilis staturae, lactis abundantes* waren. Noch zu des Ostgothen Theoderich Zeit war das tyrolische Vieh klein, aber kräftig; als die Alemannen, von dem Frankenkönig Chlodwig aufs Haupt geschlagen, auf gothischem Gebiet Schutz suchten und zum Theil in Italien angesiedelt werden sollten, da waren die Rinder der Flüchtlinge von der langen eiligen Wanderung ermüdet und konnten nicht weiter, und der König befahl den norischen Provincialen, die grossen alemannischen Thiere gegen ihre kleinen einzutauschen, womit beiden Theilen geholfen sein werde, Cassiod. Var. 3, 50: *Provincialibus Noricis Theodor. R. decrevimus, ut Alamannorum boves, qui videntur pretiosiores propter corporis granditatem, sed itineris longinquitate defecti sunt, commutari vobiscum liceat, minores quidem membris, sed idoneos ad labores: ut et illorum profectio sanioribus animalibus adjuvetur et vestri agri armentis grandioribus instruantur. Itaque fit ut illi acquirant viribus robustos, vos forma conspicuos.* Der grosse alemannische Schlag konnte von den gallisch-römischen Ansiedlern innerhalb des *limes* herrühren, deren Städte und Höfe die Alemannen erst beraubt und verheert und dann in Besitz genommen hatten. — Das älteste europäische Rind aber mag znr Zeit der Römer noch in dem ligurischen erhalten gewesen sein, welches für schwächlich und elend galt (Varro nennt die dortigen Ochsen *nugatorii*), und dessen Reste wir vielleicht noch aus dem Grunde der Pfahlbauten ans Licht schaffen. In den Rindviehracen, deren Vertheilung und Ankunft in Europa ist noch viel zu untersuchen und vielleicht zu — finden.

DER HOPFEN,

(humulus lupulus L.)

Der grosse Linné behauptete im Jahre 1766 (in einer der in die Amoenitates academicae aufgenommenen Dissertationen,

T. 7, diss. 148: *necessitas historiae naturalis Rossiae*, § 11), unter anderen Küchengewächsen, wie *spinacea oleracea*, *atriplex hortensis*, *artemisia dracunculus* u. s. w., sei auch der Hopfen zur Zeit der Völkerwanderung hinten weit aus Russland in das eigentliche Europa eingewandert: *ignotae fuere veteribus et introductae seculis barbaris*, *dum Gothi nostrates occupabant Italiam*, *qui sine dubio secum attulere in Italiam plantas suas oleraceas et culinares.* Dass der Hopfen jetzt an Hecken und in Wäldern wild wächst, wäre keine Instanz gegen diese Vermuthung: ein so viel angebautes Gewächs, vorausgesetzt dass Klima und Boden ihm sonst zusagten, konnte als Flüchtling den Weg leicht auch in solche Gegenden finden, wo es vorher nie von Menschenhand angepflanzt worden. Gewiss sind nur folgende drei Sätze: 1) dass die Alten nie von einer ähnlichen Pflanze gehört hatten, deren Blüten einen angenehmen Zusatz zum Biere geben; 2) dass die Denkmäler des frühesten Mittelalters, in denen das Bier und die Produkte südlicher Gärten oft genannt werden, nirgends bei solcher Gelegenheit des später so unentbehrlichen Hopfens Erwähnung thun; endlich 3) dass in manchen Ländern Europas, wie England und Schweden, der Gebrauch, Hopfen zum Biere zu thun, erst gegen Ausgang des Mittelalters oder gar erst im Laufe des 16. Jahrhunderts auftritt und allmählig allgemeiner wird.

In der *lex salica* und in den Verordnungen Karls des Grossen suchen wir vergeblich nach einer Andeutung dieser Pflanze und ihres Anbaues; eben so wenig nennt sie kurz vor der Mitte des 9. Jahrhunderts der Oberdeutsche *Walafridus Strabo* in seinem *hortulus.* Um dieselbe Zeit aber tauchen aus anderen Gegenden die ersten Spuren derselben auf. In einem Schenkungsbriefe des Königs Pipin, Vaters Karls des Grossen, vom 17. Jahr seiner Regierung an die Abtei St. Denys (bei Doublet, histoire de l'abbaye de S. Denys, Paris 1625, 4°, p. 699) vergiebt der König dem Stifte *Humlonarias cum integritate*, worin man das mittellateinische *humlo* der Hopfen finden kann; indess ist dies dort ein Eigenname neben vielen anderen, den eine Oertlichkeit oder ein Besitzthum führt, und die Lautähnlichkeit ist vielleicht nur zufällig. Aber in dem Polyptychon des Irmino, Abtes von St. Germain-des-Prés, das in den ersten Jahren des 9. Jahrhunderts, noch vor dem Ableben Karls des Grossen, aufgesetzt ist, werden häufig Zinsabgaben von Hopfen erwähnt, der in dem Text *humolo*, *humelo*, *umlo*, zwei Mal auch *fumlo*, genannt wird (s. Guérard, Po-

lyptyque de l'abbé Irminon, Paris 1844, 4°, 1, 2, p. 714). Nur wenige Jahre später werden in den Statuten des Abtes Adalhardus von Corvey vom Jahre 822 (bei d' Achery, Spicilegium, Paris 1723, fol., T. I., Statuta antiqua abbatiae S. Petri Corbeiensis, lib. 1, cap. 7, p. 589) die Müller von der Arbeit mit Malz und Hopfen oder von der Lieferung des letzteren befreit: *et ideo nolumus ut (molinarius) ullum alium servitium nec cum carro nec cum caballo nec manibus operando nec arando nec seminando nec messes vel prata colligendo nec braces faciendo nec humlonem nec ligna solvendo nec quidquam ad opus dominicum faciat.* In den Urkunden des Stifts Freisingen (bei Meichelbeck, Historia Frising. I., Pars instrumentaria) kommen schon zur Zeit Ludwigs des Deutschen in der Mitte und der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts nicht selten Hopfengärten, humularia, vor, die also auch in jener oberdeutschen Gegend schon Brauch geworden waren. In den folgenden Jahrhunderten wird der Hopfenbau immer allgemeiner in Deutschland, und je weiter in der Zeit, desto häufiger erscheint die Steuer an Hopfen in Zinsbüchern und der Hopfengarten unter den Bestandtheilen der durch Kauf oder Schenkung in andere Hand übergehenden Grundstücke. Die Pflanze ist der Aebtissin Hildegard, dem Albertus Magnus bekannt, ihr Anbau so verbreitet, dass er dem Sachsenspiegel, Schwabenspiegel u. s. w. Anlass zu ausdrücklichen Rechtsbestimmungen giebt. Auch in den Gegenden mit slavischer Landbevölkerung, Schlesien, Brandenburg, Mecklenburg, ist seit der Zeit, wo sie uns näher bekannt werden, die Hopfenabgabe ganz gebräuchlich, wie eine flüchtige Durchsicht der einschlagenden Urkundenbücher lehrt. Nach Stenzel, Geschichte Schlesiens, 1, 301, findet sich die erste Erwähnung, dass Hopfen in Schlesien angebaut wurde, im Jahre 1224. In Folge der Beimischung dieses bitteren Aromas wurden die Biere haltbarer, konnten weit verfahren werden und bildeten allmählig den Gegenstand lebhaften Binnenhandels zwischen den Braustätten und entlegenen Consumtionsbezirken. Besonders Flandern und Norddeutschland enthielt solche wegen des Hopfenbieres berühmte und durch Bierhandel sich bereichernde Städte. Unter den ersteren ragte z. B. Gent hervor, dessen bürgerliche Bierbrauer, die beiden Arteveldt, Vater und Sohn, es mit Königen aufnahmen, unter den letzteren z. B. Eimbeck; der baierische Name Bockbier, eine Verstümmelung statt Eimbeck-Bier, erhält noch das Andenken daran (Schmeller 1, 151 f., der noch von einer lächerlichen

Fortzeugung des Irrthums berichtet: »als Gegenstück zu diesem stärker stossenden Bock ging, besonders aus den Bräuhäusern der Jesuiten, die etwas sanftmüthigere Gaiss hervor.«) Wie spät verhältnissmässig der Hopfen aus Deutschland in die Nachbarländer gekommen, lehren die Belege und Ausführungen bei Beckmann, Beyträge 5, 222, nach England z. B. nicht vor Heinrich 8. und Eduard 6. Von Alters her waren andere Zusätze üblich gewesen, Eichenrinde, Baumblätter, bittere Wurzeln, wilde Kräuter mancherlei Art, in Schweden z. B. die Schafgarbe, *Achillea millefolium*, oder die Pflanze, die dort Pors, in Deutschland Porsch, Porst, Post genannt wird. Dass schon zu Hecatäus Zeit die Päoner in Thracien eine Art Bier mit Zusatz von *κονύζη* brauten, ist bei früherer Gelegenheit bemerkt worden (S. 82); aber was die Päoner in so hohem Alterthum unter *conyza* verstanden — für die spätere Zeit deutet man diesen Namen als *erigeron viscosum*, *inula viscosa* oder *graveolens* u. s. w. — lässt sich natürlich nicht mehr ausmachen.

War aber die Pflanze wirklich erst durch die Völkerwanderung ins westliche Europa gekommen, und wo wurde sie zuerst zur Würze des Bieres verwandt? Da die Geschichte uns die Antwort versagt, so sind wir auch diesmal genöthigt, mit Gegenüberstellung der Namen in den verschiedenen Sprachen uns zu helfen. Aber auch diese scheinen uns diesmal nur necken und in die Irre führen zu wollen. Halbe Uebereinstimmungen, mögliche Uebergänge locken zur Verknüpfung an; Unsicherheit räth an, dieselbe wieder fallen zu lassen; entschliesst man sich, einen Ausgangspunkt zu fixiren, so spinnt sich von daher der Faden leidlich fort, aber eben so wohl liesse sich auch das letzte Glied zum ersten machen und der Wanderung und Entwickelung des Wortes die umgekehrte Richtung geben.

Die einfachste Form, die man desshalb versucht ist, an die Spitze zu stellen, ist das niederdeutsche und niederländische *hoppe*, *hop* der Hopfen. Es kommt schon in den Glossen des Junius bei Nyerup, Symbolae ad lit. teuton. antiquior., vor, die von Graff ins achte bis neunte Jahrhundert gesetzt werden: *hoppe timalus* (verschrieben oder verlesen statt *humalus?)*, *feldhoppe bradigalo (bryonia?* wofür merkwürdiger Weise bei Dioscor. 4, 182 ein dacisches *πριαδήλα*). Dass dies *hoppe*, wie Weigand im Wörterbuch vermuthet, selbst erst aus mittellat. *hupa* entstanden sei, hat keine Wahrscheinlichkeit; *hupa* findet sich nach Du Cange nur in einer

Quelle, die selbst dem Boden der Niederlande angehört, und ist schwerlich mehr als Latinisirung des deutschen Wortes. Eine Etymologie liesse sich in dem Verbum hüpfen, hoppen, finden; aber eine von Ast zu Ast springende Pflanze statt einer rankenden scheint keine natürliche Vorstellung und Benennung. Doch welches auch seine Herkunft sei, aus diesem *hoppe* entstand eine Verkleinerungsform mit hinzutretendem l, aus der sich das französische *houblon* für *houbelon*, so wie das mittellat. *hubilus* (bei Anton, Geschichte der teutschen Landwirthschaft, 2, 274, aus einer salzburgischen Urkunde) erklärt. Weiter in Italien, wo die Pflanze weder angebaut noch gebraucht wurde, verwuchs der fremde Name mit dem Artikel zu dem italienischen *lupolo*, *luppolo*, aus welchem Vulgärwort dann im späteren Mittellatein das gerade bei italienischen Schriftstellern auftretende *lupulus* der Hopfen entstand. Bei der Abhängigkeit der mittelalterlichen Botanik von der gleichsam mit kanonischem Ansehen bekleideten griechisch-römischen Literatur suchte man nach einem ähnlich klingenden Pflanzennamen bei den Alten und fand ihn auch glücklich bei Plinius 21, 15, 50: *secuntur herbae sponte nascentes quibus pleraeque gentium utuntur in cibis In Italia paucissimas novimus*, *fraga*, *tamnum, ruscum*, *batim marinam*, *batim hortensiam*, *quam aliqui asparagum gallicum vocant*, *praeter has pastinacam pratensem*, *lupum salictarium*, *eaque verius oblectamenta quam cibos.* Also: wildwachsende, zur Speise dienende Pflanzen giebt es in Italien wenige, darunter auch ein im Weidengebüsch wachsender *lupus*; doch gewähren sie mehr eine Art Naschwerk oder Delikatesse, als eine Nahrung. Dass der *lupus* eine rankende Pflanze gewesen, ist nicht gesagt, und wenn der Name sich nicht zum mittellateinischen *lupulus* halten liesse, würde Niemand auf den Hopfen gerathen haben. — Bei dem leichten Uebergange des b, p in m, zumal vor folgendem l, entwickelte sich aber aus *hupa*, *hubalus*, *hubelo* auch ein mittellateinisches *humlo*, *humulus*, und dies ist seit dem Ende des achten Jahrhunderts der gewöhnlichste und am weitesten verbreitete Ausdruck, der mit dem Hopfen selbst nach Norden und Osten wanderte. Altnordisch wurde daraus *humall*, finnisch und estnisch *humala*, *hummal*, bei allen Slaven *chmelĭ*, *chmělĭ*, magyarisch *komló*, neugriechisch *χουμέλι*, walachisch *hemeju* u. s. w. So würde das Wort selbst in seinen Transformationen auf Ausgang der Sitte vom Niederrhein weisen; die deutschen Franken

oder schon die celtischen Belgier wären die Erfinder des bitteren Trankes, und Linnés Hypothese ergäbe sich als grundlos.

Wie aber, wenn vielmehr das slavische *chmelĭ* das Grundwort, der Ahnherr aller übrigen Namen wäre? Könnte es nicht in slavischer Lautbildung (ch für s) das griechische *σμίλαξ*, *σμῖλος* sein, welches zwar nicht unser Hopfen, aber doch eine rankende, *ἐπαλλόκαυλος* bei Theophrast, und eine rauhe, *σμίλαξ τραχεῖα* bei Dioscorides, Pflanze ist? Beachtenswerth ist die allgemeine Bedeutung Berauschung, Trunkenheit, und in den abgeleiteten Formen sich berauschen, trunken u. s. w., die das Wort bei den Slaven hat. Diese Bedeutung ist sehr alt, wie aus einer merkwürdigen Stelle des Zonaras vom Jahre 1120 hervorgeht (in den not. ad canon. Apostol. 3 bei Beveregius, Pand. can. t. 1. p. 2): *σικέρα δέ ἐστι πᾶν τὸ ἄνευ οἴνου μέθην ἐκποιοῦν, οἷά εἰσιν ἃ ἐπιτηδεύουσιν ἄνθρωποι, ὡς λεγομένη χουμέλη, καὶ ὅσα ὁμῶς σκευάζονται.* Hier ist also *humeli* ein Trank, der ohne Wein Berauschung bewirkt, wie dasselbe slavische Wort auch heute noch auf den Branntwein und die Wirkungen desselben angewandt wird. Dass aber der Hopfen sich zu solchen allgemeinen Begriffen generalisiren konnte, setzt eine Bekanntschaft jener östlichen Welt mit dem Gewächse voraus, die weit über das Jahr 1120 hinausgehen musste. Drang das Wort mit den Slaven in Deutschland vor und wurde es von den Deutschen adoptirt, so ergab sich daraus das lateinische *humulus* und in weiterer Umgestaltung die Formen mit b und p.

Nach einer dritten Ableitung könnte das plinianische *lupus* sein *l*, welches als Artikel genommen wurde, in Frankreich verloren haben und dann durch Anlehnung an hüpfen, wie aus *upupa* niederdeutsch der Hophop, hochdeutsch der Wiedehopf entstand, zu *hoppe* geworden sein. Schon Ducange war der Meinung, *humulus* sei eine aus *lupulus* hervorgegangene jüngere Form.

Was man auch für das Wahrscheinlichste halten mag, — dass Hopfen, *humulus* und *chmelĭ* nur Varietäten desselben Wortes sind, entstanden durch Uebertragung von Mund zu Mund, lässt sich nicht wohl läugnen. Das Mittelalter verbreitete die Pflanze und schuf damit erst das eigentliche, neueuropäische Bier, welches von dem der Urzeit, das aus Stierhörnern getrunken wurde, sich weit unterscheidet. Jetzt sind auf dem Kontinent bekanntlich Böhmen und das baierische Franken, ausserhalb desselben besonders England, auch jenseits des Oceans Amerika die Länder, wo nicht bloss der meiste, sondern auch der feinste Hopfen erzeugt

wird; der Osten Europas, von wo diese nordische Weinrebe vielleicht herstammt, bringt nur verhältnissmässig wenigen und diesen von gröberer Qualität hervor. Auch hier also würde sich der Fall wiederholen, dass eine Pflanze auf neuem Boden unter menschlicher Pflege edlere Eigenschaften entwickelt, die ihr im wilden Stande und in ihrem natürlichen Vaterlande abgehen.

Wir haben im Vorigen die Schwelle des Mittelalters schon überschritten, und es ziemt sich, an diesem Wendepunkte einige allgemeine Rück- und Vorblicke zu thun.

Das Resultat des langen Assimilationsprocesses, dessen einzelne Momente wir uns zu vergegenwärtigen versucht haben, war die Homogeneität der Bodenkultur in allen Uferländern des Mittelmeers. Diese Gleichartigkeit stellte sich auch äusserlich in der Einheit des römischen Reiches dar, welches in seinem wesentlichen Bestande eine Zusammenfassung der um dies innere Seebecken gelagerten Landschaften war. Der gartenartige Anbau und die wichtigsten Kulturgewächse dieses Gebietes waren semitischer Abkunft und, wie das Christenthum, von dem südöstlichen Winkel desselben ausgegangen. Die einst barbarischen Länder Griechenland, Italien, Provence, Spanien, Waldgegenden mit groben Rohproducten, stellten jetzt das Bild einer blühenden, in mancher Beziehung auch ausgearteten Kultur im Kleinen, mit Gartenmesser und Hacke, Wasserleitungen und Cisternen, gegrabenen Weihern, berupften Bäumen und umgitterten Vogelhäusern dar — wie in Kanaan und Cilicien. Das Sommerlaub und die schwellenden Contouren der nordischen Pflanzenwelt waren der starren Zeichnung einer plastisch regungslosen, immergrünen, dunkel gefärbten Vegetation gewichen. Cypressen, Lorbeeren, Pinien, Myrtenbüsche, Granat- und Erdbeerbäumchen u. s. w. umstanden die Gehöfte der Menschen oder bekleideten verwildert die Felsen und Vorgebirge der Küste. Griechenland und Italien gingen aus der Hand der Geschichte als wesentlich immergrüne Länder hervor, ohne Sommerregen, mit Bewässerung als erster Bedingung des Gedeihens und dringendster Sorge des Pflanzers. Sie hatten sich im Laufe des Alterthums semitisirt, und selbst die Dattelpalme fehlte nicht, als lebendige Zeugin dieser merkwürdigen Metamorphose.

Indess, neben der semitischen Strömung läuft ein anderer, der Zeit nach späterer Kultureinfluss von den Ländern im Süden des Kaukasus aus. Wir können beide integrirende Bestandtheile der Kulturflora des Mittelmeers als den syrischen und den armenischen unterscheiden — die Namen Syrien und Armenien in weiterem Sinne genommen. Die armenischen Bäume, fruchtreicher und üppiger, als die Urvegetation des südlichen Europa, ertragen doch die Winterkälte leichter, als die Abkömmlinge Syriens, und sind wir über die Herkunft einer dieser Pflanzen in Zweifel, so brauchen wir nur zuzusehen, ob sie sich strenge südlich der Alpen und etwa der Cevennen hält oder jene klimatische Scheidewand, wenn auch in spärlichen und verkümmerten Repräsentanten, an der Hand der Kultur noch übersteigt. Dass die Pinie nicht aus Kleinasien stammen kann, lehrt uns ihre Abwesenheit in Deutschland, ja in Frankreich; dass der Weinstock den südkaspischen Ländern angehört, aber von den Syrern uns zugebracht ist, erkennen wir an der Haltung dieses Rankengewächses in Europa: nur in Südeuropa spendet die Rebe reichlich und natürlich, breitet sich behaglich aus, führt, so zu sagen, ein sorgloses Leben, aber sie lässt sich noch in Schlesien ziehen, sie hat sich hie und da in deutsche Wälder verirrt, und liefert auf ihr zusagendem Boden, wie in der Champagne, in geschützten Thälern, wie am Rhein, auf Ebenen von heisser Sommerglut, wie in Ungarn, mit Beihülfe der Kultur noch edle Früchte. Die Feige ist ein semitischer Baum, vor Allem aber ist es die Olive, die Herrscherin des innern Meeres, die von Byblus und Gaza, nicht etwa von Cyzicus und Sinope aus, ihr mittelgrosses, streng begrenztes Reich gegründet hat. Pontisch und kaspisch dagegen im eminenten Sinne sind die Nussbäume, sowohl die eigentlichen, als die Kastanien. Die Letzteren ersteigen die Gebirge der hesperischen Halbinseln in dichten ausgebreiteten Beständen, ohne den frischen Hauch der Höhe zu fürchten, und haben die Buchen vor sich her auf die obersten Abhänge gedrängt, doch auch im westlichen Mitteldeutschland begleitet der Wallnussbaum die Wege und sammeln sich die Kastanien zu bescheidenen Wäldchen. Mit einsichtsvoller Naturfreude hat Josephus diese Gesellung verschiedener Bäume aus ungleichen klimatischen Zonen in der mediterranen Flora geschildert, zunächst mit Bezug auf die Gegend um den See Genezareth, de bell. jud. 3, 10, 8: *καρύαι μέν γε, φυτῶν τὸ χειμεριώτατον, ἄπειροι τεθήλασιν, ἔνθα φοίνικες, οἳ καύματι τρέφονται, συκαῖ τε*

καὶ ἐλαῖαι πλησίον τούτων, αἷς μαλθακώτερος ἀὴρ ἀποδέδεικται. Φιλοτιμίαν ἄν τις εἴποι τῆς φύσεως, βιασαμένης εἰς ἓν συναγαγεῖν τὰ μάχιμα, καὶ τῶν ὡρῶν ἀγαθὴν ἔριν, ἑκάστης ὥσπερ ἀντιποιουμένης τοῦ χωρίου· καὶ γὰρ οὐ μόνον τρέφει παρὰ δόξαν τὰς διαφόρους ὀπώρας, ἀλλὰ καὶ διαφυλάσσει. Τὰ μέν γε βασιλικώτατα, σταφυλήν τε καὶ σῦκον, δέκα μησὶν ἀδιαλείπτως χορηγεῖ, τοὺς δὲ λοίπους καρπους δι' ἔτεος ὅλου περιγηράσκονται αὐτοῖς. Also die Traube und die Feige, die Könige unter den Früchten, reiften dort fast ununterbrochen; neben den Feigen- und Oelbäumen, denen eine sanftere Luft zusagt, standen in unermesslicher Fülle die Nussbäume, die die winterlichsten sind d. h. aus dem Nordeu stammen, und die Dattelpalmen, die heissesten, die von der Glut sich nähren. Und es war, als hätte die Natur ihren Ehrgeiz darein gesetzt, hier die Fruchtgewächse streitender Himmelsstriche mit einander wetteifern zu lassen. Etwas Aehnliches rühmt Columella von Italien; nachdem er angeführt, wie auch manche Duft- und Balsampflanzen heisser Länder dahin gebracht worden, in Rom Laub und Blüte zu tragen, fährt er fort, 3, 9, 5: *his tamen exemplis nimirum admonemur, curae mortalium obsequentissimam esse Italiam quae paene totius orbis fruges adhibito studio colonorum ferre didicerit.* — Dass auch manche Gewächse, die im Rücken Armeniens und Syriens im heissen Persien, ja ursprünglich im tropischen Indien lebten, in Südeuropa naturalisirt werden konnten, dafür gab unter manchem Anderen die Orange das leuchtendste Beispiel, und wie aus dem Indus- und Gangeslande etwa fünfhundert Jahre vor Chr. Geburt eins der nützlichsten Hausthiere, der Haushahn, gekommen war, so etwa fünfhundert Jahre nach Chr., gleichsam zum Beweise, dass die Bewegung des Austausches noch nicht völlig ruhte, der arachosische Ochse oder der Büffel.

Im ersten Jahrhundert vor Chr. hatte das weite Reich, dessen Mittelpunkt Italien war, d. h. das geographische Gebiet der antiken Kulturperiode, seine Vollendung erreicht; es umfasste als ein grosses orientalisches Kolonialland das Mittelmeer von allen Seiten. Die Grenzprovinzen am Euphrat nach Osten, an Rhein und Donau nach Norden bildeten zu äusserst liegende schwankende Erwerbungen, mit anderem Charakter, Beiwerke, schon zu weit von der Binnensee entfernt, um welche die alte Welt gruppirt war. Innerhalb dieser natürlichen Schranken und der entsprechenden festen und spröden Gestalt der Sitten und des Lebens aber begann diese Kultur in sich selbst zu ersticken. Während der ersten Jahr-

hunderte der christlichen Aera vollzieht sich sichtlich ein unaufhaltsamer, beschleunigter Process des Verfalls, der, wie eine rettungslose Krankheit, endlich zur Auflösung führte. Es ist leicht, diese auf den ersten Blick räthselhafte Erscheinung, die von Aussen keine zwingenden Gründe hatte, mit dem Altern und dem Tode des organischen Individuums zu vergleichen; aber da Völker und Individuen keine Pflanzen oder Thiere sind, so sagt das beliebte Bild über den Vorgang selbst und die dabei wirkenden reellen Ursachen unmittelbar nichts aus. Vielleicht lagen einige der letzteren in Folgendem.

Ein Grundfehler und der eigentlich schadhafte Punkt der antiken Civilisation war die unwirthschaftliche Construction der Gesellschaft und des Staates und die damit zusammenhängende Abwesenheit realistisch-technischen Sinnes bei den Menschen. Während der römischen Kaiserzeit wurde die Welt immer ärmer, daher immer muthloser und gedrückter. Die Steuern stiegen von Regierung zu Regierung, warfen aber immer nicht das Nöthige ab und liessen sich immer schwerer, zuletzt als unerschwinglich gar nicht mehr eintreiben. In den Städten mussten einzelne reiche, mit hervorragenden Ehrenämtern bekleidete Bürger für die Gemeinde haften und wurden mit ihrem Vermögen die Beute des Fiskus. In der Noth halfen sich die Kaiser mit Verschlechterung der Münze — das Papiergeld mit Zwangskurs war noch nicht erfunden —, was nur zur Folge hatte, dass alle Preise in die Höhe gingen und das Leben immer theurer wurde. Letzteres wurde dann dem Eigennutz und bösen Willen der Verkäufer und Händler zugeschrieben und demgemäss z. B. vom Kaiser Diocletian das berühmte Edict erlassen, nach welchem die Maximalpreise aller Lebensmittel, Rohstoffe, Arbeitslöhne und gewöhnlichen Manufacte von Staatswegen normirt waren, ein schlagendes Beweisstück für die Rohheit nationalökonomischer Begriffe. Anders als auf Symptome zu curiren, vielmehr den gesteigerten Anforderungen des Staates durch Entfesselung der Production und freie wirthschaftliche Bewegung zu begegnen, fiel Niemandem ein. Zwar hatten die Römer Strassen und Brücken gebaut, die noch jetzt unsere Bewunderung erregen, aber diese dienteu mehr dem Glanz und der Grösse der Weltherrscher und der Leichtigkeit militärischer Verbindung, als den Zwecken des Handels und Verkehrs. Sie waren durch Binnenzölle gesperrt und diese wieder in den Händen der Staatspächter, mit allen Uebelständen und

vexatorischen Praktiken dieses Systems. Ausfuhr- und Einfuhrverbote an den Grenzen, widernatürliche Getreidegesetze u. s. w. hemmten die Circulation der Güter und also die Vermehrung des Kapitals und Reichthums. Dazu kamen die Staats- und Regierungsmonopole, deren Zahl immer zunahm, und die kaiserlichen Fabriken, die nur scheinbar vortheilhaft arbeiteten. Der unersättlichen Habgier des Soldatenstaates, der, von Anfang an militärisch construirt, sich in fast immerwährendem Kriegszustand befand, konnte keine Production der ackerbauenden und fabricirenden Bevölkerung genügen; was die Abgaben übrig liessen, wurde durch die Einquartierung und die Naturalverpflegung der Truppen verzehrt. Die Soldaten, denen schon gegen Ende der Republik gewaltsam und willkührlich Aecker in Italien zugetheilt waren, spielten seitdem die grosse Rolle. Sie waren meist unverehelicht, verschwelgten auf grobe Weise, was sie im Kriege zusammengebracht, waren faul zur Arbeit und zu Uebergriffen geneigt. Bei dem unentwickelten Zustande des Finanz- und Rechnungswesens und der Unbekanntschaft mit den natürlichen Gesetzen, die es regeln, konnte auch der Geldhandel und der leichte Umlauf der Kapitalien kein Element zunehmenden Reichthums bilden. Der Zinsfuss stieg auf eine unerhörte Höhe, und die Verbote, die dem Wucher steuern sollten, machten das Uebel nur schlimmer. Wie der Zins überhaupt im Alterthum für verächtlich, ja für unerlaubt galt, so blieb auch das Princip der Arbeitstheilung unbegriffen. Schon Cato und Varro warnen gradezu vor derselben: der Erstere will, der Landwirth solle möglichst wenig kaufen, 2, 5: *patrem familiam vendacem, non emacem esse oportet;* der Andere giebt die Vorschrift, was auf dem Landgute vom Gesinde selbst gemacht werden könne, solle nicht von auswärts gekauft werden, 1, 22, 1: *quae nasci in fundo ac fieri a domesticis poterunt, eorum ne quid ematur.* Die Arbeit zu Hause also wurde nicht als ausgegebenes Geld gerechnet; auch unterhielten die grösseren Wirthschaften ihre eigenen Schmiede, Zimmerleute, Schuster, Bötticher u. s. w. selbst, wogegen in den Städten der arbeitende Bürger- und Handwerkerstand fehlte. Kein Wunder, dass die Technik des Handwerks unvollkommen blieb, welcher ohnehin in dem Naturell der Alten keine verwandte Richtung entgegenkam. Die natürliche Realität der Dinge unbefangen beobachten, sich ihrer zweck- und werkmässig bedienen, sich durch solches Rüstzeug befreien, ist kein antiker Charakterzug. Die Alten lebten im

Traume religiöser Phantasie, in idealem Schein, beherrscht vom Hange künstlerischer Darstellung, befangen im Zauber des Schönen, als ein adeliges Geschlecht. Sehen wir uns in den pompejanischen Resten die Geräthe, die Werkzeuge u. s. w. an, wie schön und edel sind sie gezeichnet, obgleich vielleicht von Sclavenhand gearbeitet, aber auch meistens wie kindlich! Was uns daran durch rationelle Technik erfreut, war nicht Ergebniss nüchterner Beobachtung und verständiger Berechnung, sondern alte Tradition, bei der es blieb, und die als solche von Menschenalter zu Menschenalter sinken musste. Und mit der Technik sank auch der Geschmack, die Grazie und Reinheit der Formen und der Adel des Gedankens. Denn beide sind nicht absolut getrennt; was die Technik gewinnt, kommt auch dem Geiste zu Gute; jede Erweiterung ihrer Schranken, die der erstern gelingt, gestattet auch dem letztern den Flug in eine bisher unbekannte Welt. Hätten die Alten z. B. ihre dürftigen musikalischen Instrumente mannichfacher entwickeln und etwa die Orgel und die Geige — die erst mit den Arabern auftrat — erfinden können, es ist kein Zweifel, dass auch ihre Musik selbst eine neue Seele gewonnen hätte. Wie stationär die mechanischen Künste bei den Römern blieben und wie fern ihnen die Natur als Objekt verständiger Forschung lag, lehrt insbesondere die Geschichte der römischen Seefahrt und des römischen Ackerbaues. Umfang und Grenzen des grossen Reiches boten Anlass genug, sich auf der hohen See zu versuchen. Die Weltherrscher waren im Besitz der iberischen, lusitanischen und mauritanischen Küsten, aber die nahe gelegenen canarischen Inseln musste Plinius nach den Aufzeichnungen des Königs Juba beschreiben: römischen Schiffern oder Handelsleuten war es nicht eingefallen, sich so weit zu wagen. Die Insel Hibernia, an der vielleicht schon Pytheas drei Jahrhunderte vor Chr. gelandet war, blieb den Römern wie im Halbnebel zur Seite liegen; sie verbarg sich hinter dem schwierigen biscayischen Meerbusen und dem stürmischen, klippenreichen irisch-englischen Kanal. Die römischen Schiffe waren und blieben Küstenfahrer, die mit herannahendem Winter die Häfen aufsuchten und die umbrausten Vorgebirge fürchteten. Winde, Wellen und Jahreszeiten wurden mythisch angeschaut; der Schnabel des Schiffes war zierlich und künstlerisch geschnitzt, das Schiff selbst aber unvollkommen construirt. Vom rothen Meer ging ein alter lebhafter Handelsverkehr nach Indien, und Strabo erfuhr, dass aus dem dortigen

Hafen Myos Hormos jährlich 120 Schiffe nach diesem Lande ausliefen; aber weder das indische Zahlensystem, noch die Magnetnadel gelangte von dort in den römischen Westen, der, in den eigenen engen Kreis gebannt, gegen das Neue unempfindlich war und vom Orient nicht, wie später in der Epoche der Araber, Bereicherung und Anregung erfuhr. Mit dem Ackerbau stand es, wie mit der Seefahrt. Die Werkzeuge waren und blieben die durch Ueberlieferung gegebenen unvollkommenen, die Methoden die hergebrachten, höchstens um neue eben so unwissenschaftliche vermehrt, die ein Gemisch von bloss praktischen, wirklichen oder vermeintlichen Erfahrungen und abergläubischer Phantastik darstellten. Düngung und Fruchtwechsel waren bekannt, aber nicht nach Gebühr gewürdigt und nicht in ihren Consequenzen entwickelt. Der Boden versagte zuletzt, Aecker verwandelten sich in Weidegrund, Hungersnoth war häufig und Getreidezufuhr eine Hauptsorge der Regierung; Italien trug durchschnittlich nur das vierte Korn (Dureau de la Malle, Économie politique des Romains, II, S. 121 ff.). Der eigentliche Grund des steigenden Misserfolgs lag in der Höhe der Arbeitskosten, diese aber beruhten in dem volkswirthaftlich-technischen Ungeschick und der Gleichgültigkeit gegen reelle Naturkenntniss.

Zu den Gründen, die den Untergang der antiken Gesellschaft herbeiführten, hat man sich gewöhnt, vorzugsweise die Sclaverei zu rechnen. Gewiss ist diese mit der höchsten industriellen Entwickelung unverträglich, aber auf manchen mitten inne liegenden Stufen — ganz abgesehen von der Racenanlage und den daher rührenden verwickelten Problemen — ist sie ein natürliches, unter Umständen sogar wohlthätiges Institut. Sie bestand auch in dem germanisch-romanischen Europa fort und löste sich dort im Fortgang der wirthschaftlichen Kultur durch verschiedene Zwischenstufen allmählig und natürlich von selbst auf. In Rom unterschied sich das Sclavenwesen in den meisten Beziehungen nur dem Namen nach von der strengen Gesindeordnung und der feudalen Gutsverfassung moderner europäischer Länder bis vor nicht langer Zeit. Ja, im Sclavenstande lag oft noch ein geschützter Rest des Volksvermögens: der Sclave konnte wenigstens nicht vom Pfluge weggerissen und in das Lager der Legionen geschleppt werden, während die freie Bevölkerung durch Conscription decimirt wurde und sich nur allmählig durch die häufigen Freilassungen ergänzte. Auch in Rom hätte sich, wenn im Uebrigen die Zeiten nicht so

trostlos rückläufig gewesen wären, die Sclaverei vor dem Wachsthum der wirthschaftlichen und politischen Kräfte nicht auf immer halten können.

Ein Ausdruck dieses allgemeinen Elends war die unaufhaltsame Verbreitung der neuen Religion vom Orient her, die dem verzweifelnden Geschlecht einen rettenden Ausweg in das Innere des Gemüthes zeigte. Das Christenthum, indem es »das Herz im Tiefsten löste« und alles Wesentliche in das Innere verlegte, untergrub aber eben dadurch die Grundlagen selbst, auf denen die alte Welt ruhte. Der Christ, dem die Armen die Seligen und der Tod ein Gewinn war, blieb kalt gegen Erwerb und Vermehrung irdischer Güter: sein Sinn stand in einer anderen, durch Entzückung geschauten Welt, und er sammelte Schätze im Himmel. Bekannt ist, dass bei dem allgemeinen Sinken geistiger Produktion doch die Jurisprudenz, dieser Kern und Stamm römischen Wesens, sich nicht bloss erhielt, sondern weiter gedieh: aber in der zahlreichen Reihe auf einander folgender Juristen ist kaum ein Christ; was konnte diesem an der Ordnung der Verhältnisse dieser kurzen Pilgerschaft liegen? nicht um Rechtsansprüche festzustellen, sondern am Heile der Seele zu schaffen, war ihm dies zeitliche Dasein gegeben. Auch die Erkenntniss der Natur, ja Wissenschaft jeder Art liess ihn gleichgültig; im Glauben besass er alle Wahrheit; der Untergang dieser gegenwärtigen Dinge stand ohnehin jeden Tag zu erwarten. Auch im römischen Feldlager befand sich der Bekenner der neuen Religion dem Feinde mit ganz anderen Gefühlen gegenüber, als der ächte harte Römer der alten Zeit: der Sieg brachte ihm keine Freude, und Tod und Niederlage befreite ihn von irdischer Trübsal oder diente ihm zur heilsamen Prüfung. Sein wahrer Feind war der Heide und dessen Schönheitsdienst und Selbstgenügsamkeit. So verloren Recht und Krieg, die Grundpfeiler Roms, vor dem Hauch des neuen Geistes christlicher Beseelung ihren Halt und ihre tragende Kraft.

Nach einer anderen Seite hin, der culturgeographischen, öffneten sich die Schranken der antiken Kultur durch den Eintritt Nordwest- und Mitteleuropas in die Geschichte der Menschheit. Diesen Durchbruch bewirkte zuerst der grosse Cäsar, indem er Gallien und Belgien eroberte und Britannien und Germanien betrat. In jenen neuen Gebieten wehte schon der Athem des Oceans, und ungeheure Wälder mit riesigem Baumwuchs beschatteten den jungfräulichen, noch nicht angebrochenen Boden. Häufige Nebel und

Regen erhielten das Land auch im Sommer noch feucht; die Bäume liessen das Laub im Herbste fallen, im Winter gefroren die sumpfigen Gründe und konnten betreten werden. Im Gegensatz zu den engen Landschaften der durch Gebirge getheilten südeuropäischen Halbinseln und der gedrängten Baumzucht des Ostens und Südens streckten sich die nordischen Flächen in ungeheurer barbarischer Weite nach allen Seiten fort, und das Leben trug das Gepräge dieser grösseren Verhältnisse, wie im Ocean die Woge breiter ist, als im geschlossenen Meere. Wo der Acker gebaut wurde, wie in gallischen Landen, da wuchs das Korn in unabsehbaren Auen, daran gränzte überall die Waldregion, die Heimath der grossen Raub- und Jagdthiere, je weiter östlich vom Rhein, desto seltener durch sporadische Kulturflecke unterbrochen. Die Civilisation stand in den Anfängen, besonders bei Briten, Belgen und Germanen; sie war bei den Galliern schon weiter vorgerückt, aber im Vergleich mit Italien, der Erbin Griechenlands und des Orients, immer noch im Stande der Kindheit. Dennoch hatte die mitteleuropäische oder cisalpinische Technik des Lebens, so unentwickelt sie war, vor der griechisch-römischen manche Vortheile voraus, die durch Klima, Vegetation, Boden, überhaupt durch den ganz anders gearteten natürlichen Ausgangspunkt von selbst sich ergaben. Eine ganze Reihe von Erfindungen liessen sich aufzählen, die von Gallien den Römern zukamen, aber von diesen, die bereits abgeschlossen hatten, mehr notirt, als in lebendigen Gebrauch verwandelt wurden; wir führen beispeilsweise nur an: den Räderpflug, den *rheda* genannten Wagen, die Seife, das linnene Hemd. In religiösen, sittlichen und Rechtsbegriffen fanden die Römer bei Briten und Germanen ihre eigene, längst vergessene Jugendzeit wieder: sie hatten diesen Urstand in langer Stufenfolge zu einem in's Einzelne ausgeführten, überall von feinem Verstande und reicher Erfahrung des Menschenlebens durchdrungenen, fest gestalteten und mannichfach vermittelten Systeme entwickelt; aber dieser unschätzbare Kulturgewinn war conventionell erstarrt und ward als Fessel empfunden: bei den Germanen waltete noch das unmittelbare, rohe, aber frische Naturgefühl, und tiefdenkende Römer, wie Tacitus, sehnten sich nach diesen Anfängen des Lebens, die sie mit unverkennbarer Vorliebe schildern, und von denen sie in wohlthuender Täuschung wie von Freiheit angeweht wurden. Um sich dies Verhältniss klar zu machen, halte man etwa die lyrischen und epischen Volkslieder der Germanen zu den Tragö-

dien des Seneca: die ersteren sind elementar, aber von dunkler Poesie durchweht, die anderen gehören einer höheren Kunstgattung an (zu der das ganze Mittelalter sich nicht erheben konnte), tragen das Gepräge formaler Bildung, aber der Geist ist entwichen: dort ein Ueberschuss der Phantasie und des Gefühls über die Darstellung, hier frostige Verwendung fertiger, einst beseelter, jetzt hohler Formen. In einem ähnlichen, nur noch härteren, oft mit staunender Sympathie wahrgenommenen Gegensatze hatten sich Jahrhunderte früher die Griechen zu den Pontusgegenden befunden, die so arm und elend und doch wieder so reich waren: die griechische Schifffahrt brachte Wein und Oel dahin, das Doppelsymbol der antiken Kultur, und was sonst civilisirtes Leben zu bieten hat, Strab. 11, 2, 3: *ὅσα τῆς ἡμέρου διαίτης οἰκεῖα*, und hohlte von dort Getreide, Thierhäute, Vieh, Honig und Wachs, gesalzene Fische und — kräftige Menschenleiber zum Behufe des Dienstes und der Arbeit, Polyb. 4, 38: *τὸ τῶν εἰς τὰς δουλείας ἀγομένων σωμάτων πλῆθος οἱ κατὰ τὸν Πόντον ἡμῖν τόποι παρασκευάζουσι δαψιλέστατον καὶ χρησιμώτατον ὁμολογουμένως.* Schon frühe hatten die Griechen in jenem Norden ein Geschlecht der gerechtesten Männer geschaut, und selbst ein weiser Philosoph, Anacharsis, der weitgewanderte Urheber wohlthätiger Erfindungen, hatte dort seine Heimath. Griechen hatten sich im Herzen des Scythenlandes niedergelassen, wie römische Händler in der Hauptstadt des Maroboduus. Doch ging aus dem Contact der Hellenen und der Ackerbauer und Nomaden im Norden des Pontus keine neue Schöpfung, noch viel weniger ein neues Zeitalter hervor: eine Völkerwelle nach der anderen spühlte dort das unmittelbar Vorhergegangene wieder fort; Türkenstämme ritten aus den Wildnissen Asiens hervor, Menschen und Saaten niederstampfend; Slaven von Norden ergossen sich über das Donauland bis zum adriatischen Meer und tief in die griechische Halbinsel hinein; ihnen folgend drängte sich noch ganz zuletzt ein finnischer Stamm vom Ural her mitten zwischen sie hinein und behauptete das schöne, einst von gebildeten Menschen edler Race bewohnte, jetzt zur Pferdeweide gewordene Pannonien. Anders im Westen. Dort bildeten Italien, Spanien, Gallien, die britischen Inseln, Germanien nach dem politischen Falle Roms immer noch ein innerlich zusammengehaltenes Ganze, die europäische Völkergemeinde. Diesem Schauplatz des Mittelalters lag das byzantinische Reich im Osten so gegenüber, wie einst Asien den Griechen: cultivirter in vieler Beziehung, aber

unfrei und tief entartet, von Barbaren umlagert. In dem Wechselverkehr des Nordens und Südens oder der Germanen und Roms besteht der Hauptinhalt der Geschichte des europäischen Mittelalters. Von Deutschland waren die Schaaren ausgegangen, die den stolzen militärisch-administrativen Bau des Imperatorenreiches in Trümmer geschlagen hatten: sie wirkten als Befreier, weil sie Einzelleben an Stelle der wie mit ehernen Klammern festgefügten Einheit gesetzt hatten. Umgekehrt erfuhr Deutschland während des Mittelalters den unaufhaltsamen, allmählig alle Adern durchdringenden Process der Romanisirung an sich: seine Wälder wurden ausgerodet, Ansiedlungen, bald auch Städte gegründet und die Sitten, die Regierungs- und Rechtsnormen, die das Alterthum erfunden hatte, auf den neuen Boden angewandt. Ein wichtiger Mittelpunkt der hin- und hergehenden Kulturbewegung war Belgien. Zur Zeit Cäsars wohnten dort noch kriegerische, in derber Naturfrische verbliebene Kelten, den Germanen ähnlich, von diesen bedrängt, später mit ihnen sich mischend; den Germanen nachher ein Vorbild weitergeschrittener Civilisation, des Ackerbaus, der Industrie, der Freiheit, den alten Römerlanden eine Quelle der Jugend. Belgien, Nordostfrankreich und das Rheinland zu beiden Seiten des Stromes schienen bestimmt, ein eigenes Reich mit individuellem Gepräge zu werden, ein Zwischenglied beider Hälften Europas; doch vollzog sich dieser Ansatz nicht, und jene Gegend blieb ein schwankender Grenzstrich, bald dem einen, bald dem anderen Theile zufallend. Flandrische Kolonisten aber waren es, die in Deutschland die höheren Formen des Ackerbaues lehrten; von Burgund ging die Tuch- und die Leinwandweberei aus; dort (in St. Denis, Rheims u. s. w.) ward die gothische Architektur erfunden und war eine dichte Saat von Städten mit Kathedralen, eine mächtiger als die andere, ausgestreut; dort gingen die Fabeln von Reineke Fuchs um und erwachte zuerst die fanatisch-phantastische Idee der Kreuzzüge; dort hatte die modernste Kunst, die Musik, ihre Geburtsstätte und wurde die Oelmalerei, wenn nicht erfunden, so doch angewandt und vervollkommnet. Aber während Deutschland mit den Mitteln antiker Kultur erzogen und gebildet wurde, erweiterte es seinerseits den Bezirk Europas durch unermüdlich fortgesetzte Kolonisation nach Osten — eine der grössten, nicht genug zu beachtenden Erscheinungen des Mittelalters. Im Süden ging diese germanische Expansion von dem Stamme der Baiern aus, dem Laufe der Donau

nach; im Norden von den Sachsen, quer über die Oder, die Weichsel, bis hoch an den Küsten der Ostsee hinauf; in jenen deutsch gewordenen Landen erhielten die Nibelungen wenigstens ihre letzte Fassung und schwang sich die Pflanzstadt Wien zum Kaisersitz auf, in diesen trat Copernicus auf und wurden nach Jahrhunderten Kant, Fichte und Humboldt geboren; und während dadurch im Süden das Reich des heiligen Stephan in den Kreis der neueuropäischen Civilisation gezogen wurde, wurde im Norden auch das weite Gebiet der Piasten und Jagellonen dem geistigen Leben des Westens geöffnet.

Hatten Germanen das weströmische Reich, Türken und Slaven die nördliche Hälfte des griechischen Gebietes überfluthet, so brach seit dem 7. Jahrhundert, um den Untergang der alten Welt vollständig zu machen, der Arabersturm über Syrien und das noch blühende Nordgestade Afrikas los. In der ersten Wuth des Islam war die Zerstörung furchtbar und ist bis auf den heutigen Tag noch nicht wieder gut gemacht — »keimt ein Glaube neu,« so wird die Arbeit vieler vergangener Geschlechter »wie ein böses Unkraut ausgerauft« —, aber nachdem der erste fanatische Paroxysmus verflogen, vermehrten die Araber das aus dem Alterthum vererbte Kulturkapital durch werthvolle Beiträge: den Kompass, die sogenannten arabischen Zahlen, die Anfänge der Chemie und Pharmacie, der Kaufmanns- und Hafenpraxis, manche neue Bodengewächse u. s. w. Die arabische Kultur selbst verschwand freilich wie eine Episode, aber das von ihr Zugebrachte wurde im Abendlande weiter entwickelt, und als die italienischen Seestädte aufblühten und Banken und Wechselgeschäfte einrichteten, und als das Schiesspulver und das Linnen-Papier erfunden waren und allgemeiner angewendet wurden, da war nach langen Jahrhunderten der Barbarei und des Aberglaubens ein Punkt der Umkehr erreicht, von dem an das Leben wieder aufzusteigen begann. Hätten schon die Römer die beiden letztgenannten Erfindungen machen können, vielleicht wäre die ungeheure Unterbrechung stetigen Culturganges, die wir das Mittelalter nennen, vermieden worden. Vor dem Schiesspulver wären vielleicht die Hunnen in ihre Steppen zurückgeflohen, und das Papier hätte möglicher Weise den Untergang der griechisch-römischen Literatur — denn was wir besitzen, sind nur kümmerliche zerstreute Reste — verhütet. Im fünfzehnten Jahrhundert war Italien bereits wieder so erstarkt, dass der Humanismus, sowohl der literarische, als der sittliche

und politische, da anknüpfen konnte, wo das Alterthum in seiner Erschöpfung den Faden hatte fallen lassen. Die Welt öffnete sich dem Auge, das sehen gelernt hatte, der Mensch empfand wieder Freude an dem Dasein in dieser Natur und begann nach Erkenntniss ihrer Gesetze und ihres geheimnissvollen Innern sich zu sehnen. Mit der Magnetnadel bewaffnet segelten kühne Schiffer von Lusitanien und Iberien aus nach Amerika, Ostindien und China: vor den Blicken breitete sich in tausendfacher Fülle der Naturwunder die neue Welt aus, die einst Seneca jenseits der Meere geahnt hatte — denn mehr als die Ahnung war den Römern nicht beschieden. Mathematik, Physik, Mechanik, Astronomie, Anatomie, Botanik regten sich mit jugendlichem Eifer; die Kirche bewachte sie misstrauisch, konnte sie aber nicht mehr ersticken; mit Hülfe von Messer und Waage, Schmelztiegel und Retorte, Hebel und Pumpe, Thermometer und Barometer, Telescop und Mikroscop, Pendel, Logarithmen und Infenitesimalrechnung bereitete sich die immer vollere und umfassendere Befreiung der Menschheit vor. Was die moderne Welt von der alten unterscheidet, ist Naturwissenschaft, Technik und Nationalökonomie.

Wenden wir uns nach diesen allgemeinen Betrachtungen wieder zu unserem näheren Thema, so lehrt die Namengebung in der deutschen Sprache, dass von der Epoche der Völkerwanderung an bis tief in die mittleren Zeiten hinein Alles, was der deutsche Garten trug, und ein grosser Theil der Feldverrichtungen aus Italien und Gallien oder Südfrankreich eingeführt war. So weit das Klima es erlaubte, wurde durch eine fortgesetzte Kulturwanderung angeeignet, was Italien entweder ursprünglich besessen oder selbst in früheren Jahrhunderten aus Griechenland und Asien bezogen hatte. Nicht blos die Baumfrüchte, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Maulbeeren, die Trauben und alle Manipulationen der Kelterung und Weingewinnung, dazu auch der Keller, *cella*, die Tonne und die Kufe, die Flasche, der Becher und der Kelch, sondern auch Blumen, Gemüse, Küchen- und Apothekergewächse, wie Kohl, *caulis*, Kabes, Kappes, *caputium*, Erbse, *ervum*, Wicke, *vicia*, Linse, *lens*, Petersilie, Zwiebel, Kümmel, Beete, Rettich (den die Römer selbst erst unter den ersten Kaisern aus Syrien als *radix Syria* bezogen hatten), *radix*, Meerrettich, entstellt aus *armoracia*, Münze, *mentha*, Koriander, Kerbel, Liebstöckel, *libisticum* statt *ligusticum*, Lavendel, Melisse, Polei, *pulegium*, Fenchel, Anis, Karde, Lattich, *lactuca*, Spargel und vieles Andere, sind lateinisch

benannt; die Sichel ist das lateinische *secula*, Flegel — *flagellum*, Mergel — *marga*, *margila*, Speicher — *spicarium*; lateinisch sind Butter und Käse, Pferd und Zelter, die Masse: Meile, Centner, Pfund, Mutt, *modius*, Scheffel, *scaphum*, *scapilus*, Seidel, *situla* u. s. w. Wie die italienische oder gallische Villa mit allem Zubehör, den Gewächsen, Thieren und nöthigen Werkzeugen und Arbeiten auf deutschen Boden versetzt wurde, davon giebt Karls des Grossen *capitulare de villis* und das *specimen breviarii rerum fiscalium* ein deutliches Bild. In Italien selbst hatte sich trotz der Völkerwanderung und der chaotischen Auflösung die Zahl der angebauten Gewächse und der gebräuchlichen Hausthiere im Allgemeinen nicht verringert: so zähe ist das Privatleben, und so unermüdlich geht in den kleinen Kreisen desselben der Zerstörung die Heilung und Wiederherstellung zur Seite. In den tausend Jahren des Mittelalters bis zur Entdeckung Amerikas ist kein gezähmtes Thier mehr zu verzeichnen; es blieb bei dem alten Bestande trotz der Bewegungen im inneren Asien, der grossen arabischen Herrschaft vom Indus bis zum Tajo und der Einbrüche der Mongolen und Türken. Wohl aber bereicherten die eben genannnten Weltbegebenheiten die Kulturflora des Westens um einige integrirende Glieder, unter denen wir uns, wie billig, zunächst zu den Früchten des Ackers wenden.

DER REIS,

(oryza sativa L.)

Der Reis, eine Pflanze fetter, wasserreicher Niederungen in tropischem und subtropischem Klima, wurde von Alters her in Indien überall gebaut. Im Mündungslande des Indus musste die sumpfige Natur des Bodens dieser Art Getreide besonders zusagen, aber auch auf trockenen und höher gelegenen Strecken konnte die Aussaat so geregelt werden, dass die zu bestimmten Zeiten eintretenden tropischen Regen der aufschiessenden Frucht zu Hülfe kamen. Obgleich an eigentlichen Nahrungsstoffen hinter dem Weizen zurückstehend, war und ist der Reis doch mehr als dieser die allgemeine Volksnahrung nicht blos im eigentlichen Indien,

sondern auch bei den Bewohnern der Halbinsel jenseits des Ganges, Südchinas und der Inseln des indischen Meeres, bis im äussersten Osten die Sagopalme an die Stelle dieser Grasart tritt. Reisfelder fehlen in dem bezeichneten Gebiet nur da, wo im rauheren Gebirge die Wärme nicht mehr ausreicht oder die Monsunregen ausbleiben und künstliche Bewässerung nicht möglich ist. Eine eigentliche Brodfrucht ist der Reis in so fern nicht, als er selten gemahlen und verbacken wird; er bildet als Lieblingsspeise eine kernige, weiche, aus gequollenen Körnern bestehende, wohl auch mit Fett getränkte Grütze, die die alten griechischen Berichterstatter mit ihrem Wort *χόνδρος*, Graupenbrei, die Lateiner mit *alica* bezeichneten. Auch die Kunst aus Reis ein alkoholhaltiges Getränk, den Arrac, wie aus dem Saft des Zuckerrohrs den Rum, zu bereiten, ist eine altindische, denn schon die Griechen haben davon gehört, Strab. 15, 1, 53: *οἶνόν τε γὰρ οὐ πίνειν* (*τοὺς Ἰνδούς*), *ἀλλ' ἐν θυσίαις μόνον, πίνειν δ' ἀπ' ὀρύζης ἀντὶ κριθίνων συντιθέντας· καὶ σιτία δὲ τὸ πλέον ὄρυζαν εἶναι ῥοφητήν*. Aelian. de nat. anim. 13, 8: *τῷ δὲ εἰς πόλεμον ἀθλοῦντι* (*ἐλέφαντι*) *οἶνος μὲν, οὐ μὴν ὁ τῶν ἀμπέλων· ἐπεὶ τὸν μὲν ἐξ ὀρύζης χειρουργοῦσι, τὸν δὲ ἐκ καλάμου*. Freilich darf man sich darunter noch nicht jenes stark destillirte Wasser denken, das wir heut zu Tage Arrac und Rum nennen, sondern nach den Worten der Alten eine Art Bier oder Wein. Der Sanscritname des Reises war *vrîhi*; bei Uebergang in die iranischen Sprachen musste dies den Lautgesetzen gemäss zu *brîzi* werden; aus dieser altpersischen Form machten die Griechen ihr *ὄρυζα, ὄρυζον*, welches letstere Wort dann durch Vermittelung des Lateinischen der bei allen neueuropäischen Völkern vorhandenen Benennung zu Grunde liegt.

Die erste Bekanntschaft mit dem Reis machte das Abendland durch die Feldzüge Alexanders des Grossen, obgleich einzelne, allerdings unbestimmte Spuren schon auf die Mitte des fünften Jahrhunderts weisen. Nach einer Notiz des Athenäus nämlich hatte Sophokles in seinem Triptolemos von einem *ὀρίνδης ἄρτος* gesprochen, den die Spätern entweder als Brod aus Reis oder aus einem in Aethiopien einheimischen sesamähnlichen Korne deuteten, 3. p. 110: *ὀρίνδου δ' ἄρτου μέμνηται Σοφοκλῆς ἐν Τριπτολέμῳ, ἤτοι τοῦ ἐξ ὀρύζης γενομένου ἢ ἀπὸ τοῦ ἐν Αἰθιοπίᾳ γινομένου σπέρματος, ὅ ἐστιν ὅμοιον σησάμῳ*. Pollux 6, 73 erklärt ungefähr ebenso, lässt aber den Reis weg: *ὡς ὀρίνδην τινὰ ἄρτον Αἰθίοπες τὸν ἐξ ὀρινδίου γινόμενον ὅ ἐστι σπέρμα ἐπιχώριον, ὅμοιον σησάμῳ*. Auch

Hesychius stellt die Aethiopier an die Spitze: *ὀρίνδην· ἄρτον παρὰ Αἰθίοψι· καὶ σπέρμα παραπλήσιον σησάμῳ, ὅπερ ἕψοντες σιτοῦνται. τινὲς δὲ ὄρυζαν*, während Phrynichus in Bekk. Anecd. 1. p. 54 ganz kurz sagt: *ὀρίνδα· ἣν οἱ πολλοὶ ὄρυζαν καλοῦσιν.* Hätte Sophokles selbst schon an jener Stelle des Triptolemus den *ὀρίνδης ἄρτος* mit den Aethiopiern in Verbindung gebracht, so könnte er an die Aethiopen Homers, die nach Sonnenaufgang hin wohnen, oder an die *Αἰθίοπες οἱ ἐκ τῆς Ἀσίης* seines Freundes Herodot d. h. eben an die Anwohner des unteren Indus und der angränzenden Küste gedacht haben, und beide Deutungen würden zusammenfallen. Die Namensform *ὀρίνδα, ὀρίνδιον* stimmt merkwürdiger Weise in der Nasalisirung, hinter welcher das ζ der Griechen in δ überging, mit dem armenischen *brinz*, neupersischen *biriṅǵ, biraṅǵ* überein. Herodot selbst, der ja auch schon von der auf Bäumen wachsenden Wolle gehört hat, erwähnt einer Abtheilung der Inder, die sich von einer wildwachsenden Pflanze nähre, deren Körner von der Grösse eines Hirsekorns in einer Hülse steckten und mit der letzteren gekocht und so gegessen werden, 3, 100: *καὶ αὐτοῖσι ἔστι ὅσον κέγχρος τὸ μέγαθος ἐν κάλυκι, αὐτόματον ἐκ τῆς γῆς γινόμενον, τὸ συλλέγοντες αὐτῇ κάλυκι ἕψουσί τε καὶ σιτέονται.* Auch dies kann als Reis gedeutet werden; die Fehler der Beschreibung, z. B. dass der Reis, der zu Herodots Zeit längst eine Kulturfrucht war, als *αὐτόματον* bezeichnet wird, erklären sich durch das trübende Medium der Ferne, durch welches damals noch jenes äusserste Wunderland geschaut werden musste; einen Namen der Frucht scheint Herodot nicht erfahren zu haben, wogegen sein *ἕψουσι* richtiger ist, als das Brod des Sophokles. Mit der Eroberung Asiens durch die Macedonier trat, wie so vieles Andere, so auch der indische Reis vollständig in den Gesichtskreis der Griechen. Gleich Theophrast beschreibt die Pflanze und ihren Gebrauch genau, h. pl. 4, 4, 10: *μάλιστα δὲ σπείρουσι τὸ καλούμενον ὄρυζον ἐξ οὗ τὸ ἕψημα. Τοῦτο δὲ ὅμοιον τῇ ζειᾷ καὶ περιπτισθὲν οἷον χόνδρος, εὔπεπτον δέ, τὴν ὄψιν πεφυκὸς ὅμοιον ταῖς αἴραις καὶ τὸν πολὺν χρόνον ἐν ὕδατι, ἀποχεῖται δὲ οὐκ εἰς στάχυν, ἀλλ' οἷον φόβην ὥσπερ ὁ κέγχρος καὶ ὁ ἔλυμος.* Noch merkwürdiger aber ist die Nachricht des Aristobulus, der ein Begleiter Alexanders auf dessen Heerzügen in Asien gewesen war und in hohem Alter eine Geschichte des grossen Königs, verbunden mit einer Naturschilderung der durchzogenen Länder verfasste, bei Strab. 15, 1, 18: *τὴν δ' ὄρυζάν φησιν ὁ Ἀριστόβουλος*

ἑστάναι ἐν ὕδατι κλειστῷ, πρασιὰς δ' εἶναι τὰς ἐχούσας αὐτήν· ὕψος δὲ τοῦ φυτοῦ τετράπηχυ, πολυσταχύ τε καὶ πολύκαρπον· θερίζεσθαι δὲ περὶ δύσιν Πληιάδος καὶ πτίσσεσθαι ὡς τὰς ζειάς· φύεσθαι δὲ καὶ ἐν τῇ Βακτριανῇ καὶ Βαβυλωνίᾳ καὶ Σουσίδι· καὶ ἡ κάτω δὲ Συρία φύει. Μέγιλλος δὲ τὴν ὄρυζαν σπείρεσθαι μὲν τῶν ὄμβρων φησὶν, ἀρδείας δὲ καὶ φυτείας δεῖσθαι, ἀπὸ τῶν κλειστῶν ποτιζομένην ὑδάτων. Hier also wird nicht bloss die Kulturart in geschlossenen, überschwemmten Beeten überraschend richtig beschrieben, sondern schon Bactriana (also die Gegend am oberen Oxus), Babylonien und Susis (also schon die unteren Euphrat- und Tigrisländer, semitisches Gebiet) als reisbauend dargestellt. Bestätigt wird die letztere Angabe durch Diodor, der bei Erzählung der Kämpfe zwischen Eumenes und Seleukus den ersteren wegen Getreidemangels seine Truppen in Susiana mit Reis, Sesam und Datteln nähren lässt, mit welchen Produkten die genannte Gegend ungemein gesegnet sei, 19, 13: Εὐμένης δὲ διαβὰς τὸν Τίγριν καὶ παραγενόμενος εἰς τὴν Σουσιανὴν, εἰς τρία μέρη διεῖλε τὴν δύναμιν, διὰ τὴν τοῦ σίτου σπάνιν. ἐπιπορευόμενος δὲ τὴν χώραν κατὰ μέρος σίτου μὲν παντελῶς ἐσπάνιζεν, ὄρυζαν δὲ καὶ σήσαμον καὶ φοίνικα διέδωκε τοῖς στρατιώταις, δαψιλῶς ἐχούσης τῆς χώρας τοὺς τοιούτους καρπούς. Noch unter der Perserherrschaft und wohl in Folge derselben war also die Reiskultur vom Indus bis zum Oxus und Euphrat vorgedrungen, und von dort stammte denn auch der Name ὄρυζα. Die Worte: καὶ ἡ κάτω δὲ Συρία φύει scheinen ein Zusatz des Strabo selbst zu sein, zu dessen Zeit also auch Niedersyrien schon in den Kreis dieser Kultur einzutreten begann. Wer der gleichfalls angeführte Megillus war, und zu welcher Zeit er lebte, wissen wir zwar nicht, auch ist der Text des Strabo hier irgendwie verdorben, aber so viel deutlich, dass auch Megillus von der Art, den Reis zu bauen, eine richtige Vorstellung hatte. Ein dritter Berichterstatter, der Zeit nach dem Theophrast und Aristobulus nahe stehend, Megasthenes (er war Agent des Königs Seleukus in den östlichen Landen, gegen das Jahr 300 vor Chr.), hat auch gesehen, wie der Reis an indischen Höfen gegessen wurde, und an solchen Mahlzeiten ohne Zweifel selbst Theil genommen: jeder der Gäste bekommt einen Tisch, in Form eines Behälters oder Untersatzes; dieser trägt eine goldene Schüssel, in welche gekochter Reis, in Art unseres Graupenbreis, gethan und dann mit vielen Zusätzen indischer Fabrikation gemengt wird, Athen, 4. p. 153: Μεγασθένης δ' ἐν τῇ δευτέρᾳ τῶν Ἰνδικῶν· Τοῖς Ἴνδοις, φησὶν, ἐν τῷ δείπνῳ παρατίθεσθαι ἑκάστῳ

τράπεζαν· ταύτην δ'εἶναι ὁμοίαν ταῖς ἐγγυθήκαις καὶ ἐπιτίθεσθαι ἐπ' αὐτῇ τρυβλίον χρυσοῦν, εἰς ὃ ἐμβαλεῖν αὐτοὺς πρῶτον μὲν τὴν ὄρυζαν ἑφθὴν, ὡς ἄν τις ἑψήσειε χόνδρον· ἔπειτα ὄψα πολλὰ κεχειρουργημένα ταῖς Ἰνδικαῖς σκευασίαις. Also schon ganz der überall im jetzigen Orient gebräuchliche, je nach den Gegenden verschieden bereitete Pilav. Seit der Gründung des ägyptisch-griechischen Reiches musste ein lebhafter Handel, wie mit anderen indischen Erzeugnissen, so auch mit Reis über das persische und rothe Meer zu den dortigen Häfen gehen. Für die römische Zeit sehen wir dies aus dem Periplus maris rubri des sog. Arrian, der diesen Artikel mehr als einmal unter den Produkten der von den Schiffern besuchten Küsten aufführt, z. B. 14: ἐξαρτίζεται δὲ συνήθως καὶ ἀπὸ τῶν ἔσω τόπων, τῆς Ἀριακῆς καὶ Βαρυγάζων, εἰς τὰ αὐτὰ τὰ τοῦ πέραν ἐμπόρια γένη προχωροῦντα ἀπὸ τῶν τόπων, σῖτος καὶ ὄρυζα u. s. w. (Vergl. auch 31, 37 und 41). Der Reis diente seitdem den griechisch-römischen Aerzten zu einem schleimigen Getränk und wird als dazu bestimmt hin und wieder angeführt; dass er zur Zeit des Horaz noch theuer war — in der That musste die Ferne, aus der er kam, und die Leichtigkeit des Verderbens, der er ausgesetzt war, den Preis erhöhen — erhellt aus Sat. 2, 3, 155, wo einem Geizhals eine solche Reistisane verschrieben wird und er vor dem Preis erschrickt:

agedum, sume hoc ptisanarium oryzae.
Quanti emtae? Parvo. Quanti ergo? Octussibus. Eheu.

Zu einer gewöhnlichen Speise diente der Reis noch nicht, — bei Apicius kommt nur einmal der *sucus oryzae* als Ingredienz vor, 2, 51 ed. Schuch. —, noch viel weniger wurde zur Zeit der Alten irgendwo im Abendlande der Versuch gemacht, die Pflanze anzubauen.

Das letztgenannte Verdienst gebührt den spanischen Arabern. Längst seit alter Zeit durch den indisch-äthiopischen Handel, der durch ihre Hände ging, mit diesem Getreide bekannt und schon an dessen Genuss gewöhnt, hatten die Araber nach Eroberung Aegyptens den Reisbau im Nildelta, dessen natürliche Beschaffenheit sich trefflich dazu eignete, einheimisch gemacht. Bei ihrem Bestreben, die neugewonnenen Länder nach dem Bilde derer, aus denen sie kamen, einzurichten, mussten die Mauren auch in Spanien darauf verfallen, die bewässerten Niederungen mit dem Lieblingskorne zu bestellen, das noch jetzt den Orientalen so werth ist. Dazu boten sich ausser den Flussbecken der Guadiana

und des Guadalquivir besonders die fetten Marschgründe der Provinz Valencia, und hier gewannen die Araber, ohnehin Meister in der Kunst der Bewässerung und des Kanalbaues, bald die gewünschten Ernten, deren Ueberfluss der Handel sogar den Küsten des europäischen Auslandes zuführte. Nach der allmähligen Eroberung der maurischen Königreiche durch die Christen gingen die arabischen Reisfelder in die Hand der letzteren über, und hierin das Werk der Ungläubigen fortzusetzen, verbot glücklicher Weise die Religion nicht. Als gegen Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, wo die Welt wie neu werden wollte und über Alles, was aus Afrika, Ostindien und Amerika kam oder was von daher berichtet wurde, nicht aus dem Staunen fiel, die spanische Macht sich in Neapel, dann in Mailand festsetzte, indess die italienische Seefahrt nach und von der Levante noch blühte, da wurde auch der Reisbau entweder direkt aus Spanien oder nach dem Beispiel der Spanier aus Aegypten nach Italien verpflanzt, zunächst natürlich an den Punkten, wo Kanalisation und Ueberschwemmung von alter Zeit her gebräuchlich war, im Mailändischen und Venetianischen. Es schien damit für den Landmann eine Quelle des Reichthums geöffnet, und Alles warf sich mit Eifer auf die neue Kultur, etwa wie zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges in Süditalien auf die der Baumwolle. Wiesen und Weizenfelder wichen weit und breit den Reisbeeten, und vom Mündungslande der Alpenflüsse, des Po, der Etsch u. s. w., von den Niederungen bei Mantua, Ravenna, Ferrara u. s. w. verbreitete sich der Reisbau, der in der That einträglicher war, als die gewöhnliche Körnerfrucht, auch in die oberen Gegenden, in die Romagna, nach Piemont u. s. w. Bald aber wurde man inne, dass dadurch das ganze Land in einen künstlichen Sumpf verwandelt wurde und Malaria und Fieber überhand nahmen. So gross nun in jenem südlichen Lande die Gewinnsucht ist, so gross auch die aus vielfacher Erfahrung geschöpfte Furcht vor böser Luft und den Wirkungen stehenden Wassers. Es begann das Gegenstreben sämmtlicher Regierungen, das sich schon seit der ersten Hälfte des sechszehnten bis in das laufende neunzehnte Jahrhundert in einer Reihe von Verboten und gesetzlichen Einschränkungen kund that. Ueberall wurde eine Entfernung von so und so viel Meilen festgesetzt, innerhalb welcher die Reisfelder sich von jeder grösseren und kleineren Stadt abseits halten mussten. Dann folgten noch strengere Verordnungen, nach denen nur solche

Ländereien mit Reis bestellt werden sollten, die wegen ihrer sumpfigen Beschaffenheit keines anderen Anbaues fähig wären, und in deren Nähe kein bewohntes Haus läge und keine befahrene Strasse vorüberführe. Eine besondere Aufsichtsbehörde, ohne deren Erlaubniss kein Reiskorn gesteckt werden durfte, wachte über Aufrechthaltung der gesetzlichen Bestimmungen. Obgleich diese im Interesse der öffentlichen Gesundheit erlassenen Beschränkungen immer noch in Kraft sind, hält sich der Reisbau in Venetien und der Lombardei doch in blühendem Stande und liefert einen bedeutenden Ueberschuss zur Ausfuhr. Die Kultur selbst erfordert viel Aufwand von Arbeit und Sorge, sowohl bei der ersten Einrichtung und Bestellung der wagerechten, mit Damm und Graben umzogenen Beete und der späteren Zu- und Ablassung des Wassers, als bei der Erndte und dem Dreschen, Stampfen, Reinigen des Kornes; zudem wirkt das Wühlen und Waten in Schlamm und Wasser, das Jäten u. s. w. nicht günstig auf die Gesundheit der Arbeiter und Arbeiterinnen und ihrer Kinder. In Süditalien, wo das Klima noch wärmer und die Gefahr noch grösser ist, war die Verfolgung der Obrigkeiten in demselben Masse lebhafter, so dass dort der Reisbau, so wie er überhand nehmen wollte, immer wieder erstickt wurde und jetzt sich auf einzelne unbewohnte Punkte beschränkt. Der Ertrag der ganzen Halbinsel an Reis wird auf mehr als 2 Millionen Hectoliter im Werth von etwa 70 Millionen Lire geschätzt. In Spanien soll diese altarabische Kultur sehr gesunken sein, wohl auch in Folge sanitätspolizeilicher Verbote; aus Südfrankreich ist er verschwunden, in der europäischen Türkei sah Busbequius im 16. Jahrhundert Reisfelder bei Philippopel, epist. 1: *fuimus Philippopoli, vidimus in locis palustribus et aquosis orizam instar tritici crescentem.* So vorzüglich übrigens die Qualität des südeuropäischen Reises im Allgemeinen ist, so wenig fällt der Handel damit in's Gewicht gegen die Massen, die Ostindien, Java, besonders aber Amerika auf den Markt bringen. Wie nämlich mit dem Zucker und Kaffee und der Baumwolle geschah, so auch mit dem Reis: erst die Versetzung in die neue Welt hat ihn zu einem Weltprodukt gemacht. Die südlichen Staaten der Union, Florida, Missisippi, Alabama, Louisiana, Georgien, besonders aber Südcarolina erzeugen jetzt Reis für Millionen von Dollars an Ausfuhrwerth, und trotz der grossen Entfernung halten die Preise die Concurrenz mit den italienischen aus. Europa war für diese Frucht die Haltestation,

wohin sie die Araber, die alten Zwischenhändler des Ostens und Westens, brachten, und von wo Andere sie weiter nach Neu-Indien jenseits des Oceans schafften.

Ein noch wichtigeres Gegengeschenk hat übrigens Amerika der alten Welt durch seinen Mais, *zea Maïs L.*, gemacht, der jetzt einen grossen Theil von Südeuropa und der Levante nährt und bis nach China und Japan und in's tiefste Herz von Afrika zu Negerstämmen, die nie einen Europäer gesehen haben, gedrungen ist. Schon Columbus fand diese Saatfrucht in Hispaniola vor, und schon damals wurde sie durch ganz Amerika angebaut, so weit nur Ackerbau herrschte und das Klima es erlaubte. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts wurden Körner davon in spanischen und italienischen, auch französischen, deutschen und englischen Gärten gesteckt und die Pflanze bald auch im Grossen auf Feldern gezogen. Die Venetianer verbreiteten sie im Orient; über Ungarn, wo sie, wie in der ganzen Türkei und den Donauländern, den Namen Kukuruz führt, mag sie nach dem angränzenden Deutschland vorgedrungen sein, wie die Benennung türkischer Weizen lehrt, während Wälschkorn, wie sie in anderen Gegenden heisst, auf italienische Herkunft deutet. »Unser Germania«, sagt Hieronymus Bock (Tragus), New Kreüterbuch, Strasburg 1539 fol., 2, 21, wird bald *felix Arabia* heissen, dieweil wir so viel fremder Gewächs von Tag zu Tàg aus fremden Landen in unsern Grund gewöhnen, unter welchen das gross Welschkorn nit das geringst ist.« In Italien ist jetzt die Polenta d. h. der Maisbrei die gewöhnlichste Kost des Landmannes und der Maisbau wetteifert besonders in den fruchtbaren Flächen des nördlichen Theiles der Halbinsel mit der Weizenkultur. Liefert die letztere auch ein edleres Korn und feineres Mehl, so wie eine gesundere Nahrung, so steht sie dem ersteren doch an Ergiebigkeit nach und hat ihm desshalb Schritt für Schritt vom besten Boden abtreten müssen[78]).

Leichter als den Reis muss es gewesen sein, den Mohrhirse, *holcus sorgum L.*, die *dhorra* und *dochn* der Araber, aus Ostindien nach Europa zu bringen, denn schon kurz vor Plinius war er in Italien erschienen, 18, 7, 10: *milium intra hos decem annos ex India in Italiam invectum est*, *nigrum colore*, *amplum grano*, *harundineum culmo. adolescit ad pedes altitudine septem*, *prae-*

grandibus comis: jubas vocant: omnium frugum fertilissimum. ex uno grano sextari terni gignuntur. seri debet in umidis. Die Beschreibung ist zutreffend und an der Identität nicht zu zweifeln; auch mit der Angabe, dass der Sorgo das fruchtbarste aller Körner sei, hat es seine Richtigkeit. Leider steht der Gehalt bei diesem Getreide nicht im Verhältniss zu seiner Ergiebigkeit, und da es sich auch durch Farbe und Geschmack nicht sehr empfiehlt, so mag der Anbau nachher wieder aufgegeben worden sein[79]). Wenigstens hören wir nach Plinius nichts wieder von der Dhorra, und erst die Araber verbreiteten dies in den Gegenden um das rothe Meer bis zu den Schwarzen im inneren Afrika gewöhnliche Saatkorn zum zweiten Mal über die Länder am Mittelmeer. Petrus de Crescentiis (um 1300 vor Chr. oder gleich nachher) kennt es genau unter dem Namen *milica* (auch heut zu Tage *melga, melica*, in anderen Gegenden *saggina*, *sorgo* genannt) und beschreibt die Anwendung desselben als Thierfutter, in Theurungsjahren als Beimischung zu anderem Mehl, zu technischen Zwecken u. s. w. ganz in heutiger Weise, lib. 3 de milica (der Basler Quartausgabe von 1538): *Melegaria competunt ad claudenda tuguria et vias in tempore luti sternendas et competunt igni et clibanis faciendis, cum fuerint exsiccata, et plantis salicum involvendis, ne excorientur a bestiis et ne sole urentur aestivo. Semen milicae bonus cibus est porcis et bobus et equis dari potest et homines eo tempore necessitatis utuntur et cum aliis granis in pane et praecipue rusticis.* Die verschiedenen Arten und Varietäten dieser Frucht kommen auch im jetzigen Italien vor, doch ist ihr Anbau überhaupt beschränkt: sie dient grün als Futterkraut oder in Körnergestalt zur Schweinemast, denn den Vögeln ist sie schädlich, oder mit ihren Rispen, je nach der Grösse, zu Bürsten oder Besen. Wie der Roggen ein zu nordisches, ist der Mohrenhirse ein zu südliches, ein Negerkorn, und beide, ohnehin wegen ihres schwärzlichen Mehles verachtet, streifen nach Italien nur hinüber, zum gegenseitigen Erstaunen wo sie zusammentreffen[80]).

DER BUCHWEIZEN,

(polygonum fagopyrum L.).

Gleichsam zum Ersatz für den dem Süden gewährten Mais erhielt zu derselben Zeit oder nur wenig früher der Norden Europas aus dem Innern Asiens ein der civilisirten Welt bis dahin unbekanntes Korn, den Buchweizen. Ihr Vaterland hat diese dikotyledone Pflanze — denn sie ist keine Grasart, wie die übrigen Cerealien — in Nordchina, Südsibirien und den Steppen Turkestans und muss sich mit den Völkern, die aus jenen unermesslichen Weiten aufbrachen, weiter nach Westen in Bewegung gesetzt haben. Wie Plano Carpini, Rubruquis und vor Allen Marco Polo zum ersten Male, seit es ein Europa in geschichtlichem Sinne gab, den Weg zu jenen Einöden mit Glutsommern und Eiswintern und den barbarischen Hofhaltungen schlitzäugiger gelber Menschen sich bahnten, so kamen in umgekehrter Richtung neben dem unsäglichen Unheil, das jene fürchterlichen Racen brachten, auch einzelne Sitten, Fertigkeiten, Pflanzen, die für Bereicherung gelten konnten, aus Asien erst zu den östlichen Grenzen der civilisirten Völker, dann zu diesen selbst in langsamem Vorschreiten hinüber. Marco Polo selbst, der den ächten Rhabarber in dessen Vaterlande mit Augen sah und über diese ferne, wunderbare Wurzel berichtet, schweigt über den Buchweizen. Aber die ersten botanischen Schriftsteller seit dem Beginn des sechszehnten Jahrhunderts kennen dies Saatkorn bereits als ein seit Menschengedenken aus der Fremde eingeführtes. Joh. Ruellius, dessen Werk de stirpium natura zuerst 1536 in Paris herauskam, hat p. 324 (der Basler Ausgabe 1537 fol.) die Notiz: *hanc (frugem) quoniam avorum nostrorum aetate e Graecia vel Asia venerit*, *turcium frumentum nominant*, und gleich darauf: *jam agri plerique in Gallia hac fruge rubent.* Noch älter wäre die Aussage des jüngeren Champier in seiner Schrift de re cibaria libri XXII, Jo. Bruyerino Campegio Lugdun. authore, Lugduni 1560. 8°, wenn seine Behauptung in der Widmung an den Kanzler Michel l'Hôpital, er habe sein Buch *annos abhinc triginta plus minusve*, also um das Jahr 1530, geschrieben, buchstäblich und mit Ausschluss jedes späteren Zusatzes zu verstehen wäre. Dort heisst es lib. 5, cap. 23, p. 374:

serunt praeterea gallici rustici frugem aliam non ita pridem e Graecia Asiave aliove orbe ad nos invectam — folgt die Beschreibung des Buchweizens und dann: *vulgus turcicum frumentum nominat.* Die Worte stimmen fast wörtlich mit denen des Ruellius überein, welcher letztere das Manuscript des Bruyerinus Campegius noch vor dem Druck benutzt haben könnte. Der Ausdruck *avorum nostrorum aetate* führt für Frankreich auf das Ende des 15. Jahrhunderts und für Deutschland entsprechend früher, etwa auf die Mitte desselben. Ueber den Weg der Einwanderung erfahren wir nichts Bestimmtes. Die Benennung *turcicum frumentum*, statt deren sich frühe die andere: *blé sarrazin, grano saraceno* einstellte, weist nur ganz unbestimmt auf die asiatische, über die christliche Welt hinausliegende Heidenschaft hin. Daher Leonhart Fuchs, de historia stirpium, Basileae 1542 fol., p. 824 ganz richtig sagt: *e Graecia autem et Asia in Germaniam venit, unde turcicum frumentum appellatum est: Asiam enim universam hodie immanissimus Turca occupat.* Nord- und Süddeutschland nennen dies Korn verschieden und haben es also nicht auf gleichem Wege überkommen. Der niederdeutsche Name B u c h w e i z e n ist, wie man sieht, an Ort und Stelle gegeben und bezieht sich auf die Aehnlichkeit der Körner mit den Bucheckern; das niederländische *boekweyt* ging in der Form *bouquette*, *bucail* u. s. w. in das benachbarte nordöstliche Frankreich über, welches den Buchweizen also aus Brabant bekommen hat. Schon die Lübecker plattdeutsche Bibel von 1494 setzt Jes. 28, 25 *boekwete* für das Wort, welches Luther später mit Spelt übertrug und die vorlutherischen Bibeln mit Wicken wiedergaben. Der andere, in Süddeutschland übliche Ausdruck H e i d e n k o r n (jetzt durch Umdeutung gewöhnlich Heidekorn, als wäre es ein auf Heidegrund wachsendes Korn), der sich schon in Glossensammlungen der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts findet (so bei Diefenbach glossar. lat. germ. s. v. cicer, im Anzeiger für Kunde deutscher Vorzeit 6, 438 als Verdeutschung für *medica* u. s. w.), sagt dasselbe aus, was böhmisch *pohanka, pohanina*, poln. *poganka*, magyar. *pohánka* — ein von den Heiden gekommenes Getreide; da aber andere slavische Sprachen derselben Weltgegend auch *ajda*, *hajda*, *hajdina* sagen, welches offenbar ein Lehnwort aus dem Deutschen ist, so bleibt Zweifel, ob nicht das böhmische *pohanka* auch nur ein übersetztes Heidenkorn ist. Ein dritter deutscher Name T a t e r k o r n, T a t e l k o r n ist so viel als *frumentum Tatarorum* und hat sein Analogon im böhmischen und

kleinrussischen *tatarka*, magyar. *tatárka*, finnischen *tattari*, estnischen *tatri.* Hierin läge ein deutlicher Wink, von welchem Volke Osteuropa diese Frucht bezogen hätte, nämlich den Tataren, unter welchem Namen sowohl die Stämme mongolischer Race, als die eigentlichen Wolga- und Krimtataren verstanden wurden; aber dass die Russen diesen Namen nicht kennen, muss bedenklich machen, und es scheint uns daher wahrscheinlich, dass damit Zigeunerkorn ausgedrückt werden sollte, da diese wandernden Horden den Namen Tatern führten und auf ihren Zügen diese Saat verbreiten mochten. Das russische *grečа*, *grečucha*, *grečicha*, kleinruss. *hrečka*, poln. *gryka*, lit. plur. *grikkai*, (walachisch *hrišk*, magyar. *haricska)* bedeutet griechisches Getreide d. h. ein von Süden gekommenes, fremdes, in demselben Sinne, den das Beiwort wälsch bei den Deutschen hatte. Daneben gilt in Russland, in den Gegenden an der Unterwolga ein *dikuša*, so viel als wildes Korn, d. h. nicht wildwachsendes, sondern von den Wilden, den jenseitigen Nomadenstämmen angebautes oder von ihnen bezogenes Korn, wofür auch das rein tatarische Wort *kurluk* gebraucht wird. Pallas sah auf seinen Reisen häufig, wie diese Nomaden bei ihren flüchtigen Ackerbauversuchen den tatarischen Buchweizen, *polygonum tataricum*, theils anbauten, theils sich seiner als eines Unkrautes nicht erwehren konnten. — Man sieht, die Richtungen verschlingen sich hier so sehr, dass immer ein Land auf das andere weist. Nach Linde (in seinem Wörterb. unter *gryka)* fände sich Wort und Sache in polnischen Inventarien nicht vor der Regierung des Königs Sigismund August, also nicht vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Doch mag die *gryka* bis dahin nur seltener gewesen sein, als später, und ihre Erwähnung nur spärlicher. Alles in Allem genommen, war es das Vorrücken der Türken, das dies neue Korn in das südöstliche Europa brachte, von wo es der Seehandel über Venedig und Antwerpen weiter nach Deutschland und Frankreich und beziehungsweise nach den Niederlanden trug; denn dass es von den Slaven den Deutschen übermittelt worden, dafür spricht, wie wir gesehen haben, kein sicheres Anzeichen in der Namengebung. Es empfahl sich durch den angenehmen Geschmack und die kurze Vegetationsperiode, letzteres zugleich eine Bestätigung seiner Herkunft aus dem strengen hochasiatischen Himmelsstrich. Jetzt ist das weite Russland, seiner geographischen und kulturhistorischen Stellung gemäss, ein vorzügliches Erzeugungsland dieser Feldfrucht und die aus ihr berei-

tete Grütze, die sogenannte *kaśa*, die aus dem Mehl derselben gebackenen Vorfasten-Kuchen u. s. w. eine unentbehrliche, nationale, dem Volke nicht wie so vieles Andere aus Europa aufgedrängte Kost und Sitte. Auch in Norddeutschland, z. B. in Holstein, hängt der gemeine Mann von Alters her an seiner Grütze aus Buchweizen, der selbst in den Niederlanden einen wichtigen ländlichen Artikel bildet. Im Süden wird das Heidekorn seltener und verschwindet am Mittelmeer ganz; aber in den rauheren österreichischen und tyroler Alpen, wo der Mais nicht mehr trägt, stösst man häufig auf die artig aussehenden Felder mit den rothen Stengeln und weissen Blüten des Heidekorns.

Schon im Vorhergehenden ist bei Besprechung mancher einzelnen asiatischen Kulturpflanze, z. B. der Citrone und Pomeranze, der Dattelpalme, des Saffrans, des Mohrhirse, der *Ceratonia siliqua* u. s. w. bemerkt worden, dass, wenn ihre erste Einwanderung auch schon in die Zeit des Alterthums fiel, sie doch erst durch die Araber ein bleibender Besitz der Küsten des Mittelmeers geworden sind. Die Araber nahmen das Werk des Alterthums kräftig auf und gaben der Bewegung einen neuen mächtigen Impuls. Es war eine Zeit, wo das innere Meer ein arabischer See heissen konnte. Zwar Konstantinopel zu erobern, gelang diesem kriegerischen Kulturvolke nicht, obgleich dies vielleicht nicht zum Schaden der versunkenen Hauptstadt gewesen wäre, und auch sich an der Loire, also im kalten Mitteleuropa, festzusetzen, war wider die Natur und konnte, welches auch der Ausgang der gegen Karl Martell gelieferten Schlacht war, nicht von Bestand sein, — aber in Aegypten und ganz Nordafrika, in Spanien, auf Sardinien und den Balearen, in Sicilien, Kalabrien, Apulien, an den Küsten der Levante, geboten Araber, bauten den Boden und beluden Schiffe, und an glänzenden Höfen der Kalifen und ihrer Statthalter blühten in einer Epoche allgemeiner Barbarei die Künste und humane Sitten. Ja, der Trieb, die Vegetation Asiens nach Europa zu versetzen, wirkte noch tiefer und in weiterem Umfang, als jemals zur Zeit der Römer, deren Macht doch auch bis in's Innere Asiens gereicht hatte. Durch die Araber kamen ostindische Produkte, von denen das spätere Alterthum nur gehört, oder die es nur durch

den Handel als kostbare Waare empfangen hatte, lebend und leibhaftig an das Mittelmeer. Zwar den Pfefferstrauch zu verpflanzen, ging nicht an, und vom Kaffee war noch nichts zu hören, aber die Seidenraupe wurde in Spanien und Sicilien angesiedelt, und maurische Seidenzeuge aus Palermo dienten dem Herrn der Christenheit zum prachtvollen Krönungs- und Kaisergewand, an stillen Wassern rauschten Papyrusdickichte, und die Baumwolle und das Zuckerrohr versuchten in den wärmsten Lagen auf europäischem Boden zu gedeihen — letzteres ein Ereigniss von unberechenbarer Wichtigkeit. Denn wenn auch der Anbau des Zuckers und der Baumwolle in Europa selbst keinen nennenswerthen Umfang gewinnen konnte — erst in Folge der amerikanischen Krisis stieg der Ertrag der letzteren in Süditalien auf etwa 100.000 Ballen —, so ward er doch Anlass zu der ungeheuren Produktion jener ostindischen Gewächse in Westindien, zu der entsprechenden Consumtion bei allen Völkern der Erde und dem beide vermittelnden, die Oceane und alle Häfen belebenden Welthandel. Wer heut zu Tage nach einem Besuche Pompejis aus dem Thor dieser verschütteten Stadt tritt, an deren Wänden flüchtig gezeichnete Landschaften von der schon damals gelungenen Aneignung so mancher subtropischen Bäume Zeugniss geben, der kann an den Baumwollefeldern, die sich durch die Gegend hinziehen, sich vergegenwärtigen, wie die Epoche der Mauren dem Alterthum in dieser Hinsicht ebenbürtig ist. Gleich den Namen *zucchero* und *cotone*, belegen dies noch andere aus dem Arabischen stammende Bezeichnungen, z. B. *melia azedarach*, ein über alle Gestade des Mittelmeers verbreiteter Baum, *gesmino*, *gelsomino*, der ächte Jasmin, der in dem genannten Bezirk fast schon verwildert ist, u. s. w.[81]).

Als die Araber zerfielen und allmählig unterlagen, war unterdess im Zeitalter der Kreuzzüge der Seehandel der italienischen Städte aufgeblüht; Venedig und Genua beherrschten die Märkte der Levante und unterwarfen sich Inseln und Territorien. Auch diese Verbindung wandte Europa einen Theil des Reichthums jener gesegneten morgenländischen Gebiete zu, und selbst als die Türken immer weiter erobernd vordrangen, schlug auch dies der Weltkultur zum Gewinn aus.

Denn die Türken waren kein bloss zerstörendes Volk, wie die Mongolen, sondern führten Europa aus der Besonderheit ihres ursprünglichen Heimathlandes und ihres daran geknüpften Naturells manches Neue, Unerhörte zu, das die Schranken der gewohnten Sitte und den Kreis der Vorstellungen erweiterte. So waren sie Freunde der Bäume, besonders der Blumen. In den kurzen, heftigen Sommern Turkestans erblühen auf trockenen, fast ununterbrochen von dem Licht der Sonne getroffenen Heiden zahlreiche, farbige, stolze Blumen, und diese begehrte der Türke auch nach seiner Wanderung in den Südwesten in seinen Gärten zu schauen und gesellte ihnen aus den vielen in seiner Hand vereinigten Ländern noch andere bisher unbekannte hinzu. So wurde Stambul und das Türkenreich überhaupt das Bezugsland für eine neue prächtige Gartenflora, die auf zwei Hauptwegen, über Wien und über Venedig, in Europa einwanderte. Die berühmteste und wegen ihrer weiteren Schicksale merkwürdigste dieser türkischen Blumen war die Tulpe, so in Italien nach dem persischen *dulbend* oder Turban genannt, das Staunen und die Bewunderung der damals noch sehr naiven Kinder des Westens. Das Wesentliche der Geschichte dieses stolz blühenden, leicht Spielarten bildenden Zwiebelgewächses hat J. Beckmann in seinen Beiträgen 1, 233 ff. und 2, 548 ff. mit gewohnter Gründlichkeit erzählt. Conrad Gesner, der Linné des 16. Jahrhunderts, sah die erste Tulpe im Jahr 1559 in Augsburg im Garten eines der dortigen Patricier; für das Jahr 1565 sind blühende Tulpen auch im Garten der reichen Fugger bezeugt. Die Saat jener ersten sollte aus Konstantinopel oder, wie Andere sagten, aus Kappadocien gekommen sein; nach Clusius war Kaffa in der Krim ihr Vaterland, mit anderen Worten die krimischen Tataren, die Stammgenossen der Türken, hatten sie mitgebracht und angepflanzt und lieferten die Zwiebeln. Während die Italiener eine andere Art direkt bezogen und ihr, wie gesagt, auch den Namen *tulipano* gegeben hatten, sollte der Kaiserliche Gesandte Busbeck, der sich allerdings mit dieser Blume viel befasste, die erste deutsche Tulpe nach Prag gebracht haben. Aus Wien erhielt sie Nordeuropa, namentlich England; die grössten Liebhaber aber fand die Blume an den unterdess frei und reich gewordenen, phantasielos gebliebenen Holländern. In Holland erwachte der Wetteifer, immer neue, seltene, wunderliche Abarten und Farbenmischungen zu erzeugen, und führte endlich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zu dem weltbekannten Tulpen-

schwindel, dem Kauf und Verkauf auf Zeit von nie dagewesenen Exemplaren, mit Entrichtung bloss der Differenz zwischen dem vereinbarten und dem am Verfalltage notirten Preise, — einem »Windhandel«, der das Vorspiel bildete zu den ein Jahrhundert später zu Paris in der rue Quincampoix sich abwickelnden Scenen und zu dem offen und versteckt getriebenen Glücksspiel und Promessengeschäft unserer Börsen. Die Geschichte sagt nicht, ob es vielleicht schon damals speculative Kinder Israels waren, die in Amsterdam, Harlem und Rotterdam für eine Phantasie-Tulpe den Preis eines Hauses oder Landgutes bezahlten, und ob sie schliesslich die einzig Gewinnenden waren, indess allen übrigen Spielern der erträumte Reichthum in der Hand zerfloss. — Andere Blumen und Ziergewächse, die Europa dem Halbmond verdankt, sind der jetzt allgemein verbreitete, lieblich duftende Syringenstrauch, *syringa vulgaris*, italienisch und spanisch *lilac*, französ. *lilas* — ein orientalischer Name —, durch Busbequius aus Stambul herübergebracht; der *Hibiscus syriacus* mit den prachtvollen rosenartigen Blüthen; die aromatisch duftende orientalische Hyacinthe, *Hyacinthus orientalis*, aus Bagdad und Aleppo nach Venedig und Italien gebracht, später die Nebenbuhlerin der Tulpe auf den Blumenbeeten der Holländer und, wie diese, in unzähligen Farben und Abarten erzeugt; die Kaiserkrone, *Fritillaria imperialis*, eine persische Blume, die die Europäer in den Gärten Konstantinopels kennen lernten; die Gartenranunkel, *ranunculus asiaticus*, die Lieblingsblume Mahomed des vierten, die dieser in allen Formen aus den Provinzen seines weiten Reiches in den Gärten seiner Hauptstadt versammelte, und die dann von dort nach Italien und weiter nach Deutschland und den Niederlanden wanderte. Bei der einmal erwachten Blumenlust kamen dann zu diesen und anderen türkischen Blumen noch andere aus anderen Gegenden, so die schöne Balsamine, *impatiens Balsamina*, noch jetzt überall in Italien blühend, im 16. Jahrhundert von den Portugiesen aus Ostindien gebracht, und die in Italien selbständig aufgetretene Nelke, ital. *garofolo*, *garofano*, französisch *oeillet*, das Aeuglein, genannt, *dianthus caryophyllus*, die eigentliche Blume und das Symbol der italienischen Renaissance — denn in der genannten freudigen Epoche hatte das Auge des Menschen sie in dem südlichen Italien wild gefunden und seine Kunst und Pflege ihr gesteigerten würzhaften Duft, Blätterfülle und alle Abstufungen der Farbe abgelockt. Noch jetzt ist sie,

Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang
Und alle tausend Farben —,

obgleich von den Alten nicht beachtet, der besondere Liebling des Volkes jenseits der Alpen. — Dass aber nicht bloss Blumen, sondern auch Bäume durch die Türken über die Welt verbreitet sind, beweist der von uns an anderer Stelle bereits erwähnte schöne Kastanienbaum mit den pyramidalen Blüten und dem dichten Schatten schon im Frühling, *Aesculus hippocastanum*, aus dem Vaterlande der Türken stammend; der Kirschlorbeer, um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus Trapezunt übertragen, wo ihn Pierre Belon zuerst sah; endlich die reizende, zarte, süss duftende *Mimosa* oder *Acacia Farnesiana*, deren italienischer landschaftlicher Name *gaggia di Costantinopoli* verräth, an welchem Punkte sie zuerst den Boden Europas betreten hat. — Von dem Buchweizen, als einem türkischen, aus Hochasien mitgebrachten Korn, ist bereits die Rede gewesen.

Doch was bedeuteten diese verspäteten Ankömmlinge aus dem Orient gegen den ungeheuren Umtausch, der mit der Entdeckung Amerikas begann? Amerika, sagt Kohl sehr schön in seiner Geschichte der Entdeckung Amerikas, Bremen 1861, S. 412, tauchte auf, wie ein unserem Planeten angehängter neuer Stern. Was Amerikas Tropen- und gemässigte Zone lieferten, war nicht ein Nachtrag, von Phöniziern, Kleinasiaten, Griechen und Römern nur zufällig versäumt, sondern Gaben und Erzeugnisse einer ganz neuen Welt — und es begann die zweite grosse Periode der Geschichte, die des Verkehrs beider Hemisphären, da die erste nur die Entwickelung der einen aus sich und in sich gewesen war. Wir stehen noch am Anfang dieser Epoche, die der grosse Genuese eröffnet hat, und Transplantation und Acclimatisation sind nur das zufällige Geleite des Handels und der Schifffahrt gewesen. Dennoch führt schon jetzt jeder Spaziergang durch europäische Parks und Gärten, jede Fahrt auf Landwegen und Eisenbahnen an amerikanischen Gewächsen vorüber: die *vitis Labrusca*, der sogenannte wilde Wein, aus Nordamerika, bekleidet Säulen und Wände, rothglühend im Herbste, doch keinen Traubensaft spendend, wie die abendländische Schwester vom Kaukasus und Demavend; neben ihr klettert mit

hochgelben Blüten die peruanische Kapuzinerkresse, *Tropaeolum majus*, empor; die Pyramidalpappel, *populus dilatata*, zieht wie ein grüner Säulengang oder paarweise in Procession an der Heerstrasse fort, am Missisippi einheimisch, für uns zunächst aus Italien gekommen und daher lombardische Pappel genannt, der einzige Baum, der in unserem Norden Gestalt hat und daher auch von den Gemüthsschwärmern der romantischen Zeit und Schule verachtet und verfolgt; breiten, dichten Schatten wirft die amerikanische Platane, *platanus occidentalis;* Hecken nordamerikanischer Acacien, *Robinia pseudacacia*, umgeben die öffentlichen Spaziergänge, in denen Bignonia Catalpa, der Tulpenbaum, *Liriodendron tulipiferum*, jenseits der Alpen die jetzt allverbreitete herrliche Magnolie, *Magnolia grandiflora*, der Pfefferbaum, *schinus molle* u. s. w. den Eintretenden empfangen. Für den Weizen und das Rind und Pferd — Geschenke von unschätzbarem Werth — haben wir den Mais, die Kartoffel, den Opuntiencactus, *Opuntia ficus indica*, zurückerhalten. Was die Kartoffel im Norden ist — auch für diese Frucht ist, wie der Name lehrt, Italien das Mittelland gewesen —, weiss Jeder, weniger dass die Opuntienfeige für die Wüsten und Felsen des Mittelmeeres fast dieselbe Bedeutung hat, wie jenes Knollengewächs für die Heiden des Nordens. An allen Küsten jenes Südens, vom Atlas und der Sierra Morena am Aetna vorbei bis zum Taurus und Sinai, hat diese südamerikanische, blaugraue, stachlichte, in sonderbarer Vegetation e i n fleischiges Blatt aus dem Ende des anderen hervortreibende Pflanze die dürrsten, unfruchtbarsten Felswände und Steingründe überzogen und sie so durch Humusbildung der Kultur wiedergegeben. Ihre Stacheln hüten das bepflanzte Feld, von den Blättern nährt sich das Vieh, und die saftigen Früchte bilden vier Monate gegen den Herbst jedes Jahres die Nahrung und Erfrischung der ganzen Bevölkerung. Neben ihr wuchert ihre Gefährtin und physiognomische Verwandte, die Aloe, *agave americana*, mit der riesengrossen grünen Blätterrosette und dem aus dieser baum- oder kandelaberartig aufsteigenden Blütenschaft; beide zusammen haben den Typus der mediterranen Landschaft, die längst vom Orient her ihr strenges, stilles Kolorit erhalten hatte, durch ein völlig einstimmendes Element wesentlich ergänzt. Die Kartoffel hat sich bei den Südländern nicht beliebt gemacht, wohl aber eine andere, der Kartoffel nahe verwandte, ursprünglich giftige amerikanische Frucht, die Tomate, auch *pomi d'oro* genannt, *Solanum Lycopersicum*, deren gelbrother säuerlicher Saft die ita-

lienischen Schüsseln zu färben pflegt und überall in der italienischen Küche, wo es nur möglich ist, angebracht wird.

Damit dem Bilde des Wechselverkehrs mit der neuen Welt auch sein Schatten nicht fehle, ist auch noch des Tabaks zu erwähnen. Wie die Europäer nicht bloss die wohlthätigen Resultate einer dreitausendjährigen Kultur nach dem jungfräulichen Lande hinüberleiteten, sondern mit ihren Schiffen im Süden auch Neger und Jesuiten, im Norden auch die Pocken und den Branntwein landeten, so verdanken wir Amerika nicht nur die Kartoffel und die edlen Metalle und das Beispiel republikanischer Freiheit: es hat uns auch das genannte narkotische Giftkraut überliefert, das jetzt ganz unvertilglich scheint. Dass ein barbarischer Gebrauch der Indianer, den Rauch der trockenen Blätter einer betäubenden Pflanze durch ein Rohr oder eine zusammengedrehte Rolle in den Mund zu leiten und dann wieder auszustossen oder dieselben Blätter in gepulvertem Zustande in die Nase zu stopfen, von den Rothhäuten zu weissen, gelben und schwarzen Menschen auf der ganzen Erde hat übergehen und bei allen sich so tief einwurzeln können, ist eine Thatsache, die viel zu denken giebt. Wie in Europa der Arme, der Verbrecher um ein Stückchen Geld zu — Tabak bettelt, so gewinnt der Reisende oder Kaufmann auch den Neger im inneren Afrika, den Samojeden, Malaien u. s. w. durch nichts so leicht als durch eine Gabe Tabak. Türken, Araber und Perser hauchen den Rauch dieses Krautes stillsitzend vor sich her, als ein Bild ihres eigenen unnützen, apathischen, träumerischen Lebens. Hunderte von Millionen sind seit zwei Jahrhunderten auf diese hässliche Gewohnheit verwandt worden, die aufgehäuft oder productiv angelegt alle Völker hätten wohlhabend machen können, und noch jetzt sind viele Tausende von Morgen oder Hectaren des kostbaren Erdbodens, der Weizen oder Wein hätte tragen können, mit dieser Species giftigen Nachtschattens bestellt. Aehnlicher Erscheinungen werden die kommenden Jahrhunderte vielleicht noch mehr bringen. Denn wie die Hellenen als ein Adel der Menschheit rings von Barbaren umgeben lebten, von abergläubischen Aegyptern, knechtischen Asiaten, trunksüchtigen Thrakern u. s. w., so auch bisher die Europäer, umringt von farbigen, untergeordneten Racen. Der die Erde immer dichter umspannende Verkehr wird den weissen Mann in immer nähere Gemeinschaft und Berührung mit jenen Massen bringen und diese Kreuzung vielleicht die Mutter mancher bestialischen Ausgeburt werden. Der

Veredelungsprocess der Menschheit wird auch dann seinen Fortgang nehmen und auch diese ungeheure Aufgabe wird gelöst werden, aber in wie langen Zeiträumen, über welche barbarischen Zwischenstufen, unter wie viel Opfern, Rückfällen und Trümmern!

SCHLUSS.

Die vorstehenden Skizzen tragen in mehr als einer Hinsicht, auch abgesehen von den Unterlassungsfehlern, die der Verfasser begangen haben wird, und deren Folgen er auf sich nehmen muss, den Charakter des Fragmentarischen und der Vereinzelung an sich. Zunächst ist die Bodenkultur, die Garten- und Hauswirthschaft nur der Theil eines Ganzen, ein blosser Ausschnitt aus der allseitig sich vollziehenden Bildungs- und Veredlungsgeschichte der Menschheit. Dennoch spiegelt sich auch wieder im Einzelnen das Allgemeine, und wie die Kulturpflanzen von Volk zu Volk, von Ost nach West, von Süd nach Nord gewandert sind, so in derselben Richtung und Zeit auch die Freiheit und Kultur selbst in jeder Gestalt. Aus Indien und Persien, aus Syrien und Armenien stammen unsere Feld- und Baumfrüchte, eben daher auch unsere Märchen und Sagen, unsere religiösen Systeme, alle primitiven Erfindungen und grundlegenden technischen Künste. Griechenland und Italien führten uns die Nähr- und Nutzpflanzen zu, mit denen wir im mittleren und nördlichen Europa unsere Ansiedelungen umgeben, und eben diese Länder lehrten uns in eben dieser Reihenfolge edlere Sitte, tieferes Denken, ideale Kunst, humane Zwecke und die höheren Formen politischer und socialer Gemeinschaft. Was die Pflanzengeschichte bezeugt, würde auch von der Kulturgeschichte im umfassenden Sinne nicht anders ausgesagt werden. Auch die letztere ist nur eine Geschichte des Verkehrs, und wie der einzelne Mensch nur in der Gesellschaft seine Bestimmung, d. h. die höchste Entwickelung seiner Anlagen erreicht, so sind auch die Völker in demselben Masse, wie sie zur Bildung sich erheben, nur Schüler und Erben anderer umwohnender, überlegener Völker. Die grösste Vaterlandsliebe zeigten daher zu allen Zeiten

diejenigen nationalen Führer, die nicht die heimische Eigenart am hartnäckigsten festhielten, sondern am offensten und bereitwilligsten auf die Lehren der Fremde und den früher und anderswo erreichten Kulturgewinn eingingen.

Wie die Pflanzen und Hausthiere von Hand zu Hand gingen, davon enthält dieses Buch eine Anzahl monographischer Umrisse; eine andere, jene erste ergänzende Aufgabe wäre es, festzustellen, welche seiner eigenen wilden Pflanzen das Abendland auf die gleiche Weise zur Kultur erhoben hat, sei es direkt oder nach dem Vorhild des Ostens und Südens. Einiges davon ist im Vorhergehenden gelegentlich angedeutet worden, das Uebrige muss einer eigenen Untersuchung überlassen bleiben. So wächst oder wuchs der Kohl, jetzt eines der nützlichsten und verbreitetsten Gemüse, ohne Zweifel in Europa wild; wann und wo aber fing man an, ihn in Gärten zu versetzen, ihn umzubilden und immer schmackhafter zu machen, und unzählige Varietäten, eine immer zarter, beliebter und von dem Grundtypus entfernter, als die andere, zu erziehen? Manches ist darüber in einer unermesslichen Literatur zerstreut; Vieles muss dunkel bleiben; Einiges lehren die Namen, wie sie noch jetzt gangbar sind oder es früher waren. Wo der Savoyer und Wirsing-Kohl herstammt, ist in diesen Beinamen ausgesprochen, denn auch letzteres ist nichts als das oberitalienische *verza* d. h. grüner Kohl; dass überhaupt Italien uns lehrte, Kohl zu essen und zu pflanzen, sagt das Wort Kohl, aus *caulis*, eben so Kabes, slavisch *kapus*, *kapusta*, aus *caputium*, *capuccio*, unmittelbar aus; auch der Kohlrabi, der Raps und Rübsen tragen lateinisch-italienische Namen, *caulorapa*, *caulis rapi* und *rapicium*, und sind jungen Datums in Deutschland; der zarte, seltsam gebildete Blumenkohl stammt aus dem Morgenlande und kam erst zur Zeit von Venedigs Sinken über Italien und Antwerpen nach Europa, nach Deutschland erst kurz vor Beginn des dreissigjährigen Krieges; das Sauerkraut mag eine tatarische, von den Slaven adoptirte Erfindung sein, die sich in Niederdeutschland, wie die sauren Gurken, so weit als dort slavisches oder mit slavischem gemischtes Blut reichte, verbreitete. Wie der Kohl ist auch die Artischocke eine in Europa einheimische, veredelte Distel, eben so die Rübe und die Möhre, *daucus carota L.* Wenn der Apfelbaum in unseren Wäldern ursprünglich wild wuchs, so sind doch die edlen Bäume unserer Gärten nicht gerade Abkömmlinge von ihm, sondern stammen von Zweigen, die über die Alpen gebracht und auf den ein-

heimischen Stamm gepfropft wurden — ein Gleichniss für viele ähnliche, jetzt verdunkelte Besitztitel auf geistigem Gebiet[82]). Im Allgemeinen hat Europa auch von dem, was es von Natur besass, nur Weniges aus eigenem Impuls aus der Wildniss gehoben und durch Erziehung nutzbar gemacht; es musste dazu am Mittelmeer aus Asien, in seinen mittleren Gegenden durch den Süden angeregt werden, in dem alle Quellen unserer Bildung liegen.

Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang haben die Kulturpflanzen unter künstlichen Bedingungen mit dem Menschen gelebt, und die Frage liegt nahe, in wie fern sie dadurch ihre Natur verändert haben? Der Mensch sorgte durch einseitige Wahl und berechnete Pflege für Häufung bestimmter organischer Richtungen und Ausweichungen; daraus gingen Abarten hervor, aus diesen wieder andere; wenn die Zwischenglieder als minder kulturmässig sich verloren, so sind wir verlegen, die ursprüngliche Einheit zu behaupten oder in dem Gartengewächs den Wildling, von dem es stammt, wiederzuerkennen. Dies ist ein Thema, das die Naturforscher jetzt vielfach beschäftigt, bei dessen Behandlung ihnen aber grössere Bekanntschaft mit der Geschichte, der Literatur und Sprache der Alten, ihren bildlichen Denkmälern u. s. w. von Nutzen sein würde. Noch bedeutungsvoller erscheint dieselbe Frage in ihrer Anwendung auf die Hausthiere. Doch da dieselbe jetzt seit Darwin bei den Naturforschern auf der Tagesordnung steht, so beschränken wir uns auf folgende den Zusammenhang des physiologischen Problems mit der menschlichen Geschichte betreffende Bemerkungen.

Es ist eine, wie uns dünkt, unbestreitbare Thatsache, dass nicht bloss angeborene, sondern auch individuell erworbene Charaktere sich vererben, mit anderen Worten, dass Schicksale und Erfahrungen früherer Generationen mit den jüngeren als feste Naturanlage wiedergeboren werden. Was die Vorfahren erst gelernt hatten, oft mit Widerwillen und unter Sträuben, das erscheint in den Nachkommen als gegebenes Naturell; was dort Resultat war, wird hier Ausgangspunkt. Und je längere Zeit ein Zustand bei den Voreltern durch die Gewalt der Umstände aufrecht erhalten worden, desto sicherer erscheint er als Erwerb der Enkel. Psychische Regungen bewirken leibliche Veränderungen; indem die letzteren auf die Nachkommenschaft übergehen, rufen sie mit Nothwendigkeit auch die ersteren wieder hervor, die dann als geistige Richtung und Fertigkeit, als Mitgift der Geburt, unmittel-

barer Stammcharakter vorgefunden werden. Was wir Geschichte nennen, ist nichts als diese langsame leiblich-geistige Umwandlung der jüngeren Geschlechter nach den Eindrücken, die die älteren erfahren haben, — eben so der sogenannte Zeitgeist nichts als das in den Kindern bewusstlos wirkende Gemeingefühl der von den Vätern und Grossvätern erlebten Schicksale. Könnten wir bei plötzlich eintretenden, scheinbar unvermittelten neuen Geschichtsepochen, deren Ideenreichthum und unerwarteter Durchbruch uns überrascht, die stillen Vorbereitungen in den nächstvorhergehenden Geschlechtern übersehen, alles Wunderbare würde sich verlieren. Bei der Langsamkeit der physiologischen Metamorphose ist ein Sprung nirgends und bei keinem Volke je möglich gewesen. Wird eine Race plötzlich durch eine geschichtliche Constellation unter eine Civilisation geworfen, für die sie durch ihre früheren Schicksale nicht befähigt ist, dann entsteht ein Chaos von Scheinkultur, Rückfällen, disparaten Trieben, barbarischem Raffinement, Rohheit und Siechthum, bis nach Jahrhunderten eines stürmischen Processes sich endlich Alles in's Gleichgewicht gesetzt hat. So ging es z. B. den Germanen auf römischem Boden: sie, die noch kaum die Anfänge des Ackerbaues sich angeeignet hatten, sollten in ummauerten Städten wohnen, der Ordnung eines auf verwickelte Lebensverhältnisse und die feinsten Bedürfnisse berechneten Rechtes sich fügen, in die spitzfindigen Distinctionen der durch die Kirchenväter allseitig abgesteckten Dogmatik und in den symbolischen, altorientalischen Pomp des Rituals sich finden! Hatten sie vorher ein Jahrtausend lang nur an kriegerischen Zügen Freude gefunden und in der Stille der Wälder an einem ganz allgemeinen und daher ganz primitiven Naturkultus, der grausame Opfer nicht ausschloss, sich genügt, so war wieder ein Jahrtausend eines neuen Lebens nöthig, ehe an die Stelle der Körperbeschaffenheit jener ersten Periode und der in ihr wurzelnden Neigungen neue Nerven, Muskelfasern, Gehirnfibern, anders gestaltete Blutkörperchen und damit auch andere Seelenregungen traten. Den Uebergang vom umherschweifenden Jagdleben zur Zähmung und Weide der Thiere, eben so von der nomadischen Freiheit zur Ansässigkeit können wir uns daher nicht langsam und schwierig genug denken. Die Noth musste gross sein, ehe der Hirte sich entschloss, den Weidegrund aufzugraben, Körner hineinzustreuen, deren Wachsthum abzuwarten, den Ertrag ein Jahr lang aufzubewahren und so an eine bestimmte Stelle der Welt wie ein Knecht und ein Gefangener

sich zu fesseln. Fiel der Drang der Umstände weg, so wandte er sich sicherlich wie ein Befreiter wieder zum Wanderleben, der inneren Stimme folgend. Nicht anders empfand auch der Jäger die Viehzucht als Knechtschaft. Mit Pfeil und Bogen, mit dem geschärften Stein am Ende des hölzernen Speeres durchstreifte er frei die Wälder, und die Anfertigung dieser Waffen war seine einzige Arbeit und Sorge. War es ihm geglückt, einen wilden Stier zu erlegen, dann war Tage lang ein schwelgerisches Freudenfest für ihn. Diesen selben Stier oder die Wildkuh einzufangen, aufzusparen, an Nachfolge zu gewöhnen, das Kalb aufzuziehen, die Heerde auf der Weide zu bewachen, die Kuh zu vermögen, sich ruhig melken zu lassen — welch' eine Reihe umständlicher, einengender, regelmässiger Verrichtungen! Um sie zu unternehmen, musste die Jagd ganz unergiebig geworden und nach keiner Seite eine Flucht in die Weite möglich sein. So wie sich eine Zuflucht öffnete, war der Rückfall in das freie Jägerleben unausbleiblich. Je länger aber die neue Lebensart zwangsweise aufrecht erhalten blieb, desto mehr wurde sie Naturell: in den Ururenkeln begann der alte Trieb nach Freiheit allmählig zu erlöschen und Kulturempfindung schlug Wurzel. — Dass das Alles nicht etwa Phantasie ist, sondern wirklich so vorging und noch vorgeht, lässt sich besonders deutlich an den Thieren beobachten. Auch bei diesen werden Erfahrungen der Voreltern zum Instinkt der Nachkommen. Vögel haben eine unmittelbare Angst vor dem sie verfolgenden Raubvogel, weil frühere Generationen von diesem Feinde verfolgt worden und ihm in einzelnen Fällen entgangen sind. Wo der Mensch auf sie Jagd macht, fürchten sie den Menschen auf's Aeusserste; wo er aus irgend einem Grunde sie schont, da sind sie zutraulich und dreist, auch ohne individuelle Erfahrung und ohne das Beispiel der Eltern. Hunde, die längere Zeit hindurch von irgend einem Volke zu einer bestimmten Art Jagd gebraucht worden, werden zuletzt mit ausgesprochenem Naturtriebe gerade für diese Jagd geboren; junge Schäferhunde, deren Vorfahren Jahrhunderte lang zur Bewachung der Heerden angehalten worden, bringen eine unverkennbare Neigung und Geschicklichkeit zum Wächteramt mit zur Welt. Wo die Ochsen der Landessitte nach nicht zum Ziehen gebraucht werden, da hält es schwer, den jungen Abkömmling in's Joch zu spannen; umgekehrt, wo dies schon früher der Fall war. Eben so lassen sich Kühe, deren weibliche Ascendenten nicht gemolken worden, nur schwer dazu be-

wegen, beim Melken stille zu halten. Die Haustaube, haben wir gesehen, wurde so vollkommen gezähmt, weil sie Jahrhunderte lang ein geheiligter Vogel war, den Niemand anrührte; der Haushahn, weil er bei Persern, britischen Kelten, Slaven, Ungarn u. s. w. dem Lichtgott geweiht und unverletzlich war; die Katze, weil ägyptischer Aberglaube, verbunden mit ägyptischer Geduld, lange Zeiten hindurch dies scheue Raubthier schonte und pflegte. Die Summe der Erfahrungen aller einzelnen Individuen wurde endlich zur veränderten Natur. Die Anwendung von diesem Allem auf den Menschen ergiebt sich von selbst. Auch bei diesem ist der Humanisirungsprocess ein langsamer, das Werk der Zeit, und auch hier ist der Erfolg nur sicher, wenn dieselben günstigen Einflüsse hinreichend lange gewirkt haben. Tausend Jahre der Knechtschaft bei einem Volke sind z. B. nicht durch einen einmaligen Emancipationsact auszulöschen, eine an andere Lebensbedingungen geknüpfte Race nicht über Nacht durch Erlass europäischer Gesetze zu einem Gliede der civilisirten Familie zu machen. Je weiter ursprünglich der Abstand, um so länger die nöthige Reihe von Geschlechtern und die stille Arbeit der Umwandlung — so lang, dass man oft an der Möglichkeit der Aufgabe überhaupt verzweifeln möchte. Den code Napoléon bei irgend einer barbarischen oder halbbarbarischen Race einführen, den Soldaten europäische Uniformen und Exerciermeister geben, Gasröhren legen, eine Eisenbahn durch das Land ziehen und beide durch europäische Angestellte besorgen lassen, französisch abgefasste diplomatische Noten überreichen, die von einem im Hintergrunde versteckten europäischen Sekretär geschrieben worden: dies Alles ist so leicht, wie jeder andere Anputz durch äussere Farbe, aber nur die unreife, abstrakte Denkart der Menge wird dies für einen grossen Gewinn halten. Eher könnte, da das stille Wachsthum von innen und von unten dadurch gestört wird, nur eine ewige Impotenz die Wirkung sein.

Wir haben gesehen, wie die Flora der italischen Halbinsel im Laufe der Geschichte immer mehr den südlichen Charakter angenommen hat. Als die ersten Griechen in Unteritalien landeten, bestand die Waldung noch vorherrschend aus laubabwerfenden Bäumen; die Buchen reichten tiefer hinab, als jetzt, wo sie auf die höchsten Gebirgsregionen beschränkt sind. Jahrhunderte später erblickt man auf den Landschaften an den Wänden Pompejis schon lauter immergrüne Bäume, *laurus nobilis*, den Oelbaum, die Cypresse,

den Oleander; in den letzten Kaiserzeiten und im Mittelalter finden sich die Limonen- und Pomeranzenbäume ein, seit der Entdeckung Amerikas die Magnolien, die Agaven und indischen Feigen. Es kann keine Frage sein, dass diese Umwandlung hauptsächlich durch Menschenhand geschehen ist: ob aber in Ländern, wo, wie in den südeuropäischen Halbinseln, zwei Vegetationstypen zusammenstossen, der subtropische, immergrüne, und der der gemässigten Zone, nicht der Zug und Trieb der Natur selbst auf ein allmähliges Vordringen des ersteren gerichtet war? Ob jene mehr südlichen Pflanzen mit lederartigem Blatt, kräftigerer Rinde und mannichfacher Bewaffnung nicht im sogenannten Kampf ums Dasein durch härteres Leben den Sieg davontrugen d. h. allmählig bis dahin vordrangen, wo erst mit dem Apennin, dann mit den Alpen der jetzigen mediterranen Flora ein Gränzwall gesetzt ist? Auch Deutschland, Frankreich, England haben sich zu historischer Zeit bedeutend im südlichen Sinne umgestaltet; dass aber nordische Gewächse umgekehrt über die Berge gestiegen wären und sich über Nord-, dann über Süditalien ausgebreitet hätten, davon enthalten die zwei bis drei Jahrtausende, über welche unsere geschichtliche Kunde reicht, kein Zeugniss. Ist es mit dem Menschen nicht eben so, und siegt nicht stets der dunkelhaarige über den blonden? Liegt in der Natur des letzteren nicht das Streben, sich der des ersteren anzunähern? Von welcher Complexion des Urvolk der Indogermanen gewesen, wissen wir unmittelbar nicht. In der Epoche, wo wir es kennen lernen, ist es längst in Zweige gespalten, deren Haar-, Haut- und Augenfarbe zwei ganz verschiedene Typen zeigt. Inder und Perser, Griechen und Römer sind schwarz, Celten, Germanen und Slaven blondlockig, blauäugig, hellfarbig; die ersteren dabei von kurzer Statur, mit lebhaften Gesten, kundige, kluge Zwerge; Celten und Germanen hochaufgeschossene, rothwangige Riesengestalten mit wallendem Haar (Zeuss, die Deutschen, S. 49 ff.). Dem ersten der beiden Typen müssen auch die Scythen und Thraker angehört haben, sonst hätten die Alten das Gegentheil bemerkt. In welchem von beiden aber dürfen wir mit grösserer Wahrscheinlichkeit das Abbild der Urzeit erkennen? Alles spricht dafür, dass diejenigen Stämme, die in historischer Isolirung am wenigsten von der ursprünglichen Lebensweise sich entfernt hatten, nämlich die nordischen, auch die leiblichen Stammeszeichen am treuesten bewahrt hatten. Wo sie seitdem der südlichen Natur und Lebensform sich genähert oder mit der dunkleren Race sich

gemischt haben, da hat allemal die letztere die Oberhand gewonnen. Die Gallier der späteren Römerzeit sind schon weniger blond als die Germanen; daher die ersteren, um bei Caligulas Triumphzug Germanen vorstellen zu können, sich färben müssen, während doch ihre Stammverwandten auf der britischen Insel, die Caledonier, noch so rothhaarig sind und so gestreckte Glieder besitzen, dass Tacitus sie desshalb für Germanen ansehen will. In ganz Gallien ging im Contakt mit den Römern der nordische Typus in den italischen über; wer erkennt in den nervigen, sehnigen, braunen, gewandten, kurzgewachsenen Bewohnern des heutigen Frankreich die hohen, grobknochigen Albinos-Naturen der alten Kelten, die, wie Cäsar bemerkt, den Römer wegen seiner Kleinheit verachteten? Süddeutschland oder die Landschaften längs dem Alpenabhang, der Donau, dem Oberrhein, ja dem Main u. s. w., trägt jetzt mindestens kastanienbraunes Haar und ist dem romanischen Typus verwandt; in Norddeutschland, an der Nord- und Ostsee, gleichen nur noch einzelne, nicht alle Individuen einiger Massen dem von den Römern gezeichneten Bilde. Um flachsgelbes Haar und wasserblaue Augen zu sehen, müssen wir uns jetzt zu den Esten und Finnen wenden. Bei Mischehen z. B. zwischen Juden oder Griechen und Germanen zeigt sich in dem Habitus der Nachkommenschaft die grössere Energie der südlichen Complexion, die geringere Widerstandskraft der nordischen. Kein Wunder, dass von den Gothen, Longobarden u. s. w. in Italien, von den Franken, Burgunden, Westgothen in Frankreich und Spanien so wenig in der äusseren Erscheinung der Menschen mehr zu erblicken ist. Die Walachen sind als Resultat der buntesten nordsüdlichen Völkermischung ein sehr dunkelhaariger, braungefärbter Menschenschlag. Sei es nun in diesen, wie in vielen anderen von uns übergangenen Fällen mehr die Nahrung, also der Stoffwechsel, oder die gebildetere Sitte überhaupt oder endlich Vermischung, was diesen Uebergang der Incarnation bewirkt hat, immer ist der Process jenem anderen analog, durch welchen seit den ältesten Zeiten auf dem Wege der Natur, hauptsächlich aber und unbestreitbar auf dem der humanen Kultur die Vegetationsformen des Südostens in den Westen und Norden vordrangen und dort eine andere, immergrüne, idealere Landschaft schufen und den Gruppen und Bildern menschlicher Ansiedelung andere, lichtvollere, reinere Umrisse gaben.

ANMERKUNGEN.

1.

B. Seemann, *Narrative of the voyage of H. M. S. Herald during the years 1845—51 etc.* London 1853. Vol. II. p. 268 und 275. — Diese wegen ihres objectiven Charakters höchst schätzenswerthe Reise ist auch ins Deutsche übersetzt worden.

2.

Da der entsprechende Name für Salz in der europäischen Bedeutung den asiatischen Sprachzweigen zu fehlen scheint, so lernten die Indoeuropäer den Gebrauch dieses Minerals wohl erst auf der Wanderung. In der Weissagung des Tiresias im eilften Buche der Odyssee ist von Menschen die Rede, die das Meer und die Schiffe nicht kennen und folglich — dies Wort ist hinzuzudenken — ihre Speise nicht mit Salz würzen, 122:

οἳ οὐκ ἴσασι θάλασσαν
ἀνέρες, οὐδέ θ' ἅλεσσι μεμιγμένον εἶδαρ ἔδουσιν.

Sämmtliche finnische Völker haben das Salz, wie die bezüglichen Ausdrücke ihrer Sprachen lehren, erst von den Indogermanen überkommen und zwar speciell von den Slaven, also in relativ später Zeit. Noch jetzt giebt es Volksstämme in Asien und Afrika, die vom Salz nichts wissen. Sall. Jug. 80, 7.: *Numidae plerumque lacte et ferina carne vescebantur et neque salem neque alia irritamenta gulae quaerebant.* Bekannt ist, wie die Germanen um den Besitz von Salzquellen blutige Kriege führten (Tac. Annal. 13, 57); in der That ist das Salz allen Völkern von dem Augenblick an, wo sie es zuerst kosten, ein „gottgeliebter Körper", wie es Plato nennt (*θεοφιλὲς σῶμα,* Tim. p. 60.). So lange aber noch kein sicherer und ununterbrochener Verkehr entwickelt und also nicht eine verhältnissmässig hohe Kulturstufe erstiegen war, konnte von einem regelmässigen Gebrauch des Salzes nicht die Rede sein. Als die Indogermanen aus dem vorausgesetzten Urlande aufbrachen, mussten diejenigen, die nach Westen zogen, auf die reichen natürlichen Salzlager in der Gegend des heutigen Aralsee's stossen; auf der weiteren Wanderung musste die köstliche Naturgabe ihnen wieder entschwinden; als sie die Ufer des schwarzen und des adriatischen und weiter des mittelländischen Meeres erreichten, öffnete sich vor ihnen ein unermesslicher Salzbehälter, dessen Schätze mit Hülfe der südlichen Sonne leicht zu heben waren, bis denn auch im innern Lande Salzsolen und feste Salzgesteine

hin und wieder entdeckt wurden. Zu der Zeit aber und in dem Kreise, wo die obigen homerischen Verse gedichtet wurden, war offenbar das Seesalz das einzige bekannte.

3.

Die Wortform *Πελασγοί* selbst ist noch nicht befriedigend erklärt, aber der Sinn scheint der im Text angegebene. Strab. 7, Exc. 1. und 2.: *φασὶ δὲ καὶ κατὰ τὴν τῶν Μολοττῶν καὶ Θεσπρωτῶν γλῶτταν τὰς γραίας πελίας καλεῖσθαι καὶ τοὺς γέροντας πελίους*. Dasselbe gleich darauf mit dem Zusatz: *καθάπερ καὶ παρὰ Μακεδόσι· πελιγόνας γοῦν καλοῦσιν ἐκεῖνοι τοὺς ἐν τιμαῖς*. Dazu albanesisch *pljak = senex, vetus*. Bei Aeschylus nennt sich Pelasgus selbst den Sohn des erdgeborenen Palächthon, *Suppl.* 250:

Τοῦ γηγενοῦς γάρ εἰμ' ἐγὼ Παλαίχθονος
ἶνις Πελασγὸς, τῆςδε γῆς ἀρχηγέτης.

Bei Homer *δῖοι Πελασγοί* = die altehrwürdigen. Denselben Sinn hat der Name *Γραικοί*, *Graeci*, den umgekehrten wahrscheinlich der der *Ἰάονες*.

4.

Neuere Philologen (z. B. Deimling, die Leleger, Leipzig 1862) halten die lelegischen Völker und Völkchen für frühe Einwanderer aus Kleinasien: dann dürften sie aber nicht für Griechen und nahe Verwandte der Pelasger-Hellenen ausgegeben werden. Wenn sie dies aber nach Religion und Sprache doch waren, so können sie keinen anderen Ausgangspunkt gehabt haben, als die europäischen Indogermanen überhaupt und die Gräcoitaler insbesondere. Kleinasien war im Norden von westlichen Ausläufern des grossen iranischen Stammes, den Armeniern und Phrygern, im Südosten von Zweigen der semitischen Familie, in der Mitte von Bluts- und Kulturmischlingen beider besetzt. Von der Donau herabdringende Thraker mögen frühe über den Hellespont und an die Südküste der Propontis, Pelasger und Leleger auf einer der zahlreich hinüberführenden Insel-Brücken an den Rand des gegenüberliegenden Continents gelangt sein. Sie wurden dann im Norden von lydischen und phrygischen Elementen durchsetzt, im Süden von den Semiten verschlungen oder beherrscht. Umgekehrt gingen auch Karer — ein Volk, wahrscheinlich semitischen Blutes, das sich zu Herodots Zeit für autochthon in Kleinasien hielt — auf die Inseln hinüber, wo sie die Leleger zu Sclaven machten, und betraten hin und wieder Puncte des Festlandes, z. B. Epidaurus. In derselben ost-westlichen Richtung setzten auch phrygische Stämme nach Thracien hinüber und brachten orientalische Kultur, so weit sie ihnen damals zugekommen war, nach Europa mit. Herodot erwähnt einmal (5, 20) im Vorbeigehen eines grossen vor der troischen Zeit erfolgten Zuges der Myser und Teukrer über den Bosporus, wobei sie alle Thraker sollten unterworfen haben und bis an den adriatischen Meerbusen und nach Süden bis an den Fluss Peneus vorgedrungen sein, und ein neuerer Gelehrter (Giseke, Thrakisch-pelasgische Stämme der Balkanhalbinsel, Leipzig 1858) hat auf diese Nachricht ein ganzes Buch gebaut und einen grossen Theil der griechischen Urgeschichte darnach construirt. Die beiden Meerengen, die die Propontis einschliessen, mögen öfter Zeugen solcher Züge und Gegenzüge gewesen sein; auch die Päoner am Strymon mögen der Rest eines solchen sein, obgleich die Angabe der beiden päonischen Männer bei Herodot (5, 12. 13.), sie seien Abkömmlinge der troischen Teukrer, vielleicht nur ein Nachklang aus der Ilias ist, in der die Päoner Bundesgenossen der Troer sind, und obgleich ihre Sitten dem Darius gerade als ganz unasiatisch

auffallen; aber die grosse Wanderung, die Griechenland und Italien ihre gleichartige Bevölkerung gab, und die weiterhin auch die Kelten und mehr nach Norden auch die Germanen, Litauer und Slaven in sich begreift, geschah gewiss nicht von Kleinasien aus.

5.

Wir müssen Hrn. v. Hahn für seine Mittheilungen aus dem Gebiet der albanesischen Sprache und Sitte äusserst dankbar sein, aber die urgeschichtlichen Speculationen, die er hinzufügt, sind weniger annehmbar. — Der Versuch, die altlycischen Inschriften aus dem heutigen Albanesischen zu erklären und dies letztere Idiom zu einem speciell iranischen zu stempeln (O. Blau in der Zeitschrift der DMG. XVII, 649), ist mit zu dürftigen Mitteln unternommen, als dass er nicht gänzlich hätte scheitern sollen. Scheidet man aus, was aus dem einen oder dem andern Grunde der Kritik nicht Stand hält oder anderswo seine natürliche Erklärung findet, so bleiben höchstens einige nichtssagende Zufallsspiele übrig. Man darf sich daher verwundern, wenn Justi (in der Vorrede zu seinem Handbuch der Zendsprache S. X.) geneigt ist, auf eine so luftige Hypothese einzugehen und das Albanesische „für einen Ausläufer der arischen Sprachen und speciell für einen Nachkommen des Lykischen“ gelten zu lassen.

Dass die Thraker rein und geradezu ein iranischer Stamm gewesen, wie P. de Lagarde, Gesammelte Abhandlungen, S. 281, und nach ihm Roesler (Dacier und Romänen, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, 1866, S. 81) zu behaupten Anstalt machen, — diese Meinung hat bis jetzt noch nichts für sich. Die einzige thracische Glosse, die unverkennbar iranisches Gepräge hat, ist der Name des angeblich thracischen Stammes der Saraparai oder Kopfabschneider bei Strabo 11, 14, 14, aber dieses wilde Volk wohnte tief in Asien, über Armenien, in der Nähe der Guranier und Meder, und führte diesen Beinamen d o r t. Man sehe sich nur die Worte des Strabo an: *φασὶ δὲ* (also nur: man sagt) *καὶ Θρακῶν τινας, τοὺς προσαγορευομένους* (bei den umwohnenden Völkern?) *Σαραπάρας, οἷον κεφαλοτόμους, οἰκῆσαι ὑπὲρ τῆς Ἀρμενίας, πλησίον Γουρανίων καὶ Μήδων, θηριώδεις ἀνθρώπους καὶ ἀπειθεῖς, ὀρείνους, περισκυθιστάς τε καὶ ἀποκεφαλιστάς.* Wenn das thracische *βρίζα* wirklich mit *vrîhi* Reiss zusammenhängt, so ist es ein Fremdwort, das den weiten Weg von Indien über Iran und Kleinasien zu den Thrakern zurückgelegt hat, und beweist also gar nichts. Der thracische Dämon Zalmoxis, Zamolxis, berichtet Porphyrius im Leben des Pythagoras, sei deshalb so genannt worden, weil über ihn gleich nach dēr Geburt ein Bärenfell geworfen worden: *τὴν γὰρ δορὰν Θρᾷκες ζαλμὸν καλοῦσιν.* Soll hier *ὄλξις* Bär bedeuten, so würde dies zwar mit arischen, aber nicht weniger mit europäischen Wörtern zusammenstimmen: lat. *ursus* für *urcsus*, litauisch *lokis* für *olkis.* Ziehen wir das *μ* zur zweiten Hälfte hinzu: *μόξις*, so bietet sich das litauische *meszka* der Bär. Da man aber Fellbär für Bärenfell nicht sagen kann, so will P. de Lagarde *ζαλ-μοξις* als das b r a u n e F e l l deuten: allein auch dabei ergiebt sich nichts specifisch Iranisches: *μοξις* hätte auf europäischem Boden sein Analogon im slavischen *měchŭ* das Fell, und die Slaven sind keine Iranier, *ζαλ* ist gleichfalls in Europa ganz gewöhnlich, z. B. lit. *źalas* grün, *źelti* grünen, *źole* Gras, slav. *zelije* Kraut, *zelenyi* grün u. s. w. Aber die ganze Deutung b r a u n e s F e l l leidet an zwei wesentlichen Fehlern: e r s t e n s kann kein Gott oder Mensch einfach Fell genannt werden, und nur das ist wahrscheinlich und im Sinne der nordischen Völker, dass die Thraker ihren Gott in B ä r e n g e s t a l t

oder in ein Bärenfell gehüllt sich dachten und demgemäss benannten; zweitens heisst das Wort, welches den ersten Theil des Compositums bilden soll, nie braun oder gelbschwärzlich, sondern immer grün, grüngelblich und passt daher nicht zur Bärenhaut. Aus Zamolxis also ist für den Iranismus der Thraker nichts zu gewinnen, und Porphyrius hat entweder, wie die Alten seit Herodot gewohnt waren, sein *ζαλμός* für Fell aus dem Namen des Zalmoxis selbst gebildet, oder *ζαλμός* entspricht, wenn die Angabe richtig ist, dem griechischen *δέρμα* (mit Sibilirung des *δ*, wie in *Ζεὺς*, *Διός*), in welchem letzteren Fall die zweite Hälfte des Wortes etwas dem lat. *pelle amictus* oder *pellitus* Ähnliches aussagen muss. — Im Gegentheil sind die Beziehungen der Thraker und der ihnen nahe verwandten Daken und Geten — sie sprachen alle eine und dieselbe Sprache, wie Strabo ausdrücklich bezeugt — zu den Völkern des Nordens mannichfache. Grimm hat bei Verfolgung seiner unglücklichen Hypothese manche verwandte Züge zwischen Geten und Germanen aufgewiesen; dass zwischen getischer und slavischer Zunge Analogien walten, hat Müllenhoff (Artikel Geten in der Encyclopädie von Ersch und Gruber) scharfsinnig erkannt; unter den dakischen Pflanzennamen sind von den drei allein durchsichtigen zwei: *propedula* das Fünfblatt und *dyn* die Nessel rein celtisch, *krustane* das Schwalbenkraut unverkennbar litauisch. Auch bei den Illyriern stösst Ähnliches auf. Im heutigen Albanesischen heisst *mallj* der Berg und *di* zwei; schon Niebuhr (Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde, Berlin 1851, S. 305) machte darauf aufmerksam, dass dies mit dem Namen der altillyrischen Stadt *Dimallum*, die auf einem zweigipfeligen Berge lag, genau zusammenstimme, das Albanesische also wirklich ein Abkömmling des alten Illyrischen sei. Nun giebt es aber überraschender Weise auch ein altirisches Wort *meall collis, locus editus* und mit diesem waren die gallischen Namen *Mellosectum*, *Mellodûnum* (wörtlich Bergfestung, heut zu Tage *Melun* zwischen Paris und Fontainebleau) zusammengesetzt (s. Glück, die bei Cäsar vorkommenden keltischen Namen, S. 138 f.). Die altinische, also venetische, also illyrische *ceva* die Kuh (bei Columella), heut zu Tage albanesisch *ka*, *kau* der Ochse stimmt merkwürdiger Weise dem verschobenen Anlaut nach mit dem Germanischen, während alle übrigen asiatischen und europäischen Sprachen hier die Media *g* aufweisen und Griechen und Lateiner aus *g* ein *β* entwickelten (wie in *βίος* u. s. w.). Das albanesische *ljope, ljopa* die Kuh geht in den Alpen weit nach Westen, durch die Schweiz (schweizerisch Lobe die Kuh) bis in die romanischen Dialecte am Genfersee — war es ein venetisches oder euganeisches Wort, das die erobernden Kelten bei den Alpenbewohnern vorfanden und das sich, wie es mit Namen menschlicher Urbeschäftigung, zumal im Hochgebirge, zu geschehen pflegt, bis auf den heutigen Tag erhielt? Das messapische *βρένδος* Hirsch (Mommsen, Unterit. Dial. S. 70), im heutigen Albanes. *dren* (mit *d* für *b*?) findet sich im altpreussischen *braydis* Elen, lit. *bredis* Elen und Hirsch, lett. *breedis* wieder. — Je länger und aufmerksamer man Thraker und Illyrier anblickt, desto mehr befestigt sich die Ueberzeugung, dass dieser Doppelstamm, dessen eine Hälfte Herodot für das zahlreichste Volk nach den Indern hielt, wie geographisch, so auch ethnologisch, religiös und sprachlich eine Centralstellung einnahm, von der aus nicht bloss zu den Iraniern, sondern nach Nord und Süd, West und Ost des Welttheils verbindende Adern ausliefen.

6.

Wir haben im Texte bei einer Materie, die überhaupt nur schwankende Vermuthungen gestattet, und bei der sich nur nach dem allgemeinen Eindruck

urtheilen lässt, den der Eine so, der Andere anders empfängt, eine Art Ackerbau vor dem Ende der Wanderungen zugestanden, neigen uns aber persönlich mehr der entgegengesetzten Ansicht zu. Die gewöhnlichste Annahme ist, dass zwar das indo-europäische Urvolk noch nicht ackerbauend gewesen sei — da die entsprechenden Ausdrücke im Sanscrit nicht mit Sicherheit aufgewiesen werden können —, dass aber Bennungen wie *arare, molere* u s. w., die bei europäischen Gliedern desselben sich wiederfinden, die Existenz eines ackerbauenden europäischen Muttervolkes beweisen. Dabei ist zuvörderst zu bemerken, dass diejenigen, die dies behaupten und zugleich über die frühere oder spätere Abtrennung des einen und des andern Völkerzweiges von dem gemeinsamen Ausgangspunkte z. B. des celtischen oder das slavo-deutschen u. s. w. Speculationen anstellen und darüber Stammbäume aufnehmen, sich einer argen Inconsequenz schuldig machen. Denn sind nicht alle europäischen Stämme als ein ungetrenntes Ganzes und zu gleicher Zeit in Europa eingewandert, so kann auch *ἄροτρον*, slavisch *radlo* u. s. w. nur entweder von dem einen zum andern übergegangen oder von den einzelnen, vielleicht in sehr verschiedener Zeit, analog gebildet worden sein. Man bedenke, dass in jener frühen Epoche die Sprachen sich noch sehr nahe standen und dass, wenn eine Technik, ein Werkzeug u. s. w. von dem Nachbarvolke übernommen wurde, der Name, den es bei diesem hatte, leicht und schnell in die Lautart der eigenen Sprache übertragen werden konnte. Wenn z. B. ein Verbum *molere* in der Bedeutung zerreiben, zerstückeln, ein anderes *serere* in der Bedeutung streuen (*σπείρω = spargere*) in allen Sprachen der bisherigen Hirtenstämme bestand und der eine von dem andern allmählig die Kunst des Säens und Mahlens lernte, so musste er auch von den verschiedenen Wortstämmen ähnlicher, aber allgemeinerer Bedeutung gerade denjenigen für die neue Verrichtung individuell fixiren, mit dem der lehrende Theil dieselbe bezeichnete. Die Gleichheit der Ausdrücke beweist also nur, dass z. B. die Kenntniss des Pfluges innerhalb der indoeuropäischen Familie in Europa von Glied zu Glied sich weiter verbreitet hat, und dass nicht etwa der eine Theil sie südöstlich aus Asien, durch Vermittelung der Semiten aus Aegypten, der andere südwestlich von den Iberern an den Pyrenäen und am Rhonefluss, ein dritter von einem dritten unbekannten Urvolke u. s. w. erhalten hat. — Wir fügen im Folgenden einige zerstreute Beiträge zu der Ackerbau-Linguistik hinzu, welche letztere, vollständig und vor Allem kritisch aufgestellt, eine nicht zu verachtende Ergänzung zu den Untersuchungen der Naturforscher über Herkunft und Vaterland der Getreidearten u. s. w. abgeben würde.

Gothisch *hvaiteis* der Weizen ist das weisse Korn, also, wie aus dem Prädikat hervorgeht, eine spätere Art, deren Name die Kenntniss eines schwärzeren Getreides voraussetzt. Der Weizen geht nicht so hoch in den Norden hinauf, wie andere Cerealien, und ist in Mitteleuropa erst spät erschienen und daselbst erst allmählig acclimatisirt worden. Das litauische *kwetys, plur. kweczei* findet sich nicht bei den Slawen, ist also aufgenommen worden, als beide Zweige sich bereits von einander getrennt hatten. Zugleich geschah dies zu einer Zeit, wo die deutsche Lautverschiebung noch nicht eingetreten war (oder erst zur Hälfte, da zwar *t* bereits für *d*, aber noch nicht *h* für *k*). Da nun auch in celtischen Sprachen weiss und Weizen auf dieselbe Wurzel zurückgehen (bretonisch *gwenn* weiss, *gwiniz* Weizen u. s. w. aus altgallischem *vindos* = weiss z. B. im Namen *Vindobona*, welchem wieder *cvind* zu Grunde liegt), so folgt, dass dies Getreide seinen Weg von Gallien zu den Deutschen, von diesen zu den Litauern (Aestyern) nahm. — Das griechische *ἄλφι, ἄλφιτον*, Gerstengraupen, wörtlich gleichfalls soviel als weisses Korn, mag seinen

Namen von einer neuen, ein reineres Produkt ergebenden Art des Schrotens bekommen haben. — Griechisch *πυρός* Weizen, schon homerisch, findet sich im altslavischen *pyro*, Weizen, Erbsen, Linsen und im litauischen *purăi* Winterweizen (dialectisch) wieder. Die erste und älteste Bedeutung ist in den nordischen Sprachen erhalten: russisch *pyrei*, böhmisch *pyr* u. s. w. Quecke, angelsächsisch *fyrs lolium, ruscus*, engl. *furz, furze*. Es war also die Benennung für eine Grasart, die später auf den Weizen und andere Körner angewandt wurde. Die Thracier und die *Σκύθαι γεωργοί* mögen den von ihnen gebauten und in unterirdischen Gruben aufbewahrten Weizen so genannt haben. — Das slavische *pšeno, pšeno, pšenica* Weizen leitet Miklosich von *pchati contundere* ab; es wäre also gebildet wie *triticum* von *terere* und *ἄλευρον* von *ἀλέω* — das Korn, welches nicht nach urältester Sitte unmittelbar aus der gerösteten Aehre oder in seiner natürlichen Gestalt gegessen wird, sondern durch Stampfen oder Zerreiben verkleinert als Grütze oder Mehl zur Speise dient. — Das slavische *žito* Getreide ist eine klare Bildung von *ži-ti* leben (mit unterdrücktem *v*); das schon homerische *σῖτος* wäre damit nur zu vereinigen, wenn es ein Fremdwort vom mysisch-thracischen Norden wäre, was gar nicht unmöglich ist.

Ist der Weizen ein südliches Korn, so ist umgekehrt der Haber ein nördliches. Bei den Alten galt er für ein Unkraut, das sich unter das Korn mischte oder in welches das Korn sich verwandelte, in beiden Fällen den Ertrag mindernd oder aufhebend. Theophr. h. pl. 8, 9, 2: *ὁδ' αἰγίλωψ καὶ ὁ βρόμος, ὥσπερ ἄγρ' ἄττα καὶ ἀνήμερα.* Cat. de re rust. 37, 5 *Frumenta face bis sarias runcesque avenamque destringas.* Verg. Georg. 1, 154:

Infelix lolium et steriles dominantur avenae.

Ovid. Fast. 1, 691:

Et careant loliis oculos vitiantibus agri
Nec sterilis culto surgat avena loco.

Plin. 18, 17, 44: *Primum omnium frumenti vitium avena est: et hordeum in eam degenerat.* Indess lernte man später von der *avena fatua* auch eine fruchttragende Art Haber unterscheiden. Plinius a. a. O. meint, wie das edle Korn sich in Haber verwandele, so gehe dieser auch in eine Art Getreide über, *frumenti instar*, und fügt hinzu, die Germanen säeten sogar Haber und lebten ausschliesslich von dieser Art Muss oder Grütze: *quippe quum Germaniae populi serant eam neque alia pulte vivant.* Auch die späteren Griechen kannten den Haber wenigstens als Viehfutter: *Galen. de alimentorum facultatibus* 1, 14.: in Asien, besonders in Mysien ist der Haber sehr häufig: *τροφὴ δ' ἐστὶν ὑποζυγίων, οὐκ ἀνθρώπων, εἰμὴ ποτε ἄρα λιμώττοντες ἐσχάτως ἀναγκασθεῖεν ἐκ τούτου τοῦ σπέρματος ἀρτοποιεῖσθαι.* Was die Namen dieser Frucht betrifft, so hat Grimm (Gesch. d. d. Spr. 66) die schöne Entdeckung gemacht, dass sie zwar alle verschieden, alle aber vom Schaf oder Bock hergenommen sind, „sei es, fügt er hinzu, dass das Thier dem Haber (vielleicht einem ähnlichen Unkraut) nachstellt oder vormals damit gefüttert wurde." Das Letztere aber ist unrichtig und der Grund liegt wo anders. Im Gegensatz zu *ficus*, dem fruchttragenden Feigenbaum, ist *caprificus*, der Bocksfeigenbaum, der wilde, unfruchtbare, welchen letzten die Messenier *τράγος* Bock nannten (nach Pausanias 4, 20, 1). *Τραγᾶν* wurde von Weinstöcken gebraucht, wenn sie keine Frucht trugen, *Suid. s. v.*: *καὶ τραγᾶν φασι τοὺς ἀμπέλους, ὅταν μὴ καρπὸν φέρωσιν.* Theophrast leitet diese Unfruchtbarkeit von zu üppigem Wachsthum ab, de caus. pl. 5, 9, 10: *ἐξ ὑπερβολῆς δὲ καὶ τὸ τραγᾶν τῆς ἀμπέλου, καὶ ὅσοις ἄλλοις ἀκαρπεῖν συμβαίνει διὰ τὴν εὐβλαστείαν.* Dahin gehört auch *capreolus* der Rebschoss,

italienisch *capriuolo*, sowie das veraltete *hirquitallus*, *hirquitallire* (gleichsam einen geilen Bockszweig treiben, später nur von Knaben gesagt, die, in die Pubertät tretend, ihre Stimme verändern). Wenn ein Weizenfeld, sagt Theophrast h. pl. 8, 7, 5., ganz nieder- und zusammengetreten ist, z. B. durch den Marsch eines darüber weggegangenen Heeres, so wachsen im nächsten Jahre nur kleine Aehren und solche, die man *ἄρνες*, Lämmer, Widder, nennt (d. h. unfruchtbare, verkümmerte). Den schon von Grimm angeführten griechischen Pflanzennamen *αἰγίλωψ* Schwindelhaber, *αἰγίπυρος* (bei Theocrit mit kurzem *υ*, dennoch offenbar von *πυρός* Weizen, nicht von *πῦρ*) und *βρόμος* Haber (welches sich mit *βρῶμος* Bocksgeruch, *βρωμώδης*, *βρομώδης*, bockig riechend, berührt, obgleich später die Grammatiker beide Wörter auf die angegebene Art durch kurzen und langen Vocal unterscheiden wollten; *βρόμος* vielleicht = ahd. *ram*?) lässt sich noch *κολόκυνθα αἰγός* (für *cucurbita silvatica* bei *Dioscor.* 4, 175) und *αἶρα* Lolch, *ἐξαιροῦσθαι* sich in Lolch verwandeln (verglichen mit lat. *aries*, lit. *eris*), so wie kirchenslavisch *capŭ hircus* (auch albanesisch und walachisch) und magyarisch *zab avena* hinzufügen. Aus all dem geht hervor, dass, wenn der Haber das Bockskraut genannt wurde, er damit als das nichtige und leere, als das getreideähnliche Unkraut bezeichnet wurde; die Benennung setzt die Bekanntschaft mit der Kornfrucht schon voraus, und obgleich die Species erst im Norden zur Menschennahrung diente, so muss sie mitsammt ihrem Namen doch von Süden, vielleicht über Thracien gekommen sein. (Wenn Pott in einer Anmerkung, Beiträge 4, 73, die Uebereinstimmung der Ausdrücke für Bock und Haber in so vielen Sprachen für zufällig hält, so scheint uns des Zweifels hier doch zu viel zu sein).

Der **Roggen**, der die Nordgränze der beiden classischen Länder nur streift, galt bei den späteren Römern, als sie ihn kennen gelernt hatten, für ein hässlich schwarzes, unschmackhaftes und unverdauliches Korn. Noch jetzt ist er den romanischen Nationen verhasst, und Göthe bemerkt mit Recht (Campagne in Frankreich, 24. Sept. 1792): „Weiss und schwarz Brod ist eigentlich das Schibolet, das Feldgeschrei zwischen Deutschen und Franzosen.“ Unter *frumentum*, Getreide, versteht der Romane vorzugsweise Weizen (*formento*, *froment*), unter Korn der Deutsche vorzugsweise Roggen. Indess in den Alpen, also in einer kalten Gegend, bauten die Tauriner, ein ligurischer Volkszweig, Roggen, den sie *asia* nannten (Plin. 18 16, 40); lateinisch finden wir zuerst bei Plinius den Namen *secale* (etwa so viel als Sichelkorn?), der jetzt durch die romanischen Sprachen, das Walachische mit eingeschlossen, hindurchgeht und auch in celtische Sprachen, ins Albanesische und Neugriechische vorgedrungen ist (alban. *thékere*, walach. *secáre*, neugr. *σίκαλι*), mit auffallendem Zurückweichen des Accents auf die erste Silbe: ital. *ségola*, *ségala*, franz. *seigle* u. s. w. Dies war der Name innerhalb der Grenzen des römischen Kaiserreichs; bei den hyperboreischen Völkern, in der eigentlicheu Roggengegend, finden wir eine andere weitverbreitete Benennung: ahd. *rocco*, altn. *rugr*, ags. *ryge*, lit. *ruggys* (Plur. *ruggei*), russ. *rož*, böhm. *rež́* u. s. w., *magyar. rosz*; bei den Westfinnen dasselbe Wort mit dem alterthümlicheren *g*, *k*, bei den Ostfinnen, Tataren u. s. w. mit der slavischen Assibilation. Die letztere Erscheinung, wie andererseits die Uebereinstimmung zwischen Germanen, Litauern und baltischen Finnen beruht auf Entlehnung und Wanderung des Wortes, welchem Volke aber gehört es ursprünglich an? Benfey (Griech. Wurzellexikon, 2, 125) meint, Roggen sei Rothkorn und vom Slavenland zu den Deutschen gekommen; allein die Wörter die roth, rosten u. s. w. bedeuten, haben im Slavischen ein wurzelhaftes *d*, aus welchem,

nicht aus *g*, das mit dem Schein der Aehnlichkeit täuschende *ž* entstanden ist. Das vereinzelte cambrische *rhygen*, *rhyg* Roggen mag, wie die lautliche Uebereinstimmung lehrt, aus dem Angelsächsischen stammen, das ebenso vereinzelte französisch-mundartliche *riguet* (in der Dauphiné, s. *de Belloguet, ethnogénie gauloise*, 1, p. 148) durch die Völkerwanderung dahin versprengt worden sein. Eine andere bedeutsame Namensform aber überliefert uns Galenus *de alim. facult.* 1, 13 (VI. p. 514 Kühn) aus Macedonien und Thracien. Er fand dort eine Art Korn, die ein übelriechendes schwarzes Mehl gab, offenbar Roggen, von den Eingeborenen angebaut und mit dem einheimischen Wort *βρίζα* benannt. Das *ζ* der zweiten Silbe ist leicht als ein palatales *g* zu erkennen, das in dieser Verwandlung bei den Slaven wiederkehrt und bei den Scythen, einem iranischen Stamme, wohl auch vorauszusetzen ist. Ist nun das *v* vor dem *r* weiter nach Norden verloren gegangen — eine häufige Erscheinung — und dürfen wir zu Erklärung des Wortes nach Wurzeln suchen, die mit *vr* anlauten? Oder ist *βρίζα* eins mit dem griechischen *ὄρυζα* Reiss, welches die Griechen durch persische Vermittelung aus Indien (sansc. *vrîhi*) erhielten? Aber welchem Volke gehörte dann die Verdunkelung des Vocals zu dem tiefern *u* und die Verwandlung des *h* in *g* mit ganz germanischer Lautverschiebung an, da doch die Germanen nordwestlich und westlich von Thrakern, Scythen und Slaven wohnten und also in der Reihe der Empfänger die letzten waren? Oder sollen wir annehmen, dass sie das Wort schon zu einer Zeit erhielten, wo bei jenen vermittelnden Völkern die Assibilirung der Kehllaute noch nicht eingetreten war? — De Candolle, Géographie botanique, p. 938 hält die Gegend zwischen den Alpen und dem schwarzen Meer, also das Gebiet des heutigen österreichischen Kaiserstaates, für die Heimath das Roggens, freilich aus Gründen, die nicht sehr schwer wiegen.

Der alte Name für den primitiven Hakenpflug, der aus einem spitzen gekrümmten Stück Holz bestand, ist litauisch *szaka* Ast, Zinke, Zacke, Ende am Hirschgeweih, altslavisch *socha* Stück Holz, Pfahl, in den neueren Sprachen mitunter Gabel, Galgen, hauptsächlich aber Haken. Da nun das slavische *s*, litauische *sz* zuweilen aus ursprünglichem *k*, deutschem *h*, entsteht, so wird es erlaubt sein, das gothische *hoha* Pflug, ahd. *huohili*, mit dem lit. *szaka* und slavischen *socha* gleichzusetzen. *Hoha* selbst aber gehört sichtlich zu dem Verbum *hahan* mit der nasalirten Nebenform *hangan* (das lange *o* aus unterdrücktem *n*?), auf welches Verbum eine Menge Ausdrücke für die Begriffe gekrümmt, eckig, Bug an Knochen und Gliedern, hinkend u. s. w. zurückgehen (z. B. Haken, Hacke = Ferse, Henge, Henkel, ahd. *hahhila* = Kesselhaken, griechisch *κοχώνη*, *κόκκυξ* = *os sacrum*; mit *s* weitergebildet: die Hächse = Kniebug, lateinisch *coxa* = Winkel der Feldgrenze u. s. w.). Damit stimmen auch westfinnische Wörter, zwar sämmtlich aus dem Germanischen entlehnt, aber einige darunter — ein auch sonst zu beobachtendes Faktum — vor der Lautverschiebung: estnisch *konks* der Haken, *kook* Haken an der Egge, am Brunnen und an dem der Kessel hängt, buchstäblich = goth. *hoha* u. s. w. Dass auch das griechische *γύης* zu allererst weiter nichts als ein gekrümmtes Stück Holz, einen winkeligen Knochen bedeutete, lehren die verwandten Wörter *τὰ γυῖα* die Knie, später Glieder überhaupt, *γυιός*, verkrümmt, *γυιόω* lähmen, *γύαλον* Krümmung, *Ἀμφιγυήεις* der auf beiden Füssen hinkende oder verkrümmte Hephaistos (nicht richtig gedeutet bei Welcker, Gr. Götterl., 1, 663) u. s. w. Den Zusammenhang also von *hoha*, diesem gekrümmten Hirschgeweihe, Aste oder Knochen, mit einem einmal vorkommenden Sanscritwort *kôka*, welches Wolf bedeutet, halten wir für

erträumt. Auch das in celtischen Sprachen sich findende *suh*, *swch* (*vomer*), ahd. *sêh*, *sêch*, franz. *soc* u. s. w. kann mit dem slavischen *socha* nicht verwandt sein.

Zu dem slavisch-deutschen Culturkreise gehören auch goth. *hlaifs* das Brod und *quairnus* die Mühle, der Mühlstein. *Hlaifs*, *hlaibs* (in allen deutschen Mundarten), littauisch *klepas*, lettisch *klaips*, slavisch *chlěbŭ* (in allen slavischen Sprachen) ist dasselbe mit latein. *libum* („unzweifelhaft" statt *clibum*, Corssen Kritische Nachträge zur lateinischen Formenlehre S. 36) und griech. κλίβανον, κρίβανον. Dass das Wort und also die Kunst des Brotbackens, die überall eine späte ist, von den Deutschen zu den Slaven gekommen ist, beweist der in germanischer Weise verschobene Anlaut; die Litauer, denen die Kehlaspirata fehlt, setzten, wie in ähnlichen Fällen, die entsprechende Tenuis dafür. Die Urbedeutung war die eines im Ofen (der meistens aus Metall bestand, s. Oribasius von Bussemaker und Daremberg, I. p. 563.) in rundlicher Form aus Teig gebackenen Brotkuchens, im Gegensatz zu dem älteren durch Kochen gebildeten Brei oder der Grütze. In Griechenland war das Wort sehr alt, denn schon Alcman brauchte κριβανωτός, κριβάνη, κρίβανον für πλακοῦς (Fragm. 62 Bergk. mit den dazu angeführten Worten des Athenäus), mag aber auch dahin aus Kleinasien eingewandert sein (Alcman war selbst in Sardes geboren). Von Griechenland pflanzte es sich durch Vermittelung der dazwischenliegenden Völker, der Thracier, Pannonier u. s. w., zu den Deutschen fort, die es weiter den Litauern und Slaven übergaben. *Libum* halten wir für entlehnt aus dem Griechischen, wie *puls* (πόλτος, schon bei Alcman), *massa* (μᾶζα), *placenta* (πλακοῦντα) u. s. w. Dass man später sagte, ein Laib Brot, altn. *ost-hleifr* ein Brot Käse, war der häufige Begriffs-Uebergang, wie im Italienischen und Französischen *pane de zucchero*, *pain de sucre* u. s. w. Wie *hlaifs* nach dem Ofen, war das weitgewanderte ital. *focaccia*, das schon Isidor kennt und welches alt- und mittelhochdeutsch, serbisch, bulgarisch, russisch, magyarisch, walachisch, türkisch, neugriechisch wiederkehrt, nach dem *focus* benannt, d. h. ein in der heissen Asche des Heerdes gar gebackener Brotkuchen (s. Diez, Wörterb. s. v., und Miklosisch, Fremdwörter, S. 118). In dem deutschen Brot liegt, wie wir glauben, der Begriff des gesäuerten Brotes, des ἄρτος ζυμίτης, wie es bei dem Gastmahl, das der thracische König Seuthes dem Xenophon gab (Anab. 7, 3), mit dem Fleische zusammengeheftet, den Gästen vorgesetzt wurde. — *Quairnus* die Handmühle (in allen deutschen Sprachen), lit. *girna* der Mühlstein, Plur. *girnos* die Mühle, slav. *žurnŭvŭ* (in allen slavischen Sprachen), ist von der kreisrunden Bewegung benannt, wenn man die griechischen Wörter vergleicht: γυρός krumm, gebogen (Odyss. 19, 246), γῦρος der Kreis, γυρεύω im Kreise sich bewegen, γύριος rund, γῦρις feines Weizenmehl, Γυραὶ πέτραι (runde Meeresfelsen, wie Mühlsteine). Das lange υ hinter dem γ reflectirt sich in dem deutschen *qu*; mit Korn, Kern, slav. *zrŭno*. lit. *žirnis* kann, wie der Anlaut des slavischen und litauischen Wortes und der kurze Vokal der ersten Silbe lehrt, *quairnus* und gr. γῦρις nichts zu thun haben. Jene ursprüngliche Handmühle zu drehen, war, wie die Führung des Hakens, die schwere Arbeit der Sclaven, an denen es den rohen kriegsgierigen Hirtenvölkern nie gefehlt haben kann: wie für Mühle und Hakenpflug, giebt es auch für diesen Frohndienst ein gemeinsames deutsch-slavisches Wort: goth. *arbaiths*, slav. *rabota*, welches, wenn es auch mit dem lateinischen *labos* verwandt ist, doch bei Slaven und Deutschen dasselbe ableitende Suffix zeigt, ja dessen Stammwort vielleicht noch in der Sprache der Erstern erhalten ist: *rab*, *rob*, der Knecht. Knechte und Mägde, indem sie sitzend den oberen Stein der Mühle drehten, sangen dazu Mahllieder: die uralte Sitte, bei jeder Arbeit, die dies

erlaubt, zu singen, herrscht bis auf den heutigen Tag bei Russen, Beduinen u. s. w. Die jetzigen Benennungen Mühle, Müller, sind im Deutschen, wie in den übrigen europäischen Sprachen, nicht von dem einheimischen Wurzelverbum *malan* u. s. w. abgeleitet, sondern aus dem Lateinischen erborgt und verbreiteten sich mit den Wassermühlen und überhaupt den verbesserten mechanischen Einrichtungen zur Zerreibung und Reinigung des Getreides von Italien über Europa.

Der eigentliche Pflug — mehrfach gegliedert, mit eiserner Schar, in noch weiterer Entwickelung mit Rädern — ward erst ein Bedürfniss, als im Laufe der Jahrhunderte der Boden freier von Wurzeln und Steinen ward und der Ackerbau seinen nomadischen, accessorischen Charakter verlor. Aus dieser Zeit, wo die nordöstlichen Völker aus ihren Wäldern und von ihren Weideplätzen nach Südwesten theils vorgedrungen waren, theils von dorther Bildungselemente aller Art empfingen, stammt der germanisch-slavische Ausdruck Pflug, slav. *plugŭ.* Die Geschichte dieses Wortes lässt sich ziemlich übersehen. Bei Plinius 18, 18, 48 findet sich die Nachricht: *id non pridem inventum in Raetia Galliae, ut duas adderent tali rotulas, quod genus vocant plaumorati.* Unter den Bewohnern des zu Gallien gehörenden Rhätiens werden wir subalpine Ackerbauer ursprünglich celtischen Stammes verstehen, in der gegebenen Benennung aber, obgleich die Lesart nicht sicher und die Wortform dunkel ist, die älteste Erwähnung des späteren Pfluges finden dürfen. Die Angelsachsen, die im 5. Jahrhundert nach Britannien übersetzten, hatten das Wort noch nicht, welches erst im 11. Jahrhundert auf ihrer Insel sich einstellt. Aber in der Mitte des 7. Jahrh. steht bereits im longobardischen Gesetz, ed. Roth. 285 (293): *de plovum. Si quis plovum (plobum) aut aratrum* u. s. w. Aus Deutschland kam das Wort dann zu den Slaven, als auch diese — wie immer hinter und nach den Germanen — den höhern Formen des Ackerbaues sich zuwandten. Umgekehrt entlehnte die deutsche Ackerbausprache manchen slavischen Ausdruck in jener jüngeren Zeit, wo Slavenstämme in das Herz des heutigen Deutschlands vorgedrungen waren und als Bauern für ihre deutschen Herren arbeiten mussten. Als Beispiel führen wir das deutsche Grindel an, ein slavisches Wort, welches bei allen deutschen Stämmen des Continents verbreitet, im Altnordischen fehlt, ein Wink für die Zeit seiner Einwanderung, s. Miklosich, Slav. Elemente im Rumunischen S. 20, ders. die Fremdwörter in den slav. Sprachen, S. 91 und Diefenbach, Goth. Wörterb. 2, 392.

In der Sprache der Griechen und Römer herrscht in den Getreidenamen grosse gegenseitige Verschiedenheit. Man vergleiche *σῖτος*, *πυρός*, *ζειά*, *τίφη*, *ὄλυρα*, *ἄλφιτα*, *ἀλείατα*, *χίδρα*, *χόνδρος*, *κρίμνον*, *πίτυρα*, *κάχρυς* u. s. w. mit *triticum*, *ador* (Adj. *adoreus* für *adoseus*), *far* (Gen. *farris* für *faresis*, *farina* für *farrina*, *farrago*; eins mit goth. *baris* die Gerste; nicht von *ferre*, goth. *bairan* abzuleiten; das gothische Wort wohl frühe entlehnt oder beide einem Dritten? vergl. auch slavisch *bŭrŭ* oder *borŭ milii genus*, ohne das Suffix mit *s*, und *bor* = *triticum sativum* in der nabatäischen Landwirthschaft), *panicum*, *siligo*, *pollen*, *alica*, *acus* (Gen. *aceris* für *acesis*), *palea*, *furfur* u. s. w. Eben so in den Werkzeugen und Verrichtungen, z. B. die Theile des Pfluges: *ἱστοβοεύς*, *ἐχέτλη*, *γύης*, *ὕννις*, *ἔλυμα* verglichen mit *temo*, *stiva*, *bura*, *vomer*; oder *λικμός*, *λικμητήρ*, *πτύον* Worfschaufel (beide homerisch), *λίκνον* Getreideschwinge (Hymn. in Merc. 21. 63 in der Bedeutung Wiege), *ἀλωή* (homerisch), *ὅλμος* Mörser zum Zerstampfen der Körner, *ὕπερος* Stössel (beide bei Hesiod. Op. et d. 423:

ὅλμον μὲν τριπόδην τάμνειν, ὕπερον δὲ τρίπηχυν)

und dagegen *vannus, evallere, area, pila, pilum* u. s. w. Die lateinischen Ausdrücke *sarire* oder *sarrire*, *runcare*, *strigare*, *lira*, *porca*, *elix*, *colliciae*, *metere*, *messis*, *rallum*, *rastrum*, *ligo*, *occa*, *irpex*, *crates* u. s. w. fehlen im Griechischen entweder ganz oder in dieser speciellen Form und Bedeutug. Lateinisch *sarpere*, *sarmentum* stimmt zum griechischen *ἅρπη* (auch zum slavischen *srŭpŭ*), deutet aber auf ein Werkzeug, das über die Ackerbauzeit hinaus liegen kann; *tribulum* ist aus dem Griechischen entlehnt (Il. 20, 496: *τριβέμεναι κρῖ λευκον*) und nicht von *terere* (wovon *tritura* u. s. w.) abgeleitet, wie das b des lateinischen Wortes verräth; *πτίσσειν* mag gleich *pinsere* sein, beweist aber wenig; dass *ἄρτος* und *panis* nicht übereinstimmen, ist bei einer so späten Erfindung nicht zu verwundern. Aus dem Ackermass die ursprüngliche Identität gräco-italischer Bodenkultur deduciren zu wollen, scheint uns vergeblich. Zwar wird angegeben, der *vorsus* der Osker und Umbrer, von 100 Fuss im Quadrat, entspreche dem griechischen Plethron (Mommsen, die unterital. Dialekte S. 260 f.), allein das griechische Plethron war, wie der Fuss und das Stadion, babylonischer Herkunft, und die ursprüngliche Länge des oscisch-umbrischen *vorsus* kennen wir nicht. Soll sie mit der des griechischen Plethron identisch gewesen sein, so kann dies Mass nur von den Griechen oder aus derselben orientalischen Quelle stammen. Soll die Uebereinstimmung aber nur in der gleichen Eintheilung in hundert Fuss bestehen, so ist klar, dass dieselbe bei Völkern, in deren Sprachen das Decimalsystem herrscht, gar nichts sagen will. Auch das gallische *candetum* war, wie schon der Name lehrt, nach der Zahl hundert gemessen. Viel bedeutsamer ist die Differenz der römischen Bodeneintheilung von der griechischen. Der römische *actus* beträgt 120 Fuss, die *acnua* 120 Fuss im Quadrat (Varro de r. r. 1, 10, 2.), eine Messung nach dem Duodecimalsystem, die eben so etruskisch und vielleicht auch iberisch war. Auch auf den Tafeln von Heraklea am Siris enthält das dort gebräuchliche Landmass, der *σχοῖνος*, 30 *ὀρέγματα* zu 4 Fuss, also 120 F. (Corp. Inscr. III n° 5774. 5775).

7.

Die Benennung *μελίνη*, *milium* hat ein recht alterthümliches Aussehen. Denn wenn das Wort, wie wahrscheinlich ist, Honigfrucht ausdrückt (Pin. 22, 25, 63: *Panicum Diocles medicus mel frugum appellavit*), so ist damit gesagt: süsse Frucht der Aehren, milde Pflanzennahrung überhaupt im Gegensatz zur blutigen Fleischnahrung des Nomaden. Man erinnere sich der homerischen Ausdrücke: *σίτου τε γλυκεροῖο*, *σίτοιο μελίφρονος*, *μελιηδέα* oder *μελίφρονα πυρόν*, *λωτοῖο μελιηδέα καρπόν*, *τρώγειν ἄγρωστιν μελιηδέα*. Hirse — wir unterscheiden im Folgenden *milium* nicht von *panicum* oder *κέγχρος* von *ἔλυμος* — ist die Speise der iberischen Völker im äussersten Westen und der Kelten. In Aquitanien — dem von Iberern bewohnten Lande zwischen Pyrenäen und Garonne — wächst, wie Strabo 4, 2, 1. versichert, fast nur Hirse. Plin. 18, 10, 25: *Panico et Galliae quidem, praecipue Aquitania utitur. Sed et Circumpadana Italia addita faba sine qua nihil conficiunt.* Pytheas (bei Strab. 4, 5, 5.) fand, dass die Völker der von ihm besuchten (keltischen) Küste sich von Hirse, von andern Gemüsen (*λαχάνοις*, Bohnen?) und Wurzeln (Rüben?) nährten. Als Cäsar Massilia belagerte, fristeten die Einwohner ihr Leben mit altem Hirse und verdorbener Gerste, die seit lange in den Stadtmagazinen aufbewahrt waren, de bello cv. 2, 22: *panico enim vetere atque ordeo corrupto omnes alebantur, quod ad hujusmodi casus antiquitus paratum in publicum contulerant.* Von dem gallischen Italien berichtet Polybius, der es mit eigenen

Augen gesehen hatte, dass dort ein überschwänglicher Reichthum an beiden Arten Hirse sei, 2, 15, 2: Ἐλύμου γε μὴν καὶ κέγχρου τελέως ὑπερβάλλουσα δαψίλεια γίγνεται παρ' αὐτοῖς, eben so Strabo, es sei als wohl bewässert reich an Hirse und könne, da diese Frucht nie versage, auch nie Hunger leiden, 5, 1, 12: ἔστι δὲ καὶ κεγχροφόρος διαφερόντως διὰ τὴν εὐυδρίαν· τοῦτο δὲ λιμοῦ μέγιστόν ἐστιν ἄκος· πρὸς ἅπαντας γὰρ καιροὺς ἀέρων ἀντέχει καὶ οὐδέποτ' ἐπιλείπειν δύναται, κἂν τοῦ ἄλλου σίτου γένηται σφάνις, und noch ganz spät, in den letzten Zeiten des gothischen Reichs in Italien, ergeht bei einer Hungersnoth der Befehl, aus den Magazinen von Ticinum und Dertona Panicum für einen geringen Preis unter das Volk auszutheilen (Cassiod. Var. 12, 27). Weiter im Osten säten die Alazonen, ein scythisches Volk am Hypanis, Weizen, Zwiebeln, Knoblauch, Bohnen und Hirse (Herod. 4, 17.). In Thracien marschirten die mit Xenophon zurückgekehrten Zehntausend längs dem Pontus nach Salmydessus durch das Gebiet der Hirseesser, Μελινοφάγοι, und enthielten zu Demosthenes Zeit die unterirdischen Granarien Hirse und ὄλυρα (Demosth. de Chersoneso p. 100 ex Phil. 4, 16.). Plin. 18, 10, 24 erklärt Hirsebrei für die Hauptnahrung der Sarmaten: *Sarmatarum quoque gentes hac maxume pulte aluntur*, und Panicum für die Lieblingsspeise der pontischen Völker, 25: *Ponticae gentes nullum panico praeferunt cibum.* Die Mäoten und Sarmaten nähren sich von Hirse, wie die Athener von Feigen und Andere von Anderem, Ael. V. H. 3, 39: βαλάνους Ἀρκάδες, Ἀργεῖοι δ' ἀπίους, Ἀθηναῖοι δὲ σῦκα, Τιρύνθιοι δὲ ἀχράδες δεῖπνον εἶχον, Ἰνδοὶ καλάμους, Καρμανοὶ φοίνικας, κέγχρον δὲ Μαιῶται καὶ Σαυρομάται, τέρμινθον δὲ καὶ κάρδαμον Πέρσαι. In Pannonien war nach Cassius Dio 49, 36, der selbst dort gewesen war, Hirse und Gerste die Volksnahrung, und Priscus wurde auf der Gesandschaftsreise zu Attila ausschliesslich mit dieser Frucht bewirthet (Müller, Fragm. 4. p. 83). Die Japoden, ein keltisch-illyrisches Mischvolk auf dem Gebirge der illyrischen Küste, leben von Spelt und Hirse, Strab. 7, 5, 4: ζειᾷ καὶ κέγχρῳ τὰ πολλὰ τρεφόμενον. Bei den klassischen Völkern trat der Hirse, wenn sie ihn etwa vor der Trennung in Pannonien und Illyrien gekannt hatten, vor andern Cerealien in den Hintergrund; nur die Lacedämonier, conservativ in Allem, werden als Hirsebrei-Esser genannt (Hesych. ἔλυμος· σπέρμα ὃ ἕψοντες οἱ Λάκωνες ἐσθίουσιν). Germanen und Slaven wohnten schon zu nördlich, als dass ursprünglicher Hirsebau bei ihnen vorauszusetzen wäre. Aber ein bei den südlichen Nachbarn so allgemein verbreitetes Korn konnte ihnen auf die Länge nicht unbekannt bleiben. Das slavische *proso* Hirse sieht aus, wie aus dem griechischen κέγχρος oder, wie auch gesprochen wurde, κέρχνος durch Verwandlung des κ in p und χ in s (beides häufige Erscheinungen, doch die erstere späteren Datums) in slavisches Organ umgesetzt. Ist dies richtig, — wäre dann das deutsche Hirse nur ein slavisches Lehnwort, aufgenommen zu der Zeit, wo χ wohl schon zu s geworden, das k aber noch erhalten war, welches dann in h verschoben wurde? oder ist das s in Hirse ein selbstständiger deutscher Zusatz, verhärtet etwa aus dem Nominativzeichen? Die Deklinationsform *hirsi* scheint gegen Letzteres zu sprechen. Ganz auf derselben Stufe, wie das deutsche Hirse, steht das magyarische *köles*, nur mit dem leichten Uebergange des r in l; das nur westslavische poln. *jagly* plur. Hirse, böhmisch *gáhla* Hirsekorn, pl. *gáhly* Hirse könnte aus dem deutschen Hagel entstanden sein. Das litauische *sora* Hirsekorn, plur. *soros* Hirse bleibt uns dunkel. Bei den Südslaven ist noch jetzt der Hirse ein beliebtes Korn, was er bei den Germanen nie gewesen ist; im heutigen Oberitalien ist er durch den Reis und den Mais aus seinen alten Rechten verdrängt

worden. Dass die Bohne (lat. *faba*, slav. *bobŭ*, altirisch *seib*, wo s für f, kambrisch *ffa* für *fab*; über das deutsche Bohne s. Grimm im Wörterbuch) sich zum Hirse gesellt, geht aus den oben angeführten Stellen hervor; in Betreff der Rübe (gr. *ῥάπυς*, lat. *râpa, râpum*, altn. *rofa*, slav. *rěpa*, lit. *rope*) fügen wir noch die Nachricht des Plinius 18, 13, 34 hinzu: *A vino atque messe tertius hic* (die Rübe) *Transpadanis fructus*. Das hohe Alter der Bohne, und zwar der Ackerbohne, *Vicia Faba L.*, die unter dem Namen *κύαμος* (welches sich zu der Nebenform *πύανος*, *πύαμος* verhält, wie das altlateinische, sabinische, und faliskische *haba* zu *faba*, Mommsen, Unterit. Dial. S. 358 f.) schon in der Ilias (13, 589) erwähnt wird, liesse sich noch aus manchen Anzeichen z. B. der Rolle, die sie in den Sacralalterthümern spielt, wahrscheinlich machen; dass sie aber dennoch jünger ist, als die genügsame in der Asche verbrannter Waldung besonders gedeihende Rübe, scheint aus der Sprache der Westfinnen hervorzugehen, in der die Bohne (finnisch *papu*, estnisch *ubba*), wie fast alle Kulturobjecte, indoeuropäisch benannt ist, die Rübe aber ihren eigenen Ausdruck hat (finn. *nauris*, estn. *naris, nairis*).

8.

Die Töpferscheibe sollte vom Scythen Anacharsis, nach Theophrast von dem Korinthier Hyperbios erfunden worden sein (Schol. zu Pind. Ol. 13, 27); da nun Korinth ein Hauptsitz phönizischer Kultur war, so könnte in dem Letzteren ein Wink über die Herkunft dieser Kunst bei den Griechen liegen; aber die Angabe hat, wie fast Alles in den Schriften *περὶ εὑρημάτων*, geringen historischen Werth. Der Tyrann Kritias preist den *κέραμος*, den Sohn der Scheibe, der Erde und des Ofens, als Erfindung seiner Vaterstadt Athen, Fragm. 1, 12 Bergk.:

τὸν δὲ τροχοῦ γαίης τε καμίνου τ' ἔκγονον εὗρεν,
κλεινότατον κέραμον, χρήσιμον οἰκονόμον,
ἡ τὸ καλὸν Μαραθῶνι καταστήσασα τρόπαιον.

Da ein im Töpferofen gebranntes und ein ungebranntes, ein aus freier Hand gearbeitetes und ein gedrehtes Thongefäss sich auf den ersten Blick unterscheiden, so kann über diesen Punkt noch am ehesten von der Forschung der Aufgrabungsarchäologen, wenn ihr Material vollständiger und alle Phantastik aufgegeben sein wird, Aufschluss erwartet werden.

Für das Weben scheint es alte Sprachzeugnisse zu geben, die auf eine Ausübung dieser Kunst vor der Völkertrennung und den Wanderzügen deuten würden: griech. *ὑφαίνω*, deutsch weben, lat. *texere*, slav. *tŭkati*; griech. *πῆνος*, *πηνίον*, lat. *pannus*, *pannuvellium* u. s. w. Wüssten wir nur gewiss, dass diese Wörter in der Urzeit nicht auf das kunstreiche Stricken, Flechten und Nähen, sondern auf das Drehen des Fadens an der Spindel und auf das eigentliche Weben am Webstuhl gingen! Beim Flechten von Matten aus Lindenbast mit Lang- und Querstreifen, einem Röhrknochen, durch den das Band lief u. s. w., konnten sich Ausdrücke ergeben, die auf das spätere Aufzug, Einschlag u. s. w. leicht Anwendung fanden. Im Uebrigen sind im Griechischen und Lateinischen die Wörter, mit denen Spindel und Webstuhl und die Verrichtungen damit bezeichnet werden, sehr ungleich. Auf der einen Seite: *ἄτρακτος*, *ἠλακάτη*, *κλώθω*, *ἦτριον*, *κανών*, *μίτος* (Hom. Il. 23, 760:

ὡς ὅτε τίς τε γυναικὸς ἐϋζώνοιο
στήθεός ἐστι κανὼν, ὄντ' εὖ μάλα χερσὶ τανύσσῃ,
πήνιον ἐξέλκουσα παρὲκ μίτον, ἀγχόθι δ' ἴσχει
στήθεος),

κρεκίς, κρέκειν (bei Sappho Fr. 90 Brgk.: κρέκην τὸν ἵστον), κρόκη, Accusativ κρόκα (Hes. Op. et d. 538:

στήμονι δ' ἐν παύρῳ πολλὴν κρόκα μηρύσασθαι),

ἱστός, στήμων (lat. *stamen* vermuthlich dorisches Lehnwort), σπάθη (lat. *spatha* ein spätes Lehnwort), ἀντίον (bei Aristophanes); auf der andern: *colus, fusus, filum, glomus, jugum, radius, tela, trama, licium* u. s. w. Die slavische Webersprache hat manches Bemerkenswerthe: *krosno* Webstuhl, Gewebe (ganz gleich dem griechischen κρέκειν, κρόκη, mit der slav. Verwandlung des k in s), *ątŭkŭ* Einschlag (= albanes. *indi* und griech. ἀντίον, gleich dem vorigen vermuthlich entlehnt), *nitĭ* Faden (gehört zu νέω, νήθω u. s. w.), *navoĭ liciatorium, pręsti nere, prędeno tela, pręslica fusus, prędivo filum, vratilo, vreteno* (ganz wie lat. *verticillus*), russ. *berdo*, südslav. *brdo pecten textorius, licium* u. s. w. Dass diese Ausdrücke nicht sehr alt sein können, beweist ihre Abwesenheit im Litauischen, welches selbstständige Benennungen hat: *udis* das Gewebe, *austi* weben, *szeiwa* das Webeschiffchen, *gija* Weberfaden, Masche (*nytis* bedeutet den Schaft am Webstuhl), *stäkles* der Webstuhl (ein Plurale t., slav. *stanŭ*), *werpti* spinnen, *warpste*, Spuhle, Spindel, *drobe* die Leinwand u. s. w. Das altslav. *kądělĭ*, russische *kudelj*, bulgarische *kŭdelĭ*, litauische *kodas* Rocken u. s. w. ist eine Entstellung des deutschen Kunkel, welches selbst wieder auf das lateinische *colus* zurückgeht. Man sieht an Allem, dass wir uns hier auf einem jüngeren Boden befinden.

9.

Dass Griechen und Lateiner und respective Litauer und Slaven das Gold unter sich abweichend benennen, ist ein zwingender Beweis für die späte Erscheinung dieses Metalles in Europa. Das lateinische *aurum* Gold, *aurora* Morgenröthe u. s. w. lautete ursprünglich *ausum, ausosa*; der etruskische Sonnengott *usil* lässt vermuthen, dass auch die Etrusker das Gold ähnlich, wie die Latiner, benannten; denselben Namen finden wir am entgegengesetzten Ende Europas, preussisch *ausis*, litauisch *auksas* (mit der im Litauischen häufigen Verstärkung durch k vor s); wie anders gelangte der italische Name an das hochnordische Meer, als auf dem Wege des Bernsteinhandels, der auf der heiligen Strasse der Etrusker, von den Heliaden und dem Eridanus im innern Winkel des adriatischen Busens zu den Haffen und Nehrungen Preussens ging? Die Letten brauchten statt dessen das slavische Wort *selts*; sie wohnten also schon damals abseits, wo sich kein Bernstein mehr fand und wohin die italischen Einflüsse nicht reichten. Später als die Preussen haben die Kelten das Gold von Italien her empfangen, nämlich zu einer Zeit, wo im Wort *aurum* das s schon in r übergegangen war; altirisch *ór*, in den jüngeren Dialecten *our, eur, owr*, — so grosse Freude dieser Volksstamm auch später an dem glänzenden Goldschmucke hatte. Slaven und Germanen haben ein gemeinsames Wort: goth. *gulth*, altslav. *zlato*, welches später Herkunft ist, da es den Litauern fehlt, und nicht nach Italien, sondern nach Südosten in die iranische Welt weist. Soll χρυσός in dieselbe Reihe gehören und für χρυτjος stehen, so ist ausser der Schwierigkeit des Anlauts auch das Suffix t, das auf asiatischem Boden sich nirgends findet, im Griechischen fremdartig. Das Germanische zeigt eine specifische Neigung Wortstämme durch t, th, s zu erweitern — vielleicht erstarrte Nominativzeichen — und dies germanische t konnte mit dem Golde zu den Slaven übergehen, die hernach auch den Anlaut assibilirten, das Griechische aber bietet kein Motiv zu einem Zusatz der Art. Daher erscheint die von Pott vor länger als einem Menschenalter

ausgesprochene Ansicht, χρυσός sei ein Lehnwort aus dem Phönizischen, noch immer ihr Gewicht zu behalten. Das Gold stammt vom rothen Meer und bahnte sich erst allmählig den Weg in die Wildnisse Europas und des turanischen Asiens, worauf dann die erwachte Gier darauf führte, auch den heimischen Boden nach dem verborgenen Schatze umzuwühlen und auszuwaschen. Die westlichen Finnen benennen das Gold mit dem deutschen Worte; die Wolga- und Uralstämme, darunter auch die Magyaren, brauchen lauter iranische (massagetische, Herod. 1, 215) Namen, — so jung und trügerisch ist die Sage von dem Sitze des Goldes in jenem hohen Nordosten. — Die von Hesychius angeführten phrygischen Glossen: *γλούρεα· χρύσεα. Φρύγες. — γλουρός· χρυσός. — χλουνός· χρυσός* — würden klarer sein, wenn wir die phrygischen Lautgesetze und Derivationsneigungen genauer kennten, doch hindert nichts, sie dem iranischen Sprachgebiete zuzusprechen. (M. Schmidt', Neue lykische Studien, S. 140, urtheilt, das Phrygische sei weder eine semitische, noch eine indogermanische Sprache; wir wissen nicht, wie wir diese Behauptung auffassen sollen; soll dieselbe nur besagen, es liege hier eine iranische Sprache vor, die wohl semitische Einwirkungen erfahren habe, so wäre diese Entdeckung in der That nicht neu).

Auch bei dem Silber scheiden sich die europäischen Völker nach Gruppen: Germanen, Litauer und Slaven haben einen Ausdruck dafür, Griechen und Römer einen andern, welcher letztere ganz wie ein Nachhall aus Asien klingt, während jener erstere lebhaft an das homerische Ἀλύβη am Pontus (für Ἁλύβη und dies für Σαλύβη?), ὅθεν ἀργύρου ἐστὶ γενέθλη, erinnert. Auch innerhalb der Gruppen fehlen Variationen in Laut und Bildung nicht, und es ist nicht leicht, den Wegen nachzugehen, auf denen Wort und Sache gewandert sind.

10.

Da die Kenntniss des Metalles in den Speculationen über die sogenannten Pfahlbauten einen hauptsächlichen Eintheilungsgrund abzugeben pflegt, so benutzen wir den gegebenen Anlass, um dieser Reste alten Menschendaseins, auf die wir noch hin und wieder werden zurückkommen müssen, in einigen Worten zu gedenken. Da ist nun zuvörderst zu sagen, dass es nicht gut thut, die Urgeschichte der europäischen Menschheit nach isolirten Gesichtspunkten ergründen zu wollen: haltlose Phantasien sind die Folge. Aber die Gräberforscher mit ihren drei Zeitaltern wussten oft wenig von alter Ethnographie und überlieferter Geschichte; den reinen Ethnologen mit ihren Menschenracen fehlte das Licht der comparativen Sprachforschung; Sprachvergleicher haben nicht immer die Thatsachen und Möglichkeiten der Kulturgeschiche in Rechnung gezogen; theologisirende Urhistoriker gaben sich nicht die Mühe oder konnten sich nicht entschliessen, die Urkunden, auf deren Text sie sich bezogen, vorher historisch-kritisch anzusehen. Was nun die Wohnungen auf Pfählen in Seen und Sümpfen betrifft, so ist es nicht wahr, dass die Geschichte gänzlich über sie schweigt. Hippokrates *de aëre*, *locis* etc. 22. p. 268 Ermerins berichtet von den Kolchiern, sie hätten ihre Wohnungen von Holz und Rohr mitten in den Wassern errichtet: *τά τε οἰκήματα ξύλινα καὶ καλάμινα ἐν τοῖσι ὕδασι μεμηχανημένα*. Freilich dass eingesteckte Pfähle diese Wohnungen getragen, sagt er nicht direkt, und welcher Völkerfamilie die Kolchier angehörten, ist ungewiss. Dass aber auch indoeuropäischen Stämmen diese Bauart nicht fremd war, lehrt der merkwürdige Bericht des Herodot 5, 16. über das Volk der Päoner in Thracien, eine Stelle, die der Welt mehr als zweitausend Jahr vorlag, ehe bei Meilen im

Zürchersee zum allgemeinen ungeheuren Staunen alte Pfähle nebst einer „Kulturschicht“ entdeckt wurden. Die Päonen, erzählt der Vater der Geschichte, wohnen auf Pfählen im See Prasias; wer eine Frau nimmt — und sie verheirathen sich mit mehr als einer —, hat drei Pfähle einzurammen, zu denen ein naher Bergwald das Material liefert; die Pfähle tragen ein Verdeck; auf diesem hat Jeder seine Behausung (*καλύβη*), Fallthüren öffnen sich gegen den See, eine schmale Brücke führt zum Lande; die kleinen Kinder werden am Fusse angebunden, um nicht ins Wasser zu fallen; Pferde und Hausthiere werden mit Fischen gefüttert, denn der See ist so fischreich, dass man durch die Fallthür nur einen Eimer herabzulassen braucht, um ihn gefüllt wieder heraufzuziehen (offenbar wegen der reichlichen Nahrung, die die Abfälle gewährten). Da die Thraker auch sonst in ihren Sitten sich vielfach zum Norden stellen, warum sollten nicht um dieselbe Zeit auch die Seen im innern Europa auf ähnliche Weise bewohnt worden sein? um so mehr, da zu einer Zeit, wo Europa fast nur ein grosser Wald war, Flüsse und Seen natürliche Wege und Haltepunkte abgaben, solche Wasserbauten mit leicht abgebrochenem Zugang aber den damaligen Menschen dieselbe Sicherheit gewährten, wie den heutigen etwa die Festungen Mantua und Comorn. Gewiss waren die sehr alten Städte Spina und Atria im Mündungslande des Po, so wie die Wohnstätten der Veneter, die mitten in Sümpfen und Wassern sich erhoben (Strab. 5, 1, 5: *τῶν δὲ πόλεων αἱ μὲν νησίζουσι, αἱ δ' ἐκ μέρους κλύζονται*), in ähnlicher Weise auf Pfählen erbaut. Ein Bild davon giebt uns Ravenna in völlig heller historischer Zeit. Ravenna war ganz von Holz gebaut und von Wasser durchströmt, und der Verkehr in der Stadt geschah durch Brückenübergänge und Gondeln (Strab. l. l. 6: *ξυλοπαγὴς ὅλη καὶ διάρρυτος, γεφύραις καὶ πορθμείοις ὁδευομένη*); alle Gebäude aber ruhten auf Pfahlwerk (Vitruv. 2, 9, 11: *est autem maxime id considerare Ravennae, quod ibi omnia opera et publica et privata sub fundamentis ejus generis habent palos* — nämlich von Erlenholz, welches unter der Erde von unvergänglicher Dauer war; die Gebäude selbst bestanden aus Lärchenholz, das den Po hinabkam und dem Feuer Widerstand leisten sollte). Wie Ravenna war auch Altinum ein veredeltes Pfahldorf, und dieselbe Kunst und Sitte ist es, die später in den Lagunen an der Brentamündung erst kleine Ansiedelungen, dann das prächtige Venedig entstehen liess. Cäsar fand das Ufer der Themse mit spitzen Pfählen verwahrt und Pfähle eben der Art im Flusse steckend und von Wasser bedeckt (b. G. 12, 18: *ejusdemque generis sub aqua defixae sudes flumine tegebantur*). Dass nun unter den Resten dieser den verschiedensten Punkten des indoeuropäischen Gebietes angehörenden Bauten sich auch solche finden, die nur steinerne Werkzeuge enthalten, ist nicht zu verwundern. Die einwandernden Hirten kannten das Metall (in Gestalt des Kupfers), wie die Gleichung sanscr. *ajas*, lat. *aes*, goth. *ais*, altirisch *iarn* für *isarn* beweist, aber dass sie es nicht zu Werkzeugen verarbeiteten, sondern sich der Steinwaffen bedienten, kann nicht zweifelhaft sein und wird unter vielem Andern durch Wörter wie *hamar* und *sahs* (Grimm DM² 165) bestätigt. Je nach ihrer Stellung in der Völkerreihe erhielten darauf die einzelnen Stämme früher oder später von Süden her bronzene, d. h. durch Mischung von Kupfer und Zinn gehärtete Messer und Schwerter, aber dass diese Umwandlung plötzlich geschehen sei, wäre eine aller Erfahrung und der Natur der Sache widersprechende Annahme. Es dauerte gewiss Jahrhunderte lang, ehe in Krieg und Jagd, bei Fällung und Spaltung der Baumstämme, beim Schlachten der Thiere u. s. w. die steinerne Axt der Concurrenz des bronzenen Messers wich und endlich ganz ausser Gebrauch kam. Gewohnheit, ererbte

Fertigkeit und Uebung, das Beispiel der Vorfahren, Mythus und religiöser Aberglaube, die natürliche Stumpfheit entlegener Naturvölker, dies Alles entschied für das Stein- und Beingeräth, und die einzelnen bronzenen Schwerter, die in das innere Land drangen, werden lange Zeit nichts als Schmuck und Spielzeug der Häuptlinge gewesen sein. Als Cäsar in Britannien landete, fand er eherne oder eiserne Gewichtstangen statt Geldes in Gebrauch (5, 12: *utuntur aut aere aut taleis ferreis ad certum pondus examinatis pro nummo*), also eine für das gallische Festland, das längst schon Münzen prägte, vorübergegangene Epoche in Kraft; die Insel, reich an Metallen, auch an Zinn, erhielt dennoch ihr Erz nur durch Einfuhr (*aere utuntur importato*), und die Stämme im Innern, die meistens keinen Ackerbau trieben, von Fleisch und Milch sich nährten und mit Fellen bekleidet waren, werden vom Metall wohl noch gar keinen Gebrauch gemacht haben. Im germanischen und slavischen Norden reicht das Steinalter bis in die eigentliche historische Zeit hinein, ja berührt sich in einzelnen Fällen sogar mit der Epoche des Schiesspulvers. Nach all dem scheint die Vermuthung nicht zu gewagt, dass die Bewohner auch derjenigen Schweizer Pfahlbauten, die bisher nur Steingeräth, dabei aber Beschäftigung mit Ackerbau ergeben haben, celtischen und speciell helvetischen Stammes, die der Pfahldörfer in der Emilia Umbrer, entweder selbständige oder von Etruskern unterjochte, die der mecklenburgischen Seebauten Gothen u. s. w. gewesen seien. Das einzige Neue, das die Aufdeckung der Pfahldörfer geliefert hat, d. h. der einzige Umstand, den die bisherige Geschichte allein vielleicht nicht mit solcher Bestimmtheit hätte constatiren können, ist die Priorität des Ackerbaus vor den Metallen und zwar eines schon vorgeschrittenen mit mehreren Varietäten Gerste und Weizen, zierlich in Bündel gebundenem geernteten Flachs, Baumfrüchten u. s. w. Wenn hier keine Beobachtungsfehler vorliegen, und wenn nicht etwa spätere Funde das bisherige Resultat wieder umwerfen, so wäre damit erwiesen, dass die Metallurgie der Kulturwelt des Mittelmeeres erst sehr spät in die Gegend des Bodensees gedrungen ist, jedenfalls später als die feste Ansässigkeit und der Korn- und Flachsbau. Eine bedeutungsvolle Sage bei Plinius 12, 1, 2 scheint ausdrücken zu wollen, die Schmiedekunst sei den Galliern aus Italien zugekommen und zwar gleichzeitig mit der Kenntniss des Weines und Öles oder nicht lange vor dem grossen Bellovesus- und Sigovesuszuge: ein helvetischer Bürger Helico (offenbar ein Repräsentativname) hielt sich der Schmiedekunst wegen — *fabrilem ob artem* — in Rom auf und brachte von dort eine getrocknete Feige und Weintraube, sowie eine Quantität besten Weines und Öles in die Heimath mit, und dies bewog die Gallier, die Alpen zu übersteigen und in Italien einzubrechen. Da dieser Einbruch gegen das Jahr 400 vor Chr. erfolgte (Zeuss, die Deutschen, S 165. Contzen, Die Wanderungen der Kelten, S. 102 ff.; der früheren Datirung des Livius, dem Otfr. Müller und M. Duncker, Origines germanicae, p. 14 ff. Glauben schenken wollten, steht als entscheidende Instanz Herodot entgegen, der noch von keinen Kelten in Italien weiss), so würde die Einfuhr italischen Metallwerks in das vorausgehende Jahrhundert fallen, seit etwa hundert Jahr nach der Gründung Massilias; die kornbauende Steinzeit läge darüber hinaus. Wir wissen nicht, was sich historisch und kulturgeschichtlich dagegen einwenden liesse. Die Celten wurden übrigens, als sie nach ihrem grossen kriegerischen Wanderzuge nach Osten feste Wohnsitze längs den Alpen gewonnen hatten, Meister in der Metallarbeit; sie waren die schmiedenden Zwerge, die die Germanen und den ganzen Norden mit Schwertern u. s. w. versorgten. Das norische Eisen wurde berühmt, und es ist nicht auffallend, wenn deutsche Wörter, wie Eisen

(goth. *eisarn* mit dem celtischen Suffix *arna*, s. Schleicher in Hildebrands Jahrbüchern 1, S. 410) oder Beil (altirisch *biail*, altkambrisch *bahell*, s. Zeuss, Gr. celt. p. 1092) oder ahd. *gêr* der Speer, folglich gothisch *gais* (celtischer Stammname bei Polybius *Γαισάτοι* u. s. w.) der Entlehnung aus dem Celtischen verdächtig sind. — Die Landungen der Phönizier in Scandinavien, die phönizische Religionsphilosophie in Irland und Gallien und die andern dahin gehörigen Dinge überlassen wir denen, die daran Geschmack finden.

11.

Auch in der schönen Stelle des Euripides Bacch. 274 ff. werden die Gaben der Demeter und des Bacchus oder Brot und Wein als die ersten Güter des Menschengeschlechts gepriesen.

12.

Auf die Stelle Il. 7, 467 ff, wo Euneos, d. h. der Wohlschiffende, der Sohn des Jason, von der thracischen Insel Lemnos zum achäischen Lager weinbeladene Schiffe sendet, die Erz und Eisen, Felle, Ochsen und Sclaven gegen den *οἶνος* eintauschen, während die beiden Atriden abgesondert tausend Mass *μέθυ* erhalten — auf diese Stelle ist wenig zu bauen, da sie den jüngern Ursprung an der Stirn trägt. Das Wort *ἀνδράποδον* gehört der attischen Prosa an, Euneos, der Jasonide, stammt aus Il. 23, 747 u. s. w. Der Unterschied zwischen *οἶνος* und *μέθυ* ist also gleichfalls nichtig.

13.

Maron selbst ist nichts als eine mythische Personification der kikonischen Stadt Ismaros, welche mit Wegfall des *σ* vor *μ* und erweiterndem Suffixe auch *Maroneia* hiess, während ein nahe gelegener See den Namen Ismaris trug (Herod. 7, 109). Der Sohn des thracischen Eumolpus — *culturam vitium et arborum (invenit) Eumolpus Atheniensis*, Plin. 7, 56, 57 — hiess Ismarus oder Immaradus mit assimilirtem Anlaut und genealogischem Suffixe. Die Reihe Ismaros, Ismaris, Immaradus, Maron, Maroneia enthält interessante Winke für thracische und speciell kikonische Lautverhältnisse und Gesetze der Wortbildung.

14.

So deuten wir *βουπλήξ* hier, nicht als Stachelstab zum Antreiben der Ochsen. Das Beil, die uralte Waffe, die aus der steinernen Axt stammt und noch deren Form zeigt, dient in Kriegsscenen immer als Attribut der Barbaren (*Annali dell' instituto arch.* 1863. p. 339. 340). Bei Homer ist es als Waffe selten; im 15. Buch der Ilias bekämpfen sich Troer und Achäer freilich auch

ὀξέσι δὴ πελέκεσσι καὶ ἀξίνῃσι (v. 711),

aber unmittelbar am Schiffe, das Hector schon fasst und anzuzünden hofft, also Leib an Leib, wie auf Zimmerholz und Opferthiere auf einander zuhauend. Einmal führt auch der Trojaner Pisander einen Streich mit der *ἀξίνη* gegen Menelaus, wird aber von diesem mit dem Schwert getödtet (Il. 13, 611).

15.

Es ist nicht allzukühn, Semele als thracisches Wort in der Bedeutung Erde, Erdgöttin zu fassen. Der Stamm, zu dem gr. *χαμαί* u. s. w., lat. *humus* u. s. w.

gehört, erscheint zendisch, litauisch und slavisch mit assibilirtem Anlaut, s. Curtius, Grundzüge, n° 183. Eben so finden wir das thracische und phrygische Sabos, Sabazios, die macedonischen Σαυάδαι bei Hesychius u. s. w. in dem Beinamen des Dionysos Ὕης oder Ὑεύς, der Feuchte, Fruchtbringende, dessen Ammen auch die Hyaden sind, wieder. Es giebt einen Sabazios Hyes, und auch die Semele ward von Pherecydes Hye genannt, s. Welcker, Gr. Götterlehre 1, 440. *Sabos* und Ὕης stimmen buchstäblich überein, Curtius n° 604.

16.

Ebendahin würde der βίβλινος οἶνος bei Hesiod Op. et d. 589 führen, in so fern er bald von Thracien, bald von Naxos abgeleitet wird, s. Steph. Byz.: Βιβλίνη, χώρα Θράκης· ἀπὸ ταύτης ὁ Βίβλινος οἶνος. οἱ δὲ ἀπὸ Βιβλίας ἀμπέλου. Σῆμος δ' ὁ Δήλιος τὸν Νάξιόν φησιν, ἐπειδὴ Νάξου πόταμος Βίβλος. Stammt der Name von der phönizischen Stadt Byblus (phönizisch Gybl d. h. Höhe, althebr. Gobel, die Stadt der Gibliter), wie in dem Verse des Archestratus bei Athen. 1, p. 28 angedeutet ist:

Τὸν δ' ἀπὸ Φοινίκης ἱρᾶς, τὸν βύβλινον, αἰνῶ,

so sind die Varianten βύβλινος und βίβλινος gleich richtig, da der phönizische Vokal auf die eine und die andere Art wieder gegeben werden kann; nicht weit liegt auch die nasalisirte Form βίμβλινος (bei Hesychius) ab. Merkwürdig ist, dass dieser Wein uns später auf sicilischem und unteritalischem Boden begegnet: er kam bei Epicharmus vor, Theokrit erwähnt seiner (14, 15), der Geschichtschreiber Hippys von Rhegium erzählte, er sei von Italien nach Syrakus verpflanzt worden (Athen. 1, p. 31.); endlich findet er sich auf der ersten der beiden herakleotischen Tafeln, wenn die dort vorkommenden Ausdrücke ἁ βυβλία und τὰν βυβλίναν μασχάλαν von Mazochi, dem Herausgeber und Erklärer der Inschrift, richtig als „byblische Weinpflanzung“ gedeutet sind (das C. I. III. n° 5774 und 5775 stimmt ihm bei: *recte videtur Mazochius a vitis genere ex Byblo Phoenicia repetendo derivare, unde etiam* βύβλινος οἶνος). Dass diese Benennung indess in ein so hohes, längst verschollenes Alterthum hinaufgehe und eine Erinnerung an die Kolonien der Byblier enthalte, die die frühesten aller phönizischen waren, kommt uns nicht wahrscheinlich vor. Weniger phantastisch möchte es sein, an den Byblusstoff zu denken, da Homer dasselbe Adjectiv βύβλινος kennt; er legt es Od. 21, 391 einem Schiffsseil bei, welches also aus Papyrus-Bast gedreht war. Es fragt sich nur, wie eine Art Wein danach heissen konnte. Wurden die Beeren auf Byblus-Matten gedörrt und dann erst gekeltert, so dass sie eine Art Strohwein gaben? Oder rankten sich die Reben an Byblus-Stricken fort, wie zu Varros Zeit in der Gegend von Brundisium in Italien? Auf Letzteres würden die Worte des Hippys von Rhegium führen, bei Athen. 1, p. 31: Ἱππίας (so heisst er an dieser Stelle) δὲ ὁ Ῥηγῖνος τὴν ε ἱ λ ε ὸ ν καλουμένην ἄμπελον Βιβλίαν φησὶ καλεῖσθαι. Oder wurden sie mit Byblus-Bändern an die Stützen angebunden, so dass die Trauben sich freier entwickeln konnten? — Grotefend in den Annali dell' inst. VII. p. 275 und nach ihm Göttling zu der o. a. Stelle des Hesiod leiten auch den etruskischen Namen des Bacchus Phuphluns von βύβλινος ab; wir lassen diese Vermuthung dahingestellt, da sich weder für noch wider dieselbe etwas sagen lässt. — Welche Bewandniss es mit dem von Homer an zwei Stellen (Il. 11, 638. Od. 10, 235) genannten, zum Weinbrei oder Mischtrank dienenden p r a m n e i s c h e n Wein eigentlich hatte, und ob dieser Name eine Art Rebe oder Bereitungsart oder eine Gegend und welche bezeichne, wussten die

späteren Erklärer offenbar eben so wenig, als was der *βίβλινος οἶνος* eigentlich sei, obgleich es an Vermuthungen und Behauptungen nicht fehlte (s. besonders Athen. 1, p. 30) und der pramneische oder pramnische Wein auch in der nachhomerischen Zeit hin und wieder erwähnt wird, z. B. von dem Komiker Ephippus:

φιλῶ γε πράμνιον οἶνον λέσβιον

(Athen. 1, p. 28). Erinnert man sich des thracischen oder eigentlich päonischen aus Hirse mit Zusatz von *κονύζη* gebrauten Mischtrankes *παραβίη*, dessen Hecatäus Erwähnung that, so wird man von der Vermuthung beschlichen, das Adjectiv pramneisch stelle nur eine andere Form desselben thracischen oder phrygischen Wortes dar.

17.

Gehörte *οἶνος*, *vinum*, wie zuerst Pott aufgestellt hat, in eine Reihe mit *viere*, *vîtis*, *vîtex*, *vîmen*, *vitta*, *ἰτέα*, *ἴτυς* u. s. w., so hätten die Griechen und Lateiner aus einer einheimischen Wurzel, die winden, ranken bedeutete, vermittelst eines participialen *n* ihre Benennung des Weines gebildet. Allein da 1) das Getränk sowohl durch die mannichfache technische Procedur, deren Ergebniss es ist, als durch Wirkung und Eigenschaften zu weit von der Pflanze absteht, um nach deren rankender Natur benannt zu werden; 2) bei Uebertragung dieser Kultur von Volk zu Volk zuerst das fertige Produkt eingeführt und mit dem fremden Namen benannt, nachher erst der Anbau selbst gelehrt wird — wo sich dann leicht jüngere Wörter wie *οἴνη*, *οἰνάς*, *οἴναρον* u. s. w. ergeben; 3) die Wurzel, zu der *vitis* gehört, überall Neigung zeigt, sich durch einen Dental zu erweitern, die Suffigirung eines *n* aber ganz vereinzelt in dem griechisch-lateinischen Worte *οἶνος*, *vinum* dastünde; endlich 4) die nahe Uebereinstimmung des semitischen Wortes nur durch Entlehnung von Seiten der Griechen, die mit der Sache auch den Namen empfingen, ihre Erklärung findet; — so wird mehr als wahrscheinlich, dass *vinum* nur zufällig an *vitis* anklingt, jenes ein Fremdwort, dieses ein einheimisches mit der Bedeutung: „biegsames Gewächs" ist. Auch die Germanen entlehnten das Wort Wein, benannten aber die Rebe deutsch (ahd. *repa*). — Curtius, Grundzüge, 2. Aufl., S. 350, sagt: „Warum die Frucht der Ranke nicht selbst ursprünglich Ranke genannt sein sollte, ist nicht abzusehen. Das litauische Wort bietet die schlagendste Analogie" (nämlich *apvynys* Hopfenranke, Plur. *apvynei* Hopfen). Schlagend wäre die Analogie, wenn in irgend einer Sprache das Bier nach der stachlichten Natur der Aehre benannt wäre: so aber ist jener litauische Bedeutungsübergang ungefähr derselbe wie in *awiza*, Haberkorn, Plural *awizos* Haber und wie in hundert ähnlichen Fällen. Dass der durch Gährung gewonnene, berauschende, durchsichtig rothe oder weisse Trank jemals den Namen Ranke hätte führen sollen, erscheint uns geradezu lächerlich.

Auch Mommsen hält unter Anlehnung an eine angebliche sanskritische Verwandtschaft für wahrscheinlich, dass das in Italien einziehende Urvolk den Weinstock schon mitgebracht habe (an mehreren Stellen seiner Römischen Geschichte, besonders 1, 173 f. der zweiten Auflage). Allein, da der Weinbau den höchsten Grad von Ansässigkeit voraussetzt, so ist er mit den Sitten einer wandernden Horde nicht vereinbar. Völkerwanderungen in Masse sind auf der Stufe kriegerischen Hirtenlebens natürlich, bei ausgebildetem Ackerbau mit Bodeneigenthum und festen Häusern nur unter ganz besonderen Umständen und in höchst seltenen Fällen möglich, bei Baumzucht und Weinbau ganz undenkbar. Man sehe die Briten oder

die Germanen des Cäsar, ihre Rindviehzucht, ihren beginnenden, halb nomadischen Ackerbau, ihre aus Milch und Fleisch bestehende Nahrung, ihre Bekleidung mit Fellen u. s. w. Glaubt man, sie hätten Weinbau treiben können, der so viel Sorge für die Zukunft, so viel Vermittelungen der Kultur bedingt? Sie, die wahrscheinlich nur Sommerkorn bauten, da die Wintersaat schon einen zu feinen Plan und eine zu weite Berechnung voraussetzt (Roscher, Ansichten der Volkswirthschaft, Leipzig und Heidelberg 1861: Ueber die Landwirthschaft der ältesten Deutschen, S. 75 ff. — v. Sybel, Kleine historische Schriften, 1863, S. 35 ff.), sie hätten sich mit Rebstöcklingen befassen können, die erst nach Jahren die ersten Beeren tragen? Nun stand aber das in Italien einbrechende Wandervolk gewiss auf keiner höheren Lebensstufe, als die Germanen der ältesten Geschichte, eher auf einer niedrigeren: sie kamen mit Rindern, Schweinen und steinernen Aexten, aber sicherlich nicht mit dem Weinstock. Der Unterschied in der Entwickelung der grossen Völkergruppen Europas besteht nur in dem früheren oder späteren Eintreten in bestimmte Phasen der Kultur: die Griechen wurden vom Orient aus angeregt, die Italer von den Griechen; die Kelten wandten sich zum Acker-, Städte-, Wege- und Brückenbau um Jahrhunderte später, als die graecoitalischen Stämme, von denen sie Mancherlei lernten; wieder um Jahrhunderte später die Germanen, die unterdess die civilisirende Einwirkung der Kelten erfahren hatten; noch später im Rücken der Germanen die Slaven unter fortwährendem Bildungseinfluss des germanischen Westens. Der Unterschied des Naturells und des Klimas versteht sich hiebei von selbst, aber gerade das Klima gebietet ein allmähliges Aufsteigen des Weinstocks von Südosten und verbietet die Herabkunft desselben von jenseit der Alpen. Dass vom Gesichtspunkt römischer Quellen und Traditionen der Weinbau in Italien als sehr alt erscheint, geben wir zu, nur fragt sich w i e alt? die Zeit griechischer Einwirkung ist für Feststellung des römischen Rituals und überhaupt für Italien — von Rom aus gesehen — immer noch eine sehr alte, eine Urzeit. Wenn z. B. der Stammgott der Sabiner, Sancus, als Winzer, *vitisator*, mit der gebogenen Sichel gedacht wurde, so wollten dieselben Sabiner doch auch von Sabus dem Lacedämonier abstammen!

18.

Der griechische Ausdruck *κάμαξ* (schon bei Homer und Hesiod) bedeutete nur die leichte, rohrartige Ruthe oder Stange, an die die Reben sich klammerten oder die von Baum zu Baum gezogen wurde: der Weinberg auf dem Schilde des Herakles bei Hesiod (v. 298) schwingt sich mit Blättern und *κάμακες* hin und her:

σειόμενος φύλλοισι καὶ ἀργυρέῃσι κάμαξι,

und das *ἑστήκει* in dem entsprechenden Verse der Ilias 18, 563:

ἑστήκει δὲ κάμαξι διαμπερὲς ἀργυρέῃσιν —

will wohl nur sagen, dass Rohrstützen in durchlaufenden Reihen e i n g e s t e c k t waren und die Reben h i e l t e n. Auch die jüngere Benennung *χάραξ* (wovon nach Diez das französische *échalas*), eigentlich ein zugespitzter Steckling, wird ursprünglich im Sinne von Rohr oder Ruthe gebraucht: die *χάρακες* z. B., die die fünf reichen Corcyräer bei Thucydides 3, 70 aus dem Hain des Zeus und des Alkinoos geschnitten haben sollten, können nur Ruthen gewesen sein, da die Schuldigen für jedes Stück einen Stater bezahlen sollten und die Strafe übermässig hart schien, aus einem geweihten Hain aber nicht viele Pfähle unbemerkt gehauen werden konnten. Der eigentlich griechische Ausdruck für Weinpfahl wäre *πηδός* oder *πηδόν*

(entsprechend dem lateinischen *pedare vineam*, *pedamentum*, *pedum* der Hirtenstab u. s. w., nur mit gesteigertem Wurzelvocal, buchstäblich = goth. *fotus*), aber dies Wort kam zu keiner Entwickelung: es erscheint bei Homer in der Bedeutung Fussende des Ruders; in der Stelle Il. 5, 838, wo von der buchenen Wagenachse die Rede ist, gab es eine alte Lesart πήδινος statt φήγινος (s. Eustath. zu der Stelle) und bei Theophrast h. pl. 5, 7, 6 hat Schneider nach Handschriften πηδός für den Baum, der zu Wagenachsen und Pflugbäumen dient, wiederhergestellt (s. Schneid. zu Theophr. h. pl. 4, 1, 3). — Sind die Oenotrer von den Weinpfählen benannt, so führt der Name der in Italien ältesten Traube, der *vitis Aminaea* oder *Aminea*, seltsamer Weise zu den Peucetiern, dem Brudervolk der Oenotrer. Philargyr. ad Verg. G. 2, 97: *Aristoteles in Politiis scribit Amineos Thessalios fuisse, qui suae regionis vites in Italiam transtulerint, atque illis inde nomen impositum.* Dazu die Glosse des Hesychius: ἡ γὰρ Πευκετία Ἀμιναία λέγεται. Auch nach Macrobius Sat. 3, 20, 7 war die amineische Traube nach einer Gegend benannt: *Aminea, scilicet e regione, nam Aminei fuerunt ubi nunc Falernum est.* Galenus verlegt an zwei Stellen seiner Schriften den amineischen Wein, den er wässerig, ὑδατώδης, und leicht, λεπτός nennt, in die Umgegend Neapels, de methodo medendi 12, 4: ὅ τε Νεαπολίτης ὁ Ἀμιναῖος, ἐν τοῖς περὶ Νεάπολιν χωρίοις γενόμενος, de antid. 1, 3: ὅ τε ἐν Νεαπόλει κατὰ τοὺς ὑποκειμένους αὐτῇ λόφους, Ἀμιναῖος μὲν ὀνομαζόμενος κ. π. λ. Danach besserte Voss in der so eben angeführten Stelle des Macrobius Salernum statt Falernum (worin ihm Val. Rose, Aristot. pseudepigr. p. 467 beizustimmen scheint) und verstand unter dem Peucetien des Hesychius das Land der Picentiner südöstlich von Neapel. Allein die amineische Traube war gerade in dem eigentlichen Campanien recht zu Hause. Wenn Varro die *vitis Aminea* auch *Scantiana* nennt (de r. r. 1, 58, Plin. 14, 4, 5), so ist dies Wort doch von der *silva Scantia* abgeleitet, die eben in Campanien lag. In alter wie in neuer Zeit wurde die Rebe in Campanien hoch an Bäumen gezogen, und eine *vitis arbustiva* war gerade die amineische. Letzteres geht aus den Beschreibungen bei Columella 3, 2, 8—14 und Plinius 14, 2, 4 und aus den Vorschriften der Geoponica 4, 1, 3. 5, 17, 2. 5, 27, 2 deutlich genug hervor. So konnte die amineische Traube der Gegend, in der zu Galenus Zeit der amineische Wein wuchs, ursprünglich angehören. Die Peucetier freilich, das Fichtenvolk, dachte man sich später anderswo, allein dieser Name ist ein Appellativum, mit dem der Begriff von Wald und Bäumen verknüpft wurde, und an Wäldern fehlte es Campanien auch zu Ciceros Zeit nicht, wie ausser der so eben erwähnten *Scantia* die *silva Gallinaria* am Fluss Volturnus beweist, ein noch jetzt vorhandener, aus Fichten bestehender Wald. Die thessalische Herkunft besagt wohl weiter nichts, als dass diese Traube in die älteste Zeit der griechischen Ansiedelung hinaufging. — Liest man bei Hesychius μόργιον· εἶδος ἀμπέλου und erinnert sich der von Cato *Murgentinum* genannten Rebenart, so treten auch die Morgeten, deren Name im Uebrigen von dem zugetheilten Feldmass (von μείρομαι, mit Verdickung des j in γ) gebildet scheint, zum Weinbau in Beziehung. In den zahlreichen Benennungen für Traubensorten steckt überhaupt noch manches Alterthum. Dem Namen der *visula* z. B. liegt wohl das griechische οἶσος, οἰσός, οἶσον, οἰσύα (das Adjectiv οἰσύϊνος schon homerisch) zu Grunde, französisch *osier*, bretonisch *oazil.* Sollte die *spionia* oder *spinea*, die an den Pomündungen heimisch war, auf das griechische ψινόμαι, ψινάς zurückzuführen sein, da an die altberühmte Stadt Spina zu denken allzukühn wäre? — Merkwürdig ist, wie die Verschiedenheit in An-

pflanzung und Erziehung der Reben je nach der Landschaft vom frühen Alterthum bis auf den heutigen Tag sich erhalten hat. Die Provence zieht ihren Wein noch jetzt, wie die Phocäer es gewohnt waren; die ähnliche catalonische Methode stammt von den massaliotischen Pflanzstädten; in Toskana und in der Campagna von Neapel, vom Volturno südlich, wächst der Wein an hohen Ulmen und Pappeln empor, in der Lombardei schlingt er sich an Massholderbäumchen (*opulus*, gleich *populus* in keltischer Aussprache, mit unterdrücktem anlautenden *p*, wie *athir* = *pater*, *iasg* = *piscis* u. s. w.) in Guirlanden (*rumpi*, *traduces*) fort, in den Alpenthälern bildet er weite, säulengetragene Lauben — Alles wie zur Zeit des Varro, Plinius und Columella. Den Weinbau in der baumlosen Levante schildern Unger und Kotschy, die Insel Cypern, S. 449: „Auch ohne Stütze muss der Rebenschössling sein Leben fristen, seine Trauben tragen und sie zur Reife bringen, denn woher sollte das Holz zu den Stützen genommen werden, die ihm wie in unseren Weingärten die Last der Fruchtschwere erleichterten? Dazu ist weder auf den jonischen Inseln, weder in ganz Griechenland, in Syrien und Palästina, noch hier auf der Insel (Cypern) das Material vorhanden. Wer den Orient bereiset, gewöhnt sich, dort wo der Weinstock nicht seinem natürlichen Triebe folgen und in den Wipfeln der Bäume grünen und hausen kann, ihn als eine planta humifusa in grösster Submission und Sclaverei zu betrachten.“

18a.

Etwas ganz Aehnliches erlebte Portugal noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Das in den tiefsten wirthschaftlichen Verfall gerathene Land fand eine Quelle des Erwerbs nur noch in der Weinproduction, die sich nun durch das ganze Land, auf günstigem und ungünstigem Boden, an Stelle des Ackerbaues gesetzt hatte. Der Minister Pombal befahl, in ganzen Districten, namentlich im Thal des Tajo, die Weinstöcke auszureissen und das Land mit Getreide zu besäen. Der Befehl wurde ausgeführt, denn der gewaltsame Reformator duldete keinen Widerspruch. Andere pädagogische Regierungen strebten nach ähnlichen Zielen auf weniger in die Augen fallende Weise, durch wohlberechnete Steuererhöhungen, Prämien, Verbote und Differentialzölle. Wie jung sind doch die Elementarbegriffe der Nationalökonomie, die einst als die grösste Wohlthäterin des Menschengeschlechts gepriesen werden wird!

19.

Von einem sonderbaren Vorläufer des Islam bei den Geten erzählt Strabo 7, 3, 11. Dies Volk war wie die Scythen und Thraker und nachher die Slaven wegen seiner Trunksucht berüchtigt, die jeden politischen und kriegerischen Aufschwung desselben hemmte. Da trat unter ihnen nicht lange vor Strabos Zeit (oder wie Jordanis 11 nach Dio Chrysostomus berichtet: zur Zeit von Sullas Dictatur) ein Zauberer, Namens Decaeneus, auf, der viel in Aegypten gewandert war und dort die Kunst der Weissagung gelernt hatte, und gewann ausserordentlichen Einfluss auf das Volk. Sie gehorchten ihm so blind, dass sie auf seinen Rath alle Weinstöcke im Lande ausrotteten und fortan ohne Wein lebten. Dies traf mit der Herrschaft des Königs Boerebista zusammen, der den gleichen Zweck, das Volk mannhaft zu machen, verfolgte und in der That, nach allen Seiten siegreich, ein mächtiges getisches Reich gründete, bis Parteiungen gegen ihn ausbrachen und die getische Macht wieder zerfiel. Ob die Tugend der Enthaltsamkeit sich länger er-

hielt und ob Decaeneus, wie später Muhamed, als Ersatz für den verbotenen Wein die getische Vielweiberei bestehen liess oder gar begünstigte — wird nicht gemeldet. Thraker, Geten und Daken waren ein Stamm von ungezügelter Sinnlichkeit, welcher letzteren dann wieder (worauf Müllenhoff aufmerksam macht, Artikel Geten in der Encyclopädie) von Zeit zu Zeit eine ascetische Reaction, die durch Geisterglauben genährt wurde, gegenübertrat.

20.

Das provençalisch-französische Wort *tona*, *tonne*, das sich auch walachisch wiederfindet und in alle celtischen und germanischen Sprachen übergegangen ist, aber charakteristischer Weise im Italienischen fehlt, muss aus einer der Alpensprachen stammen, dem Ligurischen oder Rhätischen. Lateinisch und italienisch giebt es ein Wort mit anderem Wurzelvocal: *tina*, Weinkübel. Nach Strabo waren im cisalpinischen Gallien ausser Pechsiedereien (in den waldigen Vorbergen der Alpen) auch ungeheure hölzerne Fässer, gross wie Häuser, zur Aufnahme des Weines im Gebrauch, 5, 1, 12: *τὸ δ'οἴνου τὸ πλῆθος μηνύουσιν οἱ πίθοι· οἱ ξύλινοι γὰρ μείζους οἴκων εἰσί.* Auch die Illyrier luden nach demselben 5, 1, 8 den Wein, den sie aus Aquileja bezogen, in hölzernen Fässern, *ἐπὶ ξυλίνων πίθων*, auf ihre Wagen. — Mit den Holzgefässen trat noch ein anderes weitverbreitetes Wort auf: D a u b e, D a u g e, welches durch alle romanischen und slawischen Sprachen geht und auch im Magyarischen, Albanesischen, Walachischen und Neugriechischen nicht fehlt. Diez, Wörterbuch 1. S. 156, führt alle vorhandenen Formen desselben auf ein der sinkenden Latinität angehörendes *doga* zurück, welches selbst wieder aus dem griechischen *δοχή* entstanden wäre. Das Wort ist in das Germanische nur vereinzelt gedrungen, wuchert aber in den slavischen Sprachen in Form und Sinn üppig, wird z. B. auf den Regenbogen am Himmel angewandt (Miklosich, die Fremdwörter in den slav. Spr., S. 83) und erhält daher als abgeleitetes Adjectiv sogar die Bedeutung b u n t. Der Verbreitungsbezirk des Wortes ist das waldreiche Donauland, und dort war auch die Sache einheimisch — wobei es immer möglich ist, dass ein griechisch-lateinischer Ausdruck, der vielleicht in der technischen und Handelssprache von Aquileja üblich war, zu Grunde liegt. Noch jetzt kommt das Holz zu den Fässern, die der Orient gebraucht, grösstentheils aus Ungarn, und auch die Reifen dazu, aus corylus pontica, werden über Konstantinopel eingeführt. — Ein dritter, in dem holzreichen, neurömischen Bezirk vielgebrauchter und begrifflich sich nach allen Seiten weit verzweigender Ausdruck ist *cupa*, ein ursprünglich griechisches Wort (*κύπη*, *κύπτω*). Als Maximinus im Jahr 238 Aquileja belagern wollte, mit seinem Heere aber einen reissenden, angeschwollenen Strom nicht überschreiten konnte, da kam ihm der ausgebreitete Weinhandel und Weinertrag Aquilejas zu Statten: er fand auf dem Lande eine Menge grosser, leerer, hölzerner Weinkufen, aus denen er sich eine Brücke baute, Herodian. 8, 4, 9: *ὑπέβαλόν τινες τῶν τεχνικῶν, πολλὰ εἶναι κενὰ οἰνοφόρα σκεύη περιφεροῦς ξύλου ἐν τοῖς ἐρήμοις ἀγροῖς, οἷς ἐχρῶντο μὲν πρότερον οἱ κατοικοῦντες εἰς ὑπηρεσίαν ἑαυτῶν καὶ παραπέμπειν τὸν οἶνον ἀσφαλῶς τοῖς δεομένοις.* Jul. Capitolinus, der dasselbe berichtet, giebt diesen ungeheuren Tonnen den Namen *cupa*, Maximin. 22: *ponte itaque cupis facto Maximinus fluvium transivit et de proximo Aquilejam obsidere coepit.* Auch die Massilier müssen solche besessen haben, denn als Cäsar ihre Stadt belagerte, wälzten sie dieselben, mit brennendem Theer und Pech gefüllt, von der Mauer auf das

feindliche Schanzwerk herab, de b. civ. 2, 11: *cupas taeda ac pice refertas incendunt easque de muro in musculum devolvunt*, wie schon früher die Bewohner von Uxellodunum in dem weinreichen Aquitanien in gleichem Fall gethan hatten, de b. gall. 8, 42: *cupas sevo, pice, scandulis complent; eas ardentes in opera provolvunt*. Von der Insel bei Salona, auf der der Dichter Lucanus die Cäsarianer belagert werden lässt, suchten diese bei Nacht auf Flössen, die sie aus leeren Weinkufen gemacht hatten, zum illyrischen Festlande zu entkommen, 4, 420:

Namque ratem vacuae sustentant undique cupae,

deren es also in dem weinbauenden Lande, dessen Gebirge noch mit Wald bestanden waren, wohl geben musste. Der Handwerker, der dem Winzer und Kaufmann solche *cupae* machte, war der *cuparius*, wie wir z. B. aus einer Trierer Inschrift sehen, bei Orelli n° 4176: *cuparius et saccarius* (der zugleich Säcke verfertigte, also für den Frachthandel überhaupt arbeitete). Bei den Barbaren diente die *cupa* auch zur Aufnahme des Bieres; dass in ihr auch Korn und Mehl verladen wurde, sehen wir aus verschiedenen Stellen der römischen Rechtsbücher. Was aus dem Worte im Mittelalter und in den neurömischen Sprachen geworden ist, davon giebt der Artikel *coppa* bei Diez ein wenn auch verkürztes Bild: das ursprüngliche Kufe und Kübel nahm die Bedeutung von Becher und Schale, Kopf und Büschel, Berggipfel und gewölbte Kuppel an. Im Deutschen stammt nicht bloss das eben genannte Kübel und Kuppel daher, sondern auch Kopf, denn nach uralter Art sind Schale und Haupt oder Schädel gleichbenannt, und der Name der Gefässe geht auf Schiff und Kahn, Haus und Sarg über. Auch der hölzerne Sarg, wie das hölzerne Haus, ist ein vor- und nachklassischer, nordischer Brauch — obgleich Sarg selbst nur eine Verstümmelung des steinernen Sarkophags ist. — Das dem lateinischen *cupa, cuppa* entsprechende griechische *βοῦτις, βούτιον, βύτις, βυτίνη* hat eine gleich mannichfache Anwendung und weite Verbreitung durch ganz Neueuropa gefunden und klingt noch heute in Bütte, Böttcher, Bouteille, franz. *botte* der Stiefel u. s. w. täglich an unser Ohr. Daher wohl auch altirisch *bothan* die Hütte, *both* das Haus, preussisch *buttan*, litauisch *buttas* das Haus, ja auch das deutsche und slavische Bude, englisch *booth*. — Unser Ohm, früher Ahm ist das entlehnte griechische *ἄμη*, lat. *hama*, unser Seidel das lat. *situla*, unser Flasche wohl in letzter Instanz das lat. *vasculum*, welches, wie man sieht, jetzt meistens ein Glasgefäss bedeutet. Auch das Glas ist, wie das Holz, ein erst im Norden und in nachrömischer Zeit zu allgemeiner und täglicher Anwendung gekommener Stoff; aus dem hölzernen Fass zapfen wir den Wein in gläserne Flaschen, die wir mit dem Korkstöpsel schliessen. Erstere sind schwerlich älter, als das fünfzehnte Jahrhundert (Beckmann, Beyträge, II, S. 485 ff.); die Kunst, die enge Oeffnung eines Gefässes mit der elastischen Rinde der Korkeiche zu verschliessen, geht gleichfalls in kein hohes Alterthum hinauf, und allgemein geworden ist sie erst seit den letzten Jahrhunderten und zwar sehr langsam. Die Korkeiche, *quercus suber*, ist in Griechenland jetzt vielleicht gar nicht mehr vorhanden, im Alterthum war sie dort selten; sie ist ein Baum des südwestlichen Europa und des gegenüberliegenden Afrika. Unter den Eichenarten des Theophrast lässt sie sich nicht mit Sicherheit constatiren; den Baum, der geschält wird und nach Verlust der Rinde nur noch besser gedeiht, versetzt er nach Tyrrhenien, also in das Land nach Westen, giebt aber zugleich an, er verliere im Winter sein Laub, was geeignet ist, uns wieder irre zu machen (H. pl. 3, 17, 1). Pausanias 8, 12, 1 führt unter den Eichen Arkadiens eine an,

deren Rinde so locker und leicht ist, dass man sie als Ankerzeichen und an Fischernetzen auf dem Meere schwimmen lässt, — also offenbar die Korkeiche, aber man hört es seinen Worten an, dass er damit eine Naturmerkwürdigkeit des Landes beschreibt, die seinen Lesern neu ist und die anderswo so nicht vorkommt. Die Römer aber hatten einen Individualnamen für die Korkeiche: *suber* und unterschieden sie unter diesem genau von den übrigen Bäumen des Waldes. Sie wenden die Rinde auch schon zu Stöpseln an, aber nur in beschränktem Mass und in einzelnen Fällen. Cato 120 giebt die Vorschrift: *mustum si voles totum annum habere, in amphoram mustum indito et corticem oppicato, demittito in piscinam;* es soll also, um den Most das ganze Jahr hindurch frisch zu erhalten, die Oeffnung der Amphora mit Kork und Pech verschlossen und das Gefäss darauf im Grunde des Wassers aufbewahrt werden. Aehnlich ist bei Horaz die weinhaltende Amphora mit einem *cortex adstrictus pice* verwahrt, Od. 3, 8, 9:

hic dies anno redeunte festus
corticem adstrictum pice demovebit
amphorae fumum bibere institutae
consule Tullo.

Deutlicher spricht Plinius über Gebrauch und Nutzen der Rinde des Korkbaumes, 16, 8, 13: *usus ejus (suberis) ancoralibus maxume navium* (zu Bojen, zu denen jetzt leichtes Holz genommen wird) *piscantiumque tragulis* (zu Flossen der Fischernetze, zu denen jetzt leichte Holztäfelchen dienen) *et cadorum opturamentis* (zu Verspundung der Fässer), *praeterea in hiberno feminarum calciatu* (zu Pantoffelsohlen, wie noch jetzt). Bei all dem war die eigentliche Verkorkung bei den Römern nur selten: das Gewöhnliche ist die Verschliessung durch Pech, Gyps, Wachs u. s. w.; darüber gegossenes Oel bewahrte, wie noch jetzt häufig in Italien, den Wein vor Berührung mit der Luft; auch eignete sich die Form der thönernen Krüge, ihr grösserer Umfang und ihre weitere Oeffnung nicht zum Verschluss durch Korkrinde. Das Verhältniss blieb das Mittelalter hindurch ungefähr dasselbe. Fässer wurden durch Holzpflöcke verspundet; kleinere Thon-, Blech- oder Holzbehälter, die man sich auf der Jagd, zu Pferde u. s. w. umhing, silberne und goldene Flaschen der Vornehmen wurden mit Zapfen desselben Materials verstopft oder zugeschraubt oder auch mit Wachs verschmiert u. s. w. Erst das Aufkommen enghalsiger, sehr wohlfeiler Glasflaschen, der sich ausbreitende Handel und die Versendung brachte in neuerer Zeit den Kork (von *cortex*, zunächst wohl vom spanischen *corcha*, französisch *liège* d. h. der leichte Stoff von *levis*) in allgemeinen Gebrauch — der uns jetzt besonders bei edleren Weinen so unentbehrlich scheint.

21.

Die ficus Ruminalis, so genannt von dem Jupiter Ruminus und der Diva Rumina, deren Namen wiederum von der *ruma* = *mamma* herstammten, also Fruchtbarkeit und Zeugung symbolisiren, s. Preller, Röm. Mythol. S. 368. Corssen, Kritische Beiträge S. 429. — Demselben Vorstellungskreise gehört der Brauch an, die Bilder des Priapus aus Feigenholz zu machen. Wie Feigenbaum und Schwein als Bilder überschwänglicher Zeugung gleiche Geltung haben, lehrt die Variante einer alten Sage bei Strabo (Hesiod. Fragm. CLXIX. Göttling.): Hesiodus erzählte, Kalchas habe in Kolophon den Mopsus, den Enkel des Tiresias, gefragt, wie viel Früchte der vor ihnen stehende Feigenbaum trage; als Mopsus die Zahl und das

Mass richtig angab, starb Kalchas in dem schmerzlichen Gefühl, einen überlegenen Seher gefunden zu haben. Dieselbe Geschichte berichtete Pherecydes, nur betraf nach diesem die Frage nicht die Menge der Früchte eines Feigenbaums, sondern die Zahl der Ferkel, die eine daliegende trächtige Sau werfen würde. Demgemäss hat man *σῦκον* und *σῦς*, *sus*, von derselben hypothetischen Wurzel *su* (*generare*) ableiten und in *ficus* eine analoge Bildung von *fi-eri*, *φύειν* finden wollen. Dieser Etymologie ist aber schon deshalb nicht zu trauen, weil die Zeit der Einführung der Feige bei Griechen und Römern eine zu späte ist, um solche primitive Wortbildungen zu gestatten. Benfey (Griech. Wurzellex. 1, 442) vermuthet Entlehnung des griechischen Wortes; gewiss mit überwiegender Wahrscheinlichkeit. Dass nach dem *σ* ein Digamma stand, aus dem der Vokal *ῦ* hervorging, lehrt die italische Wortform: *ficus* wurde aus *σϜικον*, wie *fides* aus *σφίδες* und wie *fallere* gleich *σφάλλειν*, *fungus* gleich *σφόγγος* u. s. w. ist. Da die Thebaner *τῦκα* für *σῦκα* sagten und der syrakusische Stadttheil *Συκῆ* auch *Τυκῆ* geheissen zu haben scheint, woraus durch Missverstand das spätere *Τύχη* im Sinne von *Fortuna* entstand, so hält Ahrens (de dial. dorica p. 64) *τϜικον* für die Urform. Oder wechselte s und t mundartlich schon in der Sprache, von welcher die Entlehnung geschah, wie in *Sor*, *Sar* und Tyrus? Dass im Norden der griechischen Halbinsel auch bei dem verwandten *σικύα* (für *συκύα*, *συκία*?) der Anlaut als *τ* gesprochen wurde, ist aus dem slavischen *tykva* der Kürbiss zu schliessen, der den Slaven doch aus den Donaugegenden zukam. Die gothische Benennung für Feige: *smakka*, nach welcher Kuhn, Zeitschr. 4, 17, auch für die Griechen eine Urform *sFakva* annimmt, ist wohl nur eine Umbildung in gothischem Munde, da das lange *ῦ* nicht in den gothischen Vocalismus passte — wenn die Umformung nicht schon in der Sprache der den Namen vermittelnden Nordstämme der Balkanhalbinsel vorgenommen war. *M* für *β* zu sagen, war barbarische Sitte, Steph. Byz. *Ἀβάντις. τὸ Ἀβαντία θηλυκὸν, ὅπερ κατὰ βαρβαρικὴν τροπὴν τοῦ β εἰς μ Ἀμαντία ἐλέχθη παρὰ Ἀντιγόνῳ ἐν Μακεδονικῇ περιηγήσει.* So wechselte *Ἀμυδών* (Stadt der Päoner schon bei Homer) mit *Ἀβυδών*, Albanien lautet bei Ptolemäus vielleicht *Ἀλμήνη*, der Fluss *Βόγγρος* bei Herodot heisst hernach Margus, heut zu Tage Morawa, Bellerophontes wird in Italien zu Melerpanta u. s. w. Auch p und v werden zu m: *ἀπαλός* hiess macedonisch *ἀμαλός*, der Fluss Tilaventum ist der heutige Tagliamento u. s. w. So konnte das ursprüngliche Digamma in *σῦκον* den Gothen, als sie an die Donau gezogen waren, in Gestalt eines m mit dem Hülfsvokal a entgegenklingen. Die hinter den Gothen wohnenden Wenden konnten die Feige, natürlich in getrockneter Gestalt, nur durch Vermittelung der ersteren erhalten, und der slavische Name (altslavisch *smokŭvĭ*, *smoky*, *smokva*) ist folglich dem gothischen nachgesprochen, zu einer Zeit, wo die Assimilation von kv zu kk noch nicht erfolgt war. Wir bemerken noch, dass der wilde Feigenbaum, *ἐρινεός*, von dem aber die Kulturfeige nicht abgeleitet werden kann, schon bei Homer vorkommt, und dass sein Name mit dem der Frucht, *ὄλυνθος*, vielleicht etymologisch eins und dasselbe ist.

22.

Die griechischen Benennungen *ἐλαία*, *ἔλαιον*, wahrscheinlich fremder Herkunft, sind in römischem Munde *oliva*, *oleum* geworden (s. Fleckeisen in den Neuen Jahrbb. für Phil. und Pädag. 1866. 1), und die letzteren Namen finden sich dann weiter in allen europäischen Sprachen, unter verschiedenen Formen, die Diefen-

bach, Goth. W. 1, 36 f. gesammelt hat. Diefenbach sowohl, als Benfey und Grimm Gr. 3, 559 sehen darin, wie billig, Entlehnungen; nur Curtius, Grundzüge 1, 326, erste Aufl., war geneigt, hier Urverwandtschaft anzunehmen: „die Verschiedenheit der Vocale, wie die des Suffixes lässt eher Urverwandtschaft vermuthen.“ In der zweiten Auflage ist auch er für Entlehnung, hauptsächlich weil der vorgeschlagene Vokal nur im Griechischen, nicht in den andern Sprachen seine Erklärung finde. Die reale Schwierigkeit also, dass nämlich z. B. die Litauer ihr *alejus* womit sie einst weit, weit im Herzen Asiens das Product des Oelbaums benannten, in den Fichtenwäldern und auf den gefrorenen Sümpfen am Memelflusse viele Jahrhunderte oder gar Jahrtausende lang sollten im Gedächniss behalten haben, — diese Schwierigkeit würde ihn auch jetzt nicht abgehalten haben, in dem Worte Urgut zu erkennen! — Da der Gothe kein kurzes o oder e besass und dieses naturgemäss zu a wurde, so ist *alev* Öl, *alevabagms* Ölbaum dem lat. *oleum* oder gr. *ἔλαιον* ziemlich genau nachgesprochen.

23.

A. de la Marmora, Itinéraire de l'île de Sardaigne, Turin 1860, 2. p. 353. sagt von dem sardinischen Ölbaum: „*On s'exprimerait mal, à mon avis, si l'on voulait parler de l'introduction qu'on y aurait faite de cette plante puisque ce pays est visiblement sa patrie naturelle.*“ Diese Bemerkung des trefflichen Naturforschers ist zwar historisch unrichtig, beweist aber, wie üppig der Baum in dem neugewonnenen europäischen Kulturbezirke gedeiht. Auch auf Corsica stehen jetzt herrliche Olivengruppen, und doch hatten die Römer Mühe den Baum dahin zu verpflanzen, ja, wenn wir Senecas Rhetorik glauben wollen, fehlte zur Zeit dieses Schriftstellers der Ölbau noch gänzlich auf der wilden Insel, Epigr. super exilio 2, 3. 4:

Non poma auctumnus, segetes non educat aestas,
Canaque Palladio munere bruma caret.

Selbst auf Sardinien sah sich die Regierung veranlasst, demjenigen den Adelstitel zu versprechen, der eine Anzahl Ölbäume erzogen haben würde, wie auch die Venetianer auf ihren griechischen Besitzungen durch Belohnungen zum Ölbau aufmuntern mussten. Der wilde Ölbaum, sagt La Marmora an einer andern Stelle (Voyage en Sardaigne, éd. 2, 1, 164), bedeckt ungeheure Strecken in der Hügelregion der Insel Sardinien und erwartet nur die Hand des Impfers, um herrliche Früchte zu tragen. Ist der Baum hier, möchten wir fragen, wirklich wild oder nur — verwildert? Nach drittehalb Jahrtausenden und dem unsäglichen Kriegselend, mit dem sie angefüllt sind, ist die letztere Annahme gewiss nicht zu gewagt.

24.

Das griechische *ὄνος*, lat. *asinus*, leiten wir mit Benfey aus einer semitischen Benennung ab, der im Hebräischen *athon*, die Eselin, entspricht, wobei im griechischen Wort der aus dem Dental entstandene Sibilant als vor dem n ausgefallen angenommen wird. Curtius freilich erkennt in dem gothischen *asilus*, litauischen *asilas* und slavischen *osĭlŭ* indoeuropäisches Urgut, erklärt aber nicht, wie die litauischen Bauern dies Thier, wenn sie es jemals in Asien kannten, nicht längst sollten vergessen haben. Herodot berichtet ausdrücklich, in Scythien gebe es weder Esel noch Maulthiere, und zwar weil das Land für diese Thiere zu kalt sei (4, 129: *διὰ τὰ ψύχεα*), und fügt hinzu, die scythische Reiterei sei durch die Stimme der Esel in Darius Heer wiederholt zur Umkehr genöthigt worden. Aristoteles bestätigt

dies, mit dem Zusatz, auch bei den Kelten über Iberien sei es für den Esel schon zu kalt: de animal. generat. 2, 8: *διόπερ ἐν τοῖς χειμερινοῖς οὐ θέλει γίνεσθαι τόποις διὰ τὸ δύςριγον εἶναι τὴν φύσιν, οἷον περὶ Σκύθας καὶ τὴν ὅμορον χώραν, οὐδὲ περὶ Κελτοὺς τοὺς ὑπὲρ τῆς Ἰβηρίας· ψυχρὰ γὰρ καὶ αὕτη ἡ χώρα.* Eben so hist. anim. 8, 25: *δυςριγότατον δ᾽ἐστὶ τῶν τοιούτων ζώων· διὸ καὶ περὶ Πόντον καὶ τὴν Σκυθικὴν οὐ γίνονται ὄνοι.* Nicht anders Strabo 7, 4, 18: *ὄνους τε γὰρ οὐ τρέφουσι (δύςριγον γὰρ τὸ ζῷον)*, und Plinius 8, 43, 68: *ipsum animal (asinus) frigoris maxime impatiens, ideo non generatur in Ponto.* Da der Esel nicht sowohl ein Heerden- als ein Hausthier ist und sein Geschäft hauptsächlich darin besteht, in den begrenzten Räumen fester menschlicher Ansiedelung Lasten hin und her zu tragen (daher italienisch *somaro* der Esel d. i. Lastthier, neugriechisch *γομάρι* von *γόμος* Last, Fracht), so kann er an den ältesten Wanderzügen indoeuropäischer Hirtenstämme überhaupt nicht Theil genommen haben. Zu den Litauern wird das Wort von benachbarten deutschen Stämmen gekommen sein, vielleicht schon frühe, z. B. zur Zeit des Gothenkönigs Hermannrich, denn wie die Hausirer aus Süden zogen auch Lustigmacher (slav. *lutŭkŭ*, ahd. *lotar*, mhd. *loter*) mit Eseln und darauf sitzenden Affen in den Barbarenländern umher; auch die ersten christlichen Sendboten konnten die Kunde des Thieres verbreiten, denn der Esel fand sich in den Erzählungen der Bibel häufig und war vielleicht auf rohen Bildern aus der heiligen Geschichte zu sehen. Auch das slavische Wort ist gothischen Ursprungs. Das gothische *asilus* selbst aber stammt unmittelbar aus dem Lateinischen, mit der gewöhnlichen Verwandlung des n in das der deutschen Zunge geläufigere l. Ganz ebenso wurde aus lat. *catinus* das goth. *katils*, slav. *kotlŭ*, aus *lagena* ahd. *lagella*, mhd. *lägel* Fässchen, aus *organum* Orgel, aus *cuminum* ahd. *chumil* Kümmel. Andere deutsche Sprachen haben eine Nebenform, bei der das lateinische n erhalten ist. Von dem celtischen *assal* urtheilt auch Whitley Stockes (Irish glosses 296), es könne nach den Lautgesetzen kein einheimisches Wort sein, sondern müsse aus dem Lateinischen stammen; an einer späteren Stelle (S. 159) fügt er hinzu, auch *ὄνος* und *asinus* scheinen nicht indoeuropäischer, sondern orientalischer Herkunft. — In den sog. Terramara-Lagern von Parma, die der Bronzezeit angehören, wurden nur in den oberen Lagen und zwar nur zweifelhafte Knochen vom Esel angetroffen (Mittheilungen der Antiquarischen Gesellsch. in Zürich, Band XIV, S. 136). Der Esel erschien also in jener Gegend Italiens später als die Bronze.

25.

Das lat. *mūlus* wird mit Wahrscheinlichkeit von dem griechischen *μυχλός*, Zucht- oder Springesel, abgeleitet, wobei der Ausfall des *χ* sich in der Länge des Vocals reflectirt. *Μυχλός* war nach Hesychius ein phocäisches Wort und die Phocäer sind ja die Seefahrer und Colonisatoren des Westens. — Das albanesische auch in's Walachisehe übergegangene *muške* (v. Hahn, Albanesische Studien, III, S. 78), welches aus *μυχλός* entstanden sein muss, giebt wiederum die Erklärung für das kirchenslavische *mĭskŭ*, *mŭska*, *mĭstę* (*ἡμίονος*, *mulus*). Letzteres aus *mésiti*, polnisch *miesić* u. s. w. = mischen abzuleiten, gestatten die Lautregeln nicht; auch ist das letztgenannte Verbum sicherlich ganz eben so entlehnt, wie das ahd. *miscjan* aus dem lateinischen *misceo*. Die heutigen Russen haben ihre beiden Ausdrücke für Maulthier: *ischak* und *loschak*, eben so wie ihr Wort für Pferd, von den Tataren genommen. Wäre uns die Sprache des grossen thracisch-illyrischen

Volksstammes erhalten, der gewiss schon in sehr alter Zeit eine Menge Kulturbegriffe nach Norden hin vermittelte, wir würden in der Urgeschichte Europas bei Weitem klarer sehen. Manches, was uns jetzt mit dem Schein der Urverwandtschaft täuscht, würde sich dann, wie wir glauben, als Kulturwanderung erweisen. — Die beiden Namen für Esel, Pferd, Maulthier: *mannus* und *buricus*, deren wechselnde Formen Diefenbach, Origines europaeae, S. 378 f. gesammelt hat, scheinen celtischer oder iberischer Herkunft: wie wenn sie nichts als populäre Entstellungen von *ἡμίονος* und *ὀρεύς* (mit Digamma, welches sich als *β* darstellt: *Βορέας* = Bergwind, *Ὑπερβόρεοι* = *Transmontani*) und über Massalia und die spanisch-griechischen Städte mitsammt dem Thiere selbst in den ligurischen und iberischen Westen gedrungen wären? — Das lateinische *hinnus* für den Abkömmling von Hengst und Eselin (Varro de r. r. 2, 8, 1: *ex equa enim et asino fit mulus, contra ex equo et asina hinnus*) ist gleichfalls griechischen Ursprungs: *ἴνος*, *ἴννος*, *γίννος*. Wenn das *γ* hier einem alten Digamma entspricht, so ist die Einwanderung des Wortes nach Italien in eine verhältnissmässig späte Zeit zu setzen, was auch ohnehin der Natur der Sache nach — da diese Art Paarung wenig gebräuchlich war — wahrscheinlich ist.

26.

Uebersieht man die Tafel der Ziegennamen bei Grimm, Gesch. d. d. Spr., S. 35 f., und die reiche Zusammenstellung von Pott in Kuhn und Schleichers Beiträgen, IV. S. 68 ff., so wundert man sich über die grosse Verschiedenheit, die doch wieder von einzelnen kürzeren Verwandtschaftsreihen unterbrochen wird. Da vorhandene Lautverschiebung noch kein Beweis gegen Entlehnung ist, so könnte das angelsächsische *hâfer*, das gothische *gaitei* u. s. w. immer noch in früher Zeit aus dem Lateinischen erborgt sein. Da im griechischen *αἴξ*, *αἰγός* das *j* in die erste Silbe hinübergesprungen ist — eine im Griechischen nicht seltene Erscheinung (Leo Meyer, Vergl. Gramm. I. S. 270 ff.) — und *αἰγός* also für *ἀγjος* steht, da ferner im litauischen *ożys (caper) ożka (capra)* das *ż* = *gj* ist, so hindert nichts, beide Namen dem sanskritischen *agâ* Ziege gleichzusetzen. Erweist sich das Wort auf diese Art als ein gemeinarisches, so folgt übrigens noch nicht ohne Weiteres, dass das Urvolk die Ziege schon als Hausthier besessen habe; es konnte irgend ein springendes Jagdthier mit einem Namen benennen, der später bei Bekanntwerden mit der zahmen Ziege auf diese überging — eine Möglichkeit, deren sich diejenigen, die so sicher aus dem Vorhandensein gewisser gemeinsamer Wörter auf den Kulturstand des primitiven Stammvolkes schliessen, in ähnlichen Fällen häufiger erinnern sollten. Movers, ganz andern Spuren und Combinationen folgend, sucht die Herkunft der Ziege aus dem gebirgigen Theil des nördlichen Afrika zu erweisen (Phöniz. II, 2. S. 366 ff.). Neuere Zoologen sind über die Urheimath unserer Hausziege nicht einig. Die Alten erwähnen hin und wieder wilder Ziegen in Griechenland und Italien. Allein Ziegen verwildern leicht und vermehren sich dann schnell. Auf der Insel Cerigo waren im siebzehnten Jahrhundert alle Einwohner von den Türken ermordet oder weggeschleppt und die Wohnungen niedergebrannt worden. Nur einige Ziegen waren entflohen. Fünfzehn Jahre später hatten sich diese zu vielen Tausenden vermehrt, waren aber so wild wie Gemsen geworden (Beckmann, Literatur der älteren Reisebeschreibungen, 1, 547). La Marmora hatte viel von den wilden Ziegen auf der kleinen Insel Tavolara bei Sardinien gehört, die nichts als ein ungeheurer Block von kohlensaurem Kalk ist. Nachdem er nicht

ohne Mühe und Gefahr einige dieser Thiere erlegt, ergab die Untersuchung, dass die wilden Ziegen nichts als — verwilderte zahme waren (Voyage en Sardaigne, Ausg. 2, I, 171). Gewiss aber ist, dass die Ziege in den Felsenlabyrinthen der griechischen Inseln, Siciliens, Sardiniens, Calabriens, so wie in Palästina und am Atlas sich heimischer fühlt, reichlichere Milch giebt und einen stattlicheren Wuchs erreicht, als in den nebligen, gras- und waldreichen Niederungen, auf denen in der Urzeit die germanischen und lituslawischen Stämme ihre Rinder weideten. Nach einer Berechnung vom Jahre 1863 besass das heutige Italien: 3 Millionen Stück Grossvieh, 1 Million Pferde, Esel und Maulthiere, 3 Mill. Schweine und — 41 Millionen Ziegen!

27.

Die linguistische Seite der Bienenzucht erschöpfend wie immer von Pott behandelt in Kuhns und Schleichers Beitr. II. 265 ff. — Slav. *ulei* (Bienenstock), lit. *awilys* sind nur durch Entlehnung aus lat. *alveus* zu erklären; *lv* wurde in *vl* umgestellt. Die Entlehnung fand in der Epoche Statt, wo das Honigsammeln in den Wäldern in künstliche Bienenzucht überging. Der Südosten von Europa, die Abhänge der Karpathen und die sich anschliessenden Ebenen waren von Urbeginn eine grosse Lindenwaldung, die noch in historischer Zeit einen unermesslichen Honigertrag lieferte und in der die unterdess eingerückten Slaven hausten und schmausten. Bei steigender Kultur des Bodens hatte jeder Zeidler sein bestimmtes Revier im Walde, und die Honigbäume wurden gezeichnet. Ganz spät erst fanden sich von Süden und Westen her Bienenstöcke, *alvei*, *alvearia*, bei den Häusern und in den Gärten ein, indess gleichzeitig der Wald immer weiter rückte.

28.

Bacmeister, Allemannische Wanderungen, 1, S. 61: „Ein Gegensatz zwischen römisch und deutsch liegt auch in den Ortsnamen Mauern und Zimmern. Der Germane hat nicht Stein gemauert, sondern Holz gezimmert. Die Mauer, ahd. die *mûra*, *mûrî* (dat. pl. *mûrom*, *mûron*), mhd. *mûre*, *mûr* (*miure*) ist sammt der Kunst den Römern abgelauscht, und nicht alle, aber viele Namen gewiss, gehen auf römisches Mauerwerk zurück. Die gothische Bibel übersetzt Grundmauer und Stadtmauer mit *grundu-vaddjus* und *baurgs-vaddjus* (fem.). Das ist die deutsche Wand, und *vaddjus* hängt wohl zusammen mit dem gothischen *vidan* (*vadjan*) binden, war also die aus Flechtwerk gefertigte Umzäunung, die Fenz (Tac. Germ. 16). Für bauen verwendet der Gothe das Wort *timrjan* zimmern.“

Wir konnten im Text das Thema von der Baukunst natürlich nur flüchtig berühren, obgleich es bei eingehender Behandlung die fruchtbarsten Gesichtspunkte eröffnen würde. Woher stammt z. B. das gothische *razn domus*? Wie dieses, ist auch *hus* das Haus (allen übrigen deutschen Sprachen gegenüber ist es schwer, in dem gothischen Wort kein langes u anzunehmen) ein noch unaufgelöstes Räthsel; wir halten es für ein aus einer iranischen Sprache geborgtes Wort (vergl. Lerch, Forschungen, S. 88 und 103), wie auch das vielbesprochene Gott, goth. *guth*, aus derselben Quelle stammen muss. Die iranischen Stämme auf europäischem Boden haben in Kultur und Religion grösseren Einfluss geübt und in den Sprachen mehr Spuren hinterlassen, als bisher beachtet worden ist. Da die Slaven viel von den Sitten der Sarmaten angenommen und z. B. ihren alten Namen Gottes mit dem iranischen vertauscht hatten, wie hätten die Germanen sich dieser Einwirkung, die

ihnen auf mehr als einem Wege zukommen konnte, entziehen sollen? Nicht alle Scythen waren ein nomadisches Wagenvolk; einzelne ihrer Abtheilungen, die *Σκύθαι ἀροτῆρες* und *γεωργοί*, bauten den Boden und betrieben Getreidehandel. Die frühgegründeten milesischen Kolonien am Pontus mussten so bildend und erziehend auf sie wirken, wie Massilia auf die Kelten, und dass die Landsleute des Anacharsis wenigstens ein entwickeltes Göttersystem besassen, geht aus Herodots Angaben klar genug hervor. Doch statt diesen Gegenstand weiter verfolgen zu wollen, tragen wir lieber hier noch einen bedeutungsvollen slavisch-germanischen Wortstamm nach: ahd. *sal, sala,* ags. *salo, sele,* altn. *salr,* goth. *saljan* einkehren, *salithvos plur.* Herberge, altsl. *selo fundus, ager, tentorium* (welches von *sedere* u. s. w. sich nicht ableiten lässt), *selis'te tentorium, selitva habitatio* u. s. w. Auch hier ist wohl Entlehnung im Spiel, die wenigstens bei *selitva,* verglichen mit goth. *salithva,* unzweifelhaft scheint.

28a.

Wenn die Behauptung Partheys (in seiner Ausgabe von Plut. de Iside et Os. S. 158) richtig ist, dass bei den allerältesten Mumien noch Hüllen von Schafwolle angewendet sind und erst von der 12. Dynastie an leinene Binden sich finden, die von da an im allgemeinen Gebrauch blieben, so ist auch in Aegypten der Flachsbau erst eine verhältnissmässig jüngere Kulturerwerbung. Wir würden dies auch ohne direktes historisches Zeugniss annehmen müssen, denn Aegypten war bei der ersten Besitzergreifung gewiss ein Weide- und Baumland, ein Land der *νομοί,* wozu es die Natur gemacht hatte; nur das ist bemerkenswerth, dass danach die Sitte der Einbalsamirung, die Entwickelung höherer politischer Ordnung u. s. w. der Bekanntschaft mit der Leinpflanze vorausging. — Auch in einem altchaldäischen Grabe — also aus einer Zeit, die dem Reiche Babylon vorausgegangen sein soll — wurden angeblich Stücke Leinwand gefunden, Journal of the R. Asiatic Society, t. XV. p. 271: „*Pieces of linen are observed about the bones, and the whole skeleton seems to have been bound with a species of thong.*“ Aber war es wirklich Leinwand und nicht vielmehr Geflecht aus irgend einer bastartigen Pflanze?

29.

Die Zahl der Fäden 360 entsprach offenbar der Zahl der Tage des ältesten Jahres (Peter von Bohlen, das alte Indien, 2, S. 270). Der Aegypter war so tief in Symbolik befangen, dass nichts für ihn ausserhalb der Religion lag, dass er das Realste, was es geben kann, die nach äusseren Verstandeszwecken verfahrende Technik des Handwerks, durch Mystik heiligte und an den Himmel knüpfte. Was politische und wissenschaftliche Romantiker des neunzehnten Jahrhunderts gesucht und als Forderung aufgestellt haben, christlicher Staat, christliche Volkswirthschaft, Astronomie u. s. w., war im alten Aegypten wirklich einmal vorhanden. Göthe, Farbenlehre, Zur Geschichte der Urzeit: „Stationäre Völker behandeln ihre Technik mit Religion.“ Interessant aber ist, dass in dem Bericht des Plinius, fünfhundert Jahr nach Herodot, statt der Zahl 360 schon 365 erscheint, eine stillschweigende Verbesserung der Sage, durch welche zugleich die obige Deutung bestätigt wird. Auch die beiden ägyptischen Masse, die den Namen *hinn* und *kiti* führten, wurden in je 360 Theile zerlegt (Lepsius in der Zeitschrift für ägyptische Sprache, 1865, S. 109), — eine mystisch-religiöse Einrichtung, da für die Praxis die Unterabtheilungen zu klein waren. — Die Webekunst, bei welcher zwei ent-

gegengesetzte Richtungen ein aus ihrer Durchdringung entstehendes Drittes erzeugen, bot übrigens der mythischen Phantasie der ältesten Zeiten von selbst das Bild zweier Naturpotenzen, eines empfangenden und eines zeugenden Princips und ihrer fruchtbaren Vermischung.

30.

Wäre die kolchische Leinwand über die lydische Hauptstadt Sardis gekommen, so hätte das Adjectiv vielmehr *Σαρδιηνόν, Σαρδιηνικόν* lauten müssen. Da Herodot sagt, die Kolchier und Aegypter webten auf dieselbe Art, *κατὰ ταὐτά,* — gab es vielleicht auch in Kolchis ein Gewebe, dessen Fäden aus 360 noch feineren bestanden, und hiess ein solches sardonisch nach dem lydischen und ganz allgemein iranischen Worte *σάρδις*, das Jahr? — Wie Herodot bringt auch ein neuerer Naturforscher den ägyptischen und kolchischen Flachs in Verbindung. Unger, Botanische Streifzüge auf dem Gebiet der Kulturgeschichte, Wiener Sitzungsberichte, Band 38, S. 130: „Die Leinpflanze ist nicht in Aegypten einheimisch, sondern daselbst eingeführt und zwar, nach der Natur der Pflanze zu urtheilen, aus viel nördlicher gelegenen Ländern, wahrscheinlich aus Kolchis." Aber letzteres doch gewiss nicht direct, sondern über Babylonien.

31.

Ritter, Ueber die geographische Verbreitung der Baumwolle u. s. w. (in den Abhandl. der Ak. der Wissensch. zu Berlin aus dem Jahre 1851), deutet S. 336 ff. die *ὀθόναι, ὀθόνια* als baumwollene Stoffe, aber ohne einen haltbaren Grund anzuführen und bloss auf eine verfehlte Etymologie gestützt. Nach H. Brandes, Ueber die antiken Namen und die geographische Verbreitung der Baumwolle im Alterthum, S. 106, bezieht sich der Ausdruck *ὀθόνη* „nicht sowohl auf einen bestimmten Stoff, als vielmehr auf bestimmte Arten oder Formen von Geweben, welche als Kleidungsstück dienen konnten." Mit anderen Worten also: die *ὀθόναι* können bei Homer sehr wohl Leingewänder sein, auch wenn späte Schriftsteller unverkennbar baumwollene darunter verstehen.

32.

Wie die europäische Urwelt in der Waldepoche sich Stricke schaffte, davon giebt uns eine Stelle der Odyssee 10, 156 ff. ein anschauliches Bild. Odysseus hat auf der Insel der Circe einen Hirsch geschossen, ein ungewöhnlich grosses Thier, und es handelt sich darum, die Beute zu den Gefährten am Meeresstrande zu schaffen. Er rafft Gezweig und Ruthen, *ῥῶπάς τε λύγους τε*, zusammen, flicht daraus einen klafterlangen, von beiden Enden wohlgedrehten Strick, *πεῖσμα ἐΰστρεφὲς ἀμφοτέρωθεν*, bindet dem Thier damit die Füsse zusammen, hängt es sich um den Nacken und trägt es so hinab zum schwarzen Schiffe. Damit vergleiche man folgendes Wort bei Nesselmann, Wörterbuch der littauischen Sprache, S. 180: *kardēlus* oder *kardēlis* ein starkes Tau zum Anbinden der Holzflösse und Wittinnen (Art Flussfahrzeuge), meist von Bast oder Reisern geflochten; das Ankertau auf grösseren Schiffen; die Drittstange am Wagen, eine junge mit einer geflochtenen Oese versehene Birke oder auch ein Strick, woran das dritte Pferd gespannt wird. Was in dem unentwickelten Litauen noch heute Brauch ist, das übten auch die Germanen in einem frühen Zeitalter. Grimm, RA. 683: „Das einfache Alterthum drehte statt der hänfenen Seile Zweige von

frischem, zähem Holz", ahd. *wit*, mhd. *wide, lancwit, widen* binden, nhd. Wiede, Langwiede, auch in den übrigen deutschen Sprachen, so wie in den celtischen und slavischen, sich wiederfindend (die verschiedenen Formen bei Diefenbach, G. W. 1, 146). Die Wiede diente zum Zusammenbinden der Dächer und der Flösse auf den Strömen, am Wagen und Joche, zur Koppelung der Thiere, zur Geisselung und als Seil beim Aufhängen der Verbrecher u. s. w. Ein gothisches *kunaveda*, ahd. *kunawithi* bedeutet Fessel, Kette, die wir uns auch ursprünglich aus Ruthen geflochten zu denken haben. In jeder Hinsicht entsprechend ist das lateinische *vitis*. Dieses Wort bedeutet nicht etwa die sich um einen Baum oder Stock rankende Pflanze — und dies hätte oben bei der Ableitung von *οἶνος* und *vinum* geltend gemacht werden sollen —, sondern, wie *vitex*, *vimen* und das griechische *ἰτέα*, ein biegsames, dem Menschen zum Winden, Binden und Flechten dienliches Gewächs. Vergil sagt *lentae vites*, wie *lenta salix*. Wie der Sclave und Uebelthäter mit der geflochtenen Wiede geschlagen wird, ja das mhd. Verbum *widen* geradezu schlagen bedeutet, so bildet bei den Römern die *vitis* in der Hand des Centurionen das Werkzeug der Züchtigung für ungehorsame Soldaten, z. B. Liv. Epit. 57: *quem militem extra ordinem deprehendit, si Romanus esset, vitibus, si extraneus, fustibus cecidit.* Ein der Rebe ähnliches Rankengewächs, die Bryonie, lat. *vitis alba*, dessen Name wahrscheinlich auf den Weinstock überging, wird von Ovid ausdrücklich mit der Weide zusammengestellt, Met. 13, 800:

Lentior et salicis virgis et vitibus albis —

und diente wie Ginster und Binse zum Korbflechten, Serv. ad V. G. 1, 165: *quoniam de genistis vel junco vel alba vite solent fieri.* Eben so ist wohl auch das ahd. *repa* die Rebe mit goth. *skaudaraip* Schuhriemen, ahd. *reif* das Seil, niederdeutsch Reperbahn, Repschläger u. s. w. verwandt, bezeichnete also ein zu Flechtwerk und Stricken dienendes Gewächs, einen Strauch mit biegsamen Ruthen, in dem das Rebhuhn zu nisten pflegt, und wurde später auf die Weinrebe nach deren Bekanntwerden angewandt. Französisch hiess und heisst die Wiede *hard*, *hart*, die zum Binden dienende Weidengerte *harcelle*, also gegen das litauische *kardelus* mit germanischer Lautverschiebung und folglich aus dem Deutschen entlehnt.

Ein Schritt weiter war es, wenn der Bast der Bäume, ein noch weiterer, wenn die Fasern der Nessel zu Seilen, Zäumen, Gürteln, Zeugen, Kleidern, Schilden u. s. w. verarbeitet wurden. Die Germanen kleiden sich in Bast, Pomp. Mela 3, 3, 2: *viri sagis velantur, aut libris arborum, quamvis saeva hieme*, und tragen Schilde von roher Baumrinde, Val. Flacc. 6, 97 (von den Bastarnen):

quos, duce Teutogono, crudi mora corticis armat.

Zu solchem Bastgeflecht diente besonders die Linde, die auch in allen Sprachen nach dieser Eigenschaft benannt ist. Das griechische *φιλύρα* heisst Linde und Bast und ist sicher mit *φλοιός* Rinde und *φελλός* Kork verwandt. Theophr. h. pl. 5, 7, 5: *ἔχει δὲ καὶ (ἡ φιλύρα) τὸν φλοιὸν χρήσιμον πρός τε τὰ σχοινία καὶ πρὸς τὰς κίστας.* Also noch Theophrast kennt den Gebrauch des Lindenbastes zu Stricken und zu Kisten. In der grossen Lindenregion Europas, in Weiss- und Kleinrussland und den an die Karpathen sich lehnenden Landschaften ist die Lindenrinde noch heut zu Tage in lebendiger Anwendung und dient je nach dem Alter des Baumes zu Wagenkörben und Flusskähnen, zu Matten, Stricken, Schuhen u. s. w. Ahd. *linta*, ags. und altn. *lind* die Linde, altn. *lindi* der Gürtel; das Lind in deutschen Mundarten so viel als Bast, Lindschleisser in der älteren Sprache gleich Seiler (Grimm RA. S. 261 und 520). Von dem deutschen Lind kann das lateinische

linteum nicht getrennt werden; auch *linter* oder *lunter* der Kahn (nicht aus *plinter* entstanden) gehört dahin, da eine Art Böte der ältesten Zeit, ganz wie die Schilde, aus Baumrinde oder aus Flechtwerk mit Leder überzogen bestanden — woraus sich die Nachricht erklärt, die Germanen hätten auf ihren Schilden über Ströme gesetzt. Nach Wackernagel würde auch das romanische *barca* die Barke aus dem niederdeutschen Borke, altn. *börkr* abzuleiten sein, doch scheint das griechische *βᾶρις*, welches vielleicht aus Aegypten stammt, das messapische *βᾶρις* und lateinische *baris* grösseren Anspruch zu haben. Das homerische nur im Dativ und Accusativ vorkommende *λιτί, λῖτα* (also für *λιντί, λίντα*) ziehen wir mit Pott gleichfalls hierher: es bedeutete ein gröberes Tuch, ursprünglich wohl eine Matte aus Lindenbast: der weggestellte Wagen wird damit bedeckt, es wird auf den Sessel gebreitet und darüber die schöne purpurne Sitzdecke, der Leichnam des Patroklus wird damit verhüllt und darüber das weisse Leichentuch geworfen. Ob wir uns dabei im Sinne des Sängers noch eine wirkliche Bastmatte oder schon ein grobes Leinenzeug zu denken haben, bleibt ungewiss. Lateinisch *tilia* Linde, *tiliae* Bast, französisch *teiller* Hanf brechen, italienisch *tiglio* Hanfrinde. Dem slavischen *lipa*, litauischen *lëpa* die Linde entspricht gr. *λέπειν* schälen, *λεπτός* zart (durchgängig von Zeugen aus Flachs gebraucht, *λεπτὰ ὑφάσματα* = linnene Gewebe), lit. *lupti* schälen, ahd. *louft, lôft* Baumrinde. Ebenso gehört lat. *liceum* ohne Zweifel in dieselbe Reihe mit lit. *lunkas*, russ. poln. böhm. *lyko* der Bast. Wie lat. *liber* beweist, war Bast auch das älteste Schreibmaterial. Mit Anbruch der historischen Zeit ist dieser vielgebrauchte Stoff überall im Verschwinden, aber manche Benennungen, die ihm gegolten hatten, gingen auf die neuen Pflanzen über, die an seine Stelle traten.

Schon dem Flachse näher stehen die Gewebe aus den Fasern der gemeinen, wildwachsenden Nessel. Sie sind bei den Halbnomaden an der Grenze Asiens und Europas, einer Gegend, die bei dem stufenmässigen Zurückweichen der älteren Culturepochen nach Osten uns oft in überraschender Weise die Gestalt Ureuropas vor Augen stellt, noch heut zu Tage ganz gewöhnlich. Die Weiber der Baschkiren, der Koibalen, der Sagai-Tataren u. s. w. verarbeiten die *urtica dioeca* nicht bloss zu Netzen und Garnen, sondern auch zu einer Art Leinwand, s. Storch, Tableau historique et statistique de l'empire de Russie, 1801, II, 249. Von den Baschkiren berichtet Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs, St. Petersburg 1801, I, S. 448: „Ihr grobes Leinenzeug zur Kleidung verfertigen sie grossentheils selbst, indem sie auch von der gemeinen grossen Nessel Garn spinnen. Diese Nessel wächst in dem fetten Erdreich bei den Wohnungen häufig und wird wie der Hanf im Herbst ausgerauft, getrocknet, danach etwas eingewässert, der Bast am meisten mit den Händen durch das Brechen der Stengel abgezogen und zuletzt in hölzernen Mörsern gestampft, bis nichts als das Werg übrig bleibt.“ Ein Handelsbetrug, der in Turkestan oft vorkommt, besteht darin, dass Nesselfäden mit der Seide verwebt werden und das Zeug als reiner Damast verkauft wird. Nestor erzählt an einer merkwürdigen Stelle, Oleg habe, von Konstantinopel wegschiffend, den Schiffen der Russen Segel aus *powoloka*, denen der Slaven Segel aus Nesseln, *kropiva*, gegeben, Schlözer, Nestor, III, S. 295 f. (Das erstere Wort erklärt Krug, Zur Münzkunde Russlands, St. Petersb. 1805, S. 109 ff. als verderbt aus „babylonisches Zeug“ d. h. Seide; vielleicht waren die Segel von Nesseln linnene mit Beibehaltung des alterthümlichen Ausdrucks, nur feinere, denn die Slaven beklagen sich, dass sie ihre gewöhnlichen groben nicht bekommen haben, die dem Sturme besser Widerstand geleistet hätten. Dass auch die Germanen Netze aus

Nesselgarn strickten, lehrt die etymologische Verwandtschaft dieser beiden Wörter, goth. *nati*, ags. *net* das Netz, ags. *netele* die Nessel u. s. w. (Grimm, D. Gr. II, 64), denn die Ableitung des Netzes von n a s s, goth. *nats*, — weil es nämlich durch Einlassen in das Wasser nass gemacht wird —, kann doch nur im Scherze vorgebracht werden.

Als der Flachs den europäischen Völkern zukam, da war es natürlich, dass die vorhandenen Namen des Bastes und der Nessel und der aus ihnen gearbeiteten Produkte auf die neue Gespinnstpflanze übergingen. So erhielt das lateinische *linteum* den Sinn von Leinwand, während im Deutschen L i n d die Bedeutung Bast und L i n d e die des basttragenden Baumes bewahrte. Ein celtisches Wort für Nessel ist kymbrisch *dynat*, *danad*, welches altkornisch *linhaden*, armorisch *linad*, *lenad*, *linaden* lautet (Zeuss, Gr. celt. p. 1117). Das Primitiv davon scheint in dem bei Dioscorides aufbewahrten dacischen *δύν* = *κνίδη*, *urtica* (Diefenbach O. E. S. 329) und mit demselben Wechsel von d und l, wie bei *dynad* und *linad*, in dem griechischen *λίνον* vorzuliegen. Ist die letztere Vermuthung gegründet, so würden die Griechen, als ihnen in vorhomerischer Zeit der Flachs und die Leinwand von Asien her zugetragen wurde, ihre Bezeichnung der Nessel und des Nesselgeflechts auf das ähnliche, wenn auch vollkommnere Gespinnst aus Flachs angewandt haben. Der ursprünglich kurze Vokal wurde mit der Zeit und in einigen Landschaften lang: *λῖνον* (der umgekehrte Vorgang wäre nach den sonst beobachteten Gesetzen sprachlicher Entwickelung minder wahrscheinlich), und so lautet das Wort bei Aristophanes Pac. 1178 und beim Komiker Antiphanes (Athen. 10, p. 455) — welch letztere Stelle Meineke mit Unrecht durch Conjectur ändert. In dieser jüngeren Gestalt ging das Wort nach Italien über: *līnum* und von da zu den transalpinischen Völkern, goth. *lein* u. s. w. — Die deutsche Sprache hat noch zwei Ausdrücke für die Pflanze selbst, beide sichtlich vom Flechten und Weben entnommen und mit Wörtern der Bedeutung H a a r sich berührend: ahd. *f l a h s* und *h a r u*, gen. *harawes* (ersteres hat im litauischen *plaukas* und slavischen *vlasŭ* den Begriff H a a r, im lit. *plauszas* den von f e i n e m B a s t; *fahs*, das Haar, die Nebenform von *flahs*, ist eins und dasselbe mit dem griech. *πέκος*, *πέσκος*, welches letztere Wort der Scholiast zu Nic. Ther. 549 erklärt: *πέσκος δὲ τὸν φλοιὸν τῆς βοτάνης*, also Bast, *πέκω* kämmen, lat. *pecto*; *haru*, altn. *hör*, der Lein, halten wir für identisch mit dem slav. *kropiva*, die Nessel). Ob das gothische *fana*, slav. *poniava* Leinwand, Zeug, aus dem lat. *pannus* und dies wieder aus *πῆνος* entlehnt, oder alle diese Wörter urverwandt sind, wollen wir nicht entscheiden. Das gothische *plats* der Lappen gehört einem sehr verbreiteten slavischen Stamme an: *plat*, *platno* u. s w., in dem der Begriff des flachen, ausgebreiteten Zeuges oder Tuches liegt.

Unter den aus Schweizer Seen aufgefischten Gegenständen haben sich auch Bündel geerndteten Flachses, Stücke linnenen Zeuges, aus Flachs geflochtene Matten u. s. w. gefunden. Da nahmhafte Naturforscher in den genannten Ueberresten wirklich die Fasern von *linum usitatissimum* erkannt haben, so dürfen wir an der Thatsache nicht zweifeln, obgleich bei Garrigou et Filhol, Âge de la pierre polie, Paris et Toulouse, s. a. 4°. p. 51 es vorsichtiger Weise nur heisst: *le lin leur était probablement connu, à moins qu'une autre plante à écorce filamenteuse* (die grosse Nessel?) *ait pu leur fournir de quoi faire des vêtements.* Je ausgebildeter der Acker- und ins besondere der Flachs- und Obstbau bei den Bewohnern jener Wasserbauten war, desto tiefer in der Zeit sind sie herabzurücken. Man bedenke wohl, das die aus dem Grunde der Seen heraufgeholten Gegenstände, so inter-

essant ihr Anblick sein mag, doch unmittelbar chronologisch nichts aussagen und dass Alles, was über die Epoche dieser Kultur vermuthet worden ist, nicht der Betrachtung ihrer Reste, sondern anderweitigen oft sehr luftigen Erwägungen und Voraussetzungen entnommen ist. Wenn es das Glück so fügte, dass sich mitten in einem dieser Flachsbündel ein massaliotisches Geldstück eingeschlossen fände, oder wenn eine gütige Fee uns einige wenige Wörter der Sprache dieser Pfahlbauer, z. B. die Namen, mit denen sie den Flachs, den Weizen, den Pflug u. s. w. bezeichneten, vertrauen wollte — welch ein heller Lichtstrahl fiele plötzlich in diese dunkle Welt! Wir würden uns nicht wundern, wenn sich dann ergäbe, dass diese räthselhaften Urmenschen mit den steinernen Werkzeugen in der Hand Niemand anders als die uns wohlbekannten Helvetier waren und dass ihr Flachs, wie ihr Weizen aus Italien stammte.

(Nachträglich erfahren wir, dass der Flachs der Pfahlbauten doch eine besondere Varietät war. O. Heer in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, XV. S. 312: „Der Pfahlbautenlein ist nicht der gemeine Flachs. Der schmalblättrige Flachs, *linum angustifolium Huds.*, der in den Mittelmeerländern von Griechenland und Dalmatien weg bis zu den Pyrenäen zu Hause ist, darf als die Mutterpflanze des kultivirten Pfahlbautenleins bezeichnet werden. Dass die Pfahlbautenleute ihren Flachssamen aus dem südlichen Europa bezogen, beweist das kretische Leinkraut“ — welches letztere sich nämlich als Unkraut unter den Flachsresten findet. Also auch danach war der Schweizer Flachsbau erst von dem italischen abgeleitet und kann die dortige Kultur nicht älter sein, als die des nächstgelegenen klassischen Landes).

33.

Movers, Phönizier, 2, 3, 157 behauptet ganz grundlos: „Hanf zu Schiffsseilen und Segeln wurde in der ausgezeichnetsten Güte in Phönizien gezogen.“ Das könnte höchstens von der Römerzeit wahr sein, wo auch der Hanf der karischen Stadt Alabanda im höchsten Rufe stand. Der an einer einzigen Stelle im Homer vorkommende Ausdruck *σπάρτα* für Schiffstaue, Il. 2, 135:

καὶ δὴ δοῦρα σέσηπε νεῶν καὶ σπάρτα λέλυνται —

lässt über den Stoff, aus dem sie gefertigt waren, im Dunkeln. Vergleicht man indess das verwandte Wort *σπυρίς*, lat. *sporta*, der Korb, so wird glaublich, dass auch *σπάρτον* aus einer Binsen- oder Ginsterart gedreht war. Aber die *σπάρτα πυκνὰ ἐστραμμένα* an den Leinwand-Harnischen der Chalyber bei Xenophon Anab. 4, 7, 15 mögen hänfenen Stoffes gewesen sein, da die Chalyber demjenigen Landstrich und Volksstamme nahe wohnten, wo der Hanf zuerst auftritt.

34.

Neben dem allgemein europäischen Ausdruck haben die Slaven ein eigenthümliches Wort für Hanf: russisch *penka*, poln. *pienka*, böhmisch *p̌enek, p̌enka.* Sie könnten dies, wie so vieles Andere, von den Scythen oder Sarmaten entlehnt haben, denn neupersisch und afghanisch *beng*, *bang* und schon zendisch *banha* Trunkenheit, *Bañga* Name des Daêva der Trunkenheit, s. Justi, Handbuch, S. 209. — Bischof Otto von Bamberg fand bei den heidnischen Slaven in Pommern viel *canapum*, s. Herbordi vita Ottonis bei Pertz, Scr. 12. p. 800.

35.

Laurus abgeleitet von *luo, lavo.* Derselben Herkunft ist *Lavinia, Lavinium, Laverna*, die angeblich mit Lorbeer umpflanzte Sühnstadt *Laurentum* u. s. w. s. Schwegler, Römische Geschichte, 1, S. 319 f. Diese Herleitung würde noch sicherer sein, wenn wir mit Benfey das griechische *δάφνη* mit *δέφω, δεψέω, δέψω* in der ursprünglichen Bedeutung benetzen, anfeuchten in Verbindung bringen dürften. Aber störend ist das thessalische *δαύχνα* in dem zusammengesetzten Worte *ἀρχιδαυχναφορείσας* bei Boeckh. C. I. n°. 1766, so wie das jetzt bei Nicander an zwei Stellen (Ther. 94 und Alexiph. 199) wiederhergestellte *δαυχνός* für Lorbeer. Andere haben das Wort daher von einer Wurzel mit der Bedeutung brennen ableiten wollen (Legerlotz in Kuhn's Zeitschr. 7, 293), wo denn der Lorbeer immer noch als lustrirender, nur nicht als durch Spühlen, sondern durch aromatische Räucherung reinigender Baum benannt wäre (Paul. Epit. ed. O. Müller, p. 117: *itaque eandem laurum omnibus suffitionibus adhiberi solitum erat*). Stände danach das *l* im lateinischen *laurus* für *d*, wie in anderen bekannten Fällen? Die Pergäer in Kleinasien sagten *λάφνη* für *δάφνη* nach Hesychius. Derselbe hat ein Wort, welches wegen der Ableitung mit *r* nahe an das lateinische heranreicht: *δυαρεία· ἡ ἐν τοῖς Τέμπεσι δάφνη.* — Wenn das griechische Wort aus einer asiatischen Sprache stammt, dann ist natürlich alle Bemühung um etymologische Erklärung aus dem Griechischen vergeblich. — Auch *μύρτος*, (*μυρσίνη, μυρρίνη, μυρίνη*) ist, weil von *μύρον, μύρρα, σμύρνα* nicht zu trennen, ein orientalisches Wort. In der ältesten Zeit wurden die Sträucher, deren Blätter und ausschwitzendes Harz zu Wohlgeruch dienten, nicht genau unterschieden. Zu den im Texte angeführten Stellen ist noch Serv. ad V. A. 3, 23 zu fügen, wo Myrene, ein schönes Mädchen, Priesterin der Venus, weil sie einen Jüngling heirathen will, von der Göttin in eine *myrtus* verwandelt wird. Dass im Namen der Myrrha, der Tochter des Cinyras, der Begriff Trauer steckt, wie Movers 1, 243 wollte, ist nach dem Obigen nicht glaublich.

36.

Der Name *Ἄμυκος* wird von A. Fick in Benfeys Orient und Occident 3, S. 126 nicht glücklich nach dem Sanscrit gedeutet.

37

Schneider zu der ang. Stelle des Theophrast bemerkt: *is (Plinius) igitur aut plura in suo libro scripta legit, aut aliunde inseruit Mithridatis nomen.* Aber den Namen des Mithridates konnte Plinius doch nicht in seinem Exemplar des Theophrast finden, der zweihundert Jahre vor Mithridates lebte!

38.

Sollte nicht umgekehrt der griechische Name *πύξος* erst von den Produkten der feineren Holztechnik und der Kunstschreinerei auf den Baum übergegangen sein? Dass das Wort zu *πτύσσω* gehört, darüber kann kein Zweifel sein; der zu Grunde liegende Begriff kann aber nicht biegsam sein, wie Benfey im Wurzelwörterbuch vermuthet, denn der Buchsbaum zeigt gerade die entgegengesetzte Eigenschaft, eben so wenig der des krausen, krummen Strauches, denn *πτύσσω* sagt gerade das Gegentheil aus: falten, schichten, fügen, zurechtlegen, aus Tafeln

zusammensetzen. Schon Homer hat *πτύχες* für die Lagen des Schildes, *ἐν πίνακι πτυκτῷ* für die Doppeltafel, auf deren innerer Fläche Zeichen eingegraben waren, Pindar *ὕμνων πτυχαῖς* für die wie bei kunstreichen Gefässen in einander greifenden Fugen der Gesänge u. s. w. Hat der Baum von solchen aus seinem Holz gefugten Kisten und Tafeln den Namen, so folgt, dass der Handel diese, so wie vielleicht Blöcke des rohen Materials, den Griechen zuführte, ehe der Baum selbst ihnen zu Gesicht gekommen war, — eine Bestätigung der im Text geäusserten Ansicht. — Der Name *Κύτωρος*, *Κύτωρον* könnte griechisch, nicht barbarisch, sein, wenn nämlich darin in äolischer Form das sehr alte Wort steckt, welches als *κότινος* bei den späteren Griechen den Oleaster, bei den Lateinern als *cotinus* irgend einen Strauch in den Apenninen bedeutete, bei den Sinopeern aber vielleicht den auf dem Gebirge wachsenden *buxus* bezeichnete.

39.

Benfey, 2, 372. Das *m* des semitischen *rimmon* ging „durch eine sehr natürliche Umwandlung" in das griechische Digamma über. Hesychius kennt noch für eine Sorte grosser Granatäpfel den Namen *ῥίμβαι*. (Wenn freilich, was er hinzusetzt, das Wort laute besser *ξίμβαι*, und die vorausgehende Glosse: *ξίμβραι· ῥοιαί. Αἰολεῖς.* sicher wäre, so würden andere Vermuthungen Platz greifen). Dasselbe semitische Wort steckt vielleicht im ersten Theil von *ὀρόβακχος* (Schol. ad Nic. Ther. 869: *λέγεται δὲ ὁμοίως ἡ ἐξάνθησις τῶν ῥοιῶν ὀρόβακχος*) oder *ὀροβάκχη* (Hesych. *ὀροβάκχη· βοτάνη τις. οἱ δὲ τῆς ῥοιᾶς τοὺς καρποὺς, οὓς ἔνιοι κυτίνους*). *Κύτινος* gilt auch für die Blüte, aus der sich die Frucht entwickelt, Schol. ad Nic. Alex. 610: *κύτινόν φασι τὸ ἄνθος τῆς ῥοιᾶς, ὅπερ αὐξηθὲν ῥοιὰ γίνεται.* Zu den Versen des Nicander, Alex. 489:

βρύκοι δ'ἄλλοτε καρπὸν ἅλις φοινώδεα σίδης
Κρησίδος, οἰνωπῆς τε καὶ ἣν Προμένειον ἔπουσι —

bemerkt der Scholiast: *οἰνωπῆς· εἶδος ῥοιᾶς καὶ οἰνάδος. καὶ προμένειον δ'εἶδος ῥοιᾶς, ὠνόμασε δ'αὐτὴν ἀπό τινος Προμένου Κρητός.* Von dem Namen der Blüte *βαλαύστιον* (wohl auch ein orientalisches Fremdwort) stammt bekanntlich das italienische *balaustro, balaustrata* u. s. w. und also auch unser Balustrade.

40.

Serv. ad V. Aen. 4, 137: *Arculum est virga ex malo Punico incurvata, quae fit quasi corona, et ima summaque inter se alligatur vinculo laneo albo, quam in sacrificiis certis regina in capite habebat: Flaminica autem Dialis omni sacrificatione uti debebat.* — Paul. p. 113. Mueller.: *Inarculum virga erat ex malo Punico incurvata, quam regina sacrificans in capite gestabat.*

41.

Fiedler (Reise, 1, 625) erzählt: „Als König Otto 1834 an den Thermopylen war, brachte ein altes Mütterchen einen stattlichen Granatapfel und wünschte dem König so viel glückliche Jahre, als Kerne sich darin befänden." Dies erinnert an Herodot 4, 143: Als Darius einen Granatapfel öffnete und gefragt wurde, von welchem Ding er eine so grosse Anzahl wünsche, als Kerne in der Frucht wären, erwiederte er, so viel Getreue, die dem Megabazus glichen, und das werde er noch höher schätzen, als Griechenland unterworfen zu sehen. Dieselbe Geschichte erzählt Plutarch (Regum et Imp. apophthegm. in.), aber mit Bezug auf Zopyrus.

42.

Solche *κρίνα* werden auch die Lilien sein, die man auf assyrischen Basreliefs gefunden haben will (G. Rawlinson, the five great monarchies, 1, 440), so wie diejenigen, nach deren Bilde die Säulenknäufe des salomonischen Tempels gearbeitet waren.

43.

Ueber *ῥόδον*, *βρόδον* und die identischen Wörter im Armenischen, Kurdischen u. s. w. siehe die Citate bei Pott, Etymologische Forschungen, zweite Auflage, 2, 817. Das armenische *vard* führt nach Spiegel (Kuhn und Schleicher, Beiträge, 1, 317) auf ein altpersisches *vareda*, aus dem, mit Verlust des schliessenden *d*, auf regelmässige Weise das heutige, schon im Huzvâresch vorkommende *gul*, die Rose, entstand. Auch Spiegel bestreitet die semitische Herkunft des Wortes. Für unzweifelhaft persisch muss *λείριον* = persisch *lâleh* die Lilie (Benfey 2, 137) gelten. Susa, die Winterresidenz der persischen Könige, sollte von dem Lilienreichthum der Gegend den Namen haben, denn persisch *σοῦσον* = griechisch *κρίνον*.

44.

Rosa nach Pott's allgemein angenommener Deutung aus *ῥοδέα*, Rosenstrauch, wie die italische Volkssprache *Clausus* aus *Claudius* u. s. w. machte. Nur möchten wir statt des Substantivums *ῥοδέα*, wo zugleich ein Begriffsübergang vorausgesetzt wird, lieber das Adjectiv *ῥοδέα*, *ῥοδία* zu Grunde legen. Die Rose heisst seit alter Zeit *ῥοδέα κάλυξ*, schon im Hymnus an die Demeter; *κάλυξ* nämlich zum Unterschied der edlen gefüllten Rose von der wilden. Dies war so gewöhnlich, dass auch *κάλυξ* allein schon für Rose galt, daher *καλυκῶπις Νύμφη* und *κούρη*, die Nymphe oder das Mädchen mit den Rosenwangen. Umgekehrt aber liess auch wohl die Volkssprache das Substantiv weg und sagte blos *ἡ ῥοδέα* = *rosa*. — Fick, Wörterbuch der indogerm. Grundsprache, S. 152 erklärt *rosa* aus *rasa* Saft, Thau von *ars* netzen — es war gewiss ein unglücklicher Augenblick, dem diese Combination ihre Entstehung verdankt! — Die Macedonier hatten nach Hesychius ein eigenes Wort für Rose: *ἄβαγνα· ῥόδα*; Macedonien war ja für den europäischen Welttheil auch das Vaterland dieser Kulturpflanze. — Bei Zeuss, Gramm. celtica p. 1117 findet sich für *rosa* ein altkornisches Wort *breilu* (kambrisch *breila, breilw*), dessen Deutung und Verwerthung für die Kulturgeschichte wir Kennern dieser Sprache überlassen müssen. Eben so dunkel ist p. 188 die kambrische Glosse: *ffuon (rosae)*. — *Lilium* statt *lirium* ging aus dem Streben nach Assimilation hervor; die neulateinischen Sprachen fühlten hier umgekehrt das Bedürfniss nach Dissimilation und sagten *giglio*, *lirio* u. s. w., s. Diez, Etymol. Wörterbuch, s. v. Das spanische und portugiesische *azucena* für weisse Lilie stammt aus dem Arabischen und ist also ursprünglich eins mit dem alttestamentlichen *susan*, Susannah, und dem Worte, das nach Stephanus von Byzanz dem Namen der persischen Hauptstadt Susa zu Grunde liegt. Die Araber waren Garten- und Blumenfreunde. Die Neugriechen haben das Wort aufgegeben und sagen: die dreissigblättrige *τριανταφυλλεά* (Fraas Synopsis, p. 76, ähnlich schon die späteren Griechen, s. Langkavel, Botanik der sp. Gr., S. 7), welches Wort auch ins Albanesische überging;

die Lilie, *κρίνος*, führt ungefähr den alten Namen, dessen sich auch die Walachen bedienen und den die altslavische Kirchensprache gleichfalls adoptirte.

45.

S. die Prachtwerke: *Les Roses, peintes par P. J. Redouté, décrites et classées selon leur ordre naturel par Cl. Ant. Thory. Paris. 1817—24. 3 vols. gr. in 4°.* (Zweite Ausgabe: *Paris, Panckouke 1824—1826. 3 vols. gr. in 8°*, dritte: *publ. sous la direction de M. Pirolle, Paris 1828—1830. 3 vols. gr. in 8°*) und von demselben Redouté: *Les Liliacées décrites par De Candolle, de la Roche et Raffeneau-Delile. Paris 1802—1816. 8 vols. in fol.*

46.

Später haben Hartmann in der Zeitschrift für ägyptische Sprache 1864 S. 21 und Ebers, Aegypten und die Bücher Mose's, 1, S. 267 vermuthet, es könnte wohl aus irgend einem uns unbekannten Grunde den ägyptischen Malern verboten gewesen sein, Kameele abzubilden, — aber diese Auskunft ist nur erdacht, um die Ehre von Genesis 12, 16 und Exodus 9, 3 zu retten, oder vielmehr um diese Stellen mit den eigenen Hypothesen nicht in Widerspruch gerathen zu lassen. Wenn das Kameel in Aegypten vorhanden gewesen wäre, dann hätte es nicht in ganz Nordafrika bis auf die Römerzeit gefehlt, s. Barth, Wanderungen, S. 3—7. Auch die Hühner, auf die sich Ebers beruft, sind ein spät eingeführtes Kulturthier, s. unten den Abschnitt vom Haushahn. Auf die Dromedarknochen, die bei Bohrungen im ägyptischen Boden neben anderen Thierresten angeblich gefunden worden sind, ist als auf ein viel zu vages und tausend Möglichkeiten unterliegendes Argument vorläufig noch nichts zu bauen. So bleibt es dabei, dass zu der angenommenen Zeit der Pharao dem Abraham noch keine Kameele geschenkt haben kann, wahrscheinlich aus andern Gründen auch keine Esel, während das Pferd, das zwar in Aegypten erst eingeführt ist, aber in einer Zeit, die den jüdischen Erinnerungen und Aufzeichnungen lange vorausging, unter den Geschenken nicht fehlen durfte.

47.

Movers, Phönizier, Th. II. zu Anfang, ist der umgekehrten Meinung und leitet den griechischen Namen des Landes, *ἡ Φοινίκη*, von *φοίνιξ* Dattelpalme ab, da Phönizien, Palästina, Idumäa und Syrien bei den Alten für palmenreiche Länder galten. Allein, was wird dann aus *φοίνιξ* Scharlach, welches Wort doch offenbar denselben Ursprung hat? Gesenius, der geneigt war, *φοίνιξ* Purpur (vielmehr Kermesfarbe, Karmin) zum Ausgangspunkt zu nehmen (Monum. phoen. p. 338), konnte doch wenigstens eine leidliche griechische Etymologie (*φονή*, *φοινός* u. s. w.) für sich geltend machen. Wie aber soll *φοίνιξ* Palme aus dem Griechischen sich erklären lassen? Dazu kommt der entscheidende Grund, dass Homer die Phönizier längst als ein die Meere befahrendes, Handel und Seeraub treibendes Volk kennt — man erinnere sich nur der Lebensgeschichte des göttlichen Sauhirten Eumäus —, von der Bewunderung der Palme auf Delos aber noch ganz erfüllt ist. *Φοίνιξ*, der Phönizier, kann nicht anders als aus dem einheimischen Namen des Landes entstanden sein, dessen hebräische Form Kanaan, Kenaan und spätere phönizische *Χνᾶ*, *Ὀχνᾶ* uns überliefert ist. Der aspirirte Anlaut, über dessen Aussprache in so früher Zeit wir nichts wissen, sprang entweder im griechischen Munde in den Labial über oder das Wort begann in derjenigen alterthümlichen semitischen oder

halbsemitischen Mundart, die den Pelasgern, Lelegern u. s. w. zu allererst zu Ohren kam, mit einem Laute, der in Europa durch *φ* wiedergegeben wurde. Auf der Medialstufe wurde ganz so aus hebräischem Gobel, phönizischem Gybl das griechische *Βύβλος*. Dass auch eine kürzere Form in alter Zeit im Gebrauch war, geht aus dem entlehnten lateinischen *Poenus* hervor, welches griechisch *Φοῖνος* wäre.

48.

Plin. 16, 44, 89: *Palma Deli ab ejusdem dei (Apollinis) aetate conspicitur.* Also die delische Palme stand noch zu Plinius Zeit: da nun die natürliche Lebensdauer der Dattelpalme nicht so weit reicht und seit Odysseus Zeiten mehr als ein neues Exemplar das alte hatte ersetzen müssen, so mag uns dies in andern Fällen, wo lange dauernde Bäume gleichfalls von der mythischen und heroischen Epoche abgeleitet werden, vorsichtig machen.

49.

Gesenius im Thesaur. S. 345 findet im griechisch-lateinischen Palmyra eine Wiedergabe halb nach dem Sinne, halb nach dem Klange, ohne eine solche Halbirung durch irgend einen Grund wahrscheinlich machen zu können. Die Römer werden bei Eroberung Asiens den Namen doch schon vorgefunden haben, die Griechen des Seleucidenreiches aber konnten bei einer Uebersetzung sich nicht des lateinischen *palma* bedienen. Movers 2, 3, S. 253 sagt: „den Namen Palmyra halte ich für eine Corruption von Tadmor." Da aber ganz dieselbe Corruption bei dem altlateinischen Worte *palma* eintrat, so wird dieselbe wohl einen andern Namen bekommen müssen. Der Uebergang des *d* in *l* vor einem *m* liegt übrigens nahe, vergl. z. B. *καδμία*, *καδμεία* mit dem romanischen *calamine*, *giallamina*, deutsch Galmei.

50.

Dies *σπάδιξ*, *σπάδικες* — beide Vokale sind lang — ist in so fern ein merkwürdiges Wort, als es ganz in die Bedeutungen von *φοίνιξ* eintritt. Es bezeichnete den Palmenzweig, angeblich mit der daran hängenden Frucht, dann die rothe, rothbraune Farbe, endlich auch ein musikalisches Instrument. Gellius 2, 26 erklärt das Wort für ein dorisches: *spadica enim Dorici vocant avulsum ex palma termitem cum fructu* — also nicht die männliche Blütenrispe, die *σπάθη*, eher die Datteltraube; nach Plutarch. Symp. 8, 4, 3 bedeutete es den Palmenzweig d. h. das Blatt, mit dem der Sieger gekrönt wird: *καίτοι δοκῶ μοι μνημονεύειν ἐν τοῖς Ἀττικοῖς ἀνεγνωκὼς ἔναγχος, ὅτι πρῶτος ἐν Δήλῳ Θησεὺς ἀγῶνα ποιῶν ἀπέσπασε κλάδον τοῦ ἱεροῦ φοίνικος· ἢ καὶ σπάδιξ ὠνομάσθη.* Eine kürzere Form erscheint bei Hesychius: *σπᾶ· τὸ φυτὸν τοῦ φοίνικος.* Unter den Lateinern braucht das Wort Vergil von der braunen Farbe der Pferde, die sonst mit *badius*, ital. *bajo*, franz. *bai* bezeichnet wird, Georg. 3, 82:

honesti
Spadices glaucique: color deterrimus albi.

Die Alten leiteten es von *σπάω* ab, wie die obigen Stellen des Gellius und Plutarch lehren; es kann aber nicht zweifelhaft sein, dass es ein Lehnwort aus dem Semitischen ist. Eine spätere Benennung für Palmzweig, *βαΐς*, *βαΐον*, die im Neuen Testament gebraucht ist, stammt aus Aegypten: altägyptisch *bâ*, koptisch *βητ*, s. Champollion, gramm. égypt. 1, p. 59. Benfey 2, 369. Der eigentliche lateinische

Ausdruck ist das schon oben bei Gellius vorgekommene *termes*, wie die Stelle Ammian. Marcell. 24, 3, 12, lehrt: *et quaqua incesserit quisquam, termites et spadica cernit adsidua, quorum ex fructu mellis* et *vini conficitur abundantia.* Es wird vom griechischen τέρμα abgeleitet sein und den als Siegespreis am Ziel aufgesteckten Zweig bedeutet haben; die Erklärung, die in Kuhn's Zeitschr. 10, S. 198 von dem Wort gegeben wird, ist gezwungen.

51.

Cypern, die alte Station der Seefahrer, erhielt den Namen von den Cypressen, die dem nahenden Schiffer von fern winkten, oder deren Holz von hier ausgeführt ward. Bekannt ist, wie auch sonst Inseln nach Bäumen benannt sind, z. B. die Pityusen bei Spanien von der Fichte, πίτυς, oder Madeira vom Bauholz, *a materie.* Nach der Cypresse heisst auch die phönizische Stadt Berytus, also ganz wie griechisch *Κυπαρισσία.* — Ritter, der am Anfang seiner schönen Monographie annimmt, die Cypresse habe in Afghanistan ihre wahre Heimath, und von hier aus sei sie mit dem alten Glauben ursprünglich ausgegangen, ist später doch wieder geneigt, den Baum auch in Phönizien, in Kanaan, ja auf den ägäischen Inseln für einheimisch zu halten (S. 577). Würde aber dann wohl die Einbürgerung in dem verwandten Klima Süditaliens (s. weiter unten im Text) so schwierig gewesen sein, und würde dort der Baum an Wuchs und Kraft so merklich zurückstehen? Letztere Erscheinung erklärt sich leicht, wenn wir eine lange, von Afghanistan ausgehende, allmählig abnehmende Reihe voraussetzen, deren letztes Glied nach Nordwesten das Apenninenland ist. Auch dass die Insel Creta in die ursprüngliche Verbreitungssphäre eines Baumes, der in Griechenland selbst fehlte, eingeschlossen gewesen sei, ist bei der Aehnlichkeit der Naturbedingungen hier und dort nicht glaublich. Die Cypressen auf dem Libanon mögen imponirend gewesen sein, da sie sich aber mit den Riesen im Westgebiet des Indus nicht messen konnten, so erscheinen sie doch nur als secundär und von diesen abgeleitet.

52.

Auch sonst sind die Ursprungssagen von Psophis (bei Pausan. l. l. und Steph. Byz. s. vv. *Φήγεια* und *Ψωφίς*) bedeutungsvoll. Die berichtete Veränderung des Namens deutet, wie bei Kyparissia in Phocis, auf den Eintritt einer neuen Kulturepoche: der Ort, der früher *Φήγεια, Φηγία* d. h. Eichen- oder Buchenstadt hiess, und wo Alphesiboia d. h. die Rinderbringende oder Rindernährende waltete, wurde beim Uebergang zu veredelter Baumzucht *Psophis* genannt; Psophis aber war die Tochter des sikanischen Königs Eryx und gebar von Herakles, dem wandernden Vollbringer von Kulturwerken, den Echephron und Promachus. Auch hier, wie in der Sage von Meleager, tritt das einbrechende Waldleben in Gestalt des die Gärten verwüstenden Ebers auf, der von Herakles bezwungen wird. Das Halsband und der Peplos der Harmonia (Movers, 1, 509 ff.), die Psophis als Tochter des Eryx, die Verehrung der Aphrodite Erycina bei den Psophidiern, endlich die Cypressen oder Jungfrauen am Grabe des Alcmäon deuten unverkennbar auf phönizischen Einfluss. Auf welchem Wege dieser gekommen war, lehrt die Verknüpfung mit Akarnanien (in dieser Landschaft lag ein anderes Psophis; nach Akarnanien zog Alcmäon, gab dem Lande den Namen und kehrte von daher wieder) und mit Zakynthos (wo die Burg Psophis hiess und von dem Psophidier Zakynthos, dem Sohn des Dardanos, gegründet sein sollte), also mit den Sitzen der Teleboer und Taphier, beide vom

Lelegerstamme, die, wie es scheint, zuerst von Griechenland aus nach Sicilien schifften. Zum Burgbau musste der Ort Psophis frühe einladen, zufolge der eigenthümlichen Lage des Berges, die von Polybius 4, 70 genau beschrieben wird. E. Curtius (Peloponn. 1, 400) vermuthet, eine Verwandlungssage habe sich an die psophidischen Cypressen angeschlossen. Dass in der Cypresse eine weibliche Gottheit wohnt, und dass umgekehrt die Jungfrau mit der Cypresse verglichen wird, ist religiöse und Dichtersitte im Orient von der ältesten bis auf die gegenwärtige Zeit. Göthe im Westöstlichen Divan:

Verzeihe, Meister, wie Du weisst,
Dass ich mich oft vergesse,
Wenn sie das Auge nach sich reisst,
Die wandelnde Cypresse.
An der Cypresse reinstem, jungem Streben,
Allschöngewachsne, gleich erkenn' ich Dich. —

Ueber die Cypresse als mystisches Attribut handelt vom kunstarchäologischen Gesichtspunkt in Weise Creuzers die Schrift von Lajard: *Recherches sur le culte du cyprès pyramidal chez les peuples civilisés de l'antiquité*, Paris 1854, in 4°. Nach Ritter und Movers ist aus dem weitläufigen, ziemlich unkritischen Buche nichts Erhebliches zu gewinnen. Die bei den Alten zerstreuten Züge des Mythus vom Cyparissos, dem Liebling des Apollo, fasste zur Erläuterung eines pompejanischen Gemäldes Avellino zusammen: *il mito di Ciparisso*, Napoli 1841, 4°.

53.

Wir können es uns nicht versagen, zu dem Ausdruck des Plinius: *dotem filiae antiqui plantaria appellabant* folgende Stellen aus Hebels Schatzkästlein herzusetzen: „Wenn ich die Wahl hätte, ein eigenes Kühlein oder ein eigener Kirschbaum oder Nussbaum, lieber ein Baum." — „So ein Baum frisst keinen Klee und keinen Haber. Nein er trinkt still wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde und saugt reines warmes Leben aus dem Sonnenschein und frisches aus der Luft und schüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich sterben. Aber so ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit seinen Blüten, mit seinen Vogelnestern und mit seinem Segen." — „Wenn ich mir einmal so viel erworben habe, dass ich mir ein eigenes Gütlein kaufen und meiner Frau Schwiegermutter ihre Tochter heirathen kann und der liebe Gott bescheert mir Nachwuchs, so setze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein und das Bäumlein muss heissen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und ist sein erstes eigenes Kapital und Vermögen, und ich sehe zu, wie sie mit einander wachsen und gedeihen und immer schöner werden und wie nach wenig Jahren das Büblein selber auf sein Kapital klettert und die Zinsen einzieht." — Bei den Arabern in Spanien herrschte die Sitte, bei Geburt eines Kindes ein sog. Silo in den Boden auszugraben, mit Getreide zu füllen und dann luftdicht zu bedecken. Das Korn hielt sich viele Jahre in diesem unterirdischen Behälter und bildete des Kindes Eigenthum, wenn dieses erwachsen war, s. Murphy, the history of the mahometan empire in Spain, p. 262 — der sich dafür auf Jacob's travels in the south of Spain beruft.

54.

Russisch *klen*, poln. *klon*, böhm. *klen* der Ahorn; altn. *hlinr* (Schmeller 2, 465), mhd. *linboum*, *limboum*, nhd. die Lehne; altkornisch *kelin*, cambr. *kelyn*, armor. *kelen*,

kelennen (Zeuss p. 1118). Zu diesem nordischen Worte halte man die Stelle des Theophrast h. pl. 3, 11, 1: ἓν μὲν δὴ (γένος) τῷ κοινῷ προςαγορεύουσι σφένδαμνον, ἕτερον δὲ ζυγίαν, τρίτον δὲ κλινότροχον, ὡς οἱ περὶ Στάγειρα. Dies war der Name bei dem Landvolk um Stagira, wie Theophrast wohl aus dem Munde seines Lehrers wusste; vielleicht drückte die zweite Hälfte des Wortes, nach dem Anlaut τρ zu schliessen, den Begriff Baum aus. Ein anderes macedonisches Wort γλεῖνον, γλῖνον, Theophr. 3, 3, 1: σφένδαμνος, ἣν ἐν μὲν τῷ ὄρει πεφυκυῖαν ζυγίαν καλοῦσιν, ἐν δὲ τῷ πεδίῳ γλεῖνον, 3, 11, 2: καλοῦσι δ'αὐτὴν ἔνιοι γλεῖνον, οὐ σφένδαμνον, muss mit den obigen Ausdrücken verwandt sein, obgleich wir bei einer Sprache, deren Lautgesetze uns gar nicht oder nur sehr unvollkommen bekannt sind, den genaueren Zusammenhang nicht aufweisen können. — Das lateinische *acer, aceris* (für *acesis*) scheint eins mit ἄκαστος· ἡ σφένδαμνος bei Hesychius. Bekannt ist, dass unser Ahorn aus dem lateinischen *acer* oder eigentlich aus dem Adjectiv *acernus* gebildet ist; aus dem Deutschen stammt wieder das slavische *javor*.

55.

Oder bestand nur die Zunge an der Wage aus einem Stück Rohr? oder war das Messen mit dem Rohr das Erste, und wurde der Name des Rohres in der Bedeutung Norm erst von daher auf die Wage übertragen? — Das dunkle τρυτάνη, lat. *trutina* erklärt sich aus dem slavischen *trŭstĭ arundo*, wo das *s* regelrecht aus dem *t* entstanden ist, lit. *truszas*, und bedeutete also ursprünglich gleichfalls Rohr.

56.

Wir fügen hier zur genaueren Ausführung des im Text Gesagten noch einige sprachliche Bemerkungen an, wie sie uns gelegentlich sich ergaben.

Prof. Fr. Beckmann will in einer gelehrten Abhandlung über „Ursprung und Bedeutung des Bernsteinnamens Elektron (in der Zeitschr. für die Geschichte und Alterthumskunde Ermlands, I, Mainz 1860, S. 201 ff. und 633 ff.) sowohl den ἠλέκτωρ Ὑπερίων als das ἤλεκτρον und den ἀλεκτρυών von ἀλέκω, ἀλέξω ableiten, so dass allen diesen Benennungen der Begriff des Abwehrens zu Grunde läge. Ob nun mit der Bezeichnung ἠλέκτωρ der Gott ursprünglich als strahlend oder als abwehrend (etwa wie Ἀπέλλων) gedacht worden, ist für unseren Zweck gleichgültig; der Bernsteinname aber wurde sicher erst nach dem des Sonnengottes gebildet. Dass in späteren Zeiten das Elektron auch als phantastisches Heilmittel und wunderkräftiger Talisman gebraucht wurde, will gar nichts sagen, denn dasselbe geschah mit tausend andern Naturobjecten und namentlich mit allen Edelsteinen. Eben so wenig hatte die *gemma alectoria* eine behütende oder abwehrende Kraft: sie half den Athleten nur desshalb, weil sie angeblich im Magen des Hahnes sich fand und dieser ein streitbares Thier, ἀλεκτρυὼν μάχιμος, ist.

Das lateinische *gallus, gallina* stellen Pott und Leo Meyer mit dem griechischen ἀγ-γέλλω, ἄγγελος zusammen, welches dunkle Wort im Griechischen selbst nur als Rest einer verschollenen Wurzel erscheint. Dass noch um das Jahr 500 vor Chr. in Italien aus einem dort sonst nicht erhörten Verbum der Art kurzweg das Wort *gallus* gebildet worden, ist schwer zu glauben. Wahrscheinlicher hat daher Curtius vermuthet, *gallus* sei eine Assimilation von *gar-lus* aus *garrio*, γηρύω. Allein auch *gar-lus* wäre eine zu alterthümliche Bildung, da die Wurzel hier ohne das ihr

längst angewachsene Suffix, wie in *garrulus*, erschiene. Dazu kommt, dass *garrire* nie von der Stimme des Hahnes gebraucht wird, wie auch im Griechischen *γηρύειν* nicht, und dass das entsprechende, nur reduplicirte slav. *glagolati (loqui)* zu einem ganz anderen Vogelnamen dient: *galica, galka*, die Dohle, der schwatzende Vogel. Vergleicht man das lateinische *galla*, der Gallapfel, mit dem gleichbedeutenden griechischen *κηκίς*, so geräth man auf die Vermuthung, auch in *gallus* stecke ein assimilirter Guttural, und der Vogel sei onomatopoetisch als der gackernde so benannt worden. Hesych. *κάκα· κακία ἢ ὄρνεον.*

Das deutsche *hana* wird allgemein mit dem lateinischen *canere* verglichen, welches Verbum gerade vom Krähen des Hahnes gilt (*gallicinium, canorum animal gallus gallinaceus*). Dasselbe Verbum ist auch im Altceltischen vorhanden und zwar, wie das lateinische, als reduplicirendes. Im Griechischen findet sich derselbe Wortstamm in erweiterter Gestalt: *καναχή, κανάζω, κόναβος, κινυρός*, im schon angeführten Verse des Cratinus auch vom Hahn gebraucht: *καναχῶν ὀλόφωνος ἀλέκτωρ*. Bedenklich ist nur, dass von dem hierbei vorauszusetzenden Verbum *hanan* sich weder im Germanischen, noch im Litauischen und Slavischen irgend eine Spur findet, ferner dass das älteste und ächteste deutsche Wort für den Hahnengesang *hruk, hrukjan* lautet, noch bei Göthe, Adler und Taube, vom Girren der Tauben:

> Da kommt
> Dahergerauscht ein Taubenpaar
> Und ruckt einander an —

endlich dass *carmen* und *Casmena* auch die Urgestalt von *canere* ungewiss machen (nach Benfey Orient und Occ. 1, 247 stünde es für *cansere*). Danach bleibt der Zweifel, ob nicht das deutsche *hana* irgend ein entlehnter südlicher Name ist. Wenn irgendwo ein Wort im Gange war, wie das in der Glosse des Hesychius steckende: *ἠικανός· ὁ ἀλεκτρυών* (wo nur der Anfang verdorben scheint), so würde das deutsche nicht so auffallend einsam dastehen.

Zu dem armorischen, nordfranzösischen, angelsächsischen *coq, cocc*, finnischen und estnischen *kukko, kuk* stellen wir das zur Bezeichnung der jungen Brut dienende nordgermanische Wort, altn. *kyklîngr*, ags. *cicen, cycen*, häufig im Niederdeutschen, von wo es in der Form Küchlein auch ins Neuhochdeutsche gedrungen ist. Von dem gothischen *qius vivus*, nhd. *quick* und allem dazu Gehörigen sondert sich dieser Ausdruck durch die constante Verschiedenheit des Anlauts und der Vocalisirung, wenn auch bei der Nähe der Laute hin und wieder Vermischung Statt gefunden haben mag. Dasselbe Wort aber erscheint wiederum im alten Griechenland als der eigentlich populäre Ausdruck für das Singen oder Krähen des Hahnes. Sophokles nannte den Hahn *κοκκυβόας ὄρνις* (Fr. 718 Nauck.), bei Aristophanes und Theokrit, volksmässigen Dichtern, ist *κοκκύζω, κοκκύσδω* die ungezwungene Bezeichnung für den Hahnenschrei. Das oberdeutsche Göckelhahn u. s. w. mag aus dem Französischen stammen.

Ueber einen ganz anderen Landstrich, nämlich die weite slavisch-byzantinische Welt, ist ein ähnlicher, aber nicht identischer Name verbreitet: slav. *kokotŭ gallus, kokoša, kokošĭ gallina*, walachisch *cocós*, magyarisch *kakas*, albanesisch *kokós*, neugr. *κόκοτος* (mit den entstellten Nebenformen russisch *kočet* und albanesisch *kapoś*). Das Sanscritwort *kukkuta gallus* liegt räumlich und zeitlich zu entfernt, um damit in Verbindung gebracht zu werden.

Nur bei einem Theil der slavischen Völker, der sprachlich auch sonst eine besondere Gruppe bildet, findet sich altbulgarisch *pietlŭ*, serbisch *pijetao*, croatisch *petelin*, russisch (mit anderem Suffix) *pietuch*. Dem Sinne nach damit übereinstimmend litauisch *gaidys* (der Sänger, von *gëdóti* singen, woyon auch *gasli*, das bekannte slavische Saiteninstrument, die Gusli), und das albanesische *kendees* (vom Verbum *kendoig* ich singe, welches vermuthlich das entlehnte lat. *cantare* ist).

Einen altceltischen Namen des Hahnes neben *cerc* bietet das kornische Vocabularium bei Zeuss Gr. celt. p. 1114: *chelioc*, *colyek*, altirisch *coileach*. Zeuss deutet es zweifelnd als *salax*, p. 816 und 784. Das bei Marcellus Empiricus (E. Meyer, Geschichte der Botanik, II, S. 312) vorkommende *calocatanos* = *papaver silvestre* fände hier seine erwünschte Erklärung (Hahnenblume, wie *coquelicot* s. Diez s. v; nach v. Martens, Italien, 2, 40 heissen die purpurvioletten Blumen der *campanula speculum L.* in der Gegend von Verona *cantagaletti* oder *cuchetti*.)

Auch an dunkeln, ganz vereinzelten Benennungen fehlt es auf europäischem Boden nicht: so das altkambrische, kornische und bretonische *iar*, *yar* die Henne und für den gleichen Begriff das litauische *visztà*, lettische *vista*. Altpreussisch hiess der Hahn *gertis*, die Henne *gerto*, der Habicht *gertoanax*. Aus dem Lexicon des Hesychius liessen sich noch manche mundartliche, halbbarbarische Hahnennamen sammeln; *κικκός*, *κοτίκας*, *κοττός* u. s. w.

Sicher sind viele der obigen Ausdrücke nur Onomatopöien. Die Erklärung durch unabhängig von einander entstandene Klangnachahmungen reicht indess allein nicht aus. Sie widerlegt sich durch den Umstand, dasss jene Bezeichnungen offenbar reihen- und zonenweise auftreten, und durch ihre zu nahe Uebereinstimmung. Wären sie nicht gewandert, sondern auf jedem Boden von selbst entstanden, so würde sich eine viel grössere individuelle Mannichfaltigkeit zeigen, denn jedes Volk hört anders und liebt andere Lautcombinationen. Nichts spricht dagegen ein Nachbar dem andern leichter nach, als Onomatopöien, Interjectionen, Ausbrüche des Affects, emphatische und elementare Ausdrücke aller Art. Und wenn der herumziehende Handelsmann oder Arzt — diese beiden Hauptmissionäre der Kultur unter feindlichen Barbaren — und der gefangene Sclave oder das geraubte Mädchen den Hahn in ihrer Muttersprache z. B. als Sänger zu bezeichnen gewohnt waren, so werden sie ihn den Barbaren in deren Sprache, wenn sie diese zu radebrechen gelernt hatten, wohl auch nicht anders benannt und gedeutet haben. So hat sich das griechische *κλώζειν*, lat. *glocire*, *glocidare* (Columella, 5, 4: *glocientibus*: *sic enim appellant rustici aves eas quae volunt incubare*) wohl auch nicht ohne Hülfe von Entlehnung so weit durch alle europäischen Sprachen, auch durch die slavischen, verbreitet.

59.

A. Kuhn hat in einem Aufsatz, der viel Glück gemacht hat (in Webers Indischen Studien I), durch Zusammenstellung der Namen der Taube in den indoeuropäischen Sprachen den Beweis zu führen gesucht, dass das Urvolk in seinen Häusern schon Tauben gehalten habe. Aber selbst wenn die linguistischen Deductionen richtig wären (s. darüber Pott, Etymol. Forschungen, Aufl. 2, II. 1. 449 f.), so würde die Schlussfolgerung immer unbegreiflich bleiben. Giebt es denn nur Haustauben? Ganz ähnlich freilich verfährt Schleicher, wenn er im ersten Bande von Hildebrands Jahrbüchern wegen Verschiedenheit der Namen für die

Biene dem Urvolk die Bienenkultur abspricht. Hätte er consequenter Weise vielmehr gefolgert, die Biene sei damals noch gar nicht vorhanden gewesen, sondern erst später erschaffen worden, so würde die Lächerlichkeit dieser Art Rückschlüsse sogleich an den Tag getreten sein. — Das griechische *περιστερά* hat Benfey (Gr. W. II, 106) von *prî* lieben abgeleitet; da aber die angebliche Analogie von *columba, palumbus* wegfällt und *prî* im Griechischen schon in der Gestalt *φίλος* u. s. w. von ihm wiedererkannt wird, so findet dies spät auftauchende Wort damit gewiss nicht seine Deutung. Ich setze eine Vermuthung her, die nichts mehr sein soll, als eine solche, bei einem sonst unerklärlichen Worte aber gestattet sein wird. Das griechische *πτέρον, πτέρυξ* der Flügel erscheint in den slavischen und alt- und neuiranischen Sprachen mit unterdrücktem *t*: kirchenslavisch *pero penna, prati, pariti volare,* zendisch *parena, perena* Feder, Flügel, pehlvi *par,* neupersisch *par,* kurdisch *per* u. s. w., und selbst im Deutschen findet sich eine Spur dieser Form in *farn* (Farnkraut, d. h. das gefiederte), verglichen mit dem gleichbedeutenden griechischen *πτέρις*. Phrygisch, scythisch, thracisch, päonisch wird das Wort ähnlich gelautet haben und da auch sonst der Vogel durch Ableitung daraus vermittelst des Suffixes *-τρο* als der geflügelte bezeichnet zu werden pflegt, so könnte in jenen uns sonst unbekannten Sprachen auch *περιστερός* eine Bildung der Art gewesen sein, die dann von der Athosgegend her in Athen Aufnahme fand. — *Φάψ, φαβός* hat schon Pott in seinen ersten E. F. aus *φέβομαι* fürchten erklärt; in *φάσσα* muss ein assimilirter Guttural stecken, wo denn das mittelgriechische *φάχητε τὸ αἷμα τῆς φάσσης*, das mittellateinische *facha, facheta, fakecha* und selbst orientalische Benennungen in überraschender Weise anklingen würden (s. Pott in Lassens Zeitschr. IV. 28. — Diefenbach, G. W. *s. v. ahaks*). Ein altrussisches *faza, palumbes,* hält Miklosich, Fremdwörter in der slavischen Spr. S. 87, für entlehntes griechisches *φάσσα*. — Ob sich das kurdische *koter* u. s. w. (s. Pott am so eben a. O.) mit dem altcornischen *cudon,* bretonischen *kudon,* cambrischen *ysguthan,* der altirischen Glosse *ciadcholum = palumbes* (Zeuss 1113) vergleichen lässt? — Das slavische *goląbĭ* hat ein zu genau lateinisches Aussehen, als dass es nicht aus der Sprache der Weltherrscher und des Christenthums entlehnt wäre, zumal da im litauischen *gulbe* der Schwan die Form und Bedeutung vorliegt, in der allein das Wort in diesem Osten ursprünglich sein könnte. Die Erweichung des *c* zu *g*, auch sonst nicht unerhört, hat kein Gewicht gegen die kulturhistorischen Gründe, die für die Entlehnung sprechen. — Ob das räthselhafte gothische *ahaks περιστερά* den Gothen vom europäischen Westen oder vom asiatischen Osten zukam, lässt sich noch nicht ausmachen. — Das Litauische weist noch zwei Taubennamen auf, beide, wie es scheint, von nur localem Gebrauch: *karvẽlis* und *balàndis*. Ich weiss nicht, ob Letzteres zum ossetischen *balán* (nach dem andern Dialekt *balón, baluon*) gehalten werden darf; es ist auch ins Livische übergegangen (Wiedemann im Bülletin der Petersburger Akademie, 1859. S. 694), während das Lettische und das Estnische ihre Benennungen der zahmen Taube aus dem Germanischen genommen haben. — Litauer und Slaven benennen den Auerhahn nach der Taubheit: lit. *kurtinys* taub und Auerhahn, kirchensl. *gluchŭ, surdus,* russ. *glucharj,* poln. *gluszec,* slov. *hluchan* u. s. w. der Auerhahn. Da dieser Vogel aber in der Falz wirklich wie taub zu sein pflegt, so ist das Verhältniss von taub zu Taube ein anderes.

60.

Da die Worte εἰς τοὺς πύργους nicht construirbar sind, so muss ein dazu gehöriges Participuum ausgefallen sein, etwa φοιτῶσων. — Zu dieser von Varro und Galenus erwähnten Halbzucht der Felsentaube rechnen wir auch, was von Neuern über die Taube als Hausthier auf ägyptischen Denkmälern berichtet wird. Aegypten war seiner Naturbeschaffenheit nach zur Erziehung von Wasservögeln vorzüglich geeignet, aber auch die Felsentaube konnte in Oberägypten in den das Land begränzenden Klippen häufig wohnen und wurde durch Bauwerke und hingestreutes Futter leicht angelockt. Zwar bei der Krönungsscene, die Wilkinson hat abbilden lassen (Second series, pl. 76), können die vier Tauben, die als Symbol weitreichender Herrschaft nach den vier Weltgegenden ausfliegen, der Natur der Sache nach nur wilde gewesen sein, die der Bande entledigt das Weite suchen, aber das von Brugsch (die ägyptische Gräberwelt, Leipzig 1868, S. 14) beschriebene Wirthschaftsbild enthält wirklich Tauben, die gefüttert werden. Man bemerke übrigens, dass die beigefügten Inschriften sagen sollen: „die Gans wird gefüttert,“ „die Ente erhält zu fressen,“ „die Taube holt sich Futter“ — welcher letztere Ausdruck auf die eben so schüchterne, als gierige Feldtaube trefflich passt. Aber die Taube der Semiramis, die von Askalon und unsere Farben- und Racentaube — verschieden von den sog. Feldflüchtern — kann in so alter Zeit in Aegypten nicht vorhanden gewesen sein, da sie dann auch in der asiatisch-europäischen Kulturwelt nicht so spät erschienen wäre. War sie auch in Babylonien eingeführt und stammte etwa aus Indien?

61.

Wenn der Aristoteliker Clytus in seiner Schrift über Milet (bei Athen. 12. p. 540) von Polykrates erzählte, derselbe habe die Producte aller Länder auf Samos zusammengebracht: ὑπὸ τρυφῆς τὰ πανταχόθεν συνάγειν· κύνας μὲν ἐξ Ἠπείρου, αἶγας δὲ ἐκ Σκύρου, ἐκ δὲ Μιλήτου πρόβατα, ὗς δὲ ἐκ Σικελίας, so sieht man, dass der Tyrann sich die Verbesserung der landwirthschaftlichen Thierracen angelegen sein liess, was ihm dann als τρυφή verdacht wurde, aber für den Pfau ist aus dieser Nachricht nichts zu schliessen. Dieser kann nämlich aus einem entgegengesetzten Grunde nicht erwähnt sein, entweder weil er bereits auf der Insel sich vorfand, oder weil er dem Polykrates und den Samiern noch unbekannt war; auch ist er ein blosses Luxusthier, das wohl zu der τρυφή, nicht aber in den Zusammenhang der ökonomischen Bemühungen des Tyrannen passte.

62.

Da Antiphon im J. 411 hingerichtet wurde, so würden freilich die dreissig und mehr Jahre auf ein früheres Datum der Bekanntschaft Athens mit den Pfauen führen, als das von uns vermuthungsweise angenommene Jahr 441. Aber die Rede über die Pfauen rührte schwerlich von Antiphon selbst her und wurde wohl erst nach dessen Tode, wenn auch nicht lange nachher, verfasst.

63.

Indessen sagt Kapitain Speke, wie wir nachträglich ersehen, in seiner von Zanzibar aus unternommenen Reise zur Entdeckung der Nilquellen, S. 13 der

deutschen Ausgabe: „Das Perlhuhn ist der häufigste aller jagdbaren Vögel.“ War es immer dort oder wurde es eingeführt und verwilderte wie in Amerika?

63 a.

Interessant ist es zu sehen, wie im frühesten Mittelalter mit der neu auftretenden und mit grosser Vorliebe und beziehentlich Verwunderung aufgenommenen Falkenbeize der Volksmund für das sonst unbeachtete Thier sich neue Benennungen schuf, die dann von Land zu Land wanderten. Ein mittellateinischer, zuerst bei Servius auftretender Name desselben war *falco*, der in die meisten europäischen Sprachen überging; dasselbe Wort sollte nach Servius und Festus einen Menschen mit eingekrümmten Fussnägeln bezeichnen. Es scheint natürlicher, dass die immerhin seltene Missgestalt nach einem Raubvogel und dessen Krallen bezeichnet wurde, als umgekehrt dieser nach jener. Vielleicht war auch die zweite Bedeutung keltischer Herkunft. Die Einführung gallischer Wörter in das Lateinische geschah in zwei Perioden: in einer früheren, wo sie für lateinisch gelten und ihren Ursprung nur bei näherer Erwägung aller Umstände verrathen; in einer jüngern, wo die Alten selbst das bezügliche Wort als ein aus der Fremde adoptirtes bezeichnen. — *Accipiter* wurde von *accipere* abgeleitet und desshalb auch in der Form *acceptor* gebraucht, gleichsam den auffliegenden Vogel in Empfang nehmend, wie man auch Habicht mit haben in Verbindung brachte. Von *capere* wurde ein kurzes, mittellateinisch ganz gebräuchliches *capus* gebildet; die Notiz des Servius, der dies *capus* für ein alttuskisches, also nach Jahrhunderten plötzlich wieder aufgestandenes Wort erklärt, nach welchem auch die Stadt Capua benannt sei, lässt sich nur mit Kopfschütteln aufnehmen. — Mittellateinisch *gyro falco*, vom Kreisen (*gyrus, gyrare*) so benannt, ital. *girfalco*, franz. *gerfaut*, gab den Deutschen ihren Geier, s. Diez, I, 215. — Ein sehr weitverbreitetes europäisches Wort *sacer* ist, wie wahrscheinlich auch das deutsche Weihe, *ahd. wîo, wîgo, wîho*, nur eine Uebersetzung des griechischen *ἱέραξ*: mittell. *sacer*, ital. *sagro*, franz. und spanisch *sacre*, mhd. *sackers*, der Sackerfalk, mittelgr. *σάκρε*. Dasselbe Wort drang auch in den Orient: arabisch *sakr*, persisch *sonkor*, kurdisch *sakkar*, slav. *sokolŭ*, litauisch *sakalas*. — Bei Aristoteles ist *ἀστερίας*, gestirnt, gefleckt, ein Beiname des *ἱέραξ* und wird auch selbständig als Benennung einer Art Raubvögel gebraucht; dasselbe Wort erscheint ganz spät im Lateinischen (bei Firmicus Maternus) in der Gestalt *astur* (die Endung wohl durch *vultur* oder den Volksnamen *Astur* veranlasst); davon auf nicht regelmässige Weise, um dem Gleichklang mit *astro* Gestirn zu entgehen, das ital. *astore*, provenç. *austor*, altfranz. *ostor*, neufranz. *autour* (welche Formen Diez vorzieht von *acceptor* herzuleiten, wobei indess die Laute gleichfalls nicht ungestört sind), und die slavischen Habichtnamen: kirchenslav. *jastrąbŭ*, serbisch *jastreb*, *jastrob*, russisch *jastreb*, polnisch *jastrząb* u. s. w. — Der litauische und lettische Name *wannagas, wannags* für Habicht ist offenbar dem Germanischen erborgt: es ist ein heiliger Raubvogel, „dem Wannen an die Häuser ausgehängt worden, dass er in ihnen niste“ (Grimm S. 50), ahd. *wannoweho, wannunwechel*, lateinisch *tinnunculus* von *tina* Gefäss. Wanne ist das lateinische *vannus:* Wort und Sitte stammen aus Italien. — In dem im Text angeführten Buche von Layard finden sich S. 366 ff. neben ausführlichen und sehr interessanten Nachrichten über die Falkenjagd im heutigen Orient auch eine Anzahl dort gebräuchlicher Namen für Arten und Spielarten des Vogels.

Darunter ist *tschark* wohl das griechische *κίρκος*, slav. *krečet*. Dieser *tschark*, der gewöhnliche Falke der Beduinen, „greift seine Beute immer auf dem Boden an, ausser den Adler, auf den man ihn auch in der Luft stossen lässt. Er geht hauptsächlich auf Gazellen und Trappen, aber auch auf Hasen und anderes Wild.“ Also Hasenjagd mit Falken, wie bei Ktesias; bei der Gazellenjagd pflegen Windhund und Falke zusammenzuwirken.

64.

Fraas in seiner Synopsis florae classicae stellt die Behauptung auf, die Alten hätten den weissen Maulbeerbaum schon gekannt, legt aber auch hier nur die Unzulänglichkeit seiner Sprach- und Quellenkenntniss an den Tag. Aeschylus spricht nur von weissen, röthlichen und dunkelrothen Beeren, die in verschiedenen Stadien der Reife zu derselben Zeit, *ταὐτοῦ χρόνου*, am Baume hängen; Ovid erklärt in seiner Verwandlungsfabel nur den Ursprung der rothen Farbe, wie er z. B. auch das schwarze Gefieder des Raben durch Metamorphose aus dem früheren weissen entstehen lässt; die Geoponica 10, 69 lehren nur, wie man durch Propfen auf eine *λεύκη*, d. h. eine Weisspappel, den Maulbeeren weisse Farbe geben könne, ein Kunststück neben hundert andern ähnlichen, von denen diese Sammlung voll ist. Es würde sich nicht lohnen, von all' dem zu reden, wenn nicht eine botanische Auctorität, Alph. Decandolle, in seiner Géographie botanique für dieselbe Behauptung auf Fraas sich beriefe, p. 856: *sur ce point les savantes recherches de Mr. Fraas ne peuvent laisser aucun doute.* Diese angeblichen gelehrten Forschungen können nur einem Naturforscher, der dem Griechischen und Lateinischen noch ferner steht, als Fraas, Respekt einflössen; sie sind nichts, als eine flüchtige Wiederholung dessen, was der Holländer Bodaeus a Stapel in seiner Ausgabe des Theophrast, Amsterdam 1644, gesammelt hatte, mit der ganzen veralteten und unzuverlässigen Citirweise und allen lächerlichen Etymologien und sonderbaren Meinungen dieses im Uebrigen für seine Zeit höchst achtungswerthen Gelehrten. — Auch das ganze Mittelalter hindurch ist von *morus alba* in Europa keine sichere Spur zu finden, s. Ritter, Erdkunde 17. S. 495, der sich vergeblich nach einer solchen bemüht hat.

65.

Wenn *corylus, corulus* in lateinischer Weise aus *cosilus* entstanden und also gleich *ahd. hasal* und dem von Zeuss, Gr. celt. p. 1118, erschlossenen altgallischen *cosl* ist, so könnte *κάστανον* dasselbe Wort in einer pontischen Sprache sein, nur mit anderem Suffix. Das albanische *arre* Nuss, Nussbaum erinnert an die Glossen des Hesychius: *ἄρυα τὰ ἡρακλεωτικὰ κάρυα* und *αὔαρὰ τὰ ποντικὰ κάρυα.* Da eine dialektische Nebenform *charre* lautet, so wird in *arre* der *k*-Anlaut abgefallen und das Wort dem griechichen *κάρυον* gleich sein. — Das slavische *orachŭ, oriechŭ*, litauische *reszutas, reszutys*, Nuss, führt wieder nach Persien (*aragh* Nuss), woher es wohl entlehnt wurde. — Ueber die romanischen Ausdrücke ital. *marrone*, franz. *marron* weiss auch Diez nichts Sicheres. — Nach Movers I, 578. 586. wäre *ἀμυγδάλη* der semitische Name der phrygischen Cybele und bedeutete g r o s s e M u t t e r; in der That war der wachsame, d. h. frühblühende, zuerst aus dem Winterschlafe erwachende Mandelbaum aus dem Blute der Göttermutter entstanden. Auf eine einheimisch griechische Ableitung aber führt das lakonische *μύκηρος, μούκηρος* = Nuss, Mandel, welches

mit dem seltenen lateinischen *nuceres, nucerum* (gen. pl., Coelius bei Charis. 1, 40) identisch zu sein scheint. Halten wir *μύσσω, μύξα*, lat. *mucus* dazu, so war die Bedeutung wohl weiche, schleimige Frucht, wie auch eine Art Pflaume *myxa, myxum* hiess.

66.

Die Mistel, ahd. masc. *mistil*, war in der Druidenreligion eine hochheilige Pflanze und die doch nur geringen Spuren einer gleichen Anschauung im germanischen Mythus werden wohl nur ein Reflex aus dem Celtenlande sein, zumal da der slavische Volksglaube die Mistel ganz unbeachtet lässt. Auch das Wort ist wohl ein Fremdling in Deutschland und dasselbe mit *viscus, visculus*; auf welchem Boden aber die Verwandlung des *v* in *m* vor sich ging, wollen wir nicht entscheiden. — Pictet, Origines indo-européennes. 1. p. 245, leitet Weichsel u. s. w. vom slavischen Verbum *visjeti* hängen ab — die Kirschen waren nämlich herabhängende Früchte: der Mensch griff nach ihnen, steckte sie in den Mund und rief schmatzend: wie delikat! und daher entstand das Wort Kirsche. „*Le sanscrit semble fournir une étymologie très bonne de κέρασος: on pourrait y voir, en effet, un composé de rasa, rasana, suc, jus, saveur, avec l'interrogatif kakarasa ou karasana, quel suc! quelle saveur! dans le sens laudatif.*“ — Wir führen diese Etymologie nur an, *pour égayer la matière*, und weil sie für das ganze zwei Bände starke Buch charakteristisch ist. — Franz. *griotte*, Sauerkirsche, lautet italienisch *agriotta* und ist folglich von *acer* abgeleitet; *merise* Vogelkirsche scheint, wie ital. *amarina, amarasca, marasca*, auf *amarus* zurückzugehen. — Magyarisch heisst die saure Kirsche *medgy*, der Kirschbaum *medgyfa*. Woher dies?

67.

Neuere haben in diesem Rhododendron des Plinius eine unserer Rhododendronarten, wie zuerst Tournefort, oder *azalea pontica* finden wollen (s. E. Meyer, Botanische Erläuterungen zu Strabo's Geographie, S. 52 ff. und Langkavel, Botanik der späteren Griechen, S. 65). Mag man nun in Wirklichkeit die schädliche Wirkung des pontischen Honigs ableiten von welcher Pflanze man wolle, — die Alten verstanden unter Rhododendron immer *Nerium oleander* und man darf ihnen kein anderes Gewächs unterschieben, von dem sie nicht reden wollten oder konnten.

68.

Mit dem neuesten Herausgeber, O. Ribbeck, an die Authencität des Culex zu glauben, hindert uns der Charakter des Gedichts, der viel mehr aberwitzige Ueberreife, als jugendliche Unreife ausspricht. Gleich die Anfangsverse können nur von Einem geschrieben sein, der bereits die Georgica und die Aeneis vor Augen hatte:

posterius graviore sono tibi musa loquetur
nostra, dabunt quom maturos mihi tempora fructus,
ut tibi digna tuo poliantur carmina sensu,

und erinnern an die Rede Friedrichs des Grossen an seine Generale bei Beginn des siebenjährigen Krieges: Jetzt eröffnen wir den siebenjährigen Krieg! Schon das Wort *rhododaphne* ist verdächtig; hätte der junge Vergil es gekannt, dann würden wir es wohl auch bei den Spätern, z. B. bei Ovid, lesen.

69.

So urtheilt auch Benfey, Gr. Wurzelw. II, 79, der πιστάκη, πιστάκιον als mehlreich erklärt. Nach der Glosse des Hesychius: βίσταξ ὁ βασιλεὺς παρὰ Πέρσαις wollten Frühere in dem Wort so viel als *regiae nuces* sehen, wie man κάρυα βασιλικά für eine Art Nüsse oder Wallnüsse sagte (persich *péshdâd*, pehlwi *péshdât*, Pischdadier, zendisch *paradhâta*). Der Anlaut wechselt übrigens zwischen π, φ, β, ja ψ; nach Steph. Byz. lag am Tigris eine Stadt Ψιττακή, genannt nach den dort wachsenden Pistazien. — Auch τερέβινθος, τέρμινθος ist wohl ein persisches Wort, worauf auch der Wechsel zwischen β und μ führt, der bei persischen Namen im Griechischen einzutreten pflegt. S. Pott, Kurdische Studien, in Lassens Zeitschr. 6, S. 63 f. Das dort angeführte kurdische *dariben* kann doch schwerlich, da es sich um einen in Kurdistan einheimischen, mächtigen Waldbaum handelt, aus dem Griechischen entlehnt sein. Polak, Persien, II, 155: „Kurdistan besitzt neben zahlreichen Terebinthaceen, welche das bekannte Sakkesharz liefern, grosse Eichenwälder."

70.

M. Duncker, Geschichte des Alterthums, 3. 445: „Ueber den Taurus, in der Niederung des Akesines, der von den Höhen des Aetna herabströmt, prangte der Boden in reichem Blumenflor, erhoben sich zwischen Kaktus und Aloe die Granaten-, Orangen- und Citronenbäume, abwechselnd mit Mandeln, Feigen- und Maulbeergruppen und mit den graugrünen Hainen der Oliven." Schön geschildert, leider nur grösstentheils Phantasie.

71.

Aelian, freilich kein besonderer Gewährsmann erklärt das Wort direkt für ein iberisches, H. A. 13, 15: κόνικλος ὄνομα αὐτῷ· οὐκ εἰμι δὲ ποιητὴς ὀνομάτων, ὅθεν καὶ ἐν τῇδε τῇ συγγραφῇ φυλάττω τὴν ἐπωνυμίαν τὴν ἐξ ἀρχῆς, ἥνπερ οὖν Ἴβηρες οἱ Ἑσπέριοι ἔθεντό οἱ, παρ' οἷς καὶ γίνεταί τε καί ἐστι πάμπολυς. — Der iberische Volksstamm, seine Zweige und deren Ausbreitung, seine Sprache in ihren ältesten Resten und ihrem heutigen jüngeren Bestande, erwarten noch immer ihren Kaspar Zeuss, der sie, wie dieser die Ursprünge der mitteleuropäischen Völker und die Sprache der Kelten, mit den Mitteln und der Methode der modernen Wissenschaft aus dem Dunkel, das sie bedeckt, emporhöbe. Aber die baskische Sprache ist bis jetzt in den Händen französischer und spanischer oder einheimischer Dilettanten geblieben; in Deutschland, wo die formale Ausrüstung eher zu erwarten wäre, hat nur die germanische Urgeschichte seit Zeuss üppig gewuchert, ohne dass mit wenigen Ausnahmen die Grenzen, die dieser grosse Forscher vor mehr als dreissig Jahren sicher umschrieben hatte, verrückt oder umgeworfen wären. Aus der Flut entgegengesetzter Hypothesen und Berichtigungen haben sich „die Deutschen und die Nachbarstämme" immer wieder hergestellt — unter anderen Beispielen nur eins: wo sind die Scythen mongolischen Stammes geblieben und sind sie nicht wieder Iranier geworden, wie Zeuss mit wenigen Meisterstrichen festsetzte? Der orphische Vers, den Stockes auf die keltische Grammatik anwandte:

Ζεὺς ἀρχή, Ζεὺς μέσσα, Διὸς δ' ἐκ πάντα τέτηκται

— gilt auch für jenes ethnographische Werk, das mit seinem schlechten Druck und seiner gedrängten Schreibart im Hintergrunde blieb, indess die nebenbuhlerische „Geschichte der deutschen Sprache" eine zweite Auflage erlebte und ihrem Inhalt nach in populäre Handbücher überging — kein gutes Zeichen! Wäre — dies war es, was wir sagen wollten — von jener vielgeschäftigen meist vergeblichen Bemühung etwas mehr den Iberern oder Albanesen zu Theil geworden, einem Gebiet, wo die übereinanderliegenden, halbvergrabenen Ruinen die reichsten Entdeckungen versprechen!

72.

Wir holen hier noch einen griechischen Namen des Kaninchens nach, *λεβηρίς*, den Strabo auf keine Localität beschränkt (*τῶν γεωρύχων λαγιδέων οὕς ἔνιοι λεβηρίδας προσαγορεύουσι*), der aber von Erotianus nach dem Grammatiker Polemarchus für massaliotisch erklärt wird: *ὃ Ῥωμαῖοι μὲν κούνικλον καλοῦσι, Μασσαλιῶται δὲ λεβηρίδα.* Wenn es wirklich ein äolisches d. h. altgriechisches Wort *λέπορις* der Hase gab, so konnte daraus bei den an der spanischen und provençalischen Küste seit früher Zeit angesiedelten Griechen mit erweichtem Labial ein *λεβηρίς* erwachsen, wie *λεβηρίς* in der andern Bedeutung Hülse, Balg mit *λέπειν* schälen, *λοπός* Schale, Balg verwandt ist. Liegt aber nur das lateinisehe *lepus* zu Grunde, so hätten wir hier eins der Wörter, wie sie in der sicilisch-italiotischen Kolonialsprache vorkamen, nämlich einen gräcisirten lateinischen Ausdruck, dessen Form durch jenes andere *λεβηρίς* Balg bestimmt wurde, der aber dann nicht ausschliesslich massaliotisch sein würde. — Dass *laurix*, welches in den romanischen Sprachen und im Mittellatein verschwunden ist, in althochdeutschen Glossen sich wiederfindet: *lorichi, lorichin* in der Bedeutung *cuniculus*, — ist merkwürdig genug. Wenn übrigens *laurix* nichts als andere Form oder Aussprache von *λεβηρίς* wäre — Raum für diese Vermuthung fände sich genug in dem Gebiet der uns unbekannten Mundarten zwischen Gades und Massilia —, dann müsste entweder auch *laurix* griechisch-römisch oder auch *λεβηρίς* ein iberisches Wort sein. — Einen hübschen Beitrag zur Volksetymologie liefert die litauisch-slavische Entstellung von *cuniculus*: lit. *kralikkas*, russ. *korolek*, *krolik*, poln. *krolik* u. s. w., d. h. kleiner König. Der grosse Karl hat es sich wohl nicht träumen lassen, dass sein Name einst jenseits der Oder zur Bezeichnung des Kaninchens dienen würde! Vielleicht sind diese Ausdrücke aber nur Uebersetzungen des im ältern Deutsch gebräuchlichen *küniglein* mhd. *künolt*, s. Pott, Doppelung, S. 82 f., Formen, die gleichfalls der Volksetymologie ihr Dasein verdanken.

73.

Das Wiesel, wegen seiner Beweglichkeit und seines unterirdischen Thuns als dämonisches Wesen angeschaut, führt bei den europäischen Völkern die verschiedensten Namen, die von euphemistischen Umschreibungen herzurühren scheinen. Denn ein unheimliches Thier darf nicht g e n a n n t werden, sonst ist es da. So haben die Slaven z. B. ihr Wort für B ä r ganz und gar verloren und nennen ihn blos umschreibend den Honigesser, *medvědí*. Das Wiesel heisst das Jüngferchen, ital. *donnola*, neugr. *νυμφύτα*, Schönthierlein, Schöndinglein, dänisch *den kjönne* (= *pulchra*), altenglisch *fairy*, spanisch *comadreja*, Gevatterin (= *comma-*

tercula), baskisch *andereigerra* (*andrea* = Frau), albanesisch „des Bruders Frau", slavisch *lastotschka*, die freundliche oder trügerische (von *laskati* schmeicheln, *ľstiti* täuschen; eben so heisst die Schwalbe). Andre dunkle Namen sind portugiesisch *tourão*, spanisch *garduña*, litauisch *żebénksztis* (mehr das braune Wiesel), *szarmonys*, *szermonys* (mehr das weisse), altpreussisch *mosuco*, albanesisch *bukljeza*. Auch *mustela*, die Mausfängerin, ist aus euonymischer Ausweichung zu erklären. Lateinisch *felis* erscheint in dem kymrischen *bele* der Marder, woraus französisch *belette* das Wiesel (s. Diez unter diesem Wort und Diefenbach O. E. p. 259), deutsch Bille, Bilchmaus, ahd. *pilih*, litauisch *pele*, altpreussisch *peles* die Maus, russisch *bělka* das Eichhörnchen (nicht das weisse Thier).

74.

Fr. Müller in den Sitzungsber. der philosophisch- histor. Klasse der Wiener Acad., Bd. 42, 1863, S. 250 deutet das zendische, im Vendidad oft vorkommende *gadhwa* mit Katze, und Spiegel in Kuhns Zeitschrift 13, 369 stimmt ihm bei. Dagegen ist von Justi eingewandt worden, dass die Huzvaresch-Uebersetzung *gadhwa* mit Hund wiedergiebt und dass die Katze erst im Mittelalter in Asien erschienen ist. In der That kamen sämmtliche asiatische Namen des Thiers, sowohl in den semitischen Sprachen, als im Armenischen, Ossetischen, Persischen, Türkischen u. s. w. in letzter Instanz aus dem byzantinischen Griechisch, welches selbst wieder den seinigen dem Lateinischen entnommen hat. Dass *catus* in allen romanischen Sprachen vorhanden ist und nur im Walachischen fehlt, ist bedeutsam für die Chronologie des Wortes: es trat auf, als Dacien bereits eine Beute der Barbaren geworden und die dortige lateinische Sprache isolirt war. Ueber andere ziemlich weit verbreitete Formen, ital. *micio*, deutsch Mieze, slavisch *mačka* u. s. w. s. Diez, Weigand und Miklosich unter diesen Wörtern. Wie in Miezchen kleine Marie, im böhmischen *macek* kleiner Matthias steckt, so heisst in Russland die Katze *waska* d. h. kleiner Basilius oder *mischka* d. h. Michelchen.

75.

Wir folgen hier der gewöhnlichen Annahme, wonach *tasso*, *taxo*, *taxus* aus dem Deutschen ins Romanische und Mittellatein gekommen ist. Grimm leitete das Wort Dachs schon in der Grammatik 2, 40 vom mhd. Verbum *dĕhsen* den Flachs schwingen, *linum vertere*, *circumagere*, ab; dies *dĕhsen* ist, mit der häufigen germanischen Erweiterung durch ein s, einerlei mit lit. *tekinti* drehen, drechseln, slav. *točiti circumvolvere*, *tokarĭ* der Drechsler, und läuft, wie auch Deichsel, in den grossen weitverzweigten Stamm aus, zu dem gr. τέχνη, τέκτων, τεύχω, τύκος u. s. w. gehören. Der Dachs hiesse der Dreher, weil er seine Wohnung in die Erde gräbt und daher ein Künstler, ein Baumeister ist. Unterstützung fände diese Deutung in dem griechischen τρόχος bei Aristoteles de gener. anim. 3, 6, in welchem Wort nicht sowohl einfach der Läufer, als der Dreher, der Läufer in die Runde läge (vergl. τροχός das Rad, die Töpferscheibe, und der Läufer in der Mühle, bei den Seilern u. s. w.)

Indess bleiben Zweifel, ob nicht das Wort Dachs vielmehr celtisch und das Thier schon bei den Völkern dieses Namens populär war. Das Dachsfett, dem ein alter Volksaberglaube besondere Wirkung zuschreibt, wird schon bei Serenus Sammonicus gepriesen:

nec spernendus adeps, dederit quem bestia meles,

wo *meles* doch nur Dachs sein kann. Marcellus Empiricus verschreibt gleichfalls eine Dosis Dachsfett, *adipis taxoninae:* also schon im vierten Jahrhundert müsste das deutsche Wort ins Latein gedrungen sein. Noch weiter zurück, etwa 100 Jahr vor Chr., weist das Citat aus Afranius bei Isidor. 20, 2: *Taxea lardum est gallice dictum: unde et Afranius in Rosa: Gallum sagatum pingui pastum taxea.* Also mit Dachsfett genährt?

Nicht weiter führen andere Namen des Thieres. Die Engländer sagen *badger* d. h. Kornhändler, die Franzosen ebenso *blaireau* d. h. *bladarius*, die Italiener *grajo* (vielleicht = *agrarius*), die Scandinaven und Niederländer *grävling, grevinc* d. h. Gräber, — lauter Euphemismen. Das dänisch-schwedische *brock* lautet auch englisch so und kymbrisch und kornisch *broch*; wenn dies Entlehnung ist, lief das Wort auf dem bezeichneten Parallelkreis von Ost nach West d. h. von Scandinavien nach Britannien, etwa mit den Dänenzügen, oder in umgekehrter Richtung von den alten Briten zu den Nordgermanen? — Das russische *barsuk*, poln. *borsuk* scheint persischen oder türkischen Ursprungs, wie auch *bars* der Leopard ein asiatisches Wort ist; mit dem letztern fällt das magyarische *borz* der Dachs zusammen. Die litauischen Wörter: altpreuss. *wobsdus*, lit. *obszrus*, lett. *ahpšis* sind dunkel, obgleich gewiss einst bedeutsam.

Unverkennbar ist die späte Einwanderung des Hamsters von Osten. Das russische *chomjak*, poln. *chomik*, und noch näher das bei Miklosich verzeichnete *cho městarŭ animal quoddam* gaben dem deutschen Hamster, ahd. *hamastro, hamistro* Entstehung. Auch das russische *karbysch* Hamster weist den Lauten nach auf eine tatarische Quelle. Altpreussisch *dutkis* (auch *dutkas* zu lesen), lit. *balesas*, beide unverständlich.

76.

Dasselbe gilt von der sprachlichen Production: die Sprache benutzte den Abstand der hochdeutschen und niederdeutschen Lautstufe, um zwischen Katze und Kater zu unterscheiden, und fügte mit einer Art Ablaut hinzu: die Katze kiezt, hat gekiezt d. h. hat Junge geworfen.

77.

Das griechische βούβαλις, βούβαλος ist unzweifelhaft so viel als Reh, Antilope, Gazelle, nicht ein Thier aus dem Geschlecht der Rinder. Schon bei Aeschylus Fr. 322 Nauck.:

λεοντοχόρταν βούβαλιν νεαίτερον,

die dem Löwen zum Frasse dienende junge Antilope. Denjenigen Thieren, sagt Aristoteles de part. anim. 3, 2, denen das Horngeweih zum Schutze nichts hilft, gab die Natur ein anderes Rettungsmittel, die Schnelligkeit, — so den Hirschen, den Antilopen, βουβάλοις, und Rehen, δορκάσι, welche letztere sich zwar zuweilen mit den Hörnern zur Wehr setzen, vor den starken Raubthieren aber sich schleunigst auf die Flucht begeben. Besonders in Afrika sind diese Thiere heimisch. Dort leben nach Herodot 4, 192 πύγαργοι καὶ ζορκάδες καὶ βουβάλιες καὶ ὄνοι, und Polybius 12, 3, 5 setzt hinzu: wer hat uns nicht von den grossen Katzen Afrikas und der Schönheit der Antilopen, βουβάλων κάλλος (vielleicht der Giraffen?) und der Grösse der Strausse, στρουθῶν μεγέθη, berichtet? In Italien begann das Volk mit diesem griechischen Wort die Auerochsen und Wisente der germanischen Wälder zu bezeichnen, die mit dem flüchtigen Rehe nichts gemein haben. Plinius tadelt

dies als Missbrauch, indem er bemerkt, die *bubali* seien vielmehr afrikanische Thiere, mehr dem Kalbe und Hirsche ähnlich, 8, 15, 15: *quibus (uris) inperitum volgus bubalorum nomen inponit, cum id gignat Africa vituli potius cervique quadam similitudine.* Die Verwechselung, die wohl durch den Anklang an *bos, bovis* in der ersten Hälfte des Wortes entstanden war, erhielt sich trotz Plinius in den folgenden Jahrhunderten, wie wir aus Stellen späterer Schriftsteller ersehen, und als unter den Longobarden die Büffel in Italien erschienen, war der Name ganz fertig. Die Geschichte des Wortes würde auf diese Weise ganz natürlich verlaufen, wenn die slavischen Sprachen nicht störend einträten und uns irren möchten: altslav. *byvolŭ*, russisch *bujvol*, der Auerochs, polnisch *bawoł*, bulgarisch *bivol*, magyarisch *bival*, alban. *bual*, gr. *βούβαλος*. „Dass diese Wörter zusammengehören, ist nicht zu bezweifeln: ob aber und wo Entlehnung stattgefunden, möchte schwer zu bestimmen sein“ (Miklosich). Allerdings mussten die Slaven in der Urzeit beide Arten wilder Stiere in ihren Wäldern kennen und benennen, aber als sie in die Donauländer rückten, waren dort die Auerochsen doch wohl schon selten und wurden es im Laufe des Mittelalters dort und in der Urheimath des Stammes immer mehr. Sie vergassen die alten Namen und nahmen später den griechisch-lateinischen an, etwa wie bei den Germanen der Elch ganz verschollen war und später durch das slavisch-litauische Elen wieder ersetzt wurde. Bei der Gestaltung des Wortes wirkte der Anklang an *volŭ* Stier wahrscheinlich mit. (Noch andere Namen und Zusammenstellungen bei Pott E. F.², II, 1, 808 f.). — Wie es Touristen zuweilen leicht nehmen, lehrt die Stelle bei R. Waldmüller (Eduard Düboc), Wanderstudien, 1, 50: „Schon Virgil schildert die abschreckende Hässlichkeit der kahlen schwarzen Büffel, die noch heute Pästums Fluren verunzieren und in den trüben Wassergräben der pontinischen Sümpfe sich herumtreiben, zu schlecht für den Dienst der Götter:

Nie zogen den Wagen
Zu dem erhabenen Weihepalast unziemliche Büffel.“

Weder verunzieren die stattlichen, höchst charakteristischen Büffel die schwermüthige Gegend, in der Pästums Tempel stehen, noch hat Vergil je an diese Thiere gedacht. In dem gemeinten, ausschweifend frei übersetzten Verse, Georg. 3, 532:

et uris
Imparibus ductos alta ad donaria currus

wird zwar *uri* von dem späteren Servius mit *bubali* erklärt, aber natürlich nur nach dem Sprachgebrauch seiner Zeit, den schon Plinius bei dem unwissenden Volk vorfand.

78.

Die Benennung türkischer Weizen und die weite Verbreitung des Mais nicht bloss in der Levante, sondern auch in Ostasien und Innerafrika haben schon öfter die ketzerische Behauptung hervorgerufen, dieses Korn stamme gar nicht aus Amerika, sondern sei ein alter Besitz der östlichen Erdhälfte. Fraas in der synopsis florae class. führt allerlei unzureichende Gründe dafür an; die gleiche Ansicht von Bonafous wiederlegt Alph. De Candolle in der géographie botanique S. 943 ff. ausführlich mit siegreicher Argumentation. Türkisch bedeutete am Anfang des 16. Jahrhunderts nur überhaupt fremdländisch oder über Meer gekommen: die geographischen Begriffe waren zu jener Zeit noch zu unbestimmt, um West- und Ostindien und von beiden das Land der Türken genau zu unterscheiden. Noch jetzt heisst

der doch gewiss aus Amerika stammende Truthahn bei den Engländern *turkey-cock* wie der Mais *turkey-corn*, bei den Deutschen kalkutischer Hahn, als wäre er aus Kalekut zu uns gebracht worden. Auch die deutsche Benennung türkisches Korn oder türkischer Weizen bedeutet wohl nur fremder, nicht gerade, wie im Text gesagt ist, über Ungarn gekommener. Und schliesslich — wenn der Mais weit über die Welt gewandert ist und dabei Abarten sich ergeben haben, ist dies nicht mit dem Tabak auch der Fall, der doch unzweifelhaft ein eingeborner Amerikaner ist, so eigenthümlich auch jetzt der türkische Tabak schmeckt?

79.

E. Meyer, Erläuterungen zu Strabos Geographie, sagt S. 50 f.: „daraus, dass diese Getreideart erst zu Plinius Zeit nach Italien kam, folgt keineswegs, dass sie nicht lange zuvor im Pontus angebaut sein konnte. Schwerlich erhielten die Römer den Samen unmittelbar und vor anderen Nationen aus Indien, sondern er wanderte gleich vielen anderen Kulturpflanzen allmählig, so weit es das Klima zuliess, nach Westen und erreichte Italien zu der angegebenen Zeit.“ Dann aber hätte Plinius nicht so bestimmt gesagt von Indien, sondern wenn das Korn längst in Westasien angebaut war, wäre, wie in anderen Fällen, nur der nächste Bezugsort in's Auge gefallen und vom eigentlichen Vaterland nicht mehr die Rede gewesen. Auch dass die Dhurra gerade in den nordischen Pontusgegenden zuerst Aufnahme gefunden, ist eine höchst unwahrscheinliche Hypothese. Eben so wenig braucht man *holcus sorgum* in den Herodot hineinzulesen und bei Ezech. 4, 9 hindert nichts, eine der beiden gewöhnlichen Hirsearten zu verstehen. Den allbekannten Hirse in Oberitalien aber, den schon Polybius pries und den so viel Römer gesehen, gebaut und gegessen hatten, darunter Plinius selbst, für Mohrhirse halten zu sollen, ist wirklich ein starkes Ansinnen. Wenn Plinius sagt, die Einwohner dort ässen ihren Hirse mit Bohnen, *addita faba sine qua nihil conficiunt*, so heisst dies nicht, er ist nicht anders essbar, sondern sie haben eine so grosse Vorliebe für Bohnen, dass sie sie zu jeder Speise mengen. Kurz die ganze Anmerkung des sonst so kritischen und gelehrten Geschichtschreibers der Botanik über *milium*, *panicum* und *sorgum* ist ganz und gar misslungen.

80.

Merkwürdig ist es, wie spät dieses jetzt am Nil ganz gewöhnliche Korn in Aegypten sich eingebürgert hat. Der arabische Arzt aus Bagdad, Abd-Allatif, der im Jahre 1161 geboren war und dessen Beschreibung Aegyptens S. de Sacy herausgegeben hat, sagt S. 32 ausdrücklich, beide Arten Mohrhirse fehlten in Aegypten, mit Ausnahme der oberen Gegend des Saïd, wo besonders der *dochn* angebaut werde. Und, was noch auffallender ist, selbst Prosper Alpinus fand dort gegen Ende des 16. Jahrhunderts kein anderes Brod als Weizenbrod: *ibi enim nulla alia panis genera cognoscuntur quam ex tritico parata*. Also erst die türkische Herrschaft hat dies Korn in Aegypten allgemein gemacht. — Nicht bloss Südeuropa, auch Aegypten hat seit der frühesten Pharaonenzeit seine Kulturgestalt gründlich gewechselt. Nimmt man den Weizen aus, so trägt das heutige Nilthal lauter neue Früchte: Baumwolle, Reis, Zucker, Indigo, Sorgum, Datteln, und zwei neue Hausthiere, Hühner und Kameele, wohnen mit dem Menschen und begleiten ihn auf seinen Reisen. Nur die goldene Sonne, der befruchtende Strom und der gesegnete Boden sind geblieben.

81.

O. Hartwig in seinen schönen Kultur- und Geschichtsbildern aus Sicilien, Preuss. Jahrbb. August 1863, behauptet mit Bezug auf die arabische Kultur in Sicilien, wo neue Gewächse eingeführt werden, müsse der Ertrag nothwendig steigen. Wäre dieser Satz ganz wahr, so würde er für die Gesammt-Kulturgeschichte von höchster Bedeutung sein. Aber er unterliegt vielfachen Einschränkungen. Einwanderer können die Gewächse mitbringen, für die sie eine Vorliebe haben und die in der Heimath vielleicht die vortheilhaftesten waren: sie setzen die gewohnte Kultur traditionell fort. Eine Kultur kann momentan und unter günstigen Umständen Vortheil bringen und wird dann aus Trägheit beibehalten, auch wenn die Conjuncturen, unter denen die Einführung geschah, längst vorüber sind. Auch die Gewerbe- und Handelsgesetzgebung, die Art und das Mass der Besteuerung, Regierungsacte aller Art geben dem Landbau Richtungen, die mit dem natürlichen Beruf des Bodens nicht immer im Einklang sind. Man sieht, die Rechnung muss in jedem einzelnen Fall immer besonders gemacht werden.

82.

Der Apfel- und Birnbaum hätten, wie der Verfasser jetzt sieht, wohl eine besondere Behandlung verdient; doch schienen beide, als in Europa einheimische Bäume, der erste in Mittel-, der andere in Südeuropa, von dem Thema abzuliegen. Der Name des Apfelbaumes hat darin besonderes Interesse, dass er bei Kelten, Germanen, Litauern und Slaven derselbe ist und also einen näheren Zusammenhang des äussersten westlichen Gliedes, des keltischen, mit dem germanoslavischen, als mit dem italischen Stamme, mit beweisen hilft: altkeltisch *aball* (wo *all* ableitendes Element ist), angelsächsisch *äppel*, altn. *epli* (*apaldr*, Apfelbaum), alth. *aphul*, lit. *obolys*, *abolis*, altpreussisch *woble* der Apfel, lit. *obelis*, *abelis*, altpr. *wobalne* der Apfelbaum, altslavisch *jablŭko*, *ablŭko* der Apfel, *jablanĭ*, *ablanĭ* der Apfelbaum. Wenn die in Mitteleuropa von Osten her einbrechenden indogermanischen Schwärme, deren Vortrapp die nachmaligen keltischen Völker bildeten, den Baum in den neu erkämpften Landstrichen vorfanden und ihre rohe Zunge an dessen sauren zusammenziehenden Früchten Gefallen fand, so konnte es leicht geschehen, dass sie den Namen von dem Jägervolke annahmen, das ihnen zuerst auf europäischem Boden entgegentrat, — den Finnen. Den Namen der Frucht bei diesen kennen wir natürlich nur in seiner jüngsten Gestalt und wissen nicht, welche Veränderungen er seitdem erfahren hat: estnisch *ubbin*, *uwwin* oder in dem anderen Dialekt *aun*, *oun*, livisch *umārs*, finnisch *omena*, magyarisch *alma* (eben so türkisch). Wenn erst das Studium der finnischen Idiome so weit gediehen ist, dass aus Vergleichung der verschiedenen Zweige dieses Sprachstammes feste Lautgesetze sich ergeben, nach welchen auf die Urform eines gegebenen Wortes geschlossen werden kann, dann wird sich auch entscheiden lassen, ob die in den obigen Namensformen enthaltenen Anklänge nur zufällig sind oder einen wirklichen Zusammenhang beurkunden. Griechisch und lateinisch hat der Apfel eigentlich keinen individuellen Namen, denn griech. *μᾶλον*, lat. *malum* bedeutete die grössere Baumfrucht überhaupt und fixirte sich erst allmählig für den Apfel; ebenso das lateinische *pomum*; auch hat *malum* den Schein eines Lehnwortes aus dem Griechischen. — Der in den südlichen Halbinseln einheimische wilde Birnbaum — die Arkader sollten wie von Eicheln, so auch von Birnen sich genährt haben — hiess *ἀχράς*,

ἄχερδος, der kultivirte *ὄγχνη* (schon bei Homer) und *κόγχνη* (nach Hesychius), auch *ἄπιος*, die Frucht *ἄπιον*; aus der Vergleichung des letzteren mit dem lat. *pirus*, *pirum* erhellt, dass im griechischen Wort ein *σ* ausgefallen (etwa wie *ἰός* das Gift lateinisch *virus* lautet) und das *α* nur ein Vorschlag ist, wie ihn das Griechische liebt. Das lateinische Wort ging zu den Kelten und Germanen über, zum Beweise, dass in der Heimath beider Völker der Birnbaum ursprünglich nicht wuchs. Litauer und Slaven aber haben für die Birne ihren eigenen Ausdruck: lit. *krausze*, altpr. *crausios*, slav. *gruša*. Da nicht anzunehmen ist, dass die Slaven einen Baum sollten gekannt und benannt haben, der in den milderen Wohnstrichen der Kelten und Germanen fehlte, so muss dies *gruša* ein Lehnwort sein — aber woher? vermuthlich aus einer der pontischen oder kaspischen Sprachen, denn mit *ἀχράς*, *ἀχράδος* kann es doch nicht zusammengestellt werden? Auch die Albanesen haben ein Wort für die Birne, das noch seiner Deutung harrt: *darde*. — Im heutigen Europa ist Nordfrankreich, besonders die Normandie, das eigentliche Apfel- und Birnenland, das nicht bloss die meisten, sondern auch die feinsten dieser Früchte trägt und wo der aus ihnen bereitete Cider (*cidre*, ital. *sidro*, *cidro* aus *sicera*, *σίκερα*, welches selbst wieder ein altsemitisches Wort ist) den Wein als allgemeines Volksgetränk vertritt. Weiter nach Süden, von wo sie doch stammen, ist es diesen Obstbäumen weniger wohl, — eine keineswegs vereinzelte, aber darum nicht minder merkwürdige Erscheinung.

BERICHTIGUNGEN UND ZUSÄTZE.

Seite 5, Zeile 8 von unten lies verbreitetes.

S. 6, Z. 2 von unten lies missen statt wissen. Z. 14 v. o. diese statt dieses. Z. 10 v. u. lies Klimate.

S. 13, Z. 2 und 3 v. o. sind die Wörter Westen und Osten zu vertauschen.

S. 30, letzte Zeile lies ante statt unte.

S. 33, Z. 14 v. o. lies incognita.

S. 35, Z. 3 v. o. lies 18a statt 18.

S. 42, Z. 20 v. o. lies Athene.

S. 53, Z. 7 v. o. lies δὲ statt δἰ.

S. 87, Z. 7 v. o. lies nehmen statt nahmen.

S. 98, Z. 14 v. u. lies 28a statt 28.

S. 120, Z. 8 v. u. lies ὅ statt ὅς.

S. 130, Z. 2 v. u. lies ῥίζαν.

S. 131, Z. 9 v. u. lies Ilysiau.

S. 177, Z. 7 v. o. lies vernus statt verus.

S. 184, Z. 12 v. u. lies Eurymedon.

S. 208, Z. 17 v. o. lies cytisi.

S. 226, Z. 9 v. u. füge das Citat hinzu: Athen. 14 pag. 655.

S. 227 und 228. Hier hätte Erwähnung verdient, dass auf dem sog. Harpyien-Monument der Akropolis von Xanthus in Lycien, das sich jetzt in London befindet, ein Hahn einer sitzenden Göttergestalt als Geschenk oder Opfer dargebracht wird. Stammte dies Grabdenkmal, wie Welcker in seiner Ausgabe von Otfr. Müllers Archäologie der Kunst annimmt, wirklich aus der Zeit vor Ol. 58, 3 d. h. vor der Einnahme der Stadt Xanthus durch die Perser, so wäre der Hahn den Lyciern in der That vor der Ausbreitung der persischen Macht bekannt gewesen. Allein der archaistische Stil der dort dargestellten Scenen, der in Griechenland auf eine mehr oder minder bestimmte Epoche führen würde, bildet für Lycien, dessen Kunstentwickelung uns unbekannt ist, kein irgendwie sicheres chronologisches Merkmal. Die Akropolis wurde vor der Einnahme durch Harpagus von den Einwohnern selbst durch Feuer vernichtet und dabei gingen, wie man glauben muss, auch die daselbst vorhandenen Denkmäler mit zu Grunde, und dass zur Zeit der persischen Herrschaft, die die Lycier in relativer Unabhängigkeit beliess, kein Grabmonument der Art errichtet werden konnte, ist eine grundlose Behauptung. Ginge die Bekanntschaft mit dem Haushahn in Lycien weit in die vorpersische Zeit hinauf, dann würde die griechische Welt sicher an dieser Kenntniss Theil genommen haben.

S. 231, Z. 8 v. o. lies gebildet statt gemahlt.

S. 244, Z. 7 v. u. lies πρῶτον statt τρῶτον.

S. 246, Z. 19 v. o. lies gremio.

S. 275, Z. 6 v. o. lies 63a.

S. 289, im Orakelverse lies βαλανηφάγοι.

S. 367, Z. 16 v. o. lies Infinitesimalrechnung.

S. 406, Z. 7 v. o. lies σπάνις statt σφάνις.

S. 407, Anm. 8. Interessant ist, dass noch heut zu Tage bei conservativen Völkchen in abgelegenen Winkeln Europas das Weben in Weise des ursprünglichen Strickens betrieben wird. So fand es C. J. Graba im Jahre 1828 bei den Einwohnern der Faröer und ganz neuerdings Franz Maurer bei den Bosniaken, Reise durch Bosnien, S. 266: „Man webt ohne Schiffchen aus freier Hand, indem der Einschlagsfaden mittelst einer langen hölzernen Nadel (nach Art der Netzstricknadeln) durch die parallel aufgespannten Haltefäden (das sog. Geschirr) hindurchgeführt und dann mit einem durchgezogenen Stocke festgedrückt wird.“

S. 408, Z. 1 v. o. lies κερκίς statt κρεκίς.

S. 425, Anm. 28 zu Anfang lies Alemannische.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

26. Okt. 1970

Hehn, Victor,

Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa historisch-linguistische Skizzen

Berlin 1870

Coburg, Landesbibliothek -- Cas A 1308
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11922779-3